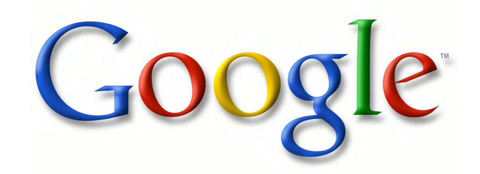





LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891







Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

F. M. Zahn, Missionsinspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Einundzwanzigster Band.

Gütersloh 1894.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Süd-Afrika.

Auf Grund einer Visitationsreise dargeboten von C. **Buchner**, Miss.-Dir.

Im Auftrage der kirchlichen Oberbehörde der Brüdergemeine hat der Verfasser einen Visitationsbesuch in Süd-Afrika unternommen und zwar vom 20. Sept. 1892 bis zum 9. Juli 1893. Der Aufenthalt in Süd-Afrika selbst erstreckte sich vom 13. Okt. 1892 bis zum 14. Juni 1893.

Der Schauplatz seiner dortigen Thätigkeit war teils das eigentliche **Kapland** (der Kürze wegen als Missionsprovinz „Süd-Afrika-West" bezeichnet) teils das östlich davon gelegene, mit dem linken Ufer des großen Kayflusses beginnende **Kaffraria** (als Missionsprovinz „Süd-Afrika-Ost" genannt). — Abgesehen von einem gewaltsam abgebrochenen Missionsversuch von 1737—1744 hat die Brüdergemeine seit Ende des Jahres 1792 auf diesem Gebiete gearbeitet. Das Werk im Kaplande, klein beginnend und anfänglich auf die dortigen hottentottischen Mischlinge sich beschränkend, hat sich nach und nach in der Richtung von Westen nach Osten ausgebreitet und erstreckt sich nun auch auf verschiedene der zahlreichen Kafferstämme. Es umfaßt gegenwärtig in beiden Provinzen 18 Stationen und 8 Außenstationen mit 13904 Getauften nach unsrer Zählung. (Der Census von 1891 giebt 16297 an.) Alle diese Stationen und Außenstationen hat der Verfasser besucht.

Wenn er im folgenden einiges von dem, was er auf dieser Reise gesehen und beobachtet, mitteilt, so geschieht dies in der Hoffnung, daß es dem Leser gehen möge, wie ihm selbst, daß nämlich in ihm manche neue Anschauung und Ansicht geweckt, manche irrige berichtigt werden möge. Sollten Leser außerdem noch eine fortlaufende, erzählende Beschreibung dieser Reise zu lesen wünschen, so seien sie auf die „Reisebriefe aus Afrika" verwiesen, die als Beil. zum Missionsbl. aus der Br.-G. (Dez.-Heft 1892 bis Aug.-Heft 1893) erschienen sind und die, soweit der Vorrat reicht, gegen Einsendung von 50 Pfg. portofrei von der Expedition der Missionsverwaltung in Herrnhut übersendet werden.

1. Allgemeine Bemerkungen über Missions-Visitationsreisen.

Nicht selten kann man die Frage hören: sind dergleichen Reisen überhaupt von Nutzen und durch die Notwendigkeit geboten? Nun, meiner Ansicht nach kann man den Wert einer solchen Reise kaum zu hoch anschlagen. Hatte ich schon vorher diese Meinung, so bin ich in derselben

durch meinen Aufenthalt in Afrika nur bestärkt worden. Jeder, der am Werk der Heidenmission mitarbeitet, vollends wenn er von der Heimat aus einem Gebiet derselben als praktischer Leiter vorstehen soll, muß doch dies zunächst ihm zugewiesene Gebiet und seine eigentümlichen Verhältnisse kennen. Es giebt sicher allgemeine, für alle Gebiete giltige, unveränderliche Theorien und Grundsätze, die durch die gesamte Missionsarbeit hindurch gleichsam die Grundmauern, Pfeiler und Balken bilden, die dem Gebäude Halt geben. Dabei kann aber der Bau im einzelnen sehr verschiedenartig ausgearbeitet werden. Mich deucht, das richtige bei der thatsächlichen Anwendung jener Grundsätze zu treffen, dürfte jedenfalls dem leichter und besser glücken, der aus eigenster Anschauung — die beste Lehrmeisterin allüberall — die einschlägigen Verhältnisse kennt, als dem, der sie nur theoretisch studiert. Aber auch abgesehen von einzelnen eigenartigen Verhältnissen ist eine solche Reise durchaus dazu angethan, demjenigen, der sie macht, zu einer gesunden grundsätzlichen Stellung zur Mission zu verhelfen. Jedenfalls muß ich das Geständnis ablegen, daß ich mich vor meiner Fahrt vielfach in thatsächlich falschen, den realen Verhältnissen nicht entsprechenden Anschauungen über die Arbeit in der Heidenwelt bewegte, in Anschauungen, die ich kurz als einen Ausfluß jenes falschen Idealismus bezeichnen möchte, welcher einen großen Teil unserer Missionslitteratur bis auf unsre Tage mehr oder weniger beherrscht hat. Davon geheilt zu werden, hat sein schmerzliches. Mancher Missionar, der während des Heilungsprozesses vorübergehend in pessimistische Niedergeschlagenheit geriet, weiß ein Lied davon zu singen. Und doch ist die Heilung notwendig, ja ihr Ergebnis für den Geheilten selbst ein in hohem Maße befriedigendes, denn — nüchtern und doch begeistert muß der Missionsmann seiner Arbeit gegenüberstehn. Da kann und darf ich nur sagen, daß die hinter mir liegende Reise den Dienst an mir gethan hat, daß sie mich einerseits von falschem Idealismus heilte, indem sie mir einen klaren Einblick in die oft tief erschreckende Wirklichkeit verschaffte, — daß sie aber ebenso andererseits einen tief gewurzelten und unvertilgbaren Idealismus höherer Art, eine nicht mehr zu tötende Begeisterung für das Missionswerk in mir geweckt hat, indem sie mich das eine unleugbar und handgreiflich sehen ließ: hier hast du es mit einem Gotteswerk zu thun, das mit unwiderstehlicher innerer Kraft anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten besiegt.

Doch nicht für den Visitator allein sind solche amtliche Besuche notwendig, sondern in nicht geringerem Maße sicherlich auch für die Missionen und das Missionswerk selbst. Es springt in die Augen,

daß durch das Erscheinen eines amtlichen Vertreters der heimatlichen Kirche der Gedanke und Glaube: hinter uns steht eine Missionsgemeine, die uns trägt und deckt, in den Missionaren aufs neue lebendig und kräftig wird. Von welcher Bedeutung dieses Bewußtsein aber für die Missionare ist, das tritt einem erst deutlich vor die Seele, wenn man unter ihnen weilt. Ja selbst in den Heidenchristen wird durch einen solchen Besuch das Bewußtsein des inneren Zusammenhangs mit der Christengemeinde wach und lebendig, und ich habe gefunden, daß sie gerade für diesen Gedanken ein sehr feines Gefühl haben.

Noch höher aber möchte ich den Segen anschlagen, der für die Missionsarbeit selbst aus einem solchen Besuch entspringt oder wenigstens durch Gottes Segen entspringen kann. Auch auf dem Missionsgebiet nicht minder als daheim droht die Gefahr, daß man über dem Drang der täglichen Arbeit in Einseitigkeit und Engherzigkeit gerät und allgemach in „gewohnten Geleisen" weiter trottet, ja, ich möchte sogar sagen, die Gefahr ist dort vielfach größer als hier, insofern die häufigere Berührung mit gebildeteren Menschen, mit anderen Anschauungen und Meinungen, mit anders gestalteten Verhältnissen fehlt. Tritt nun mitten in den Kreis der Arbeiter plötzlich einer, dessen eigenste Aufgabe es ist, das von ihnen verrichtete Werk mit kritischen Augen zu betrachten, so erscheint den Missionaren selbst manches in einem andern Licht als bis daher, und ich habe überall gefunden, daß wenn sich mit der kritischen Betrachtung ihrer Thätigkeit und ihrer Arbeitsweise ein liebevolles Eingehen auf ihre besonderen persönlichen und örtlichen Verhältnisse verband, eine Fülle neuer Anregungen sich ergab, die den Blick für zeitgemäße Änderungen und neue Wege öffnete und schärfte. Und jedem, der einigermaßen die Lebensbedingungen auch der geistlichen Dinge auf dieser Erde versteht, wird es einleuchten, daß solche Anregungen von Zeit zu Zeit nicht nur ganz ersprießlich, sondern geradezu notwendig sind.

Ersichtlich ist aber auch aus dem obengesagten, daß nicht geringe Anforderungen an einen Visitator gestellt werden und gestellt werden müssen.

Die Worte des Heilandes: „Bittet, so wird euch gegeben" und die Mahnung Jakobi: „So jemand Weisheit mangelt, der bitte" weisen ihm den rechten Weg solchen oft recht schweren Anforderungen gegenüber. Wer aber den Weg geht, der erlebt sicherlich auch etwas von dem Geben seines treuen Herrn „über Bitten und Verstehen" und erfährt die Wahrheit des Wortes: Wohl dem, der dem Herrn traut! Bei allem Lobe und Dank gegen den treuen Gott aber bringt nach gethaner Arbeit doch

letztlich tief aus dem Herzen das Wort: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte! —

2. Allgemeine Bemerkungen über sociale, politische, kirchliche Verhältnisse in der Kapkolonie.

Will man die afrikanischen Verhältnisse und auch insbesondere die der Mission verstehen, so muß man vor allem im Gemüt behalten, daß der Rassen- und Farbenunterschied dort in einer Weise noch die Menschen scheidet, für welche man hier im Unterschied der Stände auch nicht annähernd einen Vergleich hat. Ein Farbiger ist einfach ausgeschlossen von der weißen Gesellschaft, und in keinem bessern Wirtshaus kann er Aufnahme finden, ihm stehen nur die Branntweinschenken offen. Kein Weißer reicht einem Farbigen leicht die Hand, und ein Farbiger in staatlichen Ämtern und Würden ist undenkbar. Selbst den ordinierten Geistlichen gegenüber ist das Benehmen der Weißen kaum ein anderes. Es liegt der von Anfang an unsrer Missionsarbeit in den Weg tretende Gedanke, daß die Farbigen nicht Menschen, sondern „schepsels" d. h. vom Teufel geschaffene Wesen sind, im Grunde heute noch in den Herzen vieler Weißen. Ausnahmen, und zwar sehr ehrenwerte, giebt es wohl, aber sie sind nicht häufig. Daß nun die Mission diesem Vorurteil energisch entgegentritt, daß demgemäß die Missionare auch handeln, darin liegt die Hauptkraft der Mission, freilich auch der Hauptgrund der Anfeindungen, die sie von mancher Seite zu erdulden hat. Aber der allgemeinen Anschauung gegenüber ist die Mission fast machtlos. Auf den Missionsstationen kann sie den göttlichen Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren und üben; über diese Grenzen hinaus herrscht wieder der Unterschied zwischen Japhet und Ham.

Aus dieser Sachlage erklärt sich auch, daß es den Farbigen nicht gelingt, im staatlichen und politischen Leben zur Bedeutung zu gelangen. So jämmerlich wie die sociale, so jämmerlich ist auch die politische Stellung der Farbigen. Die Herren der Kolonie, die Engländer, sind auf der einen Seite gerechte Herren, und man muß zugestehen, daß sie für die intellektuelle und praktische Erziehung der Eingebornen viel thun. Ist auch ihre ganze Schulmethode nach deutschen Begriffen sehr äußerlich und mechanisch, so scheuen sie doch keine Opfer für das Schulwesen und unterstützen auf diesem Gebiet die Arbeit der Mission aufs kräftigste. Aber sie sind auch Leute, die genau wissen, wo ihre persönlichen Interessen ihnen ein Halt zurufen. Sie wissen in vorzüglich geschickter Weise die Macht, die in der Nationalität liegt, zu

brechen und, indem sie dieselbe zertrümmern, ihre Herrschaft um so fester zu gründen. Die Unterstützung der Schulen dient im letzten Grunde diesem Zweck; denn da, wo sie Geld für diese geben, tritt mit äußerster Strenge die Forderung auf, englisch zu lehren. Und im Kafferland muß die Untergrabung der dem Kaffer tief eingewurzelten Autorität vor seinen Häuptlingen denselben Dienst thun. Die Erziehung der Farbigen hat nicht den Zweck, dieselben zu vollberechtigten Staatsbürgern heranzuziehen, sondern nur zu einigermaßen befähigten Arbeitern der Weißen. Über diese Grenze hinaus darf der Unterricht nicht wirken, eine höhere Bildung der Farbigen, die sie etwa zu Staatsdiensten geschickt machte, wird nirgends erstrebt. Als sich die Zahl der nach dem alten Wahlgesetz für das Parlament wahlberechtigten und möglicherweise wahlfähigen Eingebornen immer mehr steigerte, ward schnell ein anderes Gesetz herausgegeben, das den meisten wieder die Stimme entzog. Dazu kommt aber noch, daß in den letzten Jahren sich eine Partei, der sogenannte **Bond**, gebildet hat, die hauptsächlich aus holländischen Buren besteht, von einem sehr befähigten Mann, Dr. Hofmeyer, geleitet wird, und die heutzutage eigentlich die Macht in Händen hat. Das politische Programm dieser Partei: Afrika den Afrikandern (d. h. den in Afrika gebürtigen Weißen), allmähliche und schließlich völlige Loslösung von England, berührt nicht unmittelbar die Missionsarbeit. Wohl aber liegt darum eine Gefahr für die Mission in dem Anwachsen dieser Partei, weil sie, so viel ich gehört habe, Herabdrückung der Eingebornen wieder in eine Art modernen Sklaventums mit möglichst geringer geistiger Ausbildung fordert.

Dieser Sachlage gegenüber scheint sich, besonders nach Änderung des Wahlgesetzes, ein klein wenig das Volksbewußtsein der Farbigen, zunächst im Westen, zu regen; es bahnt sich die Bildung einzelner politischer Vereine vielleicht an. An und für sich haben die Farbigen im Westen gar kein Volks- und Nationalitätsbewußtsein, sind sie doch ein Volk von Mischlingen und hat doch die Zeit der Sklaverei ihnen jegliches Selbstbewußtsein geraubt. Ob sich ein solches langsam und allmählich neu bilden wird, selbst bei fortgesetzter ungerechter Behandlung seitens der Weißen, das ist mir bei alle dem zweifelhaft.

Es ist verständlich, daß es unsern Missionaren entsetzlich schwer ist und sein muß, sich aussprechen zu müssen, daß sie an einem Volke arbeiten, welches in socialer und politischer Beziehung wahrscheinlich niemals trotz aller ihrer Arbeit zu einer selbständigen Stellung gelangen wird. Und von hier aus angesehen kann es nicht wunder nehmen, wenn auch in kirchlicher Beziehung die Bemühungen, das Volk zur Selbständigkeit zu er-

ziehen, nennenswerte Erfolge nicht aufzuweisen haben, und es ist auch für die Zukunft der Blick kein hoffnungsvoller.

Wie leicht legt sich unter diesen Umständen der Gedanke nahe, daß der Missionar auch auf socialem und politischem Gebiet agitatorisch eintrete für die Farbigen und sich sozusagen als politischer Parteiführer an ihre Spitze stelle, gedeckt durch den Gedanken, daß er so auch für die Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles: kirchliche Selbständigkeit arbeite. Von unserm Standpunkte aus würden wir ja ein solches Vorgehen nie billigen können, und ich habe ein scharfes Auge darauf gehabt, ob unsre Missionare irgendwie in dieser Weise thätig sind. Ich kann aber auf das bestimmteste versichern, daß dies nicht der Fall ist. Sie lassen etwaige politische Versammlungen in ihrer Gemeinde unberücksichtigt, sorgen dafür, daß eine vertrauenswerte Person, Lehrer oder Kirchendiener, sich an die Spitze stelle, besuchen aber dieselben nicht und reden nicht dafür und nicht dawider. Daß sie aber ihre Pflegebefohlenen in aller und jeder Weise in ihren Rechten schützen und bei den Magistraten auf Grund der vorhandenen Gesetze vertreten, das habe ich vielfach gesehen und gehört.

Hieraus geht hervor, daß die Selbständigmachung unsrer Gemeinen in kirchlicher Beziehung nicht nur an dem schwachen Charakter der Farbigen, sondern auch an der ganzen socialen und politischen Stellung der Eingebornen ein schwerwiegendes Hindernis findet.

Wenden wir nun unsern Blick zu den religiösen und kirchlichen Verhältnissen der Kapkolonie, so begegnen wir einem eigentümlichen Bilde.

Sicher haben, wie ich es gehabt habe, die meisten Missionsfreunde die Anschauung, daß die Kapkolonie im großen und ganzen ein christianisiertes Land sei. Da ist es nun von überraschender Wirkung, wenn man einen Blick wirft in den sehr ausführlichen Census vom Jahre 1891. Diesem zufolge beträgt die Gesamtbevölkerung der Kapkolonie

1 527 224 Menschen. Davon sind
376 987 Weiße, also
1 150 237 Kaffern, Hottentotten ꝛc.

Diese letztere Zahl verteilt sich auf die einzelnen Abteilungen in folgender Weise:

Malaien	13 907
Hottentotten	50 388
Fingus	229 680
Kafir und Betschuana	608 456
Mischlinge	247 806
Summa	1 150 237

Von der Gesamtbevölkerung	1 527 224
sind Christen	749 322
Juden	3 009
Mohammedaner	15 099
andre Sekten	1 394
u. noch Heiden	758 400
Summa	1 527 224

Wollen wir einen richtigen Überblick über die Erfolge der Mission gewinnen, so müssen wir noch sagen, daß von den 749 322 Christen 356 960 Weiße sind, also nur 392 362 Farbige.

Unter einer Bevölkerung von 1 150 237 Farbigen sind nur 392 362 Christen, unter ihnen also noch 757 875 Heiden. Von diesen Heiden entfallen

1. auf die ursprüngliche alte Kapkolonie	304 499
2. auf die seit 1875 annektierten neuen Teile	423 913
3. auf die seit 1880 annektierten Teile	25 412
Summa	753 824
Unbestimmbar	4 051
Summa	757 875

Eine wirklich schon vollzogene Christianisierung der Kapkolonie kann also nicht behauptet werden, sondern es ist auch auf diesem schon lang bebauten Missionsgebiet noch viel zu thun. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man erwägt, daß bei diesem Census sich alle diejenigen „Christen" genannt haben, die irgendwie mit dem Christentum in Berührung gekommen sind, keineswegs nur die, welche getauft sind.

In der nächsten Umgebung unsrer Missionsstationen finden sich oft genug noch Heiden, wie folgende Aufzählung zeigt:

Es wohnen noch Heiden im Distrikt

A im Westen

Bredasdorp (Elim)	26
Caledon (Gnadenthal)	455
Humansdorp (Clarkson)	972
Malmesbury (Mamre)	3 019
Piquetberg (Wittewater und Goedverwacht)	2 119
Uitenhagen (Enon)	6 541
Summa	13 132

B im Osten

1. alte Kolonie

Cathcart (Gosen)	3 497
Queenstown (Silo u. Engotini)	28 493
Summa	31 990

2. East Griqualand

Mount Fletcher (Tinana Ezincuka)	11 788
Matatiele (Bethesda)	14 964
Summa	26 752

3. Tembuland

Engcobe, Umtata (Baziya)	83 123
Summa im Osten	141 865

Aus diesen Zahlen geht klar hervor, daß 1. unsre Mission im Osten noch eine echte, rechte Missionsarbeit ist inmitten des Heidentums. 2. aber sieht man aus diesen Zahlen, daß bis zum heutigen Tag die Missionsaufgabe unsrer Gemeinden auch im Westen noch nicht zu Ende ist.

Werfen wir noch einen Blick auf die in der Kapkolonie befindlichen 749 322 Christen, so bietet sich uns folgendes Bild

Protestanten	732 047
Katholiken	17 275[1])
Summa	749 322

[1]) Darunter 14 800 Weiße.

Die beiden Kirchen, welche sich um die Ehre, Staatskirche zu sein, streiten, sind die reformierte mit 297 983 und die church of England mit 139 058 Mitgliedern, erstere auf Grund ihrer Ausdehnung und älteren Ursprungsrechte, letztere auf Grund der Abhängigkeit der Kolonie von England. Die erstere, die reformierte Kirche, nimmt durchweg unserer Mission gegenüber eine freundliche Stellung ein, das Verhalten der Church ist ein verschiedenes, im ganzen in der Form höflich, in der Sache abweisend. Die katholische Kirche ist sehr eifrig und geschickt in ihren Operationen, und wenn sie auch noch nicht numerisch stark ist, so ist nicht zu leugnen, daß ihre Thätigkeit, zumal ein Zweig der Church durch seinen Ritualismus ihr vorarbeitet, nicht vergeblich ist.

Ziehen wir von der Zahl der Protestanten 732 047 ab
die reformierte Kirche mit 297 983
die englische Kirche mit 139 058
Summa 437 041

so verbleiben 295 006, welche sich auf die Gereformeerde Kerk (c. 9000), die Presbyterians (c. 33000), Free Church of Scotland (c. 4000), United Presbyterians (c. 500), Independenten oder Congregationalists (c. 66000), London Missionary Society (c. 3 500), Dutch Independenten (c. 600), Wesleyan Methodists (c. 106 000), andre Methodisten (c. 5 500), Baptisten (c. 7000), Lutheraner (c. 20 000), Berliner Mission (c. 700),[1]) Rheinische (c. 14 000),[2]) und eine Anzahl von etwa 9000 Mitgliedern kleinerer Sekten verteilen.

Unsere Brüdergemeine ist vertreten mit 16 297 Seelen, von denen nach dem Census 169 Weiße, 2 Malaien, 469 Hottentotten, 2 696 Fingus, 1 703 Kaffern, 11 258 Mischlinge sein sollen.

Ob diese kirchliche Zersplitterung einmal eine Bewegung zur Einigung hervorrufen wird, kann nicht gesagt werden. Zunächst ist von einem solchen Zug nichts zu spüren. Auch in unsern Missionsgemeinen habe ich weder einen Wunsch, noch eine dahin gehende Nötigung sehen können, die uns den Gedanken etwa nahe legte, unsre älteren Gemeinen an die reform. Kirche abzutreten. Noch haben sie ihre bestimmte Aufgabe innerhalb der dortigen Christenheit, und die reformierte Kirche, so lebendig sie in einzelnen Gliedern ist, hat bis zum heutigen Tag noch keine rechte Stellung zu den Eingebornen gewonnen, sondern ist bis heute mehr eine Kirche „der Weißen.“ Unter jenen 297 983, die sie zählt, sind allein 220 649 Weiße.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse der Kapkolonie könnten leicht noch um ein beträchtliches vermehrt werden, doch wollen wir es mit dem Gesagten genug sein lassen.

---

[1]) Die Hauptgebiete der Berliner M.-G. liegen außerhalb der Kolonie.
[2]) Die außerhalb der Kolonie liegenden Gebiete nicht eingerechnet.

3. Die äußeren Verhältnisse unsrer Missionsstationen.

Es wird im weiteren Lauf ersichtlich werden, was unter dieser ziemlich allgemeinen Überschrift zusammengefaßt werden soll. Gleichsam völlig neu trat mir entgegen, was ich theoretisch ja schon wußte, und es bedurfte erst einiger Zeit, bis es mir ganz klar wurde, daß unsere Stationen und Niederlassungen sehr verschiedenartig sind in bezug auf unsre Besitzrechte an dieselben.

Man muß drei verschiedene Gruppen unterscheiden.

1. Von uns gekaufte und bezahlte Plätze. Dahin gehören Pella, Wittewater, Goedverwacht, Elim. — In Clarkson, Enon und Mamre ist ein Stück des Landes, aber nur der geringere Teil, auf dem jedoch die Station nicht liegt, aus Nützlichkeitsgründen dazu gekauft, also unser Eigentum.

2. Sogenannte Grantstationen d. h. Landstrecken, die uns von der Regierung zugewiesen worden sind. Dazu gehören im Westen Gnadenthal mit Beroea, Mamre, Enon, Clarkson; im Osten: Silo mit Engotini, Gosen und Baziya.

Diese beiden Gattungen haben gemeinsam, daß sich auf diesem Lande eine geschlossene (Orts-) Gemeinde befindet.

3. Stationen ohne in unmittelbarer Nähe angebaute Gemeinden.

Im Westen: Twistwyk, Witkleibosch, im Osten: Tinana, Ezincuka, Bethesda und sämtliche Außenstationen.

Bei diesen letzteren Stationen ist einfach mit Erlaubnis der Häuptlinge oder sonstiger Besitzer eine Kirche, Schule, Wohnhaus 2c. gebaut und ein Garten angelegt worden. Nach dortigem Recht ist der so bebaute Grund und Boden ohne weiteres Eigentum der Mission, und im Kafferland hat man die Befugnis, dieses Eigentumsrecht über einen gewissen Kreis — die Länge des Radius ist mir nicht erinnerlich — auszudehnen. In Elukolweni und Mvenyane (Außenstationen von Bethesda) haben wir einen kleinen Grant, der aber so klein ist, daß eine feste Gemeine sich dort nicht anbauen kann.

Wie leicht ersichtlich üben diese Verhältnisse ohne weiteres einen Einfluß aus auf den Betrieb der Missionsarbeit. Es ist ein anderes, in einer seßhaften und angebauten, um die Kirche herumliegenden Gemeinde zu arbeiten, als in einer Gemeinde, die sich auf viele Quadratmeilen hin über das Land zerstreut. Die Arbeitsweise wird je nachdem eine andere. Auch lassen sich durchaus nicht ohne weiteres dieselben kirchlichen Ein-

richtungen auf beide anwenden. Kirchliche Zucht und Ordnung läßt sich leichter in einer geschlossenen Gemeine üben, der Schliff äußerer Kirchlichkeit leichter erreichen.

Dagegen tritt meiner Erfahrung nach in jenen zerstreuten Gemeinen das Christentum in ursprünglicherer, kräftigerer Form auf, weil, wo es sich zeigt, es nicht auf kirchlicher Gewöhnung und Überwachung, sondern auf eignem Entschlusse ruht. Jedenfalls darf man bei Beurteilung des christlichen Lebens diesen Unterschied nicht aus den Augen lassen. Es wird sich schwer sagen lassen, welche Form einer Christengemeinde zuträglicher und darum vorzuziehen ist; in Afrika sind sie einfach beide geschichtlich geworden.

Wiederum aber darf nicht der Unterschied zwischen den Stationen, die unser gekauftes Eigentum, und denen, die nur Grant sind, übersehen werden. Auf ersterer sind wir einfach Herren, Baas, wie man dort sagt, und das will viel heißen. Ein Baas hat ein fast unbeschränktes Recht, er kann jeden auf seinem Platz annehmen oder ihn wegweisen, wie er will, ohne irgend jemandem Rechenschaft schuldig zu sein, und der Betreffende hat nur das Recht, von seinem Eigentum alles, was nicht niet- und nagelfest ist, mit sich zu nehmen. Sein Haus und Feld gehört dem Baas.

Auf diesen Stationen können wir also schalten und walten, wie wir wollen, können äußerliche und kirchliche Regeln geben, wie uns beliebt, können entfernen und annehmen, wen wir wollen. Es versteht sich von selbst, daß dem einzelnen Missionar dieses Recht in vollem Umfang thatsächlich nicht zusteht, sondern daß er von den höheren Instanzen abhängig ist und damit die Eingebornen vor Willkürlichkeiten geschützt sind. Auch besteht in allen diesen Gemeinden eine sogenannte Konferenz, gebildet aus den von der Gemeinde gewählten Aufsehern und den von den Missionaren ernannten Kirchen-Dienern und Dienerinnen, denen eine geordnete Mitwirkung in äußern und innern Dingen zusteht. Aber immerhin können wir auf solchen Plätzen unsre Wünsche und Gedanken in bezug auf bürgerliche und kirchliche Anforderungen strikt durchführen.

Ganz anders steht es auf den sog. Grantplätzen.

Es bedarf dieser Ausdruck noch einer näheren Erklärung. Als die Eingebornen von den vordringenden Ansiedlern immer mehr und mehr des Landes beraubt wurden, trieb doch das Gerechtigkeitsgefühl das Gouvernement dazu, den Eingebornen einzelne Teile zu reservieren, die ihnen nicht genommen werden könnten. Weil nun das Land in den unsicheren Händen der Eingebornen selber nicht wohl aufgehoben war, sondern infolge schlechter Bewirtschaftung bald in die Hände der Weißen gelangt sein würde, so sah sich das Gouvernement nach zuverlässigen Verwaltern um und glaubte diese in den Missionsgesellschaften

zu finden. So übergab sie also weite Landstrecken, 8000—15 000 Morgen groß und größer, an verschiedene Missionsgesellschaften, so auch an unsre „for the use (oder benefit) and in trust for such natives as may from time to time be lawfully resident at the institution.“ Dieses „lawfully resident“ ist dann näher erklärt worden „als den angefügten, vom Gouverneur anerkannten regulations sich fügend.“ — Wir sind also nicht Besitzer des Grundes und Bodens in dem Sinne, daß wir damit machen könnten, was wir wollten, sondern wir sind nur „Verwalter“ zum besten der Eingebornen, allerdings mit der Berechtigung, die in einigen Grantinstrumenten (z. B. Gnadenthal) ausdrücklich ausgesprochen ist, das Land insoweit auch in unserm Interesse zu verwerten, als zum Bestehen unsrer Stationen vonnöten ist. Lange habe ich mich mit diesem Grant und seiner Auffassung beschäftigt, konnte aber bei allen Besprechungen über diesen Gegenstand zu keiner andern Auffassung gelangen.

Mir scheint, man kann nicht ohne weiteres die Anschauung geltend machen und befolgen: Das Land gehört als unbeschränktes Besitztum der Mission, welche die Eingebornen nur darauf duldet, während andererseits bei den Eingebornen, vollends nachdem ihnen einmal der Grantbrief vor die Augen gekommen ist, die Überzeugung immer mehr Platz greift: das Land gehört uns Eingebornen und wird uns nur von den Missionaren vorenthalten. Als auf Anregung der Independenten mehrere Grantplätze derselben (z. B. Hanky) unter die Eingebornen zu deren uneingeschränkter Verfügung verteilt wurden, griff in unsern Gemeinden, zumeist in Silo, die Meinung Platz, man betrüge sie um ihr Eigentum. Aus dieser Anschauung heraus hat sich die dortige Rebellion entwickelt, der gegenüber man, vielleicht zu lange die falsche Behauptung aufrecht erhalten hat, das Land gehöre der Mission. Es lag mir sehr an, den Missionaren wie den Gemeinen gegenüber die nach meiner Meinung einzig richtige Auffassung klar darzulegen und zur Herrschaft zu bringen, und ich hoffe, es ist mir das gelungen. Auf der allgemeinen Missionskonferenz vereinigte man sich in meiner Auffassung, dahin gehend: Wir sind wohl formell die Besitzer, insofern wir alle mit dem Besitze verbundenen Lasten tragen, aber thatsächlich gehört das Land nicht uns, auch nicht den Eingebornen, sondern wir sind für jene Verwalter zu ihrem Besten. Im letzten Grund ist das Gouvernement Besitzer, das Parlament kann den Grund auch wieder nehmen. Bei Verteilung z. B. in Hanky mußte erst die Erlaubnis des Gouverneurs eingeholt werden. Diese Auffassung entspricht auch der der dortigen Juristen. Ich habe keinen Anstand genommen, den Gemeinen auf allen Grantplätzen diese unsre Meinung klar auszusprechen, die Mahnung daran knüpfend, sich aller anderweitigen Ansprüche zu entschlagen, weil wir dieselben mit aller Strenge bekämpfen würden, da sie dem Sinn und Geist der Grants widersprächen. Um ihnen und ihren Kindern das Land zu erhalten, mußten wir durchaus darauf bestehen, daß das Land nicht ihr Eigentum sei; sonst würde es sofort von den Weißen, denen sie verschuldet, ihnen genommen werden. Das Beispiel Hankys und andrer an die einzelnen Eingebornen überlassenen Plätze zeigt das deutlich. Aber ebenso habe ich gesagt, daß wir uns nicht als die unumschränkten Besitzer ansehn, sondern nur als Verwalter zu ihrem Nutzen.

Die in den regulations niedergelegten und vom Gouvernement bestätigten Grundsätze seien für uns wie für sie bindend; nach diesen liege die thatsächliche Verwaltung in der Hand der sog. Konferenz, die aus sämtlichen Missionaren, den von diesen ernannten Kirchendienern und den von der Gemeine gewählten Aufsehern bestehe. Missionare wie Gemeinen dankten dafür, nun zu einer klaren, allen Teilen verständlichen Auffassung der Grants gekommen zu sein, und es schien mir, als ob durch diese Erklärung viel Stoff zur Unzufriedenheit beseitigt worden sei.

Die „regulations", ursprünglich für Gnadenthal gegeben, sind später auf allen unsern Grantplätzen eingeführt worden. Leider aber bereiten uns diese von unsern Vätern damals so gut gemeinten, jedoch im Sinn und Stil ihrer Zeit abgefaßten Statuten manche Verlegenheit und hemmen uns vielfach. Geistliches und Weltliches geht darin durcheinander; breit und erbaulich, aber vielfach juridisch unklar und mißverständlich bieten sie nur eine geringe Handhabe zur Zügelung schädlicher Elemente, und die Entfernung eines moralisch wirklich gefährlichen Einwohners ist nach ihnen nur möglich, wenn sich die Behörde selbst von seiner Gemeingefährlichkeit überzeugt, wozu es bei manchen dieser Herren sehr viel bedarf. Längst schon hat sich das Bedürfnis nach einer neuen verbesserten Auflage derselben fühlbar gemacht. Doch ist eine solche jetzt nur möglich nicht bloß mit Genehmigung des Gouverneurs, sondern auch mit Zustimmung des Parlaments. Man fürchtet sich aber, diese Sache vor das Parlament zu bringen, weil dasselbe leicht bei seiner sonstigen Stellung zu den Eingebornen dieselbe zum Anlaß nehmen könnte, überhaupt den Grantplätzen ein Ende zu machen. Sind doch die umwohnenden Weißen längst lüstern nach dem schönen Lande. Doch darf man die Frage nach Verbesserung dieser regulations nicht aus den Augen lassen.

Im Hlubilande würden wir auch leicht Grantplätze erlangen können, doch sind unsre Missionare zunächst noch der Meinung, daß wir nach den bisherigen Erfahrungen mit den Grantplätzen lieber davon absehen sollen.

Der äußere Eindruck, den unsre Plätze auf den Besucher machen, ist im allgemeinen ein recht guter, aber nicht überall der gleiche. Elim ist in kultureller Beziehung entschieden am weitesten vorgeschritten. Viele nette, z. T. sehr hübsch eingerichtete Häuser geben Zeugnis davon, daß hier ein gewisser Wohlstand herrscht.

Die Missionshäuser und übrigen Stationsgebäude fand ich überall in guter Verfassung; ihre Unterhaltung kostet ein ziemliches Geld, da auf den Stationen die Zahl der Gebäude um der Geschäfte und Landwirtschaft willen ziemlich groß ist. Die Wohnungen unserer Missionare zeichnen sich durch große Einfachheit aus, besonders nach dortigen Begriffen, sie bestehen aus einer Wohnstube, einer Schlafstube und einer Studierstube. Die innere Einrichtung ist im Vergleich mit den sonstigen Wohnungen Weißer, welche ich gesehen, eine schlichte und hält sich ganz in den Schranken der uns geläufigen und von uns gewünschten Einfachheit.

4. Der innere geistige und geistliche Stand unserer Gemeinen.

Es ist sicherlich schon nicht leicht, ein richtiges Bild zu entwerfen von einer einzelnen Gemeine, in welcher man längere Zeit ständig gelebt hat. Noch viel schwerer aber ist es, während eines kurzen Besuches ein wirklich zutreffendes, in allen Teilen gerechtes Urteil über verschiedene in ihren Lebensverhältnissen dem Besucher unbekannte Gemeinen zu gewinnen und daraus sich ein Gesamturteil zu bilden. Ich bin mir daher wohl bewußt, daß meine Darstellung nicht ohne weiteres Anspruch auf objektive Richtigkeit erheben kann, sondern nur den Eindruck widerspiegelt, den ich bei kurzem Aufenthalt empfangen habe. Das aber muß ich vorausschicken, daß unsere Missionare durchgängig sich bemüht haben, mich auch mit allen Schwächen und Fehlern ihrer Gemeine bekannt zu machen, die sich mir natürlich zunächst im Sonntagskleid darstellten. Mein Urteil beruht also nicht nur auf persönlichen Eindrücken, sondern auch auf den in vielfachen Konferenzen und Besprechungen zum Ausdruck gelangten Anschauungen der Missionare.

Es wird aber zum vollen Verständnis durchaus nötig sein, erst einmal einige Worte vorauszuschicken über den Volkscharakter und die Volkssitten unserer Pflegebefohlenen und zugleich dabei auf die in diesen liegenden Hinderungen der vollen Aneignung und Auswirkung christlichen Lebens aufmerksam zu machen.

Wenden wir uns zunächst nach dem Westen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß wir es hier nicht mehr mit Hottentotten zu thun haben; dieselben sind erst wieder im Nordwesten im Namaland zu finden — sondern mit einem Mischlingsvolk, das sich aus der Verbindung von Hottentotten mit Weißen und Kaffern gebildet hat. Außer diesen haben wir noch in Witkleibosch bei Clarkson mit Fingus zu thun, die aber ihrer Art nach mehr zu den Kaffern gehören und darum im allgemeinen dieselben Züge zeigen, wie die unter dem Osten späterhin zu charakterisierenden Kaffern.

Das Charakteristikum der Mischlinge zweier so verschiedener Rassen, zumal wenn die Vermischung eine stetig noch fortgehende ist, ist häufig leibliche und geistige Schwäche, und eigentümlicherweise scheinen sich sehr oft die schlechten Eigenschaften der Mischungsfaktoren mehr zu vererben als die guten. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, wenn auch dies Mischvolk sich zunächst als ein leiblich schwaches darstellt. Es fehlt nicht an einzelnen kräftigen und starken Gestalten, wie auch nicht an einzelnen geistig begabten Persönlichkeiten, aber der allgemeine Durchschnitt zeigt eine

auffallende leibliche und geistige Schwachheit. Es ist wirklich auffallend — im Vergleich mit den Weißen und auch mit den Kaffern — wie viele Krankheiten: Schwindsucht, Aussatz, Blindheit, Lähmung ꝛc., unter diesem Volke herrschen. Ihre Ernährungsweise, ihre Unvorsichtigkeit in der Kleidung, ihre z. T. dürftigen Wohnungen erklären diese Erscheinung wohl bis zu einem gewissen Grad, aber überall tritt es hervor, daß ihnen die Widerstandsfähigkeit gegen diese schädlichen Einflüsse abgeht. Besonders bemerkenswert war mir, daß es kaum eine Gemeine im Westen giebt, wo nicht der Aussatz herrscht, daß dieser in der z. T. von Mischlingen bewohnten Gemeine Silo noch mehrfach zu finden ist, dagegen im Kafferlande immer seltener wird. Thatsächlich sind nach dem Census von den Mischlingen c. 7,4 Proz., von den Kaffern c. 3,3 Proz. Aussatzkranke, von den Weißen c. 1,5 Proz.

Dieser körperlichen Schwäche entspricht die geistige. In der Gehilfenschule in Gnadenthal machen wir immer wieder die Erfahrung, daß die wenigsten Schüler einer wirklich anhaltenden geistigen Anstrengung gewachsen sind, und daß ihr geistiges Können seine sehr bestimmten Grenzen hat. Auch an unsern Missionsgehilfen und eingebornen Geistlichen tritt uns immer wieder die Beobachtung entgegen, daß das geistige Können ein bestimmt begrenztes ist, daß namentlich das, was wir geistige Arbeit, stetes Thätigsein der Seele und der Gedanken nennen, von ihnen weder verstanden noch geübt wird.

Man kann daher auch nicht erwarten, daß auf dem Gebiet des Charakters sich eine andere Beobachtung sollte machen lassen. Und in der That läßt sich auf dem Gebiet der Willensthätigkeit nichts anders sagen, als daß auch hier sich ein bedeutender Mangel zeigt. Einzelne rühmliche Ausnahmen giebt es freilich.

Dieser unleugbare Mangel, die körperliche, geistige und charakterliche Schwachheit, ist nun einmal da und darf bei der Beurteilung dieses Volkes nicht außer acht gelassen werden. Man wird über diesen Mangel um so nachsichtiger urteilen, je ernster man sich ausspricht, daß dieses Volk in dieser Gestalt ein Produkt europäischer Sünde und Gewaltthat ist. Es ist empörend und schreit zum Himmel, wie auch an diesem Volke Japhets Söhne sich versündigt haben. Die Seele dieses Volkes ist durch die brutale Sinnlichkeit und Genußsucht der Weißen vergiftet, ihr Charakter durch die Sklavenzeit gebrochen worden und noch heute sind es nicht wenige der Weißen, die durch Verführung der Mädchen zur Unzucht, der Männer zum Trunk sich schwer an ihnen versündigen und die auch

durch Aufhetzungen und falsche Darstellungen die armen Leute gegen die Missionare einzunehmen suchen.

Wir können aber auch, Gott sei Dank, von guten Eigenschaften reden, die dieses Mischlingsvolk aufweist, und die einem Besucher bald wohlthuend und geradezu angenehm auffallen. Ich möchte hier vor allem auf die in meinen Reiseberichten schon mehrfach berührte „Kindlichkeit" zurückkommen. Man fühlt diesen Leuten bald ab, daß in ihren Herzen ein entschiedenes Bedürfnis nach höheren geistlichen Gütern lebt, und daß sie ohne viel Grübelei und Zweifeln das einfache Evangelium einfältig aufnehmen und sich kindlich den Heiland aneignen. Diese Kindlichkeit hat ja ihre großen Gefahren, aber ich kann nicht leugnen, daß sie auch, gerade für unser einen, der sie an sich und unsern so civilisierten europäischen Mitchristen oft vermißt, etwas Rührendes und Anziehendes hat. Dieser Kindlichkeit entspricht auch die Art und Weise, wie sie das Christentum in ihr alltägliches Leben hineinziehen, und das Leben der wahren Christen unter ihnen trägt den Stempel des wirklich kindlichen Zusammenlebens mit ihrem Heilande. Vielleicht liegt auch hierin der Grund, daß man bei ihnen viel kann erzählen hören von Erscheinungen und besonderen Offenbarungen des Heilandes. Sehr kindlich und wirklich groß sind sie im Leiden. Ich habe die Ergebung und Schickung in den Willen Gottes, der nun einmal dies und jenes auferlegt hat, nur bewundern können und besinne mich nicht, eine Klage an allen den zum Teil recht schweren Krankenbetten, an denen ich gestanden habe, gehört zu haben. Kindlich sind sie auch meist ihren Seelsorgern gegenüber und schenken ihnen ein großes Vertrauen, nur ist das schlimme, daß so mancher Weiße es sich zur Aufgabe macht, sie gegen die Missionare aufzureden, und daß sich dann, wenn einmal das Mißtrauen bei ihnen eingezogen ist, auch die Kindlichkeit in Gestalt kindischen Eigensinnes zeigt, der sich schwer belehren läßt.

Schließlich darf nicht übersehen werden, daß wir es hier mit einem Volke zu thun haben, das seine ursprüngliche Volkstümlichkeit vollständig verloren hat. Seine Sprache ist ihm geraubt und durch das ihm fremde Holländisch ersetzt, damit ist ihm der Ausdruck seines innersten Seelenlebens, seine Poesie, die Fähigkeit seine Gedanken in ursprünglich nationaler Weise auszudrücken, genommen. Jegliche volkstümliche Originalität fehlt. Diejenigen nur, die mit der Mission in nähere Berührung kommen, suchen in der von Europa herübergekommenen und angenommenen geistlichen Sprache einen Ersatz und wenden diese ohne weiteres auf alle Lebensverhältnisse an. So kann man bei allen Gelegenheiten die Anwen-

dung der Gesangbuchsverse und Bibelsprüche finden. Ich hörte in Gnadenthal zu Ehren des Geburtstags der Königin singen: Weil ich Jesu Schäflein bin. Liebesbriefe sind fast immer in geistlichen Ausdrücken, Bibelsprüchen abgefaßt, Briefe an Eltern und Verwandte enthalten häufig ganze Bibelabschnitte. Aus oben erwähntem Umstand ist es wohl auch erklärlich, daß fast kein Kind, das doch in der Schule lesen gelernt hat, nach seiner Schulzeit sich mit Lesen von Büchern abgiebt, also seine geistige Arbeit fortsetzt. Es giebt eben keine, auch nur annähernd nationale Literatur, und die europäische ist ihnen nicht genehm. Es ist eine Aufgabe, der sich unsre Missionare durchaus werden nach und nach unterziehen müssen, eine für dies Volk berechnete, aus ihrem Geist geborne und ihnen abgelauschte einfache Literatur, und namentlich auch poetische, zu schaffen, wobei hoffentlich ihnen eingeborne Lehrer und Geistliche helfen werden.

Es ist diesem Volke gegenüber ein Gemisch von Mitleiden und herzlicher Liebe, von Beklagen und Bewundern, das sich in einem Christenherzen regt, und man versteht es leicht, wie man mit Freuden sich der Lebensaufgabe widmen kann, diesem Volke zu dienen; man hat unmittelbar das Gefühl, bei aller Schwierigkeit doch bestimmte und schöne Anknüpfungspunkte zu haben.

Schwierigkeiten giebt es allerdings viele, nicht nur im Charakter des Volkes liegende. Die in der weißen Umgebung liegenden sind schon zum Teil berührt. Hätte man dieses Volk für sich allein ohne jene weiße Umwohnerschaft und ihren Einfluß, so würde freilich manches anders stehen. Im letzten Grund sind die andern Schwierigkeiten dieselben, wie wir sie daheim und überall als die Hindernisse des Christentums finden, aber sie nehmen hier doch ihre spezielle, örtliche Gestaltung an.

Großenteils selber oder, wie sie recht gut wissen, von ihren Eltern her unehelich von Weißen stammend, von einer, man möchte sagen, unbezähmbaren Sinnlichkeit, in einer Lebensluft aufgewachsen, wo von Jugend auf ihren Ohren und Augen die sinnlichen Eindrücke und Vorgänge bis zu den offenbarsten Sünden ungescheut und ohne Vermäntelung entgegentraten — denn auch in christlichen Häusern herrscht oft die naivste Offenkundigkeit — darf es uns nicht wunder nehmen, daß sich der Sinn für Sittlichkeit, Keuschheit und Reinheit schwer entwickelt. Wenn man nun noch hinzunimmt, daß das Beispiel der umwohnenden Weißen nicht geeignet ist, bessernd auf die Eingebornen einzuwirken, ja diese Weißen vielfach die Eingebornen als für ihre Lüste vorhanden ansehn, so darf der, vom christlichen Standpunkt aus angeschaut, niedrige sittliche Zustand der Christen nicht zu sehr befremden.

Dieser Sinnlichkeit leistet nun einen gewaltigen Vorschub die unter den Weißen wie Farbigen so verbreitete Trunksucht. Afrika ist das Land des Weines und eines starken Weines, und sein Anbau ist mit verhältnismäßig wenig Mühe verbunden. Infolgedessen ist Wein überall für ein billiges zu haben. Vielfach wird auch von den Buren der Lohn bei der Arbeit in Wein ausgezahlt, so daß die Leute dadurch zur Unmäßigkeit verführt werden. Auch die Gesetzgebung, obgleich sie bestrebt ist, dem Übel zu steuern, ist doch in bezug auf die Kantinen und Schenken nicht streng genug. Dazu verträgt der Eingeborne sehr wenig und pflegt häufig den starken Wein nüchtern zu trinken, wodurch seine Wirkung noch erhöht wird. Die meisten unsrer Missionare trinken, um des Beispiels willen, keinen Tropfen, ohne ausgesprochenermaßen Teatotaler zu sein. Es ist aber eine Freude, daß sich in unsrer Gemeine Gnadenthal, wo die Trunksucht am schlimmsten war, eine Bewegung gegen den Trunk geltend macht, die zur Vereinigung aller der Mitglieder geführt hat, die durch Wort und Beispiel gegen dieses Laster arbeiten wollen.

Es ist endlich hier noch zu erwähnen, daß sich auch bis heute Spuren des alten Zaubereiunwesens zeigen und daß unleugbar noch gewisse unheimliche Gifte und Zaubermittel im geheimen angewendet werden. Aus Furcht vor solchen Dingen hält mancher mit seiner bessern Überzeugung zurück, und sicherlich hemmt diese Menschenfurcht häufig die Arbeit auch tüchtiger Nationalhelfer.

Versuchen wir den Gesamteindruck auszusprechen, den ein unbefangener Missionsfreund von unsern Gemeinden im Westen erhält, so könnte man sagen:

Bei unsern Pflegebefohlenen finden wir fast durchgängig eine tiefe und ungekünstelte Religiosität, zugleich aber auch fast durchgängig einen Mangel an sittlichem Ernst und ethischer Bethätigung des Christenlebens. Die gläubige Aneignung des Heils, die man nicht ohne weiteres für Selbstbetrug halten kann, liegt oft neben der groben Sünde (vgl. Korintherbriefe). Viele Kinder in Christo und wenig Männer. Doch muß ich es hier ausdrücklich aussprechen, daß es solche Männer in Christo auch giebt, an denen man seine Freude hat, und zwar in allen Gemeinden, so namentlich unter den Kirchendienern und -Dienerinnen in Gnadenthal und Moravianhill.

Auf der Konferenz in Gnadenthal haben wir es uns ausgesprochen, daß die jetzt immer mehr überhandnehmende Zerstreuung unsrer Gemeinden — eine Folge social-politischer Verhältnisse — so schmerzlich sie auf der einen Seite ist, auf der andern sicherlich gottgewollt ist, um unsre bisher innerhalb der Missionsstationen gehüteten Pflegebefohlenen zu stählen und charakterlich zu schützen. So viele traurige Erfahrungen der Aufenthalt in der Kapstadt nach sich zieht, so hat er doch auch — das können wir sagen — gar manchem

zur Festigung seines Charakters und zur Erlangung eines bewußt gewollten und bethätigten Christentums dienen müssen. Wir müssen wohl auch zugeben, daß wir vielfach die Schuld an der Unselbständigkeit der Leute durch zu große Bemutterung und Bevormundung tragen. Das einzige positiv wirksame Mittel, um charakterlich auf das Volk zu wirken, erschien uns: noch viel mehr als wie bisher auf allen Gebieten, Kirche, Schule, Verwaltung, Evangelisation, Mission die Eingebornen zur Mithilfe und Mitthätigkeit heranzuziehen und ihnen dadurch den in der Arbeit für den Herrn liegenden, Herz und Charakter festigenden Segen zuzuwenden.

Jedenfalls wird sich die Arbeit unsrer Missionare mehr und mehr auf den Punkt zu richten haben, mit allen Kräften das reich vorhandene religiöse Leben auch zur ethischen Ausgestaltung und selbständigen Bethätigung zu bringen.

Wenden wir uns nach dem Osten, so zeigt sich uns ein anderes Bild.

Hier ist noch im Vollsinn des Wortes Missionsarbeit. Selbst unsre älteren Gemeinen Silo und Gosen könnten eine solche haben, denn Heiden sind noch genug in der Umgegend. In Engotini ist auf der Lokation Oxkraal noch echte, rechte Missionsarbeit. Auch das Volk, an welchem wir arbeiten, zeigt einen ganz anderen Charakter, wenn auch vielleicht einen noch schwierigeren.

Die Kaffern tragen das Gepräge eines selbstbewußten Volkes mit nationaler, noch zum Teil ungebrochener Eigentümlichkeit. Freilich auch dies Volk verliert, je weiter die englische Herrschaft schreitet und je mehr ihm seine eigentümlichen Stammeseinrichtungen genommen werden, langsam aber sicher seine Selbständigkeit und lernt nur zu leicht zu seinen schon zahlreichen Lastern die europäischen dazu.

Die Kaffern — unter ihnen zumal die Tembu — sind ein schöner, bronzefarbener Menschenschlag. Sie sind in ihrem Benehmen meist von angenehmen, von einem gewissen Selbstbewußtsein des freien Mannes getragenen Wesen. Gute Redner, parlamentarisch angelegt, stets in der Verhandlung von gemessener Ruhe, dabei voll Achtung vor jeder berechtigten Autorität, kindlich in ihren Anschauungen, poetisch und bilderreich in ihrer Sprache, bieten sie freilich ein anderes Material der Arbeit als jenes arme Mischlingsvolk. Aber doch, glaube ich, ist im letzten Grunde die Arbeit unter ihnen schwieriger als unter jenen, und es liegen in ihrem Charakter und in ihren Sitten, soweit ich sehen kann, viel größere Hinderungen für die Christianisierung als im Westen.

Man bemerkt sehr bald, daß einer der Hauptzüge des Kaffern sein entsetzlich tief gewurzelter Hang zur Lüge ist. Bei den geringsten und kleinsten Angelegenheiten sucht er die Wahrheit zu umgehen und mit

schönen Worten zu verdecken und entwickelt dabei eine Schlauheit, der gemeiniglich der Weiße nicht gewachsen ist. Diese tief gewurzelte Unaufrichtigkeit, die Kunst, alle und jede Sünde zu vertuschen, die Freude, die der Kaffer hat, wenn ihm dies gut gelungen, bildet ein Hauptbollwerk des Satans in seinem Herzen.

Wenn ein Kaffer gerade heraus seine Sünde bekennt, so muß er schon ernstlich vom Geiste Gottes ergriffen sein. Dazu aber kommen noch die unter ihnen herrschenden Sitten, die, weil sie anerkannte Volkssitten sind, schier unüberwindlich scheinen.

Bekanntlich herrscht unter diesem Volke die Polygamie. Diese hat ihren Grund keineswegs nur in der Sinnlichkeit, sondern sie ist auch begründet in den ganzen Lebensverhältnissen. Dem Mann sind seine Frauen Arbeitskräfte, deren er für seinen Landbesitz und dessen Bebauung bedarf. Ein Gegengewicht gegen das Nehmen zu vieler Frauen bildet die „Ukolobola“ oder der Frauenkauf (der gewöhnliche Preis ist zwanzig Ochsen).

Es ist hier nicht der Ort, sich über die prinzipielle Stellung der Mission der Polygamie gegenüber zu ergehen, auch ist uns ja in unsern Ordnungen die Behandlung derselben für unsre Mission vorgeschrieben. So viel sei aber gesagt, daß es ungemein schwierige Fälle giebt, und daß man oft unter theoretisch gegebenen und theoretisch richtigen Vorschriften seufzt. Aber die Polygamie, so sehr sie ein Hindernis der Missionsarbeit bildet, ist doch immer noch eine, wenn man so sagen darf, geregelte und geordnete Form der Sinnlichkeit; ebenso die nicht selten vorkommende Leviratsehe, wenn der Mann die Versorgung der Kinder seines verstorbenen Bruders übernimmt, damit aber auch sein Weib, oder seine Weiber. Viel schlimmer ist die sogenannte Metsha. Ein junger Bursche gebraucht hierbei ein junges Mädchen zur Onansünde und zwar meist mit Genehmigung der Eltern. Unrecht thut er nach ihren Begriffen nur, wenn er das Mädchen schwängert. Dann muß er dasselbe mit Ochsen auslösen. Ebenso ist die Intonjane, d. h. die Mannbarkeitserklärung der Mädchen beim Eintritt der ersten Regeln, eine Gelegenheit zu aller möglichen Ausschweifung.

Der Ehebruch gilt nicht eigentlich als ein sittliches Unrecht, sondern als eine persönliche Beleidigung des Ehemannes. Wird er mit einem Ochsen gesühnt, so ist das Unrecht wieder gut gemacht.

Vor allem aber ist die Beschneidung eine Sitte, die den Anlaß zu allen möglichen Unsittlichkeiten und heidnischen Greueln giebt.

Der Kampf gegen diese ist, man möchte sagen, fast aussichtslos. Es

giebt auch Missionare und Missionsgesellschaften, die teils in der Anschauung, daß die Beschneidung an sich nichts Böses ist, teils weil der bisherige Kampf dagegen anscheinend so vergeblich gewesen ist, eine sehr laxe Praxis haben; ja eine Missionsgesellschaft hat sogar stellenweise die Beschneidung durch ihre eignen Kirchenältesten vornehmen lassen. Man könnte leicht versucht sein, einer solchen milderen Auffassung sich zuzuneigen, wenn nicht die zum Christentum Übergetretenen selbst die Beschneidung als eine Umkehr zum Heidentum bezeichneten. Die Heiden, die Christen werden, sind ja meist schon beschnitten, und man hat es hier mit einer vollendeten Thatsache zu thun. Die Schwierigkeit liegt darin, daß getaufte Christenkinder immer wieder der Verführung dazu erliegen. Diese aber erweisen sich dann stets als schlechte Elemente der Gemeine, die an anderen zu Verführern werden. Die Beschneidung ist dem Kaffer das Zeichen der Männlichkeit, und ein Unbeschnittener ist kein Mann, sondern ein Feigling. Wie tief diese Anschauung wurzelt, zeigt sich schon darin, daß selbst Zibi (Häuptling des Hlubistammes), der mit Zustimmung des Gouvernements die Beschneidung in seinem Lande verboten hat, sie nicht zu unterdrücken vermag. Das Gouvernement hat die begleitenden heidnischen Tänze, nicht aber die Beschneidung selbst verboten. Ein solches Verbot der Beschneidung würde der Mission freilich sehr zu statten kommen.

Aus obigem geht klar hervor, daß den Kaffern eine starke Sinnlichkeit eigen ist, die durch ihre Volkssitten in keiner Weise gehemmt, sondern von diesen gefördert wird. Tritt nun das Christentum mit seinen strengen sittlichen Forderungen an sie heran, so darf es wohl nicht anders erwartet werden, als daß sich nur allmählich und langsam Sinn für Wahrheit, Sitte, Zucht und Keuschheit entwickelt. Und in der That müssen wir sagen, daß gerade in bezug auf diesen Teil der Sittlichkeit unsre Gemeinen im Kafferlande noch sehr zurück sind.

Auch bei diesem Volke leistet die Trunksucht der Unsittlichkeit Vorschub. Hier ist es nicht Wein, sondern das Kafferbier und, wo die Weißen eingedrungen sind, der Branntwein, die zum Trunke reizen. Das Kafferbier ist ein aus dem Kafferkorn hergestelltes, an sich gesundes und nahrhaftes Getränk, das nur dann berauschend wirkt, wenn es in Unmassen getrunken wird. Aber es wird eben bei allen möglichen, zumal festlichen Gelegenheiten in furchtbaren Mengen genossen. Immerhin ist es ein Glück, wenn sie dies Bier und nicht den Branntwein trinken, da ersteres in seinen Wirkungen nicht annähernd so schädlich ist als letzteres. Es ist ersichtlich, daß die Hinderungen der Missionsarbeit, die im Charakter und in den Sitten des Volkes liegen, recht ernste und schwerwiegende sind, und man muß erstaunen, daß trotz derselben die Arbeit noch so viele Früchte trägt.

Der Eindruck, den unsre Gemeinen im Kafferlande machen, ist ein sehr verschiedener. Da, wo sich das Christentum noch unmittelbar mit

dem Heidentum berührt, ist eigentlich das regste und energischte Christenleben, und hier findet man die ausgeprägtesten christlichen Charaktere; in den älteren Gemeinen dagegen, wo wir es mit Christen im zweiten oder weiteren Gliede zu thun haben, ist das Bild ein etwas anderes. Das ist ja auch leicht verständlich. Jene haben das Christentum aus freiem Entschluß und aus innerstem Bedürfnis ergriffen, diese sind durch ihre Geburt Christen; darum bei jenen ein bewußter Bruch mit dem Heidentum und seinen Sitten, bei diesen ein Liebäugeln und Paktieren mit dem sie umgebenden Heidentum. Tinana, Bethesda, Ezincuka machen einen viel lebendigeren, frischeren Eindruck als Silo, Engotini, Gosen. Und doch ist das Leben diesen letzteren Gemeinden nicht abzusprechen und zeigt sich oft in rührender und lieblicher Weise. Ist ein Kaffer wirklich mit innerster Überzeugung Christ geworden, so ist er ein anderer Mann als jene Mischlinge des Westens; mir scheint aber, dazu gehört viel, denn jener tief religiöse Zug, der so angenehm im Westen berührt, fehlt dem Kaffer.

Diesen Abschnitt schließend, kann ich nur sagen: die Arbeit unsrer Boten ist weder im Westen noch im Osten vergebens, und zieht man die Schwierigkeiten alle in betracht, so muß man über die Früchte staunen und Gott preisen, so viel Sünde sich auch noch zeigt. Bei billiger und wohlwollender Beurteilung, die alle einschlägigen Verhältnisse berücksichtigt, kann man unsern Gemeinen wohl das Zeugnis geben, daß Leben aus Gott vorhanden ist in solchem Maße, daß wir nur danken können und dem Herrn, der seinem Worte bisher solche Macht gegeben, wohl zutrauen dürfen, daß er unsre Gemeinen nicht nur trotz all ihrer Mängel und Schäden ferner tragen wird, sondern daß er auch je mehr und mehr sie werde heranreifen lassen zu größerer Vollkommenheit.

Erste Anfänge auf der Insel Samosir.[1])

Von Joh. Warneck, Rhein. Missionar.

Es war am 6. Mai 1893, als Missionar Bruch und ich auf der Insel Samosir im Tobasee landeten, um daselbst eine neue Station anzulegen. Missionar Pilgram aus Balige begleitete uns, um uns ein-

[1]) In der Voraussetzung, daß der Einblick in die Missionsanfänge auf einer neuangelegten Station den Lesern nicht ohne Interesse sein wird, bringe ich diese Erstlingsarbeit eines jungen Missionars zum Abdruck. Zur Orientierung verweise ich auf die Mitteilungen über Sumatra in der heutigen Rundschau und füge nur

zuführen. Schon seit längerer Zeit hatten die Häuptlinge einiger Landschaften dieser großen Insel um einen Missionar gebeten. Erst nach zweijährigem Warten konnte ihrer Bitte entsprochen werden. Mit Freuden kamen sie daher nach Balige und holten uns in fünf großen Kanus ab samt unserm ganzen Hausrat. Es hat einen eigenartigen Reiz, in einem solchen langen aber sehr schmalen bataschen Boote regungslos niedergekauert über den prächtigen, hier sehr breiten See dahinzufliegen. Fröhlich wild erklingt der eintönige Rudergesang, zu dem die fast nackten Ruderer mit den kleinen Rudern den Takt auf den Rand des Kanus klopfen. Spitze und Hinterteil des Fahrzeugs sind mit hölzernen Zieraten und Pferdeschweifen geschmückt. Die Boote, von denen manches 40 und mehr Ruderer zur Bemannung hat, sind aus einem einzigen Baumstamm ausgehauen, darum sehr schmal und schwankend, laufen aber vermöge dieser Bauart sehr schnell. Nach vierstündiger Fahrt, die nicht nur durch die schöne Aussicht auf die hohen, den See einrahmenden Berge und durch den Rudergesang aus 100 Kehlen, sondern auch durch die Freudenschüsse einiger alter Donnerbüchsen verschönt wurde, lag die Landschaft Nainggolan, die neue Heimat, vor uns. Eine große Menschenmenge belagerte den Strand, neugierig uns anstaunend. Einen wohnlichen Unterschlupf fanden wir auf dem einige Wochen vorher ausgesuchten Stationsplatz schon vor; denn zwei geschickte eingeborne Schreiner von Balige hatten das bescheidene Interimshäuslein, das wir dort gezimmert, hier schon aufgerichtet, ehe wir kamen. Nun stand es fertig, eng und niedrig, 7 Meter lang, 2½ Meter breit, aber doch für zwei Menschen eben bewohnbar. Zunächst war es nun aber recht ungemütlich, denn alles, was nur Beine hatte, drängte herzu, als wir Einzug hielten und zunächst die nötigsten Geräte auspackten, um wenigstens kochen zu können. Nicht genug, daß sie jeden Kistendeckel, Nagel, Teller, Handtuch genau besehen

---

noch hinzu, daß der Verfasser etwa Mitte November 1892 in Sumatra ankam, zuerst das ganze Gebiet der Rheinischen Batamission bereiste, sich dann einige Monate im Tobalande aufhielt und dann Anfang Mai mit der Anlegung der neuen Station auf der Insel Samosir beauftragt wurde. Es war eine freundliche Fügung, daß er in Gemeinschaft seines Kollegen Bruch dahingehen konnte, da für diesen der Weg zur Anlegung einer Station in Uluan noch nicht frei war. Da Wck. schon daheim mit den Elementen der Batasprache sich einigermaßen vertraut gemacht hatte, so wurde es ihm möglich, bereits ½ Jahr nach seiner Ankunft im Lande die ersten Versuche mit selbständigen Bataschen Ansprachen zu machen. Wie überaus freundlich Gott den jungen Mann geführt und wie er ihm in kurzer Zeit eine so große Thür aufgethan hat, das erhellt aus seinem Berichte. Hoffentlich macht derselbe manchem jungen Theologen Lust zur Mission. D. H.

und befühlen mußten, drängten sie auch um die Wette in das enge Stüblein hinein, und was mit dem besten Willen nicht mehr hineinging, baute sich am niedrigen Fenster terrassenförmig auf. Was sie hier zu sehen bekamen, war ihnen ja alles eine neue Welt. Des Fragens und Staunens war kein Ende, bis ich endlich, am ganzen Leibe schwitzend vom Auspacken und Ordnen, die Trompete hervorholte und ihnen im Schweiße meines Angesichtes eins vorblies, was sichtliche Befriedigung hervorrief. Einige Häuptlinge kamen dann mit oder ohne Frau, feierlich zu grüßen, und brachten Reis und Hühner als Geschenk, einer beehrte uns gar mit einer munteren Ziege. Wir drei aber setzten uns, als der erste Ansturm einigermaßen vorüber war, nieder und sangen aus vollem Herzen: Nun danket alle Gott mit Herzen Mund und Händen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wieder fand sich eine große Schar Menschen ein. Unter dem vorhängenden Dach unsers Häusleins feierten wir Gottesdienst, so gut es ging. Wir sprachen abwechselnd über den Zweck unsers Kommens und die gute Botschaft, die wir ihnen zu bringen hätten. Einige von ihnen antworteten und versicherten ihren guten Willen. Dazwischen wurde gesungen, geblasen, und nach den Geboten gefragt, über die einige wenige schon etwas Bescheid wußten. Das war ein ansprechender Anfang.

Aber bange schlug mir das Herz, als am andern Morgen Bruder Pilgram wieder über den See fuhr und wir nun allein zurückblieben. Wie wird's gehen? Wir waren beide Neulinge, kaum ein halbes Jahr im Lande, der Sprache noch wenig Herr. Wohl hatte ich schon einige Male in Kirche und Schule gesprochen, konnte mich auch so einigermaßen verständlich machen. Aber es war doch noch recht schwierig die Leute zu verstehen, besonders auf Samosir, wo nicht wenige uns ganz fremdartige, den Tobanesen von drüben selbst unverständliche Worte gebraucht werden. Dazu wir beide noch wenig bekannt mit Sitten und Art der Tobanesen, und ihrer Schlauheit nicht gewachsen. Aber in Gottes Namen ans Werk! Er hat uns hierhergestellt. Und er hat uns bisher nicht Waisen gelassen.

Was ist's nun für ein Land, dieses Nainggolan? Im Norden der Tobaebene liegt inmitten des großen Sees die große wie ein Dreieck gestaltete Insel Samosir, vielleicht 4—5 Quadratmeilen im Umfang; im Inneren kahl, gebirgig und zerklüftet (wie man sich etwa die Insel Ithaka denkt), an der Küste stellenweise fruchtbar und gut bevölkert. Durch den breiten See völlig abgeschnitten vom Festlande, bildet diese Insel eine kleine Welt für sich, selbständig und unabhängig, in Sprache und Sitten nicht unbedeutend abweichend von den bataschen Stammesgenossen. Etwa

in der Mitte der südlichen Basis des Dreiecks ist die Landschaft Nainggolan gelegen, gut bevölkert, geeignet zum Mittelpunkt einer ausgedehnten Missionsthätigkeit. Allmählich steigt das Land vom Ufer an; weniger zerrissen sind hier die Berge; wie kleine Wäldchen liegen zahlreiche Dörfer zwischen den Kartoffel- und Reisfeldern zerstreut. Obgleich fast unter dem Äquator liegend hat das Land bei seiner beträchtlichen Höhe (etwa 1000 M. über dem Meeresspiegel) ein günstiges Klima; Feuchtigkeit ist wenig vorhanden; starke, oft sturmartige Winde vom See her sorgen für frische Luft aus bester Quelle. Die neue Station liegt dicht am See, auf den sie einen wunderschönen Blick gewährt, den wir alle Tage umsonst genießen dürfen. Ich werde nicht selten an die Scenerie eines Hochgebirgssees erinnert, zu welcher nur noch die Gletscher fehlen.

Diese Station wurde nun für die erste Zeit das Wunder und der Wallfahrtsort der Gegend. Da kamen Scharen von Kranken jeder Art, die von dem neuen Wunderdoktor augenblicklich kuriert sein wollten, darunter selbst Blinde und einige Irrsinnige. Zu Zeiten war das Haus umlagert von Kranken. Als sie dann sahen, daß das doch so schnell nicht angeht, folgte die unvermeidliche Enttäuschung, und viele kamen gar nicht wieder. Wir hatten viele Mühe, aus ihren Worten heraus zu studieren, welches ihre Krankheit sei, denn darüber haben unsre Samosiresen ihre eigene Terminologie. Ein Evangelist von Balige, der uns als Hilfe mitgegeben war, mußte anfangs fortgehend Dolmetscher spielen. Weiter erschienen täglich viele Neugierige, die durchaus das Haus und seinen Inhalt genau inspizieren mußten und unendlich viele Fragen auf dem Herzen hatten: was kostet deine Hose? wie wird das Zeug gemacht? zeig mal deine Flinte! wie ist der Geschmack des Zuckers? wo ist die große Kiste mit den Silberthalern? Dann kamen die Herren Häuptlinge: ob wir nun die Übelthäter strafen wollten? Es kostete und kostet noch immer viel Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß wir nicht Beamte der Regierung sind, und daß wir das Böse nur mit Worten strafen, nicht mit weltlicher Gewalt. So weit es die geringen Sprachkenntnisse gestatteten, verkündigten wir aus dem Worte Gottes, etwa die Geschichte von der Schöpfung oder vom Sündenfall, oder Geschichten aus dem Leben Jesu. Da gab's denn manche Zwischenfragen, oft komischer Art: Wir sind also die Söhne des Erstgebornen (des Sem) und ihr die des Jüngsten (des Japhet), also müßten wir (nach ihren Rechtsbegriffen) herrschen. Oder die stereotype Batafrage: Ihr seid weit hergekommen, habt ihr den Ort gesehen, wo Himmel und Erde zusammenkommen? Wie viel Unterthanen hat der König von Holland? Wie oft ist Krieg in eurem Lande? Hat

euch euer König geschickt und giebt er euch Lohn? Daß einst alle Menschen auferstehen sollen, darüber konnte sich einer gar nicht genug wundern. Ein alter Mann, den ich ermahnte: besinne dich bei Zeiten, du wirst vielleicht nicht mehr lange leben, fragte ganz naiv: wie lange denn noch? Er wollte gar nicht glauben, daß ich das nicht wüßte, und rief einmal über das andere: der Tuan (Herr) hat gesagt: ich würde nicht lange mehr leben. Dann kam ein Häuptling und wollte nicht weniger als 200 Ringgit (= 680 Mark) geliehen haben, um ein Boot zu kaufen. Meine Versicherung, daß ich soviel Geld nicht hätte, hielt er einfach für eine Lüge. Denn der Missionar gilt für sehr reich. Zucker, Brot und Tabak sind sehr begehrte Artikel; des Bettelns war im Anfang kein Ende. Jetzt haben wir's ihnen schon etwas abgewöhnt. Viele kommen wirklich nur, um uns zu belästigen, zu fragen, alles anzufassen und die Erde mit ihrem Betelsaft rot zu färben. Da ist viel Geduld vonnöten. Sie sind eben wie Kinder, und recht oft wie ungezogene Kinder, die sich freilich auch etwas sagen lassen. Immerhin haben auch unsre Wilden hier einen gewissen Anstand. Wollen wir z. B. essen, so ziehen sie sich zurück, wenn der Menschenandrang auch noch so groß ist. Vereinzelt kamen sie auch abends und wohnten unsrer gemeinsamen Abendandacht bei, wobei sich dann die Gelegenheit zu manchem guten Wort ergab. Für Scherz und Humor sind diese großen Kinder leicht zugänglich. Mit einem Witz oder harmlosen Spaß gewinnt man schnell ihre Herzen.

Ich hatte die Freude, daß sich alsbald mehr als 20 Kinder zur Schule einfanden, die nun in allerprimitivster Weise ihren Anfang nahm. Wir studieren im Freien unter dem vorhängenden Dach, die Knaben kauern im Kreise um mich herum. Ich machte ein zusammensetzbares Alphabet zurecht, und dann ging's ans Buchstabieren, daß die Station schallte. Einige lernen recht gut. Natürlich bilden die biblischen Geschichten den Mittelpunkt des Unterrichts; nachdem eine Geschichte zweimal vorerzählt ist, können die Befähigteren unter ihnen sie schon fast wortgetreu nacherzählen. Nur mit dem Singen will es gar nicht vorangehen. Freilich macht's den braunen Burschen viel Spaß, aber sie sind nach wochenlangem Üben noch nicht imstande e i n e Melodie zu fassen, so oft ich auch mit und vor ihnen singe und blase. Da wir noch kein Schullokal haben, geht's recht gemütlich zu; allerlei Leute sitzen dabei und hören zu oder schwatzen miteinander, während wenige Schritte vor uns an dem neuen Hause, meiner künftigen Wohnung, gezimmert und gehämmert wird. Das schönste aber ist: Die Schar der Kleinen — NB. nur Knaben! — ist recht anhänglich. Es ist wirklich nicht schwer, ihre Liebe zu erwerben.

Ich wünschte jedem Schulmeister, daß ihm so leicht die Herzen seiner Schäflein zufielen. Wenn ich z. B. spazieren gehe, so kommen sie von ferne herbeigestürmt, um mir die Hand zu geben und sich sofort anzuschließen. Jeder Spaziergang, so einsam sein Anfang war, endet damit, daß man je länger je größeren Schweif von Jungens hinter sich hat. Ein besonderes Fest ist es, wenn ich einmal die Flinte hervorhole, um Tauben zu schießen: da zieht alles mit; ein Freudengeschrei ertönt, wenn eine fällt. Die kleinen Plappermäuler mit den weißen Zähnen stehen dabei keinen Augenblick still. Ich finde es wirklich nicht schwerer, einen Batajungen lieb zu haben als einen deutschen Buben. Viele von ihnen halten sich fast den ganzen Tag auf der Station auf. Da sie nur früh und abends einmal essen, so hindert sie nichts, uns allzeit durch ihre holde Gegenwart zu beglücken. Das ist ihnen auch ganz gut; sie kommen damit in eine bessere Luft. Die Knaben haben garnichts von Schüchternheit an sich, sind zuthunlich, lenksam, bildungsfähig, wie weiches Wachs in der Hand des Künstlers. In ihren Köpfen und Herzen ist das Heidentum zum guten Teil schon überwunden. Ich war freilich nicht wenig erstaunt und unangenehm überrascht zu hören, daß mein bester Schüler, ein etwa vierzehnjähriger Häuptlingssohn, ein lieber Junge, schon — eine Frau hat und selbständig ein Dorf bewohnt, das ihm sein Vater eingeräumt hat. Mehrere der Schüler, soweit sie Häuptlingssöhne sind, haben schon eine richtige, teuer erkaufte Braut. Die Reichen kaufen ihren Söhnen frühe eine Frau, um damit ihren Reichtum auszuposaunen. Das führt dann oft zur Scheidung, und diese wieder zu Zank und Krieg. Im Anfang kamen viele der Schüler ganz nackt und alle mit langen, wilden Haaren. Diese nahm ich ihnen einfach mit der Schere ab, und das hat ansteckend gewirkt, daß nun auch die Großen sich mehr und mehr des lästigen Schmuckes entledigen. Auch die Kleidung besserte sich bald von selbst, auch Hosen und Jacken tauchten auf, die freilich oft viel zu lang sind. Leider ist der Schulbesuch kein regelmäßiger, da die Jungen Ziegen und Rinder weiden müssen, oder davon wenigstens immer eine Entschuldigung haben. Es ist aber eine Freude, an dieser empfänglichen Jugend Missionsarbeit zu verrichten. Wie die Morgenröte einer neuen Zeit leuchtet es mir aus ihren Herzen entgegen.

Schwierigkeiten mancherlei Art ließen nicht lange auf sich warten. Wir sind und bleiben leider in den Augen der Menge trotz aller gegenteiligen Belehrung Herren und Richter, die gekommen sind, Recht zu sprechen und Friede im Lande herzustellen, wobei das Wort Gottes als Mittel dient. Da wir uns auf unabhängigem, von der Regierung nicht

besetztem Gebiete befinden, ist das ja begreiflich, führt aber zu vielen Mißverständnissen und Enttäuschungen. Wir gelten ihnen als höchste Autorität, als letzte Instanz in schwierigen Fällen. Darum ist denn auch kein Ende mit Streitsachen und Prozessen, die sie vor uns bringen. Man kann nicht alles einfach abweisen, besonders wenn durch unser Eingreifen ein Krieg verhindert oder wenigstens hinausgeschoben werden kann. Gleich in den ersten Tagen unsers Hierseins kamen zwei Parteien, die sich befehdeten wegen eines Dorfes, das auf strittigem Boden angelegt war. Es gelang mit Gottes Hilfe, einen Vergleich herzustellen. Seitdem ist fast kein Tag vergangen, wo nicht ein Prozeß auftauchte, sei es, daß jemand einen entlaufenen Sklaven aufgenommen und damit zu dem seinen gemacht hatte, sei es, daß über das Kaufgeld einer Frau Streit entstand oder eine Scheidung vorlag, oder ein Unterthan eines Häuptlings von seinem Gegner in den Block gesetzt war. Hilfst du mir, meinen geraubten Sklaven wiederholen, dann will ich lernen, entgegnete mir ein Häuptling, den ich einlud, zu kommen, um Gottes Wort zu hören; er schied dann in großem Zorn, als ich ihm sagte, das kann ich nicht, ist auch meine Arbeit nicht. Oft freilich möchte man so gern helfen. Es fehlt aber jede Autorität im Lande, der Stärkere vergewaltigt den Schwächeren. In den seltensten Fällen wird über eine Streitsache Gericht gehalten, obgleich fest ausgeprägte Rechtsformen da sind; allermeist muß Flinte und Schwert den Streit ausmachen. Sie sehen nun ein: da der Missionar, der Mann des Friedens, gekommen ist, geht das nicht mehr so; an ihn also wenden sie sich, der über den Parteien steht, und ihnen an Klugheit und nach ihren Vorstellungen auch an Macht überlegen ist. Ich muß unwillkürlich an den Schillerschen Vers denken: Geendet nach langem verderblichen Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter war wieder auf Erden; nicht blind mehr waltet der eiserne Speer, nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr, des Mächtigen Beute zu werden. So ungefähr mag's meinen Nainggolanesen zu Mut gewesen sein, als wir Friedensboten uns unter ihnen niederließen. Das führt aber im Anfang zu vielen Verwicklungen und manchem Ärger. Man denke sich: Wir sind zwei ganz junge Missionare, kaum 1/2 Jahr im Lande, der Sprache, besonders der Sprache dieser barbarischen Insel noch wenig mächtig, dazu mit Art und Überlieferung dieses Stammes und den Kniffen und Ränken der Parteien noch gar nicht bekannt. Und nun kommen da etwa 40 Häuptlinge mit stattlichem Gefolge und lassen sich vor unserm Hause nieder, entschlossen, einen alten, häßlichen Streit von uns ausmachen zu lassen, damit Friede im Lande bleibe. Werden sie vollends erregt, und

das ist bei ihren hitzigen Wortgefechten ganz unvermeidlich, so versteht man gar nichts mehr. Dabei ist auch allermeist Recht und Unrecht auf beiden Seiten verteilt; es gehört also wohl salomonische Weisheit dazu, solche Knoten auf rechtlichem Wege zu lösen, umsomehr, als uns ja nur die Gewalt des Wortes, und das ist vorläufig noch ein recht ärmliches, zu Gebote steht. Denn gesetzt nun auch, wir sprechen ein Urteil, bezw. bestätigen ein verständiges Urteil der Mehrzahl — und so handeln wir, — so haben wir ja gar keine Macht, es durchzuführen, und der unterliegende Teil wird sich natürlich nicht fügen. So haben wir jüngst nach langem Reden und Verhandeln einer alten Streitgeschichte wegen eines entlaufenen Sklaven, die sie uns aufdrängten, kein Ende machen können, weil der Angeklagte, der wahrscheinlich unrecht hat, unsre Autorität nicht anerkennt, obgleich wir alle uns zu Gebote stehenden Mittel versuchten, um dem Kriege vorzubeugen. Nun steht der Krieg in Aussicht. Glücklicherweise sind die Bata schneller mit dem Wort als mit der That, und obgleich es nun seit Wochen heißt: heut abend geht es los, hat noch keiner es gewagt, den Anfang zu machen. Hat aber einmal einer es gezeigt, daß man auch auf dem Gebiet des Missionars kriegen kann, was ihnen bisher ein Ungedanke war, so folgen auch die andern, denn die Luft ist voll Kriegsgeschrei. Wer dächte dabei nicht an des Herrn Wort: Wer hat mich zum Richter über euch gesetzt? Mir ist es überhaupt ein drückendes Gefühl, daß wir Missionare als große Herren dastehen, wir mögen selbst dagegen sprechen, soviel wir wollen, den Heiden in jeder Weise weit überlegen, reich, „herrlich," wie sie sagen, in ihren Augen wie eine Art Heroen und Wesen einer höheren Ordnung. Unsre Häuptlinge mühen sich um die Wette, uns zu dienen, weil dadurch wiederum ihre eigne „Herrlichkeit" wächst, wie der Mond sich von der Sonne seinen Glanz borgt. Jesus, unser Meister, war ein Diener; wir sind Herren. Daher kommen dann auch die verkehrten Forderungen: wir sollen richten, sollen den Häuptlingen Macht und Glanz verleihen. Daß das Evangelium auch für die Armen gekommen ist, das will ihnen noch schwer in den Sinn.

Das führt auf eine zweite Hauptschwierigkeit, die Sklavenfrage. Wir haben es hier noch mit genuin bataschen Zuständen zu thun. Es giebt außer den kleinen und großen Häuptlingen fast nur Sklaven. Diese, zumeist Schuldsklaven, haben ein trauriges Los. Sie wohnen und essen erbärmlich, sind geistig stumpf, niedergedrückt von dem ihnen immer aufgedrängten Gefühl ihres Nichts, blutarm, auf tiefster Stufe der Menschlichkeit stehend. Oft genug hört man sie sagen: belehre uns, wir sind wie Ochsen. Ist einer Schuldsklave geworden, so kann er sich nur dann

freikaufen, wenn es seinem Herrn genehm ist, auch wenn er das Geld zusammengebracht hat. Seine Kinder aber sind und bleiben Sklaven; man nennt sie „Schweinekinder." Manche Häuptlinge belieben, ihre Sklaven Katzen zu titulieren, und behandeln sie auch demgemäß. Sie müssen ohne Lohn alle Feld- und Bau- und Kriegsarbeit für ihren Häuptling thun, und bekommen dafür schlechtes Essen, meist nur süße Kartoffeln und deren Blätter, während die Herren sich Reis und Fleisch leisten. Ja, bekommt der Häuptling Gäste, so soll er, wie man sagt, sich nicht entblöden, dem Armen sein Erspartes zu nehmen, vielleicht das eine Schweinchen, das er besitzt, um es dem Gaste vorzusetzen, ganz wie die Fabel des Propheten Nathan berichtet. Kommt aber die beinah jedes Jahr eintretende Hungersnot, so läßt der Herr seine Sklaven, von deren Fleiß er sich nährt, einfach hungern, und wenn sie klagen und stehlen. Eigenes Feld dürfen sie nicht haben. Wenn wir über den See fahren, und dann den Ruderern, die sich tüchtig anstrengen mußten, Lohn geben, so steckt der Häuptling, der ihn verteilen soll, in seine geräumige Tasche, und die Arbeiter haben das Nachsehen. Da ist's denn nicht zu verwundern, wenn bisweilen ein Sklave, vom Feinde bestochen, seinen harten Herrn ermordet, oder wenigstens ihm entläuft. Es giebt freilich auch unter den Sklavenbesitzern Ausnahmen; wir haben es hier zum Teil mit menschlich gesinnten Häuptlingen zu thun. Sie fangen auch jetzt an, diese ihre Unterthanen mit zum Gottesdienst zu bringen. Wir haben guten Mut, daß diese traurigen Zustände durch die Kraft des göttlichen Wortes anders werden, wie es in Silindung und Toba schon geschehen ist.

Von einem Häuptlinge („König" würde man in deutschen Kolonien sagen) mache man sich ja eine recht minimale Vorstellung. Außer einer gewissen Grandezza und großer Zungenfertigkeit zeichnen sich viele von ihnen äußerlich durch gar nichts vor ihren Sklaven aus; der Schmutz ist an beiden derselbe. Manche von ihnen haben außer ihrem eigenen Hause nur noch eins im Dorfe, über das sie herrschen; ja, einige beschränken ihr Königreich auf ihr Haus und dessen Bewohner. Ein deutscher kleiner Dorfschulze ist weit mehr. Es giebt freilich auch größere Häuptlinge (wir haben deren neun), die über 20 und mehr Dörfer herrschen und sehr reich sind. Alle aber, große und kleine, sind arg eifersüchtig auf einander. Thut mir der eine einen Gefallen, so folgen ihm die andern aus Neid. War früh der eine da, so kommt gewiß nachher sein Nebenbuhler und fragt: was hat er dir gesagt? was habt ihr besprochen? Diese unerquickliche Eifersucht erstreckt sich auch auf die Landschaften. Neben Nainggolan liegt die große Landschaft Sirait, die ich mit zu meinem Be-

zirke rechne. Aber vorläufig ist es nicht möglich, sie zur Kirche und Schule zu bekommen. Nainggolan hat einen Tuan, entschuldigen sie sich; wir wollen auch einen; denn wir sind von den Urvätern her Kinder des ältesten Sohnes, sie des jüngeren. Sie haben untereinander ein Gesetz gemacht, daß es nicht erlaubt ist, in Nainggolan zur Kirche zu gehen; damit wollen sie sich auch einen Tuan ertrotzen. Als wir einmal aus einer andern Landschaft ein großes Boot borgen wollten, um Holz zum Hausbau zu holen, ließen die Herren von dort sagen: euer Tuan ist nicht unser Tuan, seht selbst zu, wie ihr das Holz holt. Das ist nicht etwa böser Wille gegen uns, sondern bloß Neid und Eifersucht. Ein Unglück ist es, daß die Häuptlinge, so klein und arm viele unter ihnen sind, wenig oder gar nicht arbeiten. So sitzen sie den ganzen Tag und „machen Worte" und sinnen, wie sie wohl eine schöne Streitgeschichte einfädeln und sich das inhaltleere Leben bereichern können. Darum ist auch das Karten- und Würfelspiel sehr verbreitet auf unsrer Insel. Mancher verliert hunderte von Thalern an einem Tage, und viel Streit und Krieg kommt aus dieser Quelle. Seit wir hier sind, hat's damit, wie es scheint, bedeutend nachgelassen, wenn wir auch nicht, wie die Besseren unter ihnen uns zumuteten, die Spieler in den Block oder ins Gefängnis setzen. Sie wagen es wenigstens nicht mehr unmittelbar vor unsern Augen, wie es anfangs ganz ungescheut geschah.

Es fängt eine neue Zeit an, das fühlen sie alle. Da ist z. B. unser Nachbar, der wohlbeliebte Häuptling Oppu (Großvater, Häuptlingstitel) Lallan. Früher ein wütender Spieler und rasch zum Kriege, ist er jetzt verständig, lenksam, zugänglich für Gottes Wort. Vom ersten Tage an gegen uns gefällig und freundlich, hält er treu zu uns, fragt in allen Angelegenheiten um Rat, z. B. ob er einen Verwandten im Kriege unterstützen darf, kommt regelmäßig zum Gottesdienst und bringt auch seine Frau und viele seiner Untergebenen mit. Seine Frau zeichnet sich bedeutend vor ihren Schwestern aus; besuchte uns ohne Scheu und war auch die erste, die es wagte, der Landessitte entgegen mit den Männern zum Gottesdienste zu kommen. Später sind ihr dann mehr gefolgt. Sie übt offenbar einen guten Einfluß auf ihren Mann aus. Vielleicht ist das zum Teil Dankbarkeit gegen uns. Als wir nämlich vor einem halben Jahre zum ersten Male hier waren, um das Land auszukundschaften, waren wir eines Abends im Dorfe dieses Häuptlings versammelt; auch seine Frau war zugegen. Da fragte Oppu Lallan: ist es recht, wenn ich mir eine zweite Frau nehme? Als ihm die gebührende ablehnende Antwort zuteil wurde, wandte er sich würdevoll an seine durch unsre Antwort

gewiß mehr als durch seine Frage erbaute Frau: Freue dich Mutter! Er und seine zahlreiche Familie halten sich zu Gottes Wort, und es besteht eine Art Freundschaftsverhältnis zwischen uns, was natürlich einigen andern Häuptlingen wieder ein Dorn im Auge ist. Als neulich ein neues großes Haus in seinem Dorfe fertig geworden war, mußten wir zur Feier dieses Tages eine Einladung zum Essen bei ihm annehmen.

Ein andrer in jeder Weise merkwürdiger Mann ist der Schmied Oppu Sibarung. Schon früher durch die Predigt der Evangelisten, die von Balige bisweilen herüberkamen, und durch das Wort Gottes, das er eifrig liest, angefaßt, hat er völlig gebrochen mit dem Heidentum, obgleich er selbst heidnischer Zauberpriester war. Als er anfing, den Christengott zu bekennen, kam allerlei Leid, Krankheit, Sterben in seiner Familie über ihn, und damit zugleich reichlicher Spott seiner heidnischen Genossen. Aber er hielt aus und betete fleißig, so gut er's konnte, vor allen Dingen, daß ein Missionar kommen möchte, ähnlich dem Cornelius in der Apostelgeschichte. Nun ist dieser sein Herzenswunsch erfüllt. Wir aber staunen und freuen uns darüber, was der Geist Gottes, die vorlaufende Gnade, schon an diesem Manne gewirkt hat. Er fehlt nie im Gottesdienst, obgleich er ziemlich weit entfernt wohnt, liest eifrig die biblischen Geschichten und den Katechismus, und zwar mit Nachdenken. Kam er doch einmal und fragte, was die Versuchungsgeschichte des Herrn Jesu zu bedeuten habe; worauf ich ihm antwortete: als der Herr Jesus auf die Erde kam, um die Menschen zu erlösen, da sah der Teufel, daß nun alles für ihn verloren sei, wenn das Werk Jesu gelänge; darum versuchte er ihn zur Sünde zu bringen, denn dann hätte ja Jesus die Welt nicht erlösen können u. s. w. Sonntag Nachmittags kommt er oft und repetiert die Predigt, wozu er meist noch einen Genossen mitbringt. Das macht er in recht originell batascher Weise. Die Geschichte vom reichen Mann z. B. fing er etwa so an: Es war einmal ein Mann, Lazarus, der war sehr arm, immer war sein Bauch hungrig, die Hose war ihm zerrissen und ebenso sein Kleid, und sein Leib war voll Geschwüre, aber er hielt treu zu Gottes Wort und hörte es fleißig. Der ging nun zu einem reichen Mann, der aber gottlos war. Wohlan mein Fürst, sagte er, du bist reich, Gott hat dir Gutes gegeben; aber denkst du auch an Gott? Verachte Gottes Wort nicht, damit du auch im Himmel deinen Anteil hast, denn dein Geld kannst du nicht mitnehmen. Also sagte der Arme. Da kam die Antwort des Reichen: Wohlan mein Freund, wenn dem so ist, so bitte du doch erst Gott, daß er dich reich macht und dir deine Krankheit nimmt. Also sagte der Reiche. Dieses hat Gott mir zugeteilt, das

muß ich tragen, sagte der Arme. Aber der Reiche hörte sein Wort nicht. Darauf ging er ein zweitesmal zu ihm und sagte: ach mein Fürst, gedenke an Gott, damit du deinen Anteil im Himmel hast, wenn du stirbst. Aber nicht wollte der Reiche u. s. w. Diese Änderungen und weitschweifigen Ausführungen beweisen, daß er's verstanden hat. Und das einmal Erfaßte wendet er auch gut an. So wohnt in seiner Nähe ein reicher Häuptling, der aber von Gottes Wort noch nicht viel wissen will. Zu dem ging er hin: Höre, mein Fürst, ich will dir einmal predigen, versammmle alle deine Leute. Gut, sagte dieser. Als alles versammelt war, fing er an und erzählte das obige Gleichnis mit kräftiger Nutzanwendung. Da war weiter ein reicher Häuptling, der den Sklaven eines andern in den Block gelegt hatte, um ihn sich dann anzueignen. Unser Schmied ging eines Tages zu ihm hin und hielt ihm vor: Erinnere dich an das, was der Tuan am vorigen Sonntag gepredigt hat: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Knecht; wer das thut, sündigt gegen Gottes Gebot und über ihn kommt der Zorn Gottes. Und wirklich hat der sonst sehr hartköpfige Mann den Sklaven losgelassen. Dieser Schmied ist auch der einzige bisher, der bisweilen fragt: das und das habe ich in der Predigt nicht verstanden, erkläre es mir, bitte. Er wird einst, so hoffe ich, ein trefflicher Evangelist werden. Dieser einzige ist es wahrlich wert, daß hier ein Missionar arbeitet. Wir danken Gott, daß er uns schon im ersten Anfang solch eine liebliche Erfahrung machen läßt. Daß er uns in jeder Weise behilflich und dabei gegen die Art seiner Landsleute in seinem Handwerk sehr fleißig ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Im Dorfe neben uns residiert ein Häuptling, Oppu Latsat, dessen Charakter mir noch rätselhaft ist. Ich hatte früher an seiner Aufrichtigkeit stark gezweifelt. Da erlebte ich folgende ermutigende Geschichte mit ihm. Er kam eines Abends, wie er das öfter thut, und fragte nach dem siebenten Gebot, und ob auch der ein Dieb sei, der Gestohlenes an sich nehme? Ich bemühte mich, ihm klar zu machen, daß der dieselbe Sünde thue, wie der Dieb selbst. Am andern Abend kam er wieder zur Abendandacht, hieß dann meine Jungen hinausgehen und bekannte, daß er mich unlängst bestohlen, bezw. von seinem Bruder Gestohlenes verheimlicht habe. Er und sein Bruder hatten nämlich früher einmal von drüben Bretter für mein Haus geholt und dabei einige der schönsten für sich behalten unter dem Vorwand, sie dort gekauft zu haben, was mir damals aus allerlei Gründen schon auffällig war. Das bekannte er nun und bat um Verzeihung, die ich ihm gern gewährte. Ich setzte ihm dann aber auseinander, daß er damit auch gegen Gott gesündigt habe und diesen vor

allem um Vergebung bitten müßte. Da wollen wir doch gleich beten, sagte er, und ich betete dann laut mit ihm. Sein Bruder kam dann, von ihm aufgefordert, tags darauf auch und bekannte. Die Bretter hatten sie im Dunkel der Nacht wiedergebracht. Mir war das eine Herzensfreude, die ich erst gar nicht recht glauben konnte, so seltsam schien mir sein Gebaren. Ich hoffe, er dringt durch, obgleich er noch recht schwach und im übrigen noch ein echter Heide ist. Auch er, wie sein Bruder, gehört zu den regelmäßigen Besuchern des Gottesdienstes. Das hindert ihn aber nicht, sich noch mit Kriegsgedanken zu tragen und auch in seinem Dorfe noch allerlei heidnischen Spuk zu dulden. Derselbe Häuptling, der mir einst drohte, er werde nicht kommen, wenn ich nicht seinen Sklaven freimachte, ist jetzt wie umgewandelt. Seine beiden Söhne wurden krank. Da sie meine Schüler sind, ging ich in sein Dorf und gab Medizin, die Gott gesegnet hat. Sie wurden schnell wieder gesund, und nun ist der Vater, der einst im heftigen Zorn von uns schied, unser bester Freund, der uns sogar allerlei Geschenke aufnötigen wollte. Er war einer der ersten, der seinem Sohn ein Neues Testament kaufte, was bei dem schrecklichen Geiz unsrer Nainggolanesen viel sagen will. Wieder ein andrer, kleiner Häuptling kam dieser Tage und entschuldigte sich, daß er am Sonntag nicht zur Predigt dagewesen sei; er war am Sonnabend über den See gefahren, und starker Wind hatte die Rückkehr unmöglich gemacht. Aber, fügte er gleich hinzu, ich habe mich schon nach der Predigt erkundigt. Auf meine Frage konnte er wenigstens das betreffende Bibelwort hersagen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Sein Sohn, mein Schüler, hatte ihm sagen müssen, so viel er selbst noch wußte. Ich frage oft während der Woche nach der Predigt des vorigen Sonntags und finde auch selten einen, der gar nichts erinnert, wenn's auch freilich meist sehr wenig ist und viele grobe Mißverständnisse mit unterlaufen.

Als wir hier einzogen, fand alle vier Tage großer Markt statt dicht vor der Station am Strande. Jeden Monat einmal fiel dieser Markt auf den Sonntag, und das war sehr störend und des Sonntags durchaus unwürdig. Nun haben wir mit den tonangebenden Häuptlingen großen Rat gehabt und ohne Schwierigkeiten es durchgesetzt, daß der Markt einmal wöchentlich stattfindet, daß also von nun an die christliche Zeitrechnung gilt. Als einmal der alte Markt wieder zu beginnen drohte, ging ich hin und trieb die Leute auseinander und erinnerte sie an unser Übereinkommen. Seitdem ist nun auch die Sonntagsfeier eine würdigere geworden. Anfangs hielten wir unsre Gottesdienste unter dem vor-

hängenden Dache unsers Häusleins. Glücklicherweise konnte dieser Raum sehr bald die Hörer nicht mehr fassen. Unterdes waren die Schreiner eingezogen und hatten sich einen Strohschuppen gebaut, der das Holz und zugleich sie selbst vor Regen und Sonnenhitze schützen sollte. Da zogen wir nun des Sonntags hinein, nachdem jedesmal das Holz und die Hobelspäne hübsch beiseite geräumt waren. Ein Dom ist diese Strohhütte freilich nicht, aber es ist doch Platz darin. Wir trösten uns damit, daß das Wort Gottes und seine Kraft ja nicht nur in Domen und steinernen Gotteshäusern wohnt. Jetzt sind wir aber auch daran eine „Kirche“ zu bauen. Diese denke man sich aber ja recht primitiv. Ein einfaches Gerüst wird aus Bambu hergestellt, ein Dach von Stroh darauf gesetzt, und die „Kirche“ ist fertig. Wenn die Häuptlinge aber ihr Wort halten, werden wir's noch ein bißchen schöner machen und die Wände aus Erde, bezw. Lehm herstellen. Dann will ich Kalk schenken, um dem Ganzen einen schönen Anstrich zu geben. Das wird aber noch einige Zeit dauern. Seit vier Wochen reden wir nun fast täglich über den Bau, und noch ist das Gerüst nicht fertig. Wenn alle zur Stelle wären, würde in 3—4 Tagen die ganze Arbeit fertig sein. Aber ohne die unvermeidlichen Geduldsproben geht's nun einmal hierzulande nicht ab. Die Gottesdienste sind natürlich vorläufig noch recht einfach. Unsre Predigten entsprechen ebensowenig den Anforderungen kunstgerechter Homiletik wie der Hergang des Gottesdienstes den Regeln der Liturgik. Daß der Missionar im Heidenlande Dogmatik predige, ist eine Anschuldigung, die mir hier in ihrer ganzen Thorheit und Lächerlichkeit klar wird. Die mangelhafte Bekanntschaft mit der überdies an abstrakten Begriffen so armen Sprache wie andrerseits die ganz unglaublich geringe Fassungskraft unsrer Zuhörer sorgt schon für Fernhaltung alles Dogmatisierens. Biblische Geschichten, Gleichnisse, praktische Nutzanwendungen, Vorhaltung ihrer Sünden, Hinweisen auf den gekreuzigten Heiland, und zwar in denkbar einfachster Weise, dadurch allein können wir den Weg zu den Herzen und auch den Köpfen finden. Ich sehe immer mehr, daß wir trotz redlichen Bemühens noch recht wenig verstanden werden, wenn gleich die Bata eine große Fertigkeit haben, sich bald eine Anzahl christlicher Redensarten anzugewöhnen.

Eine regelmäßige Zuhörerschar von etwa 60—80 Erwachsenen findet sich jetzt sonntäglich ein, dazu natürlich auch die gesamte Schuljugend. Zu unsrer Freude haben nun auch die Frauen die anfängliche Scheu überwunden; etwa 20 von ihnen kommen regelmäßig. Wenn erst die Missionarsfrau hier sein wird, dann wird's damit noch mehr in die Höhe

gehen. Die regelmäßigen Kirchenbesucher habe ich auf ihren eigenen Wunsch — ich hätte sonst damit noch gewartet — als „Lernende“ angeschrieben. Das heißt vorläufig nur: sie wollen zur Kirche kommen, und sich unter den Schall des Wortes Gottes stellen und auch, so gut sie es können und wissen, dem gemäß leben. Frauen und Kinder, so weit sie nicht noch ganz klein sind, mitgerechnet, haben wir jetzt 130 Lernende, eine Zahl, die fast jeden Sonntag einen Zuwachs erhält. Seit einiger Zeit haben wir nämlich angefangen, unsren Lehrer fast allabendlich in die Dörfer zu schicken und da zu predigen und zum Gottesdienst einzuladen. Die Leute nehmen ihn immer mit Freuden auf, und viele lassen sich dadurch bewegen, zur Kirche zu kommen. Am Schlusse jedes Gottesdienstes, in dem auch der Lehrer nach uns spricht, lernen wir noch zusammen auswendig. Mit einem Tischgebet fingen wir an. Zu unsrer Freude ging die Anregung hierzu von ihnen selbst aus; sie baten darum, weil wir ihnen gesagt, man müsse Gott danken, wenn man zum Essen gehe. Jetzt lernen wir an den Geboten. Da jetzt viele Teilnehmer sind, so ist es schwierig, daß keiner zu kurz kommt. Das Lernen macht ihnen Freude, auch den Alten; selbst die Frauen sagen ihr Teil auf, freilich die meisten sehr leise. Während des Gottesdienstes müssen sie sich des Betelkauens enthalten. An Stelle einer Glocke rief bisher meine Trompete die Kirchgänger zusammen; neuerdings hat uns ein Häuptling eine große eiserne Gong zu dem Zwecke verehrt, deren eherne Stimme weiter gehört wird. Bisher ein Werkzeug zu allerlei Teufelsspuk muß sie nun der Verherrlichung des Namens Gottes dienen. Nach einer schönen Kirche mit Glocke, die sie von Balige und Laguboti her kennen, sind sie sehr begierig, können aber noch gar nicht fassen, daß sie selbst dafür aufkommen müssen. Als ich ihnen zum erstenmal sagte: wenn ihr eine schöne Kirche haben wollt, müßt ihr sie bauen, lachten sie mich einfach aus: die müßte der Tuan bauen, dazu sei er ja gekommen. Doch wird's auch noch dahin kommen, des bin ich gewiß, wenn Gott weiter Gnade giebt, wie bisher. Sie haben ja schon viel für uns gethan, haben einen großen Platz geschenkt, haben diesen mit einem hohen und breiten Wall umgeben, was eine furchtbare Arbeit ist, haben den Wall mit Bambu bepflanzt, haben mein Häuslein mit Stroh gedeckt und sehr viel zubereitetes Stroh für die Nebengebäude geliefert, und bauen nun die Interimskirche. Nun sind sie vorläufig müde. Wir danken Gott von Herzen, daß er sie zu dem allen bisher willig gemacht hat.

Leider können wir uns noch nicht mit aller Kraft der Missionsarbeit widmen, einmal weil wir noch fleißig die Sprache studieren müssen und

dann, weil der nunmehr in Angriff genommene Bau des großen Hauses und viele andere damit verbundene äußere Arbeit uns an die Scholle fesselt. Auch die Regulierung des unebenen Platzes kostet viel Mühe. Wir haben ja glücklicherweise recht geschickte Leute zum Arbeiten, aber man muß doch immer selbst dabei sein und die Aufsicht führen. Es dauert sehr lange, bis eine neu angelegte Station auch nur im Gröbsten einigermaßen fertig ist. Man muß sich dabei um viele Dinge bekümmern, von denen man bisher nichts verstanden hat: wie man am besten eine Thür einsetzt, wie steil ein Holzschindeldach sein muß, wie die Balken des Hauses gesetzt werden müssen, wie Kaffeebäume gedüngt werden, Sägen schärfen, Wege anlegen, Brunnen graben und, was noch schwerer ist, reinigen, Wasser ableiten und dergleichen Dinge, die man sich oft genug selbst erfinden muß, so gut es eben geht. Darum freuen wir uns auf den Tag, wo wir das kleine, für zwei Menschen all zu enge Häuslein, in dem wir uns zwischen Eßgeschirr, Nägeln, Reis, Eßvorräten, Medizinflaschen, Kleidern, Werkzeugen, Kisten kaum noch bewegen können, verlassen und in das neue fertige Haus einziehen dürfen. Bis freilich die ganze Station einigermaßen fertig ist, darüber dürfte noch lange Zeit vergehen.

Bisher haben wir unendlich viel Ursach zum Danken und Loben. Wider Erwarten schnell wurden uns die Thüren aufgethan, und wir dürfen mit dem Apostel sagen: mir ist eine offene Thür gegeben. In der kurzen Zeit unsers Hierseins haben wir viel Ermutigendes erlebt. Das Land erschließt sich dem Evangelium. Wir glauben's schon zu spüren, daß eine neue Zeit für unser Nainggolan anbricht. Siehe, ich mache alles neu, wird's auch hier heißen. Welche Gnade Gottes, an solcher Arbeit stehen zu dürfen! Laßt uns fleißig beten, daß auch hier sein Reich komme und nur sein Name geheiligt werde.

Missionsrundschau.

Niederländisch Indien.

Vom Herausgeber.

Eine lückenlose und zuverlässige Übersicht zu geben über den Stand der evang. Mission in dem großen indischen Inselreiche, das unter holländischer Herrschaft steht, ist sehr schwer. Und zwar aus mehr als einem Grunde. Erstens, weil die Missionsthätigkeit, welche auf dem genannten Gebiete geübt wird, soweit sie in holländischen Händen liegt, so sehr zersplittert ist. Von den 11 holländischen Missionsgesellschaften, welche in niederländisch Indien thätig sind, sind die meisten sehr klein; nur eine derselben hat 11, mehrere

nur 1—4 Missionare; und dem Nichtholländer ist es fast unmöglich, sich über die Berichte aller dieser kleinen Gesellschaften auf dem laufenden zu erhalten, des ganz zu geschweigen, daß diese Berichte auch inhaltlich manches zu wünschen übrig lassen. Ähnlich ist es übrigens auch mit den Mitteilungen der Anglikanischen Ausbreitungs-Gesellschaft (im Norden von Borneo), die sehr dürftig sind; wogegen die beiden deutschen in niederländisch Indien thätigen Missionsgesellschaften, die Rheinische und die Neukirchener, vortreffliche Berichte liefern. Nun giebt es allerdings auch zwei allgemeine holländische Missionszeitschriften: De Macedoniër[1]) und die Nederlandsch Zendings Tijdschrift, welche sich besonders in der letzten Zeit bemühen, orientierende Gesamtübersichten teils über einzelne Gebiete niederländisch Indiens, teils über das gesamte dortige Missionsfeld zu liefern, die wir dankbar als eine Hauptunterlage für unsre Berichterstattung benutzen; aber auch sie sind weder lückenlos, noch entsprechen sie den an eine orientierende Rundschau zu stellenden Anforderungen. Was wir zunächst von ihnen wünschen, das ist eine knappe, durchsichtige, zuverlässige und umfassende Generalüberschau auf vielleicht einem Bogen, die, ohne sich in Kleinlichkeiten zu verlieren, nicht bloß eine charakteristische Orientierung über den gegenwärtigen Stand, sondern auch einen instruktiven Einblick in die Art und Weise der dortigen Missionsarbeit bietet.

Dazu kommt noch ein andrer Umstand, der die Übersicht bedeutend erschwert. Die Missionsthätigkeit in niederländisch Indien liegt nämlich nicht bloß in den Händen von Missionsgesellschaften, sondern auch der Kolonialregierung, welche in den sog. gevestigden inlandschen Christengemeenten Geistliche anstellt, die im Unterschiede von den durch die Missionsgesellschaften besoldeten Sendboten hulppredikers heißen. Unter diesen hulppredikers sind also nicht Hilfsprediger in unserm Sinne zu verstehen, sondern Missionsgeistliche, die von der Kolonialregierung zur pastoralen Pflege bereits gesammelter heidenchristlicher Gemeinden berufen und besoldet werden, die aber zugleich auch eigentlichen Missionsdienst thun. Neben diesen hulppredikers stellt die holländische Kolonialregierung auch noch predicanten an; das sind eigentliche Kolonialgeistliche, die den Beruf haben, die europäischen Christen in den Kolonien zu pastorieren. Diese letzteren scheinen eine Art Superintendentenstellung über die hulppredikers einzunehmen, denn unter ihrem Vorsitz finden jährlich Konferenzen derselben statt, auch geht die Korrespondenz der hulppredikers mit der Kolonialregierung durch ihre Hand. Dieses Institut der hulppredikers ist noch nicht sehr alt, es stammt erst aus dem Jahre 1870 und bedeutete einen großen Umschwung in der Stellung der holländischen Kolonialregierung zu Christentum und Mission. Viele der hulppredikers sind frühere Missionare, die nur aus dem Dienste einer Missionsgesellschaft in den der Regierung übergetreten sind und auch die meisten der neuangestellten scheinen Missionszöglinge zu sein; die Regierung aber beruft, plaziert, beaufsichtigt und versetzt sie. Zur Zeit (d. h. 1892) giebt es in niederländisch Indien 23 hulppredikers neben 95 Missionaren (mit Einschluß der 44 nichtholländischen), die im Dienste von Missionsgesellschaften stehen. In der Pflege dieser hulppredikers befindet sich nun die große Majorität

[1]) Der mit 1894 eingeht.

der in den niederländischen Kolonien Indiens vorhandenen Heidenchristen, jetzt bekanntlich auch fast die ganze Minahassa, in welcher durch den Dienst der Nederlandschen Zendelinggenootschap c. 130000 Heidenchristen in geordnete Gemeinden gesammelt worden sind. Nach einer durch Schuurmanns mühsam gesammelten, leider aber nicht vollständigen und für den Nichtholländer auch schwer durchsichtigen Generalstatistik (Ned. Zendings T. 1893, 150) beträgt die Gesamtzahl dieser Heidenchristen zur Zeit rund 200000; also die in der Pflege der Missionsgesellschaften stehenden nicht eingerechnet.

Ein einfaches Divisionsexempel ergiebt sofort, daß die Parochie je eines dieser hulppredikers durchschnittlich c. 10000 Heidenchristen umschließt, eine Seelenzahl, die für einen Pastor viel zu groß ist, zumal sie sich auf viele, oft weit von einander entfernt liegende Orte verteilt. Mancher dieser hulppredikers hat mehr als 20 Gemeinden in seiner Pflege, und dazu ist den meisten auch noch die Verpflichtung auferlegt, eingeborne Helfer herauzubilden. Bedenkt man endlich, daß weit nicht alle dieser Männer die Volkssprache beherrschen, sondern oft sich des Malaiischen bedienen, und daß sie oft wechseln, so ist ersichtlich, daß dieses hulpprediker-Personal den geistlichen Bedürfnissen einer heidenchristlichen Bevölkerung von — vermutlich über — 200000 Seelen weit nicht genügt und daß vollends sein Missionseinfluß ein beschränkter ist. Allerdings stehen diesem europäischen Arbeiterpersonal zahlreiche eingeborne Gehilfen in Kirche und Schule zur Seite, von denen viele in ihrer Weise thun, was sie können; die aber vielfach doch der Anleitung und Aufsicht entbehren, welche ihnen noch so not thut. Mit Ausnahme großer Bezirke in der Minahassa, auf die wir später zurückkommen, scheint denn auch der Stand des geistlichen Lebens in vielleicht den meisten dieser sog. gevestigden inlandschen Christengemeenten ein ziemlich niedriger zu sein. Doch ist es uns nicht möglich, etwas Spezielles über dieselben zu berichten, da man eben nicht viel erfährt. Und das ist der zweite Hauptgrund für die Mangelhaftigkeit der Missionsrundschauen über niederländisch Indien, daß die Quellen — wenigstens für uns, wie es scheint aber auch für die Missionsliteraten in Holland — so spärlich fließen oder so schwer zu beschaffen sind, welche über die Versorgung, die Beschaffenheit und die Ausbreitung der sog. gefestigten inländischen Christengemeinden befriedigende Auskunft geben. Wenden wir uns nun zu den einzelnen Hauptgebieten des in Rede stehenden großen Missionsfeldes.

Recht dürftig steht es bis heute auf der bevölkertsten und wichtigsten Insel des gesamten Archipels, auf Java, unter dessen 20 Millionen meist mohammedanischen Bewohnern es höchstens 18—19000 eingeborne Christen giebt. Nach der im Macedoniër (1893, 189) gegebenen Statistik sind es sogar nur 15590. Aber auch angenommen, daß die Schuurmannssche Angabe (Ned. Z. T. 1893, 82—91 u. 153), welche 18736 eingeborne Christen auf Java berechnet, die korrektere ist, bleibt das Ergebnis ein dürftiges. Freilich Java ist von alters her ein unfruchtbarer Missionsboden, allerdings vielfach infolge der Verschuldung der niederländischen Kolonialpolitik, die den Mohammedanismus geradezu begünstigte, die christliche Mission erschwerte und sich unter den Eingebornen wenig Zuneigung erwarb. Dazu ist die Zahl der Missionsarbeiter für eine so große nichtchristliche Bevölkerung eine sehr geringe: 28 bezw. 30 mit Einschluß der beiden hulppredikers

in Depok und Samarang. Aber auch die Missionsmethode scheint vielfach eine wunderliche gewesen zu sein und noch zu sein, nämlich, daß man statt direkt die Missionsarbeit auf die inländische Bevölkerung zu richten, auf dem Umwege der Bildung von christlichen Gemeinden aus Europäern und Halbeuropäern glaubte jene allein beeinflussen zu können. So ist es geschehen, daß nicht wenige Sendboten von Missionsgesellschaften Pastoren europäischer Gemeinden, aber nur ganz nebenbei eigentliche Missionare geworden und gewesen sind. Die holländischen Missionsfreunde, deren Fürsorge Java speziell vertrauet ist, sollten doch allen Fleiß thun, gerade auf dieser dichtbevölkerten Insel nicht bloß die Zahl der europäischen Missionare bedeutend zu verstärken und das Evangelisierungswerk in die Hände von Männern zu legen, die mit besonderen Gaben des heiligen Geistes ausgerüstet sind, sondern auch dem Vorurteil energisch entgegentreten, als ob auf Java die direkte Mission unter den Eingebornen ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Überall, wo größere inländische Gemeinden sich finden, sind diese zustande gekommen durch direkte Missionsthätigkeit unter den Eingebornen.

In der Hauptstadt Batavia selbst scheint die kleine inländische Christengemeinde, deren Zahl Grundemann 1890 auf „reichlich" 100 angab, eher ab- als zugenommen zu haben, wenigstens nach der Statistik von Schuurmanns, die nur 85 Getaufte aufführt; dagegen ist in dem an der Straße von Batavia nach Buitenzorg gelegenen Depok die Gemeinde von 600 auf 700 Seelen im Laufe der letzten Jahre gewachsen. Hier befindet sich auch das Hauptseminar zur Ausbildung von eingebornen Gehilfen für den gesamten Archipel. 1878 begründet hat dasselbe bis jetzt 71 Zöglinge entlassen, und zwar 28 Bata, 10 Dajaks, 9 Sangiresen, 8 Alfuren, 8 Javanen, 7 Sudanesen und 1 Depoker, deren große Mehrzahl sich die Zufriedenheit der Missionare erworben hat, unter deren Aufsicht sie arbeiten. In den letzten Jahren zählte das Seminar durchschnittlich 34 Zöglinge. Der Unterricht dauert 4 Jahre und wird in malaiischer Sprache erteilt. Während der ganzen Zeit, die das Seminar besteht, „hat keine andre Strafe erteilt zu werden brauchen als Ermahnen und Drohen." (Neuk. Miss.- und Heiden-Bote. 1893, 37.)

Während in dem gesamten westlichen Java von bedeutendem Fortschritt keine Rede ist, haben die christlichen Gemeinden des östlichen Mittel-Java, speziell in der Residentschaft Bagelen und den benachbarten Residentien, von Tagal bis Purbolinggo und Purworedjo, ein beträchtliches Wachstum zu verzeichnen. Nachdem schon 1882 eine Bewegung eingetreten war, in deren Folge mehr als 1000 Personen in kurzer Zeit getauft wurden, hat sich auch noch in der letzten Zeit die Zahl der Christen nicht unbeträchtlich vermehrt. Sie mag jetzt wohl über 7000 betragen. Diese ganze Bewegung ist besonders auf den Einfluß eines eingebornen Gehilfen, Sadrach, zurückzuführen, bezüglich dessen sich jetzt ein unangenehmer Streitfall erhoben hat, welcher die holländischen Missionskreise lebhaft zu beschäftigen scheint. Das in Rede stehende Gebiet war nämlich bis jetzt von der Ned. Geref. Zend. Vereeniging besetzt, die aber im Begriff steht, es an die Ned. Geref. Kerken abzutreten. Von beiden wurde nun in 1891—1892 als Deputierter Ds. L. Cachet entsandt, um an Ort und Stelle einen Einblick in die Verhältnisse zu thun. Der Eindruck, den dieser Deputierte empfangen, ist

im ganzen kein günstiger gewesen, was nicht so sehr überraschend ist, da mit den Massentaufen, die im letzten Jahrzehnt stattgefunden, es wohl so genau nicht genommen worden war und man es leider auch an genügender Unterweisung der Getauften hatte fehlen lassen. Was aber überraschte, das war die Entlassung des einflußreichen Sadrach, die der Deputierte verfügte, der Antrag desselben an den General-Gouverneur, dem Sadrach die Rechte eines Hilfsmissionars zu entziehen und die Ablehnung dieses Antrags seitens der Kolonialregierung. Nun ist es allerdings Thatsache, daß der „Hilfsmissionar" Sadrach eine sehr selbständige Rolle gespielt, die ihn mehr zum Führer als zum bloßen Gehilfen gemacht; und ebenso, daß er von Anfang an eine von der Ned. Geref. Z. V. völlig unabhängige Stellung eingenommen und die ersten großen Massentaufen der durch ihn für das Christentum Gewonnenen nicht von einem Missionar der genannten Zend. Vereeniging, sondern von dem Prädikanten zu Purworedjo, Ds. Troostenburg de Bruyn, vollzogen und auch in das Taufregister der Gouvernementsgemeinde von Purworedjo eingetragen worden sind. Demnach ist es zweifelhaft, ob Sadrach überhaupt in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu der Ned. Geref. Zend. V. gestanden. Von den Missionaren derselben scheint nur einer (Missionar Wilhelm) mit ihm einen eigentlichen amtlichen Verkehr gehabt zu haben, wenigstens soweit uns die Sachlage durchsichtig ist. Unter diesen Umständen ist die Handlungsweise des genannten Deputierten doppelt überraschend. Die Beschuldigungen, die Ds. L. Cachet gegen den Mann erhebt: Irrlehre, selbstsüchtige Schlauheit, Ehrsucht, Habgier werden von anderer Seite als nicht substantiiert genug bezeichnet, um die Amtsentsetzung zu rechtfertigen. Uns ist der ganze Fall noch nicht durchsichtig genug, um uns ein abschließendes Urteil zu erlauben. Soeben veröffentlicht Ds. L. Cachet ein in 10 Lieferungen erscheinendes Werk über seine Visitation: Een Jaar op Reis in Dienst der Zending (Amsterdam, Wormser), welches vermutlich die augenblicklich noch fehlende Aufklärung bringen wird. Bis jetzt liegen uns nur die 3 ersten Lieferungen vor, die durchaus den Eindruck einer gediegenen Arbeit machen, aus welcher viel über die holländische Mission auf Java zu lernen sein wird. Wir werden daher, sobald es vollendet ist, auf das Buch zurückkommen. Was bisher erschienen ist, beschäftigt sich noch nicht mit der in Rede stehenden Streitfrage.

Leider ist durch die Disziplinierung Sadrachs eine bedauernswerte Verwirrung herbeigeführt: die überwiegend große Majorität der Christen hat sich auf die Seite ihres „Vaters" Sadrach gestellt, und indem die Kolonialregierung die beantragte Entziehung seines Patents als Hilfsmissionars verweigert hat, ist die Mission auch mit dieser in einen höchst fatalen Konflikt geraten, von dem man denken sollte, er hätte vermieden werden können, wenn die Regierung bei dem streitigen Falle völlig aus dem Spiele gelassen worden wäre. Und noch trauriger ist die Sachlage dadurch geworden, daß von den 3 in dem großen Distrikt thätigen Missionaren einer in dieser Zeit gestorben, ein anderer schwer erkrankt ist, und daß die römische Propaganda, die immer zur Hand ist, wo es ein Fischen im Trüben giebt, bereit steht, in das Gebiet einzudringen (Maced. 1893, 13, 29). Die neue „Kirchen"-Mission wird viel friedsame Weisheit und geduldige Energie brauchen, um alles wieder zurecht zu bringen und die christentumsfreundliche Bewegung, die unter den

missionarischen Erlebnissen auf Java eine Ausnahme war, in gesunden Bahnen fortzuleiten. Bevor wir von diesem Gebiete scheiden nur noch die Notiz, daß in Purworedjo Anfang 1891 ein großes Seminar, das den Namen Keuchenius-schule führt, eröffnet worden ist, um eingeborne christliche Jünglinge zu „Lehrern, Helfern und Unterweisern“ heranzubilden. Die schönen Baulichkeiten sind auf die Aufnahme von 60 Zöglingen berechnet, bis jetzt ist jedoch erst die Hälfte dieser Zahl eingetreten (Maced. 1893, 28).

In dem eigentlichen Mitteljava verdient die kleine aber aufstrebende Salatiga-Mission unsre besondere Aufmerksamkeit auch darum, weil sie jetzt in den Händen deutscher (Neukirchener) Missionare liegt. Ihren Ursprung verdankt diese Mission einer frommen holländischen Dame, die von dem Wunsche getrieben, etwas für das Seelenheil ihrer javanischen Umgebung zu thun, die noch nie etwas von Jesus gehört hatte, einen der eingebornen Gehilfen des bekannten Missionars Jellesma 1851 auf ihr Landgut berief. Es entstand auf demselben eine kleine Gemeinde von 50 Getauften, der die Regierung auf den Antrag der Frau Le Jolle bei ihrer Rückkehr nach Holland ein Stück Land im Dorfe Njewoh (im Bezirk Salatiga) zur Niederlassung bewilligte. Von Zeit zu Zeit wurde diese Gemeinde von 2 holländischen Missionaren besucht bis sie 1868 durch Ds. Witteveen aus Erweloh einen eignen Missionar, de Bur, erhielt. Unter seiner Pflege erstarkte und mehrte sich die ziemlich vernachlässigte Gemeinde, deren Hauptsitz jetzt das benachbarte Wonoredjo wurde. De Bur brauchte Hilfe und durch eine besondere Fügung Gottes fand sich dieselbe in Neukirchen, von wo aus seit 1883 Missionare in die Salatiga-Mission gesendet wurden. Seit 1891, wo de Bur starb, liegt die Arbeit ganz in den Händen dieser deutschen Sendboten, nur hat sich in Holland ein besonderer Verein gebildet, der sie mit Gaben unterstützt, auch besondere Berichten van de Salatiga Zending herausgiebt. Zur Zeit stehen 4 Neukirchener Missionare auf dem bedeutend ausgedehnten Arbeitsgebiete, das auch eine Reihe kleiner Stationen in der Residentie Samarang umschließt. Eine Bevölkerung von fast 3 Millionen mohammedanischer Javanen bildet das Objekt ihrer Evangelisationsthätigkeit. Besonderen Fleiß verwenden sie auf die geistliche Pflege der bereits in 4 Hauptdistrikten gesammelten 14 Gemeinden, welche 1892 zusammen 619 Getaufte zählten, damit sie ein Licht werden für ihre nichtchristliche Umgebung. Die vorliegenden Berichte, welche, ohne jede Schönfärberei, manches erbauliche Beispiel von der Kraft des Evangelii an einzelnen Seelen erzählen, machen den Eindruck, daß hier eine solide Arbeit gethan wird, welche zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt (Miss.- und Heidenbote 1892, 144. 1893, 102. Mac. 1893, 50).

Auf dem ostjavanischen Missionsgebiete ist der Bezirk von Modjowarno mit seinen 3682 Christen (in 1891) der bedeutendste Missionsplatz. Leider ist infolge der Erkrankung und Heimkehr verschiedener gerade besonders tüchtiger Missionare augenblicklich ein großer Mangel an Arbeitskräften vorhanden, und bezüglich der eingebornen Gehilfen geht die Klage durch die Berichte, daß die alte Garde ausstirbt und ihre Ersatzmänner die entstandenen Lücken nicht voll ausfüllen. Von einem neugegründeten Krankenhaus und der Stationierung eines Missionsarztes hofft man einen neuen Aufschwung der

Mission. In den 4 Bezirken des ostjavanischen Missionsgebiets haben in 1891 zusammen über 600 Taufen stattgefunden (Mac. 1893, 116).

In Surabaja ist, wie in Batavia und Samarang, nur eine kleine inländische Christengemeinde, die zusammen mit einer Außengemeinde nur 52 Seelen zählt.

Ganz anders als auf Java blüht dagegen die Mission auf dem benachbarten Sumatra. Zwar die dortigen kleinen holländischen Missionen der Ned. Z. Genootschap (an der Ostküste), des Java Comité (in Angkola), der Doopgez. Z. V. (ebenda) und der Ned. Luth. Z. G. (Insel Tello) zählen zusammen rund nur c. 1500 Seelen, dagegen gehört die Rheinische Mission unter den Bata zu den fruchtbarsten Missionen der Gegenwart. Auf 18 (1893: 19) Haupt- und 54 Nebenstationen sind hier seit 1862—1892 24 366 Christen in geordnete Gemeinden gesammelt worden. Den 24 europäischen Missionaren stehen 14 ordinierte Pastoren und 104 Lehrer aus den Eingebornen zur Seite, und über 300 Älteste helfen wacker mit, ihre heidnischen Landsleute zur Annahme des christlichen Glaubens einzuladen. Im Jahre 1892 sind auf diesem gesegneten Missionsgebiete 2419 erwachsene Heiden mit 568 Kindern und 1167 Christenkinder getauft worden und 6325 Ewachsene befinden sich im Taufunterricht. Diese jungen Christengemeinden, in denen ziemlich ausnahmslos ein reges kirchliches Leben herrscht, bestreiten die Kosten für die eingebornen Gehilfen, wie für den Neubau von Kirchen und Schulen fast ganz aus eignen Mitteln und 4097 Kinder besuchen die Schulen. In verschiedenen Landschaften ist das Heidentum bereits völlig überwunden und auch da, wo es noch Heiden giebt, besitzt es kaum noch Widerstandskraft. Dagegen ist fast auf der ganzen Linie, hier mehr dort weniger, in dem Mohammedanismus ein Gegner erstanden, mit welchem der Kampf viel ernster ist. Auf den südlichen Stationen hat die Mission jetzt nur mit dem Islam zu thun; 200 Taufen von Mohammedanern in 1892 lieferten aber den Beweis, daß auch dieser Feind überwindbar ist. Im Mittelpunkte der Batamission (Silindung), wo es fast nur Christen giebt, und im Tobalande, wo das Christentum in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht hat, sucht sich zwar der Islam auch einzudrängen und der christlichen Mission entgegen zu wirken, aber er findet hier tapfern Widerstand. Außer in dem bereits besetzten Gebiete werden auch über dasselbe hinaus fast jährlich neue Stationen angelegt. So hat jetzt einer von den beiden im vorigen Jahre ausgesendeten Kandidaten, der Sohn des Herausgebers, auf der großen, mitten im Tobasee gelegenen Insel Samosir unter einer früher als Seeräuber gefürchteten noch völlig heidnischen Bevölkerung (von jedenfalls über 30 000 Seelen) eine neue Station angelegt, bezüglich deren wir auf den Bericht des jungen Missionars in dieser Nummer verweisen. Auch seine sich im Beiblatt findenden Mitteilungen über Tobaland seien der Aufmerksamkeit der Leser empfohlen. Eine weitere neue Station wird, sobald die Genehmigung der Kolonialregierung eingetroffen ist, von dem andern Kandidaten in der Landschaft Uluan, am südöstlichen Gestade des Sees, begründet werden. Kirchen und Kapellen wurden in 1892 mehrere und zwar ganz auf eigene Rechnung der betreffenden Gemeinden gebaut. Besondere Erwähnung unter ihnen verdient die große und schöne Kirche auf Bungabondar, mit welcher die Dank-

barkeit der dortigen Gemeinde ihrem alten Missionar Schütz ein Geschenk zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum machte. Auf Spezialia aus dieser hoffnungsreichen Mission, in welcher eine solide christliche Volkskirche in der Bildung begriffen ist, können wir uns in einer allgemeinen Rundschau leider nicht einlassen, so groß die Versuchung dazu auch ist. Vielleicht holen wir das bald in einem Spezialartikel über die Batamission nach.

Auch auf der benachbarten kleinen Insel Nias, die gleichfalls von der Rhein. Miss.-Ges. jetzt durch 8 Missionare besetzt ist, geht es frisch und fröhlich voran. Die 4 älteren Stationen an der Ostküste zählen c. 1000 Gemeindeglieder und auf der Westküste, die sich erst 1892 der Mission erschlossen hat, ist eine neue fünfte Station begründet, welche die besten Hoffnungen für die Zukunft giebt. Zwei Dörfer entsagten dem Heidentum und forderten die Missionare auf, alle Götzen aus ihren Häusern wegzunehmen. Unter den zahlreichen Taufbewerbern befindet sich auch ein einflußreicher Häuptling, der mit dem Christwerden rechten Ernst macht. Eine Anzahl Kopfschneller, die einen Einfall gemacht, wurde durch einen der Missionare so in Schrecken gejagt, daß sie hoffentlich das Wiederkommen vergessen. Auf den älteren Stationen wurden in 1892 139 Erwachsene getauft und 396 befanden sich im Taufunterricht. Daß eine Übersetzung des Neuen Testaments in das Niassische jetzt gedruckt ist, wurde bereits früher mitgeteilt.

Ein weit härterer Missionsboden ist auf Borneo, wo die Rheinische Mission bereits über ½ Jahrhundert thätig ist. Zur Zeit hat sie dort 8 Stationen mit erst 1407 Christen. Auch in 1892 wurden nur 45 Erwachsene getauft. Am oberen Kapuas wurde in einem von der Mission bis dahin noch völlig unberührten Gebiete eine neue Außenstation angelegt, die derweilen von einem eingebornen Evangelisten besetzt ist (Jahresbericht der Rh. M. 1892, 30. 38. 58. Monatsberichte 1893, 100. 111. 118. 133. 141. 197. 229. 325).

An der Nordwestküste von Borneo hat die Ausbreitungsgesellschaft die 3 Hafenorte: Sandakan, Kudat und Labuan seit längerer Zeit mit ein paar Missionaren besetzt, die aus eingewanderten Chinesen kleine Gemeinden gesammelt haben, aber leider noch immer nicht dazu gekommen sind, unter den Eingebornen des Innern, unter denen der Mohammedanismus um sich greift, Stationen zu gründen. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein frischer Zug in diese Mission käme (M. Field 1893, 95).

Auf Celebes ist bekanntlich die Nordostspitze, die Minahassa, ein fast völlig christianisiertes Land. Von der 148744 Seelen zählenden Bevölkerung sind 130536 evangelische, 3998 katholische Christen und nur noch 8780 Heiden und 5430 Mohammedaner. Getauft wurden in 1892 1578 Erwachsene, unter ihnen eine große Anzahl des bis dahin noch heidnischen Bantikschen Stammes, der an der Westküste der Minahassa wohnt (Meded. Z. G. 1893, 42. Maandb. Ned. Z. G. 1893, 130). Über das kirchliche Leben in den christlichen Gemeinden, wie überhaupt über die heilsame Veränderung, welche durch das Christentum in der Bevölkerung bewirkt worden ist, wird viel Erfreuliches berichtet, obgleich es natürlich an Mängeln und Schattenseiten nicht fehlt. Straffachen kommen beinahe gar nicht vor und die Sicherheit um Leben und Eigentum ist größer als bei uns daheim. Das

Verhältnis der eingebornen Christen zu ihren alten Missionaren ist ein patriarchalisches und Freunde rühmen die Ehrerbietigkeit, Bescheidenheit und Freundlichkeit, mit der man ihnen begegnet (Maandb. 1893, 65). Leider ist die geistliche Versorgung der zahlreichen Christengemeinden eine ungenügende. Seitdem die Ned. Zend. Gen. dieses große Gebiet an das koloniale Kirchenregiment abgetreten, unterhält sie selbst hier nur noch ein paar Missionare; 237 Gemeinden mit 113 000 Christen sind der Obhut von 10 hulppredikers und 1 predicanten anvertraut! Allerdings steht dieser kleinen europäischen Arbeiterschar eine stattliche Menge von eingebornen Gehilfen (58) zur Seite, die man als eine Art Pfarrvikare bezeichnen kann, aber auch von diesen haben die meisten 4 und mehr Gemeinden zugleich zu bedienen. Nun hat freilich jede Gemeinde auch noch einen sog. voorganger, der mit der Leitung des Gottesdienstes und der religiösen Jugendunterweisung beauftragt ist; aber obgleich diesem eingebornen Arbeiterpersonal fast durchweg ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt wird, ist es doch der großen Aufgabe der religiösen Erziehung einer heidenchristlichen Bevölkerung von 130 000 Seelen nicht völlig gewachsen. Und durch die Regierungsschulen wird die Lage noch bedeutend erschwert und zwar nach zwei Seiten hin, einmal dadurch, daß in diesen Schulen die Jugend keinen Religionsunterricht genießt und dann, daß die an denselben angestellten Lehrer nicht ohne weiteres als Gottesdiensthalter in den Gemeinden fungieren können, was bei den Lehrern an den Missionsschulen regelmäßig der Fall war. Zur Zeit hat nun allerdings die Ned. Zend. Gen. noch 130 Schulen mit zusammen 7734 Kindern unter ihrer Verwaltung (Meded. Ned. Z. G. 1893, 63) und sie wird diese Schulen so lange zu halten suchen als es nur möglich ist, wie auch ihr eigenes Missions-Lehrerseminar, aber wir fürchten, daß sie es auf die Dauer nicht kann. Schon jetzt wird es ihr schwer, die nötigen Mittel aufzubringen und wenn das alte Schulmeistergeschlecht, das durch die Missionare herangebildet ist, nach und nach ausstirbt, wird sie schwerlich Nachfolger finden, die sich mit dem geringen Gehalte begnügen, das bis jetzt gezahlt worden ist. Die Lehrer an den Regierungsschulen beziehen ein hohes, von den Beamten der Regierung selbst als zu hoch bezeichnetes Gehalt, wie es eine Missionsgesellschaft nicht zahlen kann, und wenn, was in Aussicht zu stehen scheint, Regierungszuschüsse für die Missionsschulen gezahlt werden, so dürfte das nur der Anfang eines Übergangs auch dieser Schulen in die Hände der Regierung sein. Und wo sollen dann die qualifizierten Gottesdiensthalter für die christlichen Gemeinden herkommen? Durch die Übergabe der kirchlichen Verwaltung an die Kolonialregierung ist für die Ned. Z. G. die Lage höchst schwierig geworden, und es scheint kaum etwas anderes übrig zu bleiben als eine Pression auf die erstere, daß sie für die so dringend nötige Vermehrung der geistlichen Arbeitskräfte ernstlich Sorge trägt.

Sonst enthalten die Berichte aus der Minahassa und nicht bloß die der Missionare düstere Klagen über Bedrückung und Überlastung der Eingebornen seitens der Regierungsbeamten, von denen unverhältnismäßig viele Frondienste verlangt werden. Über die Hälfte, ja fast Zweidrittel aller Arbeitstage (nach einem amtlichen Berichte 212 Tage) müssen die Eingebornen dem Regierungsdienste widmen, selbst die eingebornen Gehilfen in Kirche und Schule werden

zu diesem Dienste herangezogen. Die Beschwerden sind allgemein; hoffentlich bringt die amtliche Untersuchung, die infolge derselben angeordnet worden ist, Abhilfe (Meded. 1893, 268. Ned. Z. G. 1893, 70).

Über die zahlreiche übrige Inselwelt, welche den niederländisch-indischen Kolonialbesitz bildet, können wir nur summarisch berichten, da die vorliegenden Quellen eine wirklich übersichtliche Spezialanschauung nicht gewähren. Wie es scheint, sind viele dieser schönen, aber teilweis noch von einer recht wüsten Bevölkerung bewohnten Inseln teils noch gar nicht, teils nur in sehr ungenügendem Maße in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen. Auf einigen Inseln der Inselgruppen giebt es große gevestigde inlandsche Christengemeenten, die in der Pflege von hulppredikers stehen, auf andern eigentliche Missionsgemeinden, die von Sendboten der Missionsgesellschaften gesammelt und bedient werden, und es ist oft schwer, beide auseinanderzuhalten. Von den ersteren befinden sich die meisten in den Residentien Ambon (mit über 53000) und Timor nebst Savu (mit c. 12000 Christen). Die Mission ist vertreten in Gr. Sangi, Tagulandang, Siau, Karkelong, Halmaheira, Ternate, Baru, Rotti, Savu, Sumba mit 12 Missionaren und vielleicht 18—20000 Christen[1]) (Ned. Z. T. 1893, 80. 150. Maced. 1893, 215. 255). Jedenfalls ist die Gesamtzahl der Heidenchristen niederländisch Indiens, wenn man die unter der Pflege der hulppredikers stehenden einrechnet, größer als die Missionsstatistik sie bisher angenommen hat. Mit 300000 dürfte sie nicht zu hoch geschätzt sein.

Gemischte Zeitung.

1. Innerhalb des American Board, der größten amerikanischen Missionsgesellschaft, ist auf der letzten Jahresversammlung zu Worcester Mass. im Oktober 1893 eine Krisis zum Ausbruch gekommen, welche schon seit Jahren in der Luft lag. Vor vier oder fünf Jahren meldete sich nämlich bei der Committee der genannten Gesellschaft ein junger Theologe Namens Noyes für den Missionsdienst in Japan, wurde aber zurückgewiesen, weil er sich zu der Lehre bekannte, daß eine Heilsanbietung auch nach dem Tode stattfinde (future probation). Aus diesem Einzelfall wurde eine Principienfrage; die Committee beschloß, Theologen, welche dieser Lehre huldigten, grundsätzlich vom Missionsdienste auszuschließen, und der Board trat auf seinen Jahresversammlungen mit großer Majorität diesem Beschlusse bei. Aber eine Minorität, vornehmlich die Andoverschule, protestierte, und so gestaltete sich der „Fall Noyes" zu einer Streitfrage, die bedeutende Dimensionen annahm. Eine auf Seiten der Protestler stehende kongregationalistische Gemeinde hatte nun den Noyes als ihren Missionar nach Japan gesandt, und jetzt stellten die dortigen Missionare des Am. Board den Antrag, ihn in den Verband des Board aufzunehmen, da er sich als ein tüchtiger Missionsarbeiter bewährt und die Lehre von der future probation in seiner Heilsverkündigung ganz und gar habe zurücktreten lassen. Dieser Antrag bildete nun den Hauptgegenstand der sehr lebhaften Verhandlungen auf der Jahresversammlung zu Worcester und wurde überraschenderweise mit 106 gegen 24 Stimmen angenommen, und zwar obgleich eine Erklärung von Noyes vorlag, daß er seine allerdings von der Committee teilweis nicht richtig aufgefaßten Anschauungen über die future probation nicht geändert habe. Diese

---

[1]) Wahrscheinlich ist die Zahl größer; wenigstens berechnet ein eben erschienener Artikel der Ned. Z. T. über die Zending op de Sangir en Talaut-Eilanden (S. 249 f.) die Zahl der Gemeindeglieder auf den Sangirinseln allein auf wenigstens 30000. Man sieht, auch die Schuurmannsche Statistik gewährt keineswegs die wünschenswerte Zuverlässigkeit.

Entscheidung wurde dadurch ermöglicht, daß man sie durch die Erklärung: an der früheren Stellung des Board zur Frage um die future probation werde durch sie nichts geändert, auf den vorliegenden Einzelfall beschränkte. Uns ist beides unverständlich: 1. wie der Board auf die Lehre von der Möglichkeit einer Heilsdarbietung an Verstorbene überhaupt ein solches Gewicht hat legen können, daß er die Ablehnung derselben zur ausdrücklichen conditio sine qua non der Aufnahme in den Missionsdienst machte, da es sich hier um eine hypothetische Kontroverse handelt, von der es gelten sollte: in dubiis libertas; und 2. wie man erklären konnte, principiell bei dieser Stellung verharren und doch Rev. Noyes jetzt berufen zu wollen. Denn das ist ein widerspruchsvoller Kompromiß, der den Streitfall nicht aus der Welt schafft, sondern im Princip die frühere Beschlußfassung aufhebt. Die Folge war denn auch, daß einige hervorragende Mitglieder der Committee und einer der Sekretäre des Board eine Wiederwahl ablehnten und daß die frühere Minorität eine Vergrößerung der Committee durchsetzte, um, wie es in der Andover Review heißt: „einigen hervorragenden und scharfsinnigen Vertretern der sog. liberalen Partei" einen Sitz in derselben zu verschaffen. Ob das letztere thatsächlich gelungen, können wir allerdings nicht sagen, da uns die theologische Stellung der Gewählten nicht genau genug bekannt ist. Es wäre sehr traurig, wenn die in Worcester getroffene Entscheidung etwa zu einer Spaltung innerhalb des Board führen sollte. Das Organ desselben, der Missionary Herald, hat über die ganze Kontroverse tiefes Schweigen beobachtet und sich jetzt mit der einfachen Mitteilung des betreffenden Beschlusses begnügt, während besonders der Independent die Streitfrage in unzähligen Artikeln erörtert hat, bis zu Worcester energisch für die Committee Partei ergreifend und jetzt versuchend, mit dem dortigen Beschlusse die Gegner zu versöhnen. Wir wünschen von Herzen, daß dies gelingen und der Friede von Dauer sein möge.

2. Über das Parlament der Religionen, welches gelegentlich der Kolumbischen Weltausstellung im Laufe des September 1893 unter ungeheurem Menschenzudrang in Chikago stattgefunden, beginnt man jetzt doch auch in Amerika ein wenig ernüchtert zu werden. Es ist nicht unsre Absicht, einen Bericht über diesen wunderlichen Kongreß zu geben;[1]) wir hätten auch keinen Raum dazu, auch nur die hunderte von Thematen aufzuführen, über welche Referate gehalten worden sind. Die englisch-amerikanische Unart, allgemeine Konferenzen oder gar Kongresse mit Referaten zu überladen, ist in diesem „Religions-Parlament" zu einer Karikatur geworden, die zu überbieten wohl nicht möglich ist. Der Kongreß dauerte 17 Tage und verlief — die geselligen Zusammenkünfte und Gottesdienste ungerechnet — in 300 Sitzungen. Das ausführliche Programm umfaßt 160 Druckseiten!!! Natürlich konnten die Tagesblätter aus dieser unerhörten Redeflut nur Tröpflein sammeln. Es ist uns in dieser Auslese manch gutes Wort begegnet, aber das meiste bestand doch in rhetorischen Hyperbeln. Das Ganze hat uns den Eindruck eines großen Brillantfeuerwerkes gemacht, das in dem Schauspiel der Weltausstellung eine Art religiöser Abendunterhaltung bildete. Jetzt, wie gesagt, beginnt der Rausch ein wenig zu verfliegen. In den Missionsorganen werden Stimmen laut, welche sich gegen die Konsequenzen wehren, die in gewissen Kreisen aus der Thatsache gezogen werden, daß die nichtchristlichen Religionen als gleichwertig mit dem Christentum auf dem Kongreß behandelt worden zu sein scheinen, daß besonders Unitarier und Universalisten Hindureformer und, irren wir nicht, auch fortgeschrittene Buddhisten in ihren Kirchen haben predigen lassen. Wozu, fragt man, ist dann eine christliche Mission überhaupt noch nötig? Z. B. der Missionary Herald, der sich übrigens von Anfang an von dem Weltreligions-Rausche zurückgehalten hat, muß sich jetzt Mühe geben, von den idealen Religionsbildern, welche die nichtchristlichen Kongreßredner entwarfen, auf die nüchterne Alltagswirklichkeit hinzuweisen, in der uns die morgenländischen Religionen thatsächlich entgegentreten und an das Wort erinnern: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (515). Wir vermuten, daß noch mancher Artikel dieser Art notwendig werden wird, um die rhetorischen Ideale, die der Weltreligions-Kongreß in Kurs gesetzt hat, wieder zurecht zu stellen.

[1]) Am ausführlichsten in der deutschen Presse ist das bis jetzt in der „Christlichen Welt" geschehen: Nr. 44—49. — Vergl. auch Nr. 12 der „Monatsblätter für öffentl. Missionsstunden", die ganz dem „Religions-Kongreß" gewidmet ist.

Nisima und die Doschischa in Kyoto.

Von Herman Dalton.

I.

Es war am 18. Juli 1864 in dem Hafen Hakodate auf Yezo, der nordöstlichen Insel Japans, daß in nächtlicher Stunde ein Boot an die eben zur Abfahrt nach Shanghai bereite Brigg „Berlin“ vorsichtig anlegte. Ein junger Japane kletterte an Bord und wurde im Einvernehmen mit dem Schiffsführer in einer der Kabinen versteckt. Noch stand Todesstrafe für die Landeskinder auf der heimlichen Entfernung aus Japan. Der kühne, einundzwanzigjährige Flüchtling war Nisima, Sohn des Schreibmeisters des Fürsten Itakuza in Yeddo. Nach vier vorangegangenen Töchtern war den Eltern dieser Knabe geboren; der Großvater in der Freude über diesen Stammhalter, brach bei der Kunde von der Geburt in den Jubelruf Shimeta (etwa unsrem „Hurrah“ entsprechend) aus und das Wort blieb dem Liebling als Rufname bis zu seiner Flucht; auf dem Schiffe nannte man den Japanen Joë; er selbst nannte sich seitdem Josef. Schon mit sechs Jahren erhielt der aufgeweckte Knabe Unterricht im Lesen und Schreiben; bekanntlich haben die Japanen und Chinesen die gleichen Schriftzeichen, wenn auch mit so verschiedener Aussprache, daß die beiden Völker wohl ihre Bücher gegenseitig lesen, nicht aber sich unterhalten können. Unter den Büchern, die dem heranwachsenden wißbegierigen Knaben in die Hand kamen, war eine Geschichte der Vereinigten Staaten, von Missionar Bridgman in Shanghai in chinesischer Sprache herausgegeben. Eine neue Welt ging dem jungen Japanen auf, eine geheimnisvolle, zauberhafte. Bald auch glaubte er den Schlüssel dieser geheimnisvollen Größe entdeckt zu haben. In der Büchersammlung eines Freundes fand er eine Bibel in chinesischer Übersetzung; Nächte hindurch — da er es am Tage bei den damals noch bestehenden strengen Gesetzen gegen das Christentum nicht wagen konnte — las er das wunderbare Buch, dessen heiliger Inhalt je länger, je mehr Gewalt über ihn gewann. Er konnte auf die Dauer nicht wider den Stachel löcken; sein ganzes Herz stand darauf, in einem christlichen Staate die ganze Wahrheit und ihren umgestaltenden Einfluß auf ein Volk kennen zu lernen, vielleicht dem eignen Lande zu bieten, wodurch die christlichen Länder ihm die geliebte Heimat zu überragen schienen. Es war kein leichter Entschluß; zunächst ein aussichtsloses Opfer, als er Vaterland, Freundschaft und des Vaters Haus dran gab. In jener dunklen Julinacht gelangte der Entschluß zu seiner Ausführung; mit der heimlichen Flucht

auf das fremde Schiff hatte der Japane die Brücke hinter sich abgebrochen.

In Shanghai mußte Nisima das Schiff mit einem andren Segelboot vertauschen, nachdem ein Schiffsführer willig geworden, den völlig mittellosen und ebenso sprachunkundigen Flüchtling mitzunehmen. Nach schier endloser Fahrt (acht Monate hielt sich das Schiff noch in verschiedenen chinesischen Häfen auf und brauchte dann von da vier Monate zur Fahrt nach Amerika) ward endlich in Boston gelandet. Der Eigentümer des Schiffes, ein wohlhabender, tief christlich gesinnter Kaufmann, Hardy, nahm sich des hilflosen Japanen an. Nisima fand bald in dem frommen Hause eine warme Heimat; er wurde wie ein Kind des Hauses gehalten und hing an der wohlthätigen Familie wie nur ein treuer Sohn an seinen Eltern.

Zunächst wurde der wißbegierige junge Mann nach Andover, Mass. geschickt, daselbst sich in der englischen Sprache und in ein paar Lieblingsfächern, Mathematik und Naturwissenschaften, auszubilden. Nach zwei Jahren, im Herbst 1867, siedelte er — selbstverständlich immer auf Kosten seiner freigebigen Pflegeeltern — auf die Hochschule nach Amherst über, hauptsächlich um sich die lateinische und griechische Sprache anzueignen. Und wiederum nach zwei Jahren kehrte er nach Andover zurück, um jetzt in dem dortigen theologischen Seminar sich auf den erwählten Beruf, seinem Volke das Evangelium zu verkündigen, vorzubereiten. Seine eifrigen Studien hier wurden nicht nur durch zeitweilige heftige rheumatische Schmerzen, ein quälendes Erbe vom Vater und Großvater, unterbrochen; mehr noch durch ein außerordentliches Ereignis, das bedeutsam für seine fernere Lebensbahn ward.

Japan machte in jenen Jahren den auffälligsten Wandel durch, den ein Volk vollziehen kann; die Jahrhunderte hindurch eng abgeschlossene Insel hatte mit einem Male Thür und Fenster geöffnet und in vollen Strömen flutete europäisches Licht und Leben in das Land ein. Da und dort an europäischen Höfen tauchten japanische Gesandte auf; auch die Vereinigten Staaten hatten einen solchen in der Person des aufgeklärten Mori erhalten. Nisima war einer Einladung von ihm nach Washington gefolgt; dem Gesandten konnte die Bekanntschaft mit einem Landsmann, der, der englischen Sprache völlig mächtig, mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut war, nur in hohem Grade erwünscht sein. Im Frühjahr 1872 kam jene berühmte und wichtige Botschaft, die der Mikado ausgesandt, nach den Vereinigten Staaten: sie bestand aus vier Staatsministern, aus Staatssekretären verschiedener Regierungsabteilungen, unter

der Führung des hochangesehenen Staatsmannes Iwakuzza Tomimi. Die Botschaft war bestimmt, die fünfzehn Höfe und Länder zu besuchen, die bis dahin mit Japan Verträge geschlossen und sich möglichst mit den auswärtigen Verhältnissen vertraut zu machen. Ein Hauptaugenmerk sollte sie auf das Schulwesen und die Volkserziehung werfen; damit war hauptsächlich der Staatssekretär Tanaka betraut worden.

Mori, der bereits früher auf seinen Wunsch von Nisima eine eingehende Studie über das Schulwesen in den Vereinigten Staaten erhalten hatte, machte Iwakuzza und Tanaka auf den Landsmann aufmerksam. Sehr entgegenkommende Anerbietungen wurden dem Studenten von Andover gemacht; seine Flucht vor Jahren sollte vergessen sein, glänzende Aussichten in der Heimat öffneten sich ihm. Der junge Theologe wies sie ab. Durch seinen langen Aufenthalt war er amerikanischer Bürger geworden; die ihm dadurch gebotene Freiheit wollte er bewahren. Nach einer noch so glänzenden Staatsanstellung gelüstete es ihn nicht; als ein freier, unabhängiger Mann wollte er seinem geliebten Volke das Evangelium verkündigen. Tanaka glaubte für seine wichtige Sendung gerade in bezug auf das Unterrichtswesen auf die gediegene Hülfe des Landsmannes nicht verzichten zu können und ging deshalb in liebenswürdiger Weise auf die von Nisima gestellten Bedingungen ein, daß er als ein freier, selbständiger Mann die Botschaft auf ihrer Rundreise begleiten und dem Führer sowohl als Dolmetscher als auch als Beirat dienen wolle.

Diese unabhängige Stellung förderte Nisima in seinen eignen Bestrebungen in hohem Grade. Sein Dichten und Trachten hatte immer schärfer umrissene Gestalt in dem Gedanken gefunden, durch eine tüchtige christliche Erziehung sein Volk zu einem christlichen zu machen. Die Grundlagen solcher Schulung bei den verschiedenen europäischen Völkern durch eignen Augenschein kennen zu lernen, dünkte ihn eine längere Unterbrechung seiner theologischen Studien in Andover wohl wert. Dazu die lockende Aussicht, auf einen Mann der Botschaft, den ernst gesinnten, tüchtigen Tanaka, Einfluß zu gewinnen, der bei seiner Rückkehr nach Japan als Unterrichtsminister berufen war, den Grund japanischen Erziehungswesens zu legen. Nach welcher Seite hin Nisima diesen Einfluß geltend zu machen suchte, zeigte sich gleich in einer seiner ersten Unterhaltungen mit Tanaka in Washington, nachdem er ihm daselbst eine Sonntagsschule gezeigt.

„Ein gebildeter Bürger kann besser regiert werden, als ein unwissender; aber sein geschulter Geist reicht nicht aus, ihn sittlich zu leiten. Ist er nur gebildet ohne sittliche Grundsätze, wird er seinem Nachbar und der Gesellschaft mehr Böses wie Gutes thun. Kann dies ein Einzelner schon bewirken, so

werden ihrer Hundert und Tausend ein ganzes Volk zerstören. Deshalb muß die japanische Regierung durch geeignete Männer dem Volke sittliche Grundsätze beibringen. Schulung allein reicht nicht aus, ein Volk sittliche Grundsätze zu lehren; auch der Philosophie gelingt es nicht. Ich habe noch niemanden wahrhaft tugendhaft werden sehen durch das Studium von Plato oder Konfucius. Dagegen aber ruht in der christlichen Religion eine Kraft, die den Menschen frei, stark und tugendhaft macht. Die Stärke eines Volkes liegt in seiner Frömmigkeit und Sittlichkeit. Einzelne machen von dem Christentum nur Gebrauch, als von einem Mittel zu irgend einem Zweck; wo das stattfindet, ist keine wahre Religion. Die christliche Religion ist die Wahrheit. Wir sind verpflichtet, die Wahrheit zu ergreifen um ihrer selbst willen, nicht um uns ihrer als eines Werkzeugs zu bedienen, das wir weglegen, wenn die Aufgabe erreicht ist."

Es war eine fesselnde, gewinnreiche Reise, die der junge Theologe mit der Botschaft unternahm. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Washington brach die zahlreiche Gesandtschaft im Mai 1872 zunächst nach England und Schottland auf. Von da ging es nach Frankreich und der Schweiz. Über Petersburg und Kopenhagen, über Holland und Belgien wurde im September Berlin erreicht. Hier findet Nisima 80 japanische Studenten, klagt aber bitter, daß sie vom Christentum nichts wüßten und doch mit einstimmten in den herrschenden frivolen Ton, sich über das ihnen fremde Christentum lustig zu machen. Fast den ganzen Winter blieb Nisima in der deutschen Hauptstadt, glücklich, als von den 80 Landsleuten wenigstens einer um Neujahr zu ihm mit der Bitte kam, gemeinsam das Wort Gottes zu lesen. Eine wichtige Entscheidung hatte Nisima in Berlin zu treffen. Tanaka, der sich mit großem Ernst dem Christentum zugewandt, drang in seinen Freund, jetzt mit ihm nach Japan zurückzukehren und ihm in seiner neuen, bedeutsamen Stellung helfend zur Seite zu stehen. Nach langem Erwägen wies Nisima die glänzenden Aussichten zurück. Er wollte seine Studien in Andover vollenden, um dann frei und ungehindert von jeder staatlichen Anstellung und Abhängigkeit sein lange geplantes Vorhaben auszuführen. Während die große japanische Botschaft über Suez nach der Heimat zurückkehrte, traf Nisima im September 1873 wieder in Andover ein und nahm alsbald seine Studien wieder auf. Doch nicht mehr für lange.

Die große amerikanische Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for Foreign Missions, A. B. C. F. M.) zählte zu den ersten, die ihre Sendboten in das eben erst dem Christentum erschlossene Land geschickt hatten. Sie hatte bereits festen Boden in dem Lande gewonnen, ihre Arbeiter baten dringend um weitere Genossen, die große Ernte einzubringen. Der Sekretär der Gesellschaft, die ihren Sitz in

Boston hat, wandte sich an den Studenten aus Japan in Andover, der um diese Zeit seine theologische Prüfung bestanden und dieser erklärte sich bereit, eine Berufung anzunehmen. „Was mich dazu treibt, ist der Blick auf die Bedürfnisse meines Landes, die herzliche Liebe zu den Seelen, die dem Verderben preisgegeben sind und vor allem die Liebe Christi, die mir keine Ruhe läßt, in diese Arbeit einzutreten." Er legte der Gesellschaft ein offenes Bekenntnis seines Glaubens als die Frucht seiner Studien ab.

„Das sind meine leitenden Schriftlehren: das Dasein des einen, wahren Gottes, die Inspiration der heiligen Schrift, die Dreieinigkeit, die Bundschließungen Gottes, die Willensfreiheit, die völlige Verderbtheit des natürlichen Menschen, die Erlösung, die Wiedergeburt, die Gerechtigkeit durch den Glauben, die Auferstehung von den Toten, das Endgericht. Ich habe nicht die geringsten Zweifel an irgend einer von den Kirchen, die diese Missionsgesellschaft unterhalten, bekannten Lehre. Die Überzeugung und das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit meiner Bekehrung stützt sich auf mein wachsendes Vertrauen auf Christus und meine zunehmende Befestigung in der Wahrheit. Meine Ansicht inbetreff der Pflicht eines Geistlichen ist, die frohe Botschaft zur Erlösung der Menschen zu predigen. Mein ernstes Verlangen den Beruf eines Geistlichen zu übernehmen, entspringt dem Bedürfnis, das Japan nach solcher Verkündigung hat und der Hoffnung, vielleicht imstande zu sein, dies Bedürfnis zu befriedigen. Ich weiß, daß ich auf Schwierigkeiten und Anfechtungen stoßen werde und doch achte ich alles für Freude, nicht nur an Christum zu glauben, sondern auch um seines Namens willen zu leiden. Es ist mein fester Entschluß, mein ganzes Leben dieser Aufgabe zu widmen."

Nisima ist diesem Entschluß treu geblieben bis zum Tode, ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn, als sein Apostel unter diesem Volke mit reichem Segen zu wirken. Am 9. Oktober 1874, nachdem er 14 Tage zuvor die Weihe zum Predigtamt empfangen hatte, hielt er kurz vor seiner Abordnung nach Japan bei der Jahresfeier der Gesellschaft eine Abschiedsrede. Worauf er sich tagelang vorbereitet, das war in der gewaltigen Aufregung, die sich seiner bemächtigte, als er zum ersten Male vor einer so großen Versammlung, in einer für ihn so entscheidungsvollen Stunde öffentlich auftreten sollte, vergessen; nicht aber war vergessen, was sein Herz bewegte, was er seinem geliebten Volke bringen wollte. Und so sprach er ganz frei, in der vollen Wärme begeisterter Überzeugung von der Notwendigkeit, Japan eine christliche Schule und durch dieselbe aus den Landeskindern Prediger des Evangeliums zu bieten. Fortgerissen von dem Gedanken, erklärte er, die Rednerbühne nicht verlassen zu wollen, bis man ihm die Mittel zur Gründung einer solchen Schule, wie ein Angeld, die Christianisierung Japans ernstlich in die Hand nehmen zu wollen, dargeboten haben würde. Der Redner hatte mit seinem Feuereifer die Herzen

der Zuhörer zur Opferwilligkeit entzündet; ehe Nisima die Plattform verließ, waren ihm zwanzigtausend Mark eingehändigt.

Im Dezember 1874 landete er in Yokohama. Was war unter Gottes Führung aus dem Flüchtling von vor zehn Jahren geworden! Wie anders fand er seine Heimat vor im Vergleich zu dem, wie er sie damals verlassen! Wir können hier die staunenswerten Fortschritte nicht im einzelnen verfolgen. Unmittelbar nach seiner Ankunft machte sich der junge japanische Geistliche daran, das Werk, um das er bei jener Jahresversammlung in Amerika mit so glühendem Eifer geworben, ins Leben zu rufen. Den fremden Missionaren waren in den Verträgen nur bestimmte Städte zum Aufenthaltsorte und damit eine beschränkte Wirksamkeit angewiesen; dem Japanen stand das ganze Land offen. Mit kühner Entschlossenheit, rasch zugreifend, entschied sich Nisima sein Vorhaben in Kyoto zur Ausführung zu bringen, bis 1868, länger als ein Jahrtausend der Sitz, in den letzten Jahrhunderten „der goldene Käfig" des Mikado. Die Missionsgesellschaft konnte ihren Gesetzen entsprechend die ihr anvertrauten Mittel nur zum Unterhalt einer in ihren Lehrfächern engbegrenzten Missionsschule verwenden; Nisima dagegen wußte, daß er mit seinem Vorhaben nie den erstrebten Einfluß auf sein Volk gewinnen könne, wenn er nicht dessen großen Wissensdurst befriedigen würde. Nur eine christliche Hochschule, die das gesamte Wissensgebiet in den Bereich ihrer Unterweisung, und zwar eine durch und durch vom christlichen Geiste durchdrungene und beseelte, zu ziehen entschlossen war, hatte Aussicht auf Erfolg. So mußte das Werk in Hoffnung auf freiwillige Beiträge ins Dasein gerufen werden. Nisima verzagte nicht; er wußte sich von seinem Herrn Christus an diese Aufgabe gesandt. Ein andrer Übelstand, der sich drohend erhob: die alte Hauptstadt des Reiches gehörte nicht zu den Orten, in welchen Fremden ein Niederlassungsrecht eingeräumt war. Was sollte aus der Schule in einer Stadt werden, wo keine christlichen Lehrkräfte zur Verfügung standen? Auch dies Hindernis schreckte den Glaubenshelden nicht ab. Seine Bekanntschaft mit Tanaka, die Beachtung, die er sich rasch unter hochgestellten Landsleuten erworben und die er geschickt für die Ausführung seines Lebensplanes zu verwerten verstand, half über scheinbar unübersteigliche Schwierigkeiten hinweg. Aufgeklärte Japanen schenkten dem kühnen Plan nicht nur ihren vollen Beifall, sondern stellten ihm auch bedeutende Mittel zur Verfügung. Auch die Freunde in Amerika waren nicht müßig. Das einmal angefachte Feuer für dieses wichtige Werk brannte, geschickt unterhalten, weiter. Was die Gesellschaft ihren Satzungen gemäß nicht vornehmen durfte, das hinderte die einzelnen Missionsfreunde nicht, dem fernen, heid-

nischen Volke zu bieten. In den Vereinigten Staaten kennen die wohlhabenden Christen ihre heilige Pflicht, die ihnen gewordenen Mittel reichlich für den Herrn und sein Werk in der innern und äußern Mission zu verwenden; sie anerkennen nicht nur diese ihre Pflicht, sondern kommen ihr auch in staunenswerten Leistungen nach. Es bildete sich ein besondrer Kreis von Freunden in Boston und seiner weiteren Umgebung, welcher die Schöpfung Nisimas in Japan ferner auf betenden und fürsorgenden Armen hielt. Recht bedeutende Summen flossen da ein. Unter andrem gab 1889 ein Kaufmann in New-London, Konn. eine Summe von mehr als 400000 M. zum Bau und Unterhalt eines Gebäudes für diese christliche Universität Japans, die größte Summe, wie hocherfreut Nisima in seinem Dankesschreiben mitteilte, die in seinem Vaterlande jemals für ein wohlthätiges Werk von einem einzelnen gegeben worden sei.

So sah er unter Gottes sichtlichem Segen sein kühnes Vorhaben sich verwirklichen. Fünfzehn Jahre durfte der Mann, der das Werk gepflanzt, und mit der hingebendsten frommen Liebe zu seinem Herrn Christus und zu seinem Volke begossen, das Gedeihen, das Gott allein giebt, mit dankbarem Auge verfolgen. Aus kleinen, bescheidnen Anfängen war eine ausgedehnte christliche Universität entstanden; wir werden sie näher ins Auge zu fassen haben. Sie ist gegenwärtig fest begründet und mit genügenden Stiftungsgeldern versehen. Aus den verschiednen Fakultäten sind im Laufe der Jahre eine ganze Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen, die in mancherlei Lebensstellung ihrem Vaterland ein Gewinn sind. Zumal die theologische Fakultät kann auf eine große Anzahl ihrer früheren Zöglinge hinsehen, die jetzt als geachtete, gläubige Geistliche japanischen Gemeinden vorstehen, die sich bereits selbst unterhalten, wackere, tüchtig geschulte evangelische Sendboten an ihr Volk, die mit regem Eifer an dem fast über das ganze Land ausgeworfenen Missionsnetz mitziehen helfen. Das Ansehen dieser christlichen Universität ist hochgehalten im ganzen Lande. Im Juli 1888 gab Graf Inouye, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Nisima ein Mahl, zu dem die höchsten Staatswürdenträger geladen waren, um dem verdienten Manne Gelegenheit zu bieten, über sein Lebenswerk solch einem Kreise zu berichten. Der Eindruck seiner Mitteilungen war ein so tiefgehender, daß Elf von den anwesenden Gästen über dem Mahl mehr als hunderttausend Mark für das Werk Nisimas zeichneten. Als sein Ziel bezeichnete er den Tischgenossen:

Unser ganzes Streben ist darauf gerichtet, Männer dem Lande zu erziehen, die nicht nur in Literatur und Wissenschaft bewandert, sondern festen, edlen

Charakters sind, wodurch allein sie ihre Kenntnisse zum Heil ihrer Nebenmenschen verwerten können. Dies kann nie durch abstrakten, spekulativen Unterricht erzielt werden, auch nicht durch verwickelte Satzungen und strenge Verordnungen, sondern einzig und allein durch die lebenskräftigen und machtvollen Grundsätze des Christentums und deshalb haben wir diese Grundsätze zum festen, unabänderlichen Fundament unsres Erziehungswerkes gemacht und verwenden alle unsre Kraft an ihre Verwirklichung.

Leider waren die Kräfte dieses evangelischen Predigers und Erziehers unter seinem Volke, als er diese Grundsätze vor jenem auserwählten Kreise entwickelte, bereits aufgezehrt. Mehrmals, während er mit Feuereifer sprach, war er ohnmächtig geworden. Nisima war nie besonders starker Gesundheit. Seitdem er sein Leben in den Dienst des Herrn gestellt, wußte er nichts mehr von Schonung seines Körpers. „Er hat mehr gearbeitet als sie alle." Nicht nur die ganze Last seiner Hochschule drückte auf seine schwachen Schultern; wo immer er nur konnte, da und dort im Lande, verkündete er das Wort Gottes, war er mit der Bildung neuer, einheimischer Gemeinden beschäftigt. Wie der Apostel Paulus einst am Frühmorgen der Kirche, so wurde auch Nisima, als das Licht Christi seine ersten Strahlen über dies schöne „Land der aufgehenden Sonne" ergoß, „täglich angelaufen und hatte Sorge zu tragen für alle Gemeinden.".

Auf einer Missionsreise im Januar 1889 befiel den rastlosen Arbeiter in einem einsamen Wirtshause eine heftige Lungenentzündung. Er fühlte sein rasches Ende heraufkommen. Seine Frau, ein paar tüchtige Ärzte wurden telegraphisch von Tokyo und Kyoto an sein Sterbelager gerufen. Als sie sein Lager umstanden, da hat der sterbende Mann mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft sein Vermächtnis ihnen ans Herz gelegt. Wenigstens ein paar Worte daraus:

„Der Zweck der Doschischa — das war der Name der von ihm gegründeten Hochschule — ist die Ausbreitung des Christentums, die Förderung der gesamten Erziehung. Dabei muß eins dem andern Handreichung bieten. Wir wollen nicht Theologie, Litteratur und die Wissenschaften um ihrer selbst willen lehren, sondern um durch sie Männer von großer und lebensvoller Kraft zu erziehen, tüchtig, wahrer Freiheit und ihrem Lande zu dienen. Die Verwaltungsräte sollen weise und freundlich mit den Studenten umgehen. Wächst die Schule, dann läuft sie Gefahr, daß sie mehr und mehr mechanisch werde. Daß man sich dagegen mit aller Kraft wehre. Jegliche Sorgfalt muß angewandt werden, die fremden und einheimischen Lehrer in Liebe mit einander zu vereinigen, damit sie ohne Reibung zusammen arbeiten. . . . Der bisher erzielte Erfolg ist nicht mein Werk, sondern das meiner Mitarbeiter; was ich habe leisten können, habe ich nur durch ihre Mithilfe vollbracht. Ich betrachte es in keinem Fall als mein Werk und ich sage den eifrigen und treuen Genossen meinen herzlichen Dank."

Um zwei Uhr an diesem Tage hauchte der treue und fromme Knecht seine Seele aus; die letzten verständlichen Worte waren: Friede, Freude, Himmel. Die Leiche ward nach Kyoto gebracht; selten oder nie zuvor hatte in Japan ein einfacher Bürger eine solche Beerdigung gefunden. Der Zug der Leidtragenden war mehr wie anderthalb engl. Meilen lang. Von allen Seiten kamen Ausdrücke der innigsten Teilnahme. Graf Aoki, der gegenwärtige japanische Gesandte in Berlin, schrieb der Witwe: ich habe einen großen und guten Freund verloren. Draußen auf dem Friedhof steht auf seinem Grabhügel ein einfaches, schlichtes Denkzeichen; die trauernde Witwe hat den letzten Wunsch erfüllt, den ihr der demütige Mann am Sterbetag ans Herz gelegt: „Richte nach meinem Tode kein Denkmal auf. Es ist genug, wenn auf einem hölzernen Kreuz das Wort steht: Das Grab von Josef Nisima."

Die Missionsarbeit der Brüdergemeine in Südafrika.

Auf Grund einer Visitationsreise dargeboten von B. Buchner, Miss.-Dir.

(Schluß.)

5. Die eingebornen Missionsgehilfen und Geistlichen.

Die Hilfe, die unseren Missionaren in der Arbeit seitens der Eingebornen zu teil wird, ist bedeutend umfangreicher und einflußreicher, als ich mir zuvor gedacht hatte. Es ist mir auch klar geworden, daß der innere Zustand einer Gemeine nicht am wenigsten davon abhängig ist, in welchem Maße und in welchem Geiste diese Hilfe den Missionaren zu teil wird.

Sollen die folgenden Bemerkungen recht verstanden werden, so müssen wir einige Worte über die Organisation unsrer Gemeinen in Südafrika voraussenden.

Liegt auch letztlich die äußere und innere Leitung in der Hand des europäischen Missionars, so hat er doch auf allen Gebieten seine eingebornen Helfer, die teils als amtlich bestellte Organe, teils als freiwillige Diener ihm zur Seite stehen. In allen den Gemeinen, die auch sogenannte „Ortsgemeinen" sind, d. h. eine örtlich geschlossene Gemeinschaft bilden, giebt es unendlich viel äußere Arbeit, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung notwendig ist, und welche der Missionar unmöglich allein ausrichten kann. Darum ist an solchen Orten eingeführt, daß die Gemeine eine Anzahl Männer selbst wählt, denen die Aufsicht über äußere Ordnung zukommt; diese Leute sind die sog. Aufseher. Für

den eigentlichen Kirchendienst wählen und ernennen die Missionare selbst — nicht die Gemeine — die sog. Kirchendiener und Kirchendienerinnen, deren Obliegenheiten aber sich nicht auf den äußerlichen Kirchendienst beschränken; vielmehr haben sie eine gewisse Aufsicht über den inneren Zustand der Gemeine, sind zu Krankenbesuchen verpflichtet, haben besondere Vorkommenheiten bald an den Missionar zu berichten u. dergl. Diese Aufseher wie die Kirchendiener und -dienerinnen bilden mit den Missionaren zusammen die sog. „Konferenz", die letzte und höchste Instanz in allen kirchlichen und kommunalen Angelegenheiten. Dies sind die amtlich bestellten Helfer des Missionars. In den meisten Gemeinen aber treten ihm zur Seite als freiwillige Helfer die sog. Evangelisten. Wie es der Name schon besagt, liegt der Kreis ihrer Thätigkeit nicht eigentlich in der christlichen Gemeine, sondern außerhalb derselben in der noch heidnischen Umgebung, der sie „das Wort" bringen. Selbstverständlich wird erwartet, daß die Lehrer auch in allerlei Weise teils innerhalb teils außerhalb der Gemeine dem Missionar helfend zur Seite stehen, wenn sie auch amtlich nur zum Schuldienst verpflichtet sind. Haben sie sich in ihrer amtlichen und außeramtlichen Stellung bewährt, so werden sie als Missionsgehilfen in den eigentlich geistlichen Beruf vorläufig eingestellt, um endlich, wenn sie auch in dieser Stellung ihre Probe bestanden haben, ordiniert zu werden und als vollberechtigte Geistliche Verwendung zu finden.

Bei einigermaßen längerem Aufenthalt in einer Gemeine erkennt man sehr bald, ob überhaupt seitens der Aufseher, Kirchendiener und -dienerinnen ein Einfluß ausgeübt wird, und welcher Art derselbe ist. Ich habe gerade unter diesen Leuten, und nicht am wenigsten unter den Kirchendienern, eine beträchtliche Zahl gegründeter christlicher Charaktere gefunden, — allerdings neben manchen minderwertigen Elementen — deren Einfluß auf die Gemeine, ich möchte fast sagen, unschätzbar ist und dem des Missionars wenig nachsteht. Gelingt es einem Missionar, diese Leute tief und nachhaltig zu beeinflussen und für das Gute zu gewinnen, so ist das für die ganze Gemeine ein unendlicher Gewinn. Ich verstehe darum wohl, wie mancher Missionar gerade diesen Leuten besondere Aufmerksamkeit zuwendet und wünschte, alle thäten es in gleichem Maße. Manche Gemeinen kranken, glaube ich, an dem Mangel an tüchtigen Aufsehern und Kirchendienern.

Sind diese für das Gedeihen der christlichen Gemeine von so hoher Bedeutung, so sicher von nicht geringerer für die fortgesetzte Missionsarbeit die Evangelisten. Häufig sind diese auch Aufseher und Kirchen-

diener, ebenso häufig aber auch nicht. Ihre Aufgabe ist die Wirksamkeit unter der heidnischen Umgebung, die Verkündigung des Wortes, die Einladung zum Besuch der Kirche und des Missionars, ferner die Pflege der zerstreutwohnenden Christen. In den meisten unsrer Gemeinen sind sie anzutreffen, und wo sie gänzlich fehlen, drängt sich ihr Fehlen nicht nur dem unbefangenen Beobachter, sondern mehr oder minder auch den Gemeinen selbst als Mangel auf. Allein gerade in bezug auf diese Evangelisten waltet eine Schwierigkeit ob, deren Beseitigung nicht so ganz einfach ist. Sie gehen freiwillig, sind also der Anordnung des Missionars, wann und wohin sie gehen wollen, was sie predigen wollen, nicht ohne weiteres unterworfen. Und diese Freiwilligkeit darf ja nicht angegriffen werden — wenigstens meiner Meinung nach nicht — die Kraft und — daß ich so sage — der Schmelz der Arbeit würde leichtlich mit dieser Freiwilligkeit verloren gehen. Andrerseits aber ist natürlich, daß ein Fehlen jeder kirchlichen Kontrolle unter Umständen eine Quelle von mancherlei Fehlern sein kann, sowohl was Art als Ort und Zeit der Thätigkeit betrifft. Erfreulich ist es nun, daß es den meisten unsrer Missionare geglückt ist, ohne irgendwie den freiwilligen und selbständigen Charakter dieser Arbeit zu stören, durch persönlichen Rat, durch freundlich angebotene Vorbereitung zu ihren meist Sonntags gehaltenen Evangelisationsreden, einen regelnden und ordnenden Einfluß auf diese Thätigkeit zu gewinnen. Gerade in den Reihen dieser Evangelisten, die meist einfache Leute sind, findet man die ausgereiftesten christlichen Charaktere, deren Arbeit sichtlich vom Segen des Herrn begleitet ist, leider aber auch bisweilen unlautere und unfertige Elemente.

Sämtliche Schulen unsrer Mission in Südafrika im Westen wie im Osten werden von eingebornen Lehrern versehen. Im Westen haben sie ihre Vorbildung in unserm eigenen Institut zu Gnadenthal erhalten, im Osten sind sie bis jetzt aus den Instituten zu Lovedale und Blythwood hervorgegangen. Die meisten von ihnen besitzen das sogen. certificate, d. h. sie haben die staatliche Prüfung bestanden. Was ihre Schulthätigkeit betrifft, so kann man ihre Leistungen durchgängig als gute bezeichnen, ja ich glaube sagen zu können, daß sie hinter denjenigen der meisten deutschen Volksschullehrer wenig zurückstehen. Dies Urteil erscheint mir um so anerkennenswerter, als sie mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, in zwei Sprachen unterrichten zu müssen (englisch und kaffrisch oder holländisch). Daß die Regierung von ihrem Standpunkt aus die Leistungen der Lehrer als tüchtige anerkennt, geht daraus hervor, daß alle Schulen, bei denen wir den Antrag gestellt haben — wir stellen

diesen Antrag gewöhnlich, wenn eine Schule zwei oder drei Jahre bestanden hat — den sogenannten Grant, d. h. eine namhafte Geldunterstützung erhalten, und daß vielen Lehrern die sogen. good service allowance, d. h. eine besondere Gehaltszulage für gute Leistungen zugesprochen worden ist. Weniger günstig lautet leider das Urteil, wenn wir nach der sittlichen Führung und Bewährung der Lehrer fragen. Zwar können wir von vielen, Gott sei Dank, sagen, daß sie sich als wahre Christen erweisen und es ist immerhin eine nicht kleine Zahl solcher vorhanden, von denen wir hoffen dürfen, daß sie später tüchtige Nationalgeistliche abgeben werden, aber doch sind die Erfahrungen entgegengesetzter Art leider nicht zu selten. Neigung zum Trinken, Fleischeslust und Bequemlichkeit bringen manchen zu Fall. Man könnte zu ihrer Entschuldigung manches anführen, aber man kann nicht leugnen, daß diese Erfahrungen oft sehr entmutigend sind. Erschwert wird das Einschreiten gegen solche Sünden oder wenigstens sehr abgeschwächt wird die Wirkung desselben durch die Leichtigkeit, mit der auch solche von uns entlassene Lehrer, bisweilen sogar mit erhöhtem Gehalt, bei anderen Gesellschaften Anstellung finden.

Da aber die Wichtigkeit gerade des Lehrerstandes für die künftige Entwicklung unsrer Mission im Kafferland uns immer mehr ins Bewußtsein trat, so haben wir beschlossen, im Kafferlande ein eignes Institut zur Erziehung der Lehrer zu gründen, wie wir ein solches für den Westen in Gnadenthal besitzen. Muß man schon im allgemeinen oft beklagen, daß mit der „Christianisierung" häufig unmittelbar eine „Europäisierung" Hand in Hand geht, so ist diese Thatsache namentlich auf dem Schulgebiet zu beobachten und zu beklagen. Wir können für diese Erscheinung der Europäisierung keineswegs in erster Linie die Missionare verantwortlich machen. Diese bleiben allerdings immer, sie mögen es anstellen, wie sie wollen, „Europäer" und ihr europäischer Einfluß macht sich ohne weiteres geltend. Wohl mag es unter ihnen auch manche geben, denen der weite Blick abgeht und die darum die beiden Dinge „Christianisierung" und „Europäisierung" mehr oder minder als gleichbedeutend ansehen. Aber die meisten beabsichtigen doch erstere und nicht letztere. Dagegen steht es umgekehrt bei den Handelsleuten und Farmern, die gerade die „Europäisierung" der Eingebornen wünschen, weil sie das beste Mittel ist, für ihre europäischen Waren Absatz zu schaffen. In diesem Bestreben kommt ihnen die eigentümliche Sucht der Eingebornen entgegen, es dem Weißen gleich zu thun, zumeist äußerlich. Und man muß so viel zugeben, daß die Christianisierung in vielen Stücken als notwendig die Änderung

mancher Lebensgewohnheiten, z. B. in Wohnung und Kleidung, mit sich bringt. Daß dabei der europäische Missionar, der religiös ihr Muster und Vorbild ist, dies auch in diesen Beziehungen wird, vielfach zum Schaden, ist nur zu natürlich. Jedenfalls aber muß das Bestreben der Missionare darauf gerichtet sein, der „Europäisierung“, wo sie nicht notwendig ist, nicht die Wege zu ebnen. Aus diesen Gedanken heraus wurde der Wunsch geboren, bei der neu zu errichtenden Schule für Lehrer möglichst sich der volkstümlichen Art und Weise anzubequemen. Und verstärkt wurde dieser Wunsch noch durch die Überlegung, daß es gerade für die Lehrer als vielleicht künftigen Geistlichen der Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit ist, daß sie von ihrem Volke nicht durch die Kluft andrer Lebensweise geschieden seien, sondern in ihren Lebensgewohnheiten Glieder ihres Volkes bleiben. Darum haben unsre Missionare beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, in etwas andrer Weise, als wie sonst üblich, diese Training School einzurichten. Der Unterricht soll zum größten Teil von eingebornen Lehrern, die selbst die Staatsprüfungen bestanden haben, erteilt werden. Ferner soll nicht ein europäischem Muster nachgebildetes Institut die Schüler zusammenschließen, sondern die Schüler sollen in den Familien der einzelnen Lehrer wohnen und verpflegt werden, Kaffern unter Kaffern. An der Spitze soll allerdings ein Europäer stehen, der auch Unterricht, namentlich religiösen, erteilt und dem Ganzen den geistigen Halt und die innerlich zusammenhaltende Kraft verleiht. Es ist ein Versuch, der vielleicht Enttäuschungen bringen wird, ja vielleicht fehlschlägt, aber wir glaubten uns zu diesem Versuch nach Lage der Dinge verpflichtet. Jedenfalls könnte ich mich nach meinen Erfahrungen bei meiner Visitation nur schwer und im äußersten Notfall dazu entschließen, Eingeborne zur Erziehung nach Europa herüberzunehmen. Ich fürchte, solche so erzogene Eingeborne werden die am schlimmsten „europäisierenden“ Missionare werden. Der Lehrerfrage muß man jedenfalls die allergrößte Aufmerksamkeit zuwenden, denn nie wird man einen zuverlässigen Stand eingeborner Geistlicher erlangen, hat man nicht vorher einen solchen von Lehrern.

Wie schon bemerkt, wird ein Lehrer, wenn er sich als solcher bewährt hat, weiter zum Missionsgehilfen ernannt. Dann wird er in einer kleineren Gemeine angestellt, wo ihm neben der Schule, die er noch zu besorgen hat, auch die geistliche Pflege der Gemeine anvertraut wird, doch ohne die Sakramentsverwaltung. Hier scheint mir aber ein verhängnisvoller Fehler vorzuliegen, den wir in unserer Mission wenigstens machen, manche englische Gesellschaften freilich noch öfter, ob die deutschen,

weiß ich nicht. Bisher stand der Eingeborne als Lehrer unter — ich möchte sagen — täglicher Kontrolle. Nun ist er mit einem Male in ein selbständiges Amt gestellt, und wenn auch die Kontrolle nicht gänzlich aufhört, so ist sie doch ungenügend. Die gelegentlichen Besuche des Missionars, die noch dazu oft sehr kurz sind, genügen nicht, um ihm eine wirkliche Stütze zu bieten. Viele neue Dinge, äußere und innere, neue Anforderungen und Pflichten treten an den Eingebornen heran, denen gerecht zu werden ihm, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer ist, da er keine richtige, praktische Ein- und Anleitung dazu genossen hat. Daher ist die Beobachtung nicht selten, daß manch einer wohl ganz gute Reden hält und sich innerlich für seine Gemeine interessiert, aber doch nicht versteht, Ordnung und Zucht in ihr zu halten. Dann kommen die Klagen aus der Gemeine; denn so gewiß Zucht und Ordnung oft unbequeme Dinge sind, so gewiß wird ihr Fehlen ebenso unangenehm bemerkt. Mir scheint, diese Missionsgehilfen müßten, ehe man sie so selbständig stellt, eine Zeitlang als Vikare mit und neben einem europäischen Missionar arbeiten, der sie in alle die kleinen und großen Dinge einleitete, die bei Leitung auch der kleinsten Gemeine nicht außer acht gelassen werden dürfen. Richtig aber ist es, daß das Zusammenarbeiten von weißen und eingebornen Geistlichen an einer Stelle, in einer Gemeine, seine besonderen Schwierigkeiten hat, und ich glaube nicht, daß es bei allen Missionaren glücken würde. Und doch kann ich mir ein allmähliches Erstarken des eingebornen Geistlichenelementes ohne dies Nebeneinanderarbeiten kaum denken.

Eingeborne ordinierte Geistliche besitzen wir in Südafrika bis jetzt nur fünf, von denen einige sich vorzüglich in geistlicher Beziehung bewähren. Aber bei ihnen allen tritt doch noch der oben berührte Mangel deutlich zu Tage. Sie sind liebe treue Menschen, wahre Christen, ernste Beter für ihre Gemeinen, aber was das heißt, eine Gemeine zu „leiten", organisatorisch in ihr zu walten, die Ordnung auf allen Seiten aufrecht zu halten, das haben sie nicht gelernt. Diese Arbeit muß doch immer wieder der europäische Missionar thun, und ich meine, die Erziehung zu dieser Aufgabe muß mehr als bisher ins Auge gefaßt werden. Sie müssen dazu erzogen werden, nicht nur geistlich, sondern auch geistig weiter zu streben und sich weiter zu bilden und dadurch an selbständige Arbeit sich zu gewöhnen. Im Westen sowohl als Osten erschien es darum wünschenswert, sämtlichen Lehrern jährlich ein praktisch theologisches oder biblisches Thema zur Bearbeitung zu stellen; der besten Arbeit soll eine Anerkennung zu teil werden. Auch sollen die Lehrer angehalten werden,

wenn sie in das geistliche Amt einzutreten wünschen, sich zu demselben ausdrücklich zu melden und gehalten sein, ehe ihre Anstellung wirklich erfolgt, einer Prüfung sich zu unterwerfen. Tritt nun, wie oben als wünschenswert ausgeführt wurde, noch etwas praktische Vorschulung unter der Leitung eines tüchtigen europäischen Missionars hinzu, so dürfen wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß unsre eingebornen Geistlichen mehr noch als bisher ihrer Stellung gewachsen sein werden, wenn wir uns auch aussprechen müssen, daß wir gerade auf diesem Gebiet noch mancher Täuschung entgegen gehen.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Nationalhilfe namentlich im Blick auf die eingebornen Geistlichen mögen diesen Abschnitt schließen.

Es ist durchaus notwendig, daß von der Heimat aus immer wieder in bestimmtester Weise den Missionaren vorgehalten wird, wie richtig, ja unerläßlich das Streben nach „Verselbständigung" der christianisierten Völker ist und daß dies Ziel niemals aus dem Auge verloren werden darf. Es ist dies darum so notwendig, weil es dem Missionar gar zu leicht geht, wie manchen Müttern, die darum ihre Töchter nicht zur Selbständigkeit erziehen können, weil sie überall, wo es der Tochter auf den ersten Griff nicht recht glückt, dieselbe beiseite schieben und die Sache selbst machen, weil sie dann gut gemacht wird. Die Schwierigkeiten, die sich diesem Streben entgegenstellen, sind freilich unendlich viel größer, als man von der Heimat aus meint, Schwierigkeiten, die sowohl in dem Charakter und der Lebensweise der Eingebornen als in ihrer politischen und socialen Stellung zu den Weißen liegen. Mancher Missionar zieht hinaus dies Ziel vor Augen und nach Jahr und Tag erklärt er, es sei vergeblich, danach zu streben, das Ziel sei zu hoch und unerreichbar. Allerdings, wer diese Schwierigkeiten selber an Ort und Stelle einigermaßen studiert hat, der wird sich nicht der Hoffnung hingeben, daß das Ziel, die Selbständigkeit, so leicht und mühelos errungen werden wird, sondern daß man sich ihm nur Schritt für Schritt durch unausgesetzte zielbewußte und aufopfernde Arbeit nähern kann. Aber erreicht muß es einmal werden. Leicht ist es ein Ziel sich zu stecken, das man in der Dauer der eignen Arbeitszeit wenigstens annähernd erreichen zu können hoffen darf, unendlich viel schwerer ist es, an die Erreichung eines Zieles die stille Arbeit des Lebens zu setzen, welches, wie uns ohne weiteres klar ist, erst unsre Nachkommen, wenn je, voll erreichen werden. Aber jede Arbeit nach dieser Richtung hin birgt in sich einen reichen Segen für die Zukunft. Ehre und Anerkennung auf dem Missionsfelde nicht nur den kühnen Pionieren, deren Namen durch die Missionsliteratur in der

Welt bekannt wird, sondern auch denen, die die mühselige Arbeit der Erziehung üben auf die Zukunft, und deren Namen vielleicht niemand nennt!

Noch einige Worte über das Gehalt der eingebornen Geistlichen. Auf einer Konferenz im Kafferlande legten mir dieselben die Frage vor, warum sie nicht dasselbe Gehalt wie ihre europäischen Kollegen erhielten, wenn von ihnen dieselbe Arbeit verlangt werde. Diese Frage habe ich ihnen rundweg dahin beantwortet, daß sie, solang ich in dieser Sache eine Bestimmung zu treffen habe, im Gehalt jenen nie gleichgestellt werden würden und zwar aus folgenden Gründen: Einmal bedingt die verschiedenartige Herkunft, Erziehung und Lebensweise einen Unterschied des Gehaltes, da so verschieden jene, so verschieden die Lebensbedürfnisse sind. Ferner sind auch die Leistungen — dies habe ich ihnen recht deutlich zu machen gesucht — bei all ihrem guten Willen denn doch sehr verschiedenartig. Endlich aber — und dieser Grund scheint mir der gewichtigste — wird ein gleiches Gehalt sie auch zu gleicher Lebensweise führen bezw. verführen; sie werden unfehlbar, haben sie die Mittel dazu, den weißen Missionar in seiner ganzen Lebenshaltung kopieren und dadurch, vielleicht allmählich und unmerklich, aber nach und nach sicher sehr spürbar von ihrem Volksboden sich lösen und gerade das verlieren, was sie vor den europäischen Missionaren voraushaben. Diese Erklärung schien ihnen, wenigstens bis zu einem gewissen Grad einzuleuchten, und sie erklärten sich mit meinen Festsetzungen betr. das Gehalt zufrieden.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne es nochmals auszusprechen, daß die heimatliche Missionsgemeine, so gewiß sie das Ziel: Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinen, immer fest im Auge behalten und den Missionaren predigen soll, doch gerade auf diesem Punkt nicht unbillige Forderungen stellen und sich nicht falschen Hoffnungen hingeben darf. Hier heißt es, wenn irgend wo: Eile mit Weile! hoffentlich aber auch: Was lang währt, wird gut!

6. Das Verhältnis der verschiedenen Missionsgesellschaften zu einander.

Nur nach reiflicher Überlegung und mit Widerstreben fast wage ich mich an die Besprechung dieses Punktes; denn bei keiner anderen Gelegenheit liegt die Gefahr so nahe, als bei dieser, anderen Gesellschaften unrecht zu thun. Und doch scheint es mir gut und nur der Aufrichtigkeit entsprechend, wenn dieser Punkt auch öffentlich berührt wird in aller Offenheit, aber auch in aller Liebe. Jedenfalls will ich mich aufs äußerste bemühen, nur thatsächliches zu erwähnen, was ich glaube mit Beweisen belegen zu können. Schon in der Heimat ist es ja die äußere Zerklüftung

der evangelischen Christenheit nicht allein als vielmehr der Mangel an brüderlicher und christlich gebotener Rücksicht, da, wo die verschiedenen Kirchen und Genossenschaften einander begegnen, die verwirrend und schädigend wirkt. Wie vielmehr auf dem Missionsgebiet! Und dies nicht allein auf die Eingebornen, sondern zunächst und vor allem auf die Weißen. Gerade der Mangel an Liebe, Duldung und christlicher Rücksicht hat die Mission bei der weißen Bevölkerung in viel größerem Maße um Ansehen und Anerkennung gebracht, als man gemeiniglich denkt. Auf meiner Rückreise traf ich auf dem Schiff mit einem Herrn aus Afrika zusammen, der es mir offen aussprach, er habe allen Respekt vor der Mission verloren, und dies hauptsächlich darum, weil ihm sowohl innerhalb der einzelnen Missionsgesellschaften als im Umgang der Gesellschaften miteinander wirkliche christliche Liebe zu fehlen scheine; sie seien alle, obwohl sie behaupteten, ein Evangelium zu bringen und ein Reich Gottes zu bauen, einer wider den andern. Auf meinen Einwurf, dieser Vorwurf sei leicht auszusprechen, zu beweisen wohl schwerer, hat er mir in stundenlanger Unterhaltung eine Fülle von Beispielen gegeben, die ich ja auf ihre Richtigkeit hin nicht prüfen konnte, die aber ohne Eindruck auf mich darum nicht blieben, weil er stets Namen der handelnden Personen sowie Ort der Handlung und Zeugen für seine Behauptungen angab. Ich kann nicht leugnen, daß diese Unterhaltung, die nebenbei bemerkt noch andere schwache Punkte der Missionsarbeit schonungslos, wenn vielleicht auch übertrieben, bloßlegte, mir viel zu denken gegeben hat. Wir wollen uns gar nicht übertriebenen Hoffnungen hingeben, aber wenn auf dem Missionsgebiet wenigstens die Beobachtung der christlichen Höflichkeitsrücksichten in der gegenseitigen Arbeit erreicht würde, so wäre viel erreicht.

Es ist in unsrer Brüdergemeine je und je Regel und Grundsatz gewesen, bei aller berechtigten Wahrung des als recht erkannten, Frieden zu haben mit jedermann so viel an uns ist, und ich habe diesen Grundsatz unseren Missionaren wieder und wieder ans Herz gelegt und sie angehalten, in aller Weise brüderliche Rücksicht ihr Thun bestimmen zu lassen. Grundsätze und Handlungen sind aber bekanntlich verschiedene Dinge, und ich bin weit entfernt, die Behauptung aufstellen zu wollen, daß unsrerseits niemals gegen jenen Grundsatz gefehlt worden sei. Aber das glaube ich sagen zu dürfen, daß die Handlungsweise des einzelnen von seinen Vorgesetzten genau daraufhin geprüft wird, ob sie jenem Grundsatz entspricht oder nicht. Jedenfalls ist es in Afrika sehr leicht für uns, diesen Grundsatz den deutschen Gesellschaften gegenüber zu üben. Einmal kommen unsre Missionare leider wenig in Berührung mit anderen

deutschen Gesellschaften, die Arbeitsgebiete sind meist räumlich weit getrennt. Wo aber eine solche stattfindet, ist sie bis jetzt nur eine freundliche gewesen. Mit den Berliner und Rheinischen Missionaren besteht schon von langer Zeit her das freundschaftlichste Verhältnis; ebenso zu der reformierten Kirche. Leider sind die früher ziemlich regen Verbindungen, die durch fleißige gegenseitige Besuche der älteren Missionare gepflegt wurden, in der jüngeren Generation mehr gelockert, nicht absichtlich, aber thatsächlich. Mit um so größerer Freude begrüßen wir es, daß in der sogen. „Stellenboscher Konferenz" eine neue Gelegenheit zu brüderlicher Verbindung geboten ist. An der im September 1893 abgehaltenen Konferenz nahmen 4 Missionare der reformierten Kirche, 6 der Rheinischen, 1 der Berliner Gesellschaft und 4 von uns teil.

Ein anderes Bild bietet das Verhältnis zu den englischen Gesellschaften und dieser untereinander. Ich habe mich manchmal gefragt, ob bei unserm Verhältnis zu ihnen vielleicht irgendwie die nationale Frage mit im Spiele ist. Aus der Beobachtung aber, daß die englischen Gesellschaften zu einander meist in noch weniger gutem Verhältnis stehen, glaube ich schließen zu dürfen, daß doch kirchliche und nicht nationale Gründe trennend sind. In dieser Beziehung war mir sehr anmerklich folgendes Erlebnis. Als wir im Ochsenwagen Ugi (sprich: Jugi), eine kleine Ortschaft von, irre ich nicht, etwa 10—20 Häusern, passierten, fielen mir drei Kirchen in dem kleinen Orte auf. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß die Independenten zuerst hier eine Kirche gebaut haben, dann die Wesleyaner und bald nach ihnen die Church of England. Die Gegend war nur ganz schwach bevölkert und nun an diesem kleinen Ort drei (!) Kirchen. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß hier an Stelle der notwendigen Verkündigung des Evangeliums die kirchliche Rivalität getreten ist. Kann man sich da wundern, wenn King Dalindyebo, Häuptling der Tembu, auf den Gedanken kommt, auch eine eigne Kirche haben zu wollen, und all den in seinem Lande arbeitenden Kirchen und Gesellschaften seine „freie Tembukirche" hinzufügt? Im übrigen kann ich von dem Verhältnis der englischen Missionen zu einander selbstverständlich nicht viel sagen, man erhält als unbefangener Beobachter nur den Eindruck, daß sie stillschweigend übereingekommen sind, gegenseitig keine Rücksicht zu üben. Es mag ja im englischen Charakter überhaupt nicht in dem Maße das Bedürfnis nach solcher gegenseitigen Rücksichtsnahme liegen; ich glaube daher, daß sie dies Fehlen brüderlicher Rücksicht als Mangel nicht sonderlich empfinden.

Uns, den Moravians, wie sie uns nennen, gegenüber tritt überall,

das muß ich anerkennen, im persönlichen Verkehr, ein brüderlich wohlwollendes Benehmen zu Tage, aber oft in der amtlichen Handelweise eine Nichtachtung der Rücksichten, die wir ihnen gegenüber glauben beobachten zu müssen. Von den Independenten kann ich dies allerdings nicht sagen, ich muß sie ausdrücklich von diesem Vorwurf ausnehmen. Sie haben unsre Arbeitsgebiete stets mit größter Gewissenhaftigkeit respektiert. Auch die Presbyterianer haben bis jetzt dasselbe gethan, und wenn gerade während meiner Anwesenheit auf einer Seite ein völlig zweckloses Eindringen in ein von uns bearbeitetes Gebiet — gegen den ausdrücklichen Wunsch des betreffenden Häuptlings, wie er mir selbst sagte, — stattgefunden hat, so zweifle ich nach den bisherigen Erfahrungen nicht, daß diese Angelegenheit sich zur Zufriedenheit wird ordnen lassen. Bedeutend schwieriger gestaltet sich das Verhältnis zu den Methodisten. Man kann ihnen nicht absprechen, daß sie sehr rührig sind, wie ja auch ihre stete Vermehrung und Ausdehnung zeigt. Aber sie haben und üben einen Grundsatz, der der Anlaß zu fortgehenden Reibungen wird. Zieht nämlich irgend ein Mitglied ihrer Kirche wo anders hin — und man möchte manchmal glauben, daß dies auf höhere Weisung hin geschieht — so halten sie sich für berechtigt, ihm nachzugehen und „dies Schaf ihrer Herde“ zu pflegen. Das ist ja nun ganz gut und schön, wenn dies Schäflein sich in eine heidnische Umgebung hineinbegiebt, so daß seine Hütte ein Herd neuer Evangelisationsarbeit wird. Wenn es aber sich in der Mitte einer Christengemeine niederläßt oder in dem Arbeitsgebiet eines andern Missionars, so entstehen doch oft recht wenig erbauliche Zustände. So haben wir in der Nähe einer unsrer Stationen den Fall, daß mitten in der von uns regelmäßig evangelisierten Gegend, eine halbe Stunde nur vom Wohnplatz des Missionars entfernt, eine methodistische Thätigkeit begonnen worden ist auf Grund dessen, daß dorthin ein Methodist zog. Alle Bitten davon abstehen zu wollen, sind sowohl von dem betreffenden Geistlichen — der nebenbei ca. 30 englische Meilen reisen muß, um von seiner Station dahin zu gelangen — als von der Synode abschlägig beschieden worden.

In unsern Gemeinen sind hie und da solche zu finden, die früher zu den Methodisten gehörten und dann zu unsrer Kirche getreten sind, und ich kann ihnen im allgemeinen ein recht gutes Zeugnis geben. Eine Unsitte — wir können es nach unsrer Auffassung nicht anders bezeichnen — suchen sie allerdings bisweilen in unsre Gemeinen hineinzutragen, die der „nächtlichen Versammlungen“. „Der Geist kommt in der Nacht“ ist eine beliebte Rede bei ihnen, und man kann nicht leugnen, daß die Kaffern

dieser Sitte nicht abhold sich zeigen. Unser eingeborner Geistlicher J. Nakin bat dringend, dagegen energisch aufzutreten, indem er bemerkte: „Zuerst kommt der Geist und dann kommt, namentlich auf dem Nachhauseweg, das Fleisch!“

Unseren Missionaren ist zur Pflicht gemacht worden, keine Christen anderer Denominationen in ihre Gemeinen aufzunehmen, ohne daß diese einen sog. „Brief“ vorweisen, d. h. eine Bescheinigung ihrer bisherigen Missionare, daß sie getauft und konfirmiert sind und daß sie, weil sie ihren Wohnsitz ändern, aus seiner Pflege in die eines anderen Missionars überzugehen beabsichtigen. Auch sind unsre Missionare verpflichtet, Mitgliedern unsrer Kirche, die wo anders hinziehen, solche „Briefe“ mitzugeben. Da aber neuerdings, oft unter den nichtigsten Vorwänden, solche Briefe, zumal seitens der Methodisten, den Betreffenden verweigert werden, auch auf Anfragen unsrer Missionare keine Antwort erfolgt, so ist leider diese im Interesse der kirchlichen Ordnung gewiß sehr heilsame Maßregel kaum aufrecht zu erhalten.

Gestaltet sich so das Verhältnis zu den Methodisten nach mancher Seite hin schwierig, so ist dies noch mehr der Fall der Church of England (High Church) gegenüber.

Den Moravians — oder einer „bischöflichen“ Kirche — gegenüber ist ihr Benehmen äußerlich stets ein höfliches und zuvorkommendes, und ich kann auch auf Grund der Verhandlungen, die ich zu führen hatte, dies nur bestätigen. Ja, ich kann noch mehr sagen; einer ihrer Geistlichen hat auch einen Teil seines Gebietes, als sich dort für uns und unsre Thätigkeit eine Thür unvermutet aufthat, an uns abgetreten. Wir hatten selbstverständlich, ehe wir unsre Arbeit dort begannen, bei ihm angefragt, und seine Antwort war: „Arbeiten Sie dort, wenn der Herr Ihnen den Weg öffnet.“ Aber doch müssen wir es immer wieder empfinden, daß die Church im Grunde ganz die Ansicht der katholischen Kirche hat: wir sind die eine und alleinige Kirche. Infolge dessen beansprucht sie alles Land als ihr zugehörig. Südafrika ist einfach in Diöcesen eingeteilt und jede andere Gesellschaft, hat sie auch ihr Werk in einer Diöcese vor der Church in Angriff genommen, ist zu Unrecht an dieser Stelle. Es ist also die einfache Konsequenz dieses Grundsatzes, wenn die Church die Arbeitsgrenzen nicht respektiert. Es giebt davon Beispiele, die tief traurig sind, und auch wir wissen davon zu erzählen, daß „for the greater glory of God“, wie der eine Archidiakonus sagte, die Störung der Arbeit anderer erlaubt, ja gefordert ist. Dabei fällt noch ein anderes auf, was auch mir entgegen trat. Eine Appellation an die höhere In-

stanz, den Bischof, ist ganz fruchtlos, da derselbe erklärt, in seiner Diöcese sei jeder Geistliche vollständig sein eigner Herr, er habe ihm da nichts dreinzureden. — Aber noch in andrer Weise ist der Einfluß der Church oft ein sehr störender. Die Leichtigkeit, in der Church zur Taufe zu gelangen, das Fehlen jeder ernsten Zucht, die Oberflächlichkeit, die häufig in der Anstellung von sogen. „Evangelisten" herrscht, die Bereitwilligkeit, von andern Gesellschaften wegen sittlicher Vergehen entlassene Lehrer u. s. w. anzustellen, wirkt auf andere Gesellschaften schädigend und verwirrt vielfach die Gemüter. Namentlich bieten die Evangelisten englischer Gesellschaften bisweilen ein eigentümliches Bild, und nach allerlei Erfahrungen in Afrika imponiert mir die stattliche Zahl der „eingebornen Geistlichen, Lehrer und Evangelisten", die englische Statistiken aufführen, bedeutend weniger; ja, ich möchte sagen, die Statistik überhaupt ist mir in ihrem Werte fast zweifelhaft geworden; die statistischen Tabellen enthalten häufig statt wohlbegründeter Zahlen ungefähre und meist zu hohe Schätzungen. Es wäre eine interessante Arbeit, die Statistiken der Missionsgesellschaften mit dem amtlichen Census zu vergleichen. Ich habe nur die Statistik der Brüdergemeine mit dem Census vergleichen können, und da stellt sich heraus, daß die von unsern Missionaren angegebene Mitgliederzahl um etwa 3000 hinter dem Census zurücksteht, also allzu gewissenhaft ist.

Dieses immerhin unerquickliche Verhältnis der Missionsgesellschaften zu einander hat nun schließlich eine dreifache für die allgemeine Missionssache nachteilige Folge. Einmal: es bilden sich keine größeren, nach einem vernünftigen Plan in Angriff genommene Arbeitsgebiete einzelner Gesellschaften, sondern diese arbeiten durcheinander, überall in anderes Gebiet hineingreifend. Es ist ersichtlich, wie viel Kraft, Geld und Mühe ganz unnötig dadurch verbraucht wird, und daß ferner auf manchen Punkten plötzlich eine ganz nutzlose Konzentration mehrerer Gesellschaften stattfindet (s. oben Ugi), während andere weitausgedehnte Gebiete kaum in Angriff genommen sind.

Ferner liegt die Versuchung, die Glieder anderer Gesellschaften zu der eignen zu ziehen zu nahe, nicht sowohl den europäischen Missionaren — diesen wohl auch bisweilen — als noch vielmehr den eingebornen Hilfsarbeitern. Und dabei spielt natürlich wieder das leidige Geld eine Rolle. Die eingebornen Hilfsarbeiter sind vielfach seitens der englischen Gesellschaften verpflichtet, ihr Gehalt ganz oder teilweise von den ihrerseits gebildeten Gemeinen einzutreiben, und da ist es häufig eine viel leichtere Sache, zahlungsfähige Mitglieder aus christlichen Gemeinschaften zu gewinnen als aus den Heiden. Endlich aber, und dieser Nachteil ist wohl der schwer-

wiegendste, es tritt auf einem kleinen Raum eine so verschiedenartige, ja zum Teil gegenteilige Behandlung der christlichen Gemeinen und aller ihrer Verhältnisse zu Tage, daß dieselbe nur verwirrend wirken kann. Wie wünschenswert wäre es und von welchem Segen, wenn z. B. eine einheitliche Stellungnahme seitens aller Gesellschaften sich erreichen ließe gegenüber den heidnischen Sitten bezw. Unsitten, als Polygamie, Beschneidung u. dgl. Dazu ist aber wenig Hoffnung bis jetzt vorhanden. Es ist mannigfach auf allgemeinen Konferenzen eine solche Vereinbarung angestrebt worden, bis jetzt leider ohne nennenswerten Erfolg.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, mit Obengesagtem nur andere anklagen zu wollen; es hat gewiß oft genug auch bei uns an jener Liebe gefehlt, die sich nicht erbittern läßt, nicht das Ihre sucht, die nicht eifert, die langmütig und freundlich ist. Aber ich meine, auf diesen Punkt als auf einen der wundesten der Missionsarbeit sollte sich immer wieder die Aufmerksamkeit aller Missionsgesellschaften und Missionsfreunde ermahnend, bessernd und fürbittend richten!

Der Verfasser steht am Schluß seiner Mitteilungen. Freilich Stoff zu mancherlei Betrachtungen ist noch reichlich vorhanden; eine solche Reise regt eine Fülle von psychologischen, religiösen, missionarischen Fragen an. Aber das Dargebotene bespricht die Fragen und Gedanken, die sich als die wichtigsten und das Missionspublikum am meisten interessierenden aufdrängten. Möchte der Leser wohl einen Eindruck der Schwierigkeiten gewinnen, mit denen die Missionsarbeit zu kämpfen hat, möchte er aber andrerseits auch neuen Mut gewonnen haben, in seinem Teil an diesem herrlichen Werk mitzuhelfen, sintemal — trotz aller Schwierigkeit — „unsre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist."

Der Islam in China.[1])

Von Missionar W. Dietrich.

In Abhandlungen über die in China anerkannten Religionen findet man gewöhnlich den Islam entweder gar nicht berücksichtigt, oder doch nur flüchtig erwähnt. Angesichts der Thatsache, daß der zwanzigste Teil

[1]) Die benutzten Quellen sind: W. Williams: „The Middel Kingdom," Vol. I u. II. C. F. Hogg „Mahommedanism", Chinese Recorder Vol. XXII, Nr. 6 u. 8. „The Introduction of Mahometanism into China" by Rvd. Geo. W. Clarke: Chinese Recorder Vol. XVII Nr. 7. Vorzugsweise ist die Abhandlung: „Mohamedanism in China" by Rvd. H. V. Noys: Chinese Recorder Vol. XX Nr. 6 u. 7 berücksichtigt worden. In dieser Abhandlung sind die bis jetzt auf

der Bevölkerung des großen Reiches Anhänger Mohammeds ist, muß diese Nichtbeachtung einigermaßen befremden. Zur Erklärung und Entschuldigung läßt sich anführen, daß es dem Islam nicht gelungen ist, obgleich er sich von seinem ersten Auftreten an des staatlichen Schutzes zu erfreuen hatte, in China einen weitgehenden und nachhaltigen religiösen Einfluß zu gewinnen. Dieser ist im „Reiche der Mitte" stets ein sehr beschränkter geblieben. Wohl haben die Jünger Mohammeds mit ihrer vom Fatalismus begünstigten Tapferkeit den chinesischen Kaisern oft wichtige Dienste geleistet und sich sowohl für die Erhaltung wie die Erweiterung des chinesischen Staates bedeutende Verdienste erworben. Andererseits aber hat gerade der Islam der chinesischen Regierung, seitdem ihm dieselbe Duldung unter ihren Fittichen gewährte, durch Rebellion und Empörung große Schwierigkeiten bereitet und manches blutige Blatt ist seitdem der Geschichte Chinas eingefügt worden. Bis auf den heutigen Tag sind es die zwanzig Millionen Anhänger des falschen Propheten unter den Angehörigen des Reiches, die am leichtesten den Gehorsam verweigern, bei denen die Flamme der Empörung stets den erforderlichen Zündstoff findet und die immer bereit sind, ihr wirkliches oder vermeintliches Recht mit Feuer und Schwert der Obrigkeit gegenüber zu vertreten.

Versuchen wir im folgenden ein Bild von dem Mohammedanismus in China zu gewinnen, indem wir zunächst einen Blick auf seine Geschichte werfen und uns sodann seinen gegenwärtigen Stand und Einfluß klar zu machen suchen.

Die Bedeutung des Namens, unter welchem der Islam in China bekannt ist, kann verschieden erklärt werden. „Wui Wui" ist der chinesische Terminus für den Islam. Das chinesische Zeichen „Wui" besteht aus zwei ineinander geschobenen Mundzeichen und bedeutet zurückkehren und Unterwerfung. Aus der Doppelstellung des Zeichens hat man folgende Bedeutung abgeleitet: „Ein Mohammedaner ist ein auf dem rechten Wege, in völliger Unterwerfung unter den Allmächtigen, zu Gott zurückgekehrter." Diese Erklärung deckt sich auch mit der Bedeutung des arabischen „Islam", von salama, sich jemand ergeben, unterwerfen, besonders sich Gott ergeben.

---

diesem Gebiete vorhandenen gründlichsten Forschungen des französischen Generalkonsuls in China, P. Dabry de Thiersant zur Geltung gekommen. Dieser Staatsmann betrieb die Erforschung des Mohammedanismus in China mit viel Ausdauer und großer Gründlichkeit. Er sagt in der Einleitung zu seinem 1888 in Paris erschienenen Buche: „dasselbe bietet die Resultate einer 15jährigen eingehenden Untersuchung," wobei ihm in seiner hervorragenden Stellung Mittel zu Gebote standen, die für gewöhnliche Sterbliche nicht vorhanden sind. Siehe Chinese Recorder Vol. XX p. 10.

Andere dagegen nehmen eine geschichtliche Bedeutung des Namens an und leiten ihn von einem alten mohammedanischen Staate ab, der unter dem Namen Wui Wui in der Geschichte erwähnt wird. Sie stützen sich dabei auf folgende Notiz: „Als Yelutatscha auf seinem Eroberungszuge in die westlichen Königreiche — 1124 n. Chr. — Samarkand erreichte, trat ihm ein mohammedanisches Heer von 100 000 Mann unter dem Kommando des Feldherrn Kurkan entgegen. Dasselbe wurde von Yelutatschas tapfern Kriegern völlig aufgerieben, so daß das Schlachtfeld zehn Meilen im Umkreis mit Erschlagenen bedeckt war. Nach diesem Siege verweilte Yelutatscha drei Monate in Samarkand, wohin der König vom Reiche Wui Wui kam, seine Unterwerfung anbot und reichen Tribut von den Produkten seines Landes brachte.“ Noch andere nehmen an, daß die Bezeichnung Wui Wui weder eine religiöse noch historische Bedeutung habe, sondern apologetisch zu fassen sei, indem es den Islam als die ursprünglichste Religion bezeichnen solle. Nach den Vertretern dieser Erklärung ist der Islam „das A und O aller Doktrinen“ und er allein giebt die richtige Belehrung über „die beiden Wege, der Geburt und des Todes“.

Über das erste Auftreten des Islam in China erfahren wir aus: „Sai loi tschung po = Bericht über das vom Westen Gekommene,“ folgendes: „Im zweiten Jahre des Kaisers Tschhing-kun, 629 n. Chr., hatte Se. Majestät in der Nacht des achtzehnten Tages des dritten Monats einen merkwürdigen Traum. In demselben sah er eine Ratte von grausiger Gestalt, vor der er sich sehr fürchtete. Zu gleicher Zeit schaute er einen Mann, dessen Haar am Hinterkopfe in einen Knoten zusammen gewunden war, der sich bemühte, die Ratte aus der Nähe des Kaisers zu vertreiben. Hierauf erwachte der Kaiser und höchst verwundert über diese merkwürdige Erscheinung versank er in tiefes Nachdenken, um die Bedeutung derselben zu erforschen, worüber er wieder einschlief und einen zweiten Traum hatte. Noch ehe er am Morgen seine Weisen und Traumdeuter rufen lassen konnte, um sie zu befragen, ob die Träume gute oder böse Bedeutungen hätten, ließ sich schon sein Leibastrologe in einer wichtigen Angelegenheit melden. Dieser berichtete dem Kaiser, er habe in der verwichenen Nacht eine auffallende Erscheinung beobachtet. Eine Unheil drohende Wolke habe in die kaiserliche Konstellation einzudringen gedroht. Dies bedeute zweifellos Unglück. Zur selben Zeit aber sei im Westen ein Licht von außergewöhnlichem Glanze zum Schutze des kaiserlichen Gestirnes hervorgebrochen. Ich vermute nun, fügte der Astrologe seinem Berichte hinzu, diese Lichterscheinung zeigt das Auftreten

eines großen Heiligen im Westen an, der imstande sein wird, die Ew. Majestät drohenden Unholde und bösen Geister zu vertreiben. Ich erlaube mir unterthänigst den Rat zu erteilen, Ew. Majestät wollen Gesandte nach jener Richtung senden, um zu erforschen, ob und wo ein Heiliger aufgestanden ist." Hierauf antwortete der Kaiser: „Letzte Nacht hatte ich noch einen zweiten Traum. Ich sah eine mich in Angst und Schrecken versetzende Gestalt. Es war ein Mann, dessen Haar in einem Knoten auf dem Kopfe zusammengeschlungen war. Er hatte ein glänzendes Gewand an und sein Gesichtsausdruck sowie sein ganzes Auftreten war Achtung gebietend. Er recitierte den Thin-king — den himmlischen Klassiker, Bezeichnung für den Koran — und vertrieb die mich bedrohenden Dämonen. Diese wandten sich zur Flucht verfolgt von dem in immer höheren Tönen erschallenden Gesang des Mannes. Der Anführer der Dämonen schrie zuletzt laut um Schonung und verließ, nachdem ihm diese gewährt wurde, eiligst den Bereich des kaiserlichen Palastes. Hierauf entfernte sich auch der Mann schnell in der Richtung nach Westen. Ich aber bin aufs höchste bestürzt über diese Erscheinung und brenne vor Verlangen, die Bedeutung derselben zu erfahren." Hierauf fuhr der Astrologe fort: „Der Mann, den Ew. Majestät im Traum gesehen, ist unzweifelhaft der heilige Fürst Mo-ha-me-te, dessen himmlisches Reich außerhalb der im äußersten Westen der großen Mauer nach Barkul führenden Straße liegt. Dieser große Heilige sollte nach der Bestimmung des Himmels vor dem Ende der Welt auftreten. Seine Lehre ist erhaben, seine Herrschaft erstreckt sich über unermeßliche Schätze und seine Heere finden an Tapferkeit nicht ihres gleichen. Zur Zeit seiner Inkarnation sind höchst wunderbare Ereignisse vorgekommen." Hier ergriff der soeben eingetretene Generalsekretär des Kaisers das Wort und sagte: „Die Mohammedaner sind aufrichtig, treu, ehrlich und vollkommen in all ihren Unternehmungen. Ich rate Ew. Majestät, Männer dieses Volkes in dein Land zu rufen, damit sie den Staat schützen und die Ruhe in demselben wieder herstellen helfen." Hierauf ließ der Kaiser ein Einladungsschreiben abfassen und übergab dasselbe seinem tapfersten Offizier mit dem Befehl, ein Kommando nach den westlichen Reichen zu führen, um nach dem großen unbekannten Heiligen zu forschen. Schik-thong, so hieß der Offizier, brach sofort auf und suchte seinen Auftrag pünktlich zu erfüllen. Nachdem er die chinesische Grenze überschritten, kam er nach dem Staate Hat-mok mit der Hauptstadt Kamil, einer Stadt unweit Barkul, einst der Sitz eines türkischen Herrschers. Darauf gelangte er nach Po-ho-ngok, wo er in seiner Herberge einen Kaufmann aus Mekka antraf. Auf Schikthongs

Erkundigungen nach dem Heiligen gab ihm der Kaufmann folgende Auskunft: „Der Heilige lebt in Mekka, der Wiege des Menschengeschlechtes. Er ist der Gesandte des Himmels und empfängt die wahren heiligen Lehren vom Himmel direkt. Seine Aufgabe ist, die Welt zu reformieren und wunderbare Zeichen beweisen seine göttliche Sendung. Da du eine so wichtige Mission hast, so setze deine Reise fort, ich bin bereit, dir den Weg zu zeigen.“ In Begleitung seines neuen Freundes erreichte Schikthong Mekka bald, wurde von Mohammed sehr freundlich empfangen und überreichte sein kaiserliches Sendschreiben. Nachdem Mohammed dasselbe gelesen, legte er die Gründe dar, wodurch er verhindert sei, selbst der Einladung des Kaisers nach China zu folgen. Er sagte: „Der wahrhaftige Herr hat mir ein sehr großes und wichtiges Werk übertragen. Beständig besuchen mich himmlische Gesandte zum Zwecke wichtiger Offenbarungen und täglich empfange ich etliche Abschnitte des himmlischen Buches. Muß auch den Koran auslegen sowie morgens und abends die Anbetung des Wahrhaftigen administrieren. Ich kann also meine Heimat nicht verlassen, werde aber einige Lehrer mit dir senden und dieselben mit den nötigen Kräften ausrüsten, die bösen Geister aus der Nähe des Kaisers zu vertreiben.“ Hierauf wählte Mohammed drei seiner Schüler aus, Männer von großer Gelehrsamkeit und exemplarischen Wandels. Darauf nahm er einen großen Bogen weißes Papier, heftete denselben an die Wand und stellte sich davor. In kurzer Zeit entstand auf demselben ein dem Heiligen vollständig ähnliches Bild. Dieses übergab er Schikthong mit den Worten: „Sage deinem Fürsten, daß er dasselbe nicht anbete.“ Den drei zur Sendung nach China bestimmten Männern erteilte Mohammed folgenden Auftrag: „Wenn ihr das fremde Land erreicht habt und findet, daß die Sprache der Bewohner schwer zu erlernen ist, so müßt ihr Erde aufgraben und daran riechen. Dabei werdet ihr einen deutlichen Beweis meiner Macht erlangen, denn der Geruch der Erde wird euch bald in den Stand setzen, die fremde Sprache zu beherrschen.“

Auf der Reise von Mekka nach China starben zwei der Schüler Mohammeds. Nur einer, Namens Wanku ertrug die Strapazen der Reise und konnte dem Kaiser als Gesandter Mohammeds vorgestellt werden. Mit besonderem Vergnügen empfing der Kaiser das Bild des Propheten und erkannte in demselben sofort jenen Mann, der ihm im Traume erschienen war. Leider vergaß Schikthong Mohammeds Auftrag, die Nichtanbetung des Bildes betreffend, auszurichten. Voll Freude über den Besitz desselben ließ es der Kaiser in seinem Palast aufstellen und verneigte sich anbetend vor demselben. Als er sich von seiner Verbeugung

erhob, war das Bildnis verschwunden und nichts als ein weißes Blatt Papier zu sehen. Dem Kaiser aber, nachdem er Mohammeds Auftrag vernommen, galt das plötzliche Verschwinden des Bildes als ein neuer klarer Beweis von der himmlischen Macht Mohammeds.

In der ersten Unterredung, die der Kaiser mit Wanku hatte, sagte er: „Ich wünsche, daß du in meinem Lande bleibst, um mich in der Regierung zu unterstützen, ich werde dir eine hohe Stellung verleihen; bist du bereit, dies Anerbieten anzunehmen?" Wanku antwortete: „Ich bin ein Fremdling aus weiter Ferne und habe keine Erfahrungen in Regierungsgeschäften." Hierauf antwortete der Kaiser: „Wenn es dir angenehm ist, werde ich dir eine hohe Dotation bewilligen." Wanku lehnte dieselbe ab mit den Worten: „Nie habe ich nach Ehre und Wohlleben getrachtet, mein Bestreben ist allein darauf gerichtet, den Trübsalen des bitteren Meeres im künftigen Leben zu entgehen." Der Kaiser über diese Antwort hoch erstaunt, sagte: „Dann wünsche ich, daß du dich nur mit deinen heiligen Schriften beschäftigst, dieselben lehrst zur Ausbreitung der einzig wahren Religion und täglich den Gottesdienst für den „wahren Herrn" verrichtest. Dies wird zweifellos deine liebste Beschäftigung sein." Wanku erwiderte: „Ich bin ein fremder Gesandter, ein einzelnes Individuum, meine schwachen Kräfte sind unzureichend, um ein so großes Werk zu vollbringen." Hierauf sagte der Kaiser: „Ich werde 3000 Soldaten nach Mekka senden, um für sie dieselbe Zahl mohammedanischer Truppen einzutauschen, damit sie kommen, um dir bei der Ausbreitung deiner Religion in meinem Lande zu helfen." Mit unterwürfiger Verbeugung antwortete Wanku: „Ew. Majestät Truppen sind durch Familienbande an die Heimat gefesselt, deren Zerreißung große Leiden verursachen würde. Ich wage den Vorschlag zu machen, Ew. Majestät wolle meinem großen Fürsten ein ausführliches Schreiben senden mit der Bitte, er möge eine Abteilung Soldaten auswählen, die noch jung und durch keine Familienbande an die Heimat gefesselt sind. Sobald dieselben hier eintreffen, kann leicht für sie gesorgt werden und das Resultat wird ein Gewinn für beide Teile sein." Mit großem Vergnügen ging der Kaiser auf diesen Vorschlag ein, erteilte Wanku selbst den Auftrag, in seinem Namen das Schreiben auszufertigen und sandte es sofort an Mohammed nach Mekka. Auch dieser war von dem Inhalt des kaiserlichen Schreibens sehr befriedigt. Nach einer Beratung mit seinen Freunden wurden 800 Soldaten ausgewählt, alles junge ledige Leute. Am Abend vor der Abreise hielt Mohammed eine feierliche Ansprache an die Truppen, wobei er ihnen die Pflicht unbedingten Gehorsams gegen die Befehle Wankus einschärfte.

Nach einer glücklichen Reise erreichte das Kommando Si-ngan-fu, die Hauptstadt der Provinz Schansi und Residenz des Kaisers Tschingkun. Der Kaiser gab sofort Befehl zur Errichtung eines Lagers zur Unterbringung der Truppen und ließ auf Staatskosten eine Moschee erbauen.

Nachdem die Verhältnisse in Si-ngan-fu geordnet waren, verließ Wanku diesen Ort, um seinen Wohnsitz in Kanton zu nehmen. Von hier aus machte er dreimal eine Reise zur See nach Arabien.

So weit die Erzählung im Sai-loi-tsung-po. Mit einigen Abweichungen wird dieselbe auch in andern Aufzeichnungen berichtet, wie in den sogenannten „Kantonesischen Tafeln", in den „Pekinger Proklamationen eines mohammedanischen Mandarins", und in der „Wui-Wui-jün-loi". Die einen berichten von einem großen Kometen, die andern von großen Lichterscheinungen am westlichen Himmel, die sie mit den Träumen des Kaisers in Zusammenhang bringen. Wir erkennen aber auf den ersten Blick, daß wir in diesen Aufzeichnungen keinen zuverlässigen Bericht vor uns haben, in denselben sind vielmehr absichtlich erfundene Legende und geschichtliche Notizen mit einander verwoben. „Die ganze Darstellung," sagt de Thiersant, „hat auffallende Ähnlichkeit mit der buddhistischen Legende von dem Heiligen im Westen und ist auch wohl nichts weiter, als eine Nachbildung derselben."

Fragen wir nun nach dem *historischen* Vorgang des Auftretens der Mohammedaner in China, so finden wir, daß dasselbe durchaus kein einheitliches war. Obgleich die Quellen über jene Zeit sehr mangelhaft sind, so geht doch mit Gewißheit aus denselben hervor, daß die Araber zuerst nach dem Süden Chinas und zwar übers Meer kamen und in Kanton ihre erste Niederlassung gründeten. Ihr Auftreten in den nordwestlichen Teilen des Reiches fand erst hundert Jahre später statt und wurde fast ausschließlich durch Anwerbung türkischer Truppen in chinesische Dienste veranlaßt. Der Einfachheit wegen verfolgen wir beide Vorgänge getrennt und beginnen mit dem Auftreten des Islam im Süden.

Als historisch gesichert gilt, daß 628 n. Chr. unter der Thong-Dynastie, während der Regierung des Kaisers Tai-tschhong, ein Onkel Mohammeds mütterlicherseits, Namens Wab-Ali-Kabtscha, als der erste Muselmann China betrat, vom Kaiser mit besondern Gunsterweisungen aufgenommen wurde und in Kanton seinen Wohnsitz nahm. Er ist nach de Thiersant „der große Heilige", der als Gesandter Mohammeds zur Überbringung von Geschenken und zur Empfehlung des Islam den Kaiser in China besuchte. Er landete in Kanton und kam von dort nach Si-ngan-fu, der Residenz des Kaisers Tai-tschhong, eines sehr liberalen und

fortschrittlich gesinnten Regenten. Er gewährte den Anhängern Mohammeds freie Religionsübung und erteilte die Erlaubnis zur Erbauung der ersten Moschee in Kanton. Nachdem Wab-Ali-Kabtscha seinen Zweck so weit erreicht hatte, kehrte er 632 nach Mekka zurück. Mohammed starb kurz vor seiner Ankunft. Er verweilte nur so lange in der Heimat, bis Abu-bekr die Zusammenstellung des Koran aus den Aufzeichnungen Mohammeds vollendet hatte, dann kehrte er im Besitz des „heiligen Buches“ nach China zurück. Auf dieser Reise hatte er ungewöhnliche Leiden und Entbehrungen zu erdulden, und starb bald, nachdem er Kanton wieder erreicht hatte. Sein Grabdenkmal, etwa eine viertel Meile vor dem Nordthor von Kanton, ist bis heute erhalten und bildet den Gegenstand der Verehrung aller Gläubigen im fernen Osten.

Über diese früheste Niederlassung der Mohammedaner in Kanton findet sich in den Annalen dieser Stadt folgender Bericht: „Zu Anfang der Thong-Dynastie — 618—905 n. Chr. — kamen zahlreiche Ausländer nach Kanton, Eingeborene aus den Königreichen Anam, Kambodscha, Medina und anderer Länder. Diese Fremdlinge verehren den Himmel, haben aber weder Bilder noch Götzen in ihren Tempeln. Die Anhänger dieser Religion essen kein Schweinefleisch, noch trinken sie Wein und achten das Fleisch jedes Tieres, das nicht von ihrer eigenen Hand getötet ist, für unrein. Sie sind bekannt unter dem Namen Wui Wui. Sie haben einen Tempel, genannt Tempel des „heiligen Erlösers“, der ihnen auf Befehl der Thong-Dynastie erbaut wurde. Zur Seite desselben befindet sich eine hohe Pagode Kwangtap — Turm ohne Verzierung — genannt, rund und etwa 160′ hoch. Täglich besuchen sie den Tempel zur Verrichtung ihrer religiösen Gebräuche. Vom Kaiser selbst haben sie die Erlaubnis erhalten, sich in Kanton anzusiedeln. Sie bauen prachtvolle Häuser, deren Architektur von der in unserm Lande üblichen sehr verschieden ist. Sie sind sehr reich und werden von Häuptlingen, die sie selbst aus ihrer Mitte wählen, regiert. Von einem sehr glücklichen Schicksal begünstigt, erlangten sie schnell eine zahlreiche Nachkommenschaft und gewannen so großen Einfluß, daß sie Chinesen ungestraft mißhandeln durften. Zuletzt ließen sie sich so grobe Rechtsverletzungen zu schulden kommen, daß ein Mandarin genötigt war, im Namen des Kaisers eine Proklamation zu erlassen, worin er den Fremdlingen Bestrafung ihrer Ausschreitungen androht.“

Aus dieser geschichtlichen Notiz geht hervor, daß den Mohammedanern nur als einer fremden Handels-Kolonie Duldung in Kanton gewährt wurde, ob sie aber auch zugleich die Ausbreitung ihrer Religion ange-

strebt haben, darüber erfahren wir nichts. Wie sehr von Mitte des achten bis Ende des neunten Jahrhunderts der arabische Handel in Kanton geblüht hat, erfahren wir aus der Reisebeschreibung eines Mohammedaners vom Jahre 850. Darin heißt es unter andern: „Kanfu ist der Hafen aller arabischen Schiffe und der Stapelplatz aller nach China eingeführten arabischen Waren. Leider kommen dort häufig große Feuersbrünste vor, da die Eingeborenen ihre Häuser nur von Holz oder Bambus errichten." Ein anderer Reisender erzählt in seinem Bericht vom Jahre 877 folgendes: „Seit der Zeit der Thang-Dynastie ist der Ocean belastet mit tausenden von Schiffen, die den Verkehr zwischen dem Orient und Occident vermitteln." Dieser zweite Reisende berichtet auch von einem Aufstand, der durch einen graduierten Literaten Namens Wong-tschhan eingeleitet wurde. Nachdem dieser Rebellenführer ein großes Heer gesammelt hatte, rückte er gegen Kanton vor. In der Nähe der Stadt bezog er zunächst ein Lager und verlangte vom Kaiser zum Gouverneur von Kanton ernannt zu werden. Der Kaiser verweigerte diese Forderung, wollte ihm aber das Amt eines Präfekten übertragen, wenn er sein Räuberhandwerk einstellen werde. Wong-tschhan enttäuscht und beleidigt zugleich zerstörte Kanton bis auf den Grund. Dann wandte er sich nach Hunan und Kianghi, eroberte alle festen Plätze und nachdem auch die Residenz in seine Hände gefallen war, ließ er sich selbst zum Kaiser ausrufen. Bald darauf traf ein mohammedanisches Heer unter der Führung des Türken Likijang zur Hilfe des vertriebenen Kaisers ein, welches die Rebellen schlug und den Kaiser wieder auf den Thron brachte." Bei jener Zerstörung Kantons sollen 120000 Mohammedaner und Angehörige anderer fremder Religionen umgekommen sein. Mit dieser Zerstörung hörte der Verkehr der Araber in diesem Hafen fast völlig auf und ist es ihnen seitdem nicht wieder gelungen, dort einen Einfluß von irgend welcher Bedeutung zu gewinnen. Später suchten sie auf der Insel Hainan festen Fuß zu fassen und von dort aus den Handel mit Kanton wieder zu beleben, aber ohne bleibenden Erfolg. Auf Hainan müssen sie ziemlich zahlreich vertreten gewesen sein, denn sie hatten vier Moscheen und haben sich dort bis auf den heutigen Tag als Nachkommen eines alten Geschlechtes Po erhalten.

Unter der Yün-Dynastie zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gelang es den Arabern durch Einfluß, den sie am Hofe Kublai-Khans gewonnen hatten, ihre Handelsbeziehungen mit China zu erneuen. Doch wählten sie diesmal nicht wieder Kanton zur Operationsbasis, sondern gingen nach den Provinzen Fuhkien, Tschehkiang und Kiangsu und wurde nun Fuh-

tschau das Hauptcentrum des Verkehrs. Aber auch in Kanton muß sich noch ein Rest zu halten gewußt haben, denn aus dem Jahre 1385 datiert ein neuer Befehl der chinesischen Regierung, wonach alle Mohammedaner die Stadt verlassen sollen und worin das chinesische Volk ernstlich vor dem Verkehr mit diesen Ausländern gewarnt wird.

Fast hundert Jahre später machen die Araber noch einen letzten Versuch von Makkao aus den Handel mit Kanton wieder zu beleben. Als aber 1525 Kanton von einem Piratenüberfall bedroht war, wurde den Arabern abermals das Betreten dieses Platzes verboten. Doch scheint dieses Verbot nicht lange aufrecht erhalten zu sein, denn bald danach kamen wieder bessere Zeiten für die Mohammedaner und schließlich wurden ihnen wieder dieselben Rechte und Privilegien zugestanden, welche die übrigen Staatsangehörigen genießen. Merklichen Einfluß aber haben sie nicht wieder gewonnen; derselbe ist heute gleich Null, obgleich die Kanton-Provinz über 20000 Anhänger des falschen Propheten zählt. Außer der großen Moschee und der einst als Minaret zum Ausrufen der Gebetsstunden dienenden glatten Pagode, bemerkt man nicht viel von dem Vorhandensein des Islam in dieser großen Stadt. Und was von Kanton gesagt werden muß, gilt von dem ganzen Süden des Reiches.

Über das früheste Auftreten des Islam in den westlichen und nördlichen Provinzen des Reiches sind bis jetzt keine glaubwürdigen Quellen entdeckt worden. Geschichtlich nachgewiesen ist nur, daß im ersten Regierungsjahr des Kaisers Ming Wang-tai 742 n. Chr. in der damaligen Hauptstadt Si-ngan-fu eine Moschee und wie es scheint, die erste in den nordwestlichen Provinzen, erbaut wurde. „Dies berechtigt zu dem Schluß," meint de Thiersant, „daß der Islam nicht früher als unter der Regierung dieses ausgezeichneten Regenten, seinen Einzug über Land in China gehalten habe." Auch enthält die Geschichte aus dieser Zeit folgende Notiz: „Während der blühenden Periode des Kaisers Kai-Yün — 713 bis 742 — drangen Barbaren in großer Menge ins Reich der Mitte ein. Als Geschenk brachten sie ihre heiligen Bücher, die in der Halle heiliger Schriften im kaiserlichen Palaste Aufnahme fanden. Seit dieser Zeit werden die religiösen Lehren der westlichen Reiche auch im Reiche der Thang verbreitet und öffentlich ausgeübt."

Der erste bedeutendere Stamm von Muselmännern, der aus Arabien direkt nach den westlichen Provinzen Chinas verpflanzt wurde, war ein Kommando von 4000 arabischen Soldaten, welches der Kalif Abu-Giafer im Jahre 755 dem Kaiser Son-tschhong gegen den Rebellenführer Au-lo-tschhan zur Hilfe sandte. Nach Niederwerfung der Rebellen erlaubte der

Kaiser als Gegenleistung die Ansiedlung dieser mohammedanischen Truppen in den Städten der westlichen Provinzen. Diese 4000 Soldaten, verheiratet mit chinesischen Frauen, müssen als der Grundstock der chinesischen Mohammedaner angesehen werden. Ähnliche Vorgänge haben sich später öfter wiederholt und erklären dieselben zugleich die Wahrnehmung, daß die chinesischen Mohammedaner eine Rassenverschiedenheit von den übrigen Chinesen zeigen, denn in ihren Adern rollt eine Mischung von arabischem, türkischem und chinesischem Blut.

Zu dieser Verpflanzung des Islam nach China durch mohammedanische Truppen kam später noch die zum Teil durch freiwillige Unterwerfung, zum Teil durch gewaltsame Eroberung herbeigeführte Occupation mohammedanischer Gebiete. So erfahren wir über das Auftreten des Islam in der Provinz Schansi folgendes: „Während der Regierung des Kaisers Wan-tsing, ums Jahr 842 n. Chr., baten mehrere Hunderttausend, Angehörige der mohammedanischen Stämme im Ili-Stromgebiet, um die Erlaubnis zur Ansiedlung unter chinesischer Herrschaft. Der Kaiser gewährte die Bitte der Fremden und ließ ihnen die verschiedenen Departements der Provinz Schansi anweisen. Hier haben sich die Ansiedler des Wohlwollens vieler Herrscher zu erfreuen gehabt und eine große Anzahl tüchtiger, dem Kaiser treu ergebener Staatsdiener ist aus ihrer Mitte hervorgegangen. Daneben haben sie aber auch den wahren Glauben ein ganzes Jahrtausend rein und ohne Makel bewahrt."

Über die Occupation der westlichsten Provinzen liegt noch folgender Bericht vor. „Im Jahre 713 eroberte der mohammedanische Feldherr Kanty By Bokhara und Samarkand. Durch das siegreiche Vordringen dieses Eroberers geriet der Kaiser in große Besorgnis und suchte ein freundschaftliches Abkommen mit den Mohammedanern zu treffen. Eine Gesandtschaft Kanty By's wurde in zuvorkommender Weise vom Kaiser empfangen. Dem getroffenen Abkommen gemäß gründete der Eroberer an der Westgrenze des chinesischen Reiches den bereits oben erwähnten Staat Wui Wui, der sich 1124 China unterwarf."

Die äußerste Provinz an der Südwestgrenze des Reiches ist Yunnan. Dieselbe hat heute eine mohammedanische Bevölkerung von vier Millionen. Als dieses Gebiet gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem chinesischen Staate als Provinz einverleibt wurde, bewohnten es Völkerstämme, von denen es in der Geschichte heißt: „Sie sind vollständig wild, ohne die geringste Spur von Civilisation. Sie leben im reinsten Naturzustand, sind gänzlich unwissend in der Bodenkultur und gewinnen ihre Lebensbedürfnisse einzig durch Jagd und Fischfang. Ihre Toten verbrennen sie

ohne irgendwelche feierliche Ceremonie." Der berühmte Kaiser Kublai-Khan übertrug seinem mohammedanischen Minister Omar die Verwaltung dieser neuen Provinz. Mit großem Geschick betrieb dieser die Civilisierung der wilden Bevölkerung und wußte sich das Vertrauen derselben in solchem Maße zu erwerben, daß alle seine Anordnungen pünktlich befolgt wurden. Er selbst gab Anleitung zum Ackerbau und unterwies in der Kunst des Lesens und Schreibens, führte unter ihnen gute Sitten ein und gewöhnte sie an gesellschaftliche Ordnungen. Als Religion brachte er ihnen den Mohammedanismus, prägte ihnen aber auch die schuldige Hochachtung vor Konfucius, als dem Heiligen Chinas, ein, indem er in allen Städten sowohl Konfuciustempel als mohammedanische Moscheen erbauen ließ. Er sammelte Schüler um sich und besetzte mit diesen seinen Günstlingen die Beamtenposten in der Provinz. Obgleich er nur sechs Jahre die Verwaltung der Provinz leitete, so hatte er sich doch die Liebe seiner Unterthanen in dem Maße erworben, daß er bei seinem Tode als ein Vater betrauert wurde. Die Bevölkerung errichtete auf seinem Grabe ein großes Denkmal und der Kaiser ließ ihm zu Ehren einen Tempel erbauen." Auch Marko Polo erwähnt schon den großen Einfluß dieses Omar von Bokhara und berichtet, daß am Ende des zwölften Jahrhunderts die gesamte Bevölkerung von Yunnan bereits mohammedanisch war.

Seit der Zeit der Mongolen-Dynastie haben die Chinesen immer neue Teile der mohammedanischen Nachbarstaaten im Westen unterworfen. Ebenso fanden fortgesetzt mohammedanische Truppen Aufnahme in der chinesischen Armee und manche ihrer Führer erlangten hohe und einflußreiche Stellungen. Einige derselben haben als Generäle, Minister, Gouverneure und Vicekönige die höchsten Stellen in der Regierung, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen, inne gehabt.

Bei den hohen und einflußreichen Stellungen so mancher Anhänger des Islam muß es um so mehr befremden, daß derselbe in China so gut wie keinen Einfluß gewonnen hat. Seine Anhänger beschränken sich fast ausschließlich auf die Nachkommen der von außen eingeführten Mohammedaner. Durch Bekehrung hat er allein die wilden Ureinwohner von Yunnan gewonnen, dagegen scheint dies bei wirklichen Chinesen niemals, oder doch nur in sehr vereinzelten Fällen gelungen zu sein. De Thiersant ist der Meinung, die nach China gekommenen Mohammedaner, meist Kaufleute und Soldaten, hätten niemals propagandistische Absichten gehabt, sondern hätten nur für sich und ihre Angehörigen Duldung und Religionsfreiheit gewünscht. Die Kaufleute hätten sich dort nur vorübergehend aufgehalten und seien, sobald sie ihre auf Erwerb gerichteten Absichten erreicht hätten, vergnügt in ihre Heimat zurückgekehrt. Doch diese, wohl von der

Verhältnissen der heute in China lebenden fremden Kaufleute beeinflußte Annahme, dürfte kaum richtig sein. Der Islam ist überall, wo er festen Fuß fassen konnte, mit der bestimmten Absicht aufgetreten, seine Religion auszubreiten und es ist nicht einzusehen, warum er in China darauf verzichtet haben sollte. Als die wahre Absicht der Mohammedaner in China werden wir den dem Kaiser Tsching-Kun in den Mund gelegten Wunsch ansehen müssen: „Dann wünsche ich, daß du dich nur mit deinen heiligen Schriften beschäftigst und dieselben lehrst zur Verbreitung der einzig wahren Religion," und weiter: „Ich werde 3000 mohammedanische Truppen kommen lassen, damit sie dir helfen, deine Religion auszubreiten."

Müssen wir also propagandistische Absichten des Islam in China voraussetzen, so drängt sich uns die Frage nach den Ursachen auf, welche die Verwirklichung derselben vereitelten. Diese Frage ist verschieden beantwortet worden. Man hat gesagt, das Verbot des Genusses von Schweinefleisch, der größte Leckerbissen jedes Chinesen, habe die Verbreitung des Islam in China von vorneherein unmöglich gemacht. Doch ist diese Behauptung kaum haltbar, hat doch der Mohammedanismus bei andern Nationen die Entsagung dieses Genusses erreicht und bietet er andererseits doch in der Polygamie und anderer Fleischesfreiheiten einen Ersatz für denselben. Von größerer Bedeutung ist, daß der Koran in keine fremde Sprache übersetzt werden darf; dadurch ist die heilige Schrift des Mohammedanismus den Chinesen unbekannt geblieben. „Der Chinese," sagt W. Williams, „will weder noch kann Arabisch lernen und da kein Schwert über seinem Haupte hängt, wie dies in Persien der Fall war, um ihn in die Reihen der Mohammedaner zu treiben, so versteht selbst von den chinesischen Mohammedanern unter tausend noch nicht einer die Sprache des Koran." Aber auch diese Unkenntnis des Koran kann das hauptsächlichste Hindernis der Erfolglosigkeit der mohammedanischen Propaganda in China nicht sein. Wenn auch der Koran nicht übersetzt werden darf, so sind doch eine Anzahl mohammedanischer Bücher in chinesischer Sprache vorhanden, die über die Lehren des Islam genügend Aufklärung geben.[1]) Die Hauptursache müssen wir im Islam selbst suchen. Derselbe bietet trotz seines Monotheismus kein genügendes Äquivalent für die alte Religion der Chinesen, noch weniger ist er in der Lage, etwas Besseres an deren Stelle zu setzen. Dem Islam fehlt die geistige Macht, die

[1]) Hierher gehören: „Leitfaden zu den Riten der wahren Religion," siehe Chinese Recorder Vol. XXII Nr. 8 u. 9. Ferner: „Gesetze und Sitten der himmlischen Gegend," — himmlische Gegend eine mohammedanische Bezeichnung für Arabien — Chinese Recorder Vol. XXII Nr. 12. „Merkwürdig ist, daß keins dieser Bücher Bezug nimmt auf das charakteristische Paradies des Koran."

Macht der Wahrheit, auf welche gestützt er mit dem civilisierten Heidentum in die Schranken treten könnte, um es allmählich zu durchdringen und schließlich zu überwinden. Da er aber in China niemals Gelegenheit finden wird, seine beliebteste Bekehrungsmethode mit Feuer und Schwert ins Werk zu setzen, so wird er hier auch nie einen wirklichen Erfolg erreichen.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist die Geschichte des chinesischen Mohammedanismus eine wahre Rebellions-Geschichte. Bei allen Gunsterweisungen, deren sich die Mohammedaner von Seiten vieler Kaiser zu erfreuen hatten, waren sie doch immer wieder der brutalsten Behandlung von seiten der Beamten ausgesetzt, was bei dem kampfeslustigen Temperament der Jünger des falschen Propheten leicht zu Empörungen führte. Hierbei ist aber wohl zu beachten, daß es sich in all solchen Fällen immer nur um Streitfragen ganz gewöhnlicher Art, niemals aber um Glaubensfragen handelte. Den Mitteilungen de Thiersants über die Veranlassung zu dem großen, von 1861—1873 dauernden Aufstand in Schensi und Kansuh entnehmen wir folgendes: „Eine chinesische Räuberbande suchte, nachdem sie die Provinz Se-tschuen gebrandschatzt hatte, auch in Schensi einzudringen. Sofort organisierten die Bewohner eine Bürgerwehr. Die Mohammedaner, von ihren eigenen Häuptlingen befehligt, weigerten sich mit den Chinesen zusammen zu fechten. Als die Banditen die Stadt Wu-nan erobert hatten, eroberten die Mohammedaner dieselbe zurück, wobei ihnen große Beute in die Hände fiel. Dies erregte den Neid der Chinesen und das gegenseitige Verhältnis ward immer gespannter. Nun schnitt ein Mohammedaner etliche Bambu aus dem Gebüsche eines Chinesen. Dies gab Veranlassung zu einem Streit mit dem Eigentümer und da auch der mohammedanische Häuptling dem Chinesen keine Genugthuung verschaffte, verklagte dieser den Bambusdieb bei dem chinesischen Magistrat. Dieser Beamte benutzte diesen Fall zu einer Verschwörung gegen die Mohammedaner und fiel meuchlings über dieselben her. Hierauf erhob sich die gesamte mohammedanische Bevölkerung in Schensi und Kansuh, um die ihnen zugefügte Gewaltthat zu rächen. Erst nach zwölf Jahren, nachdem auf beiden Seiten Ströme Blutes vergossen waren, gelang es der chinesischen Regierung, den Aufstand zu unterdrücken."

Auch in Yunnan sind die mohammedanischen Rebellionen fast zur Regel geworden. Die erste von den näher bekannt gewordenen Empörungen der Mohammedaner in dieser Provinz, brach im Jahre 1817 aus. Die Veranlassung war Zerstörung einer Moschee und Ermordung einer Anzahl Mohammedaner, sowie Unterdrückung von seiten der chinesischen Beamten, die dabei selbst von dem Gouverneur der Provinz unterstützt

wurden. Nachdem die Mohammedaner den kaiserlichen Truppen in mehreren Treffen eine Niederlage bereitet hatten, rückten sie vor die Provinzialhauptstadt und zwangen den ungerechten Gouverneur, sich selbst zu entleiben. Zuletzt erlagen sie der Übermacht des kaiserlichen Heeres; ihre Anführer wurden gefangen und in Stücke zerhauen. Erst nach Jahresfrist war dieser Aufstand beendet. Aber schon 1826 brach ein neuer aus, der erst 1828 unterdrückt werden konnte. Kaum sechs Jahre später, 1834 brach eine neue furchtbare Rebellion los. Dieselbe wurde durch ein Blutbad hervorgerufen, welches der Mandarin des Departements Tschun-ning unter dem Vorwand, die Bewohner der mohammedanischen Stadt Mang-min hätten einen Aufstand gegen die Regierung geplant, unter diesen anrichtete. Mehr als 1600 Mohammedanern, Männern, Weibern und Kindern wurde hierbei der Hals durchschnitten. Dieser entsetzlichen Schlächterei wurde nur dadurch Einhalt gethan, daß sämtliche mohammedanische Bewohner der Gegend zu den Waffen griffen und ihren bedrängten Glaubensgenossen zur Hilfe eilten.

Der größte mohammedanische Aufstand in Yunnan brach 1855 los und endete erst 1873 nach furchtbaren Verheerungen unter den Anhängern des Islam. Die Veranlassung zu demselben war ein Streit wegen einer Silbermine, also eine ganz lokale und doch verbreitete sich derselbe über die ganze Provinz. Bald nach Beginn desselben richteten die chinesischen Truppen ein furchtbares Blutbad unter den unvorbereiteten Mohammedanern an. Diesem folgte ein achtzehnjähriger, fast ununterbrochener blutiger Kampf, der mit der Kapitulation von Ta-li-fu sein Ende erreichen sollte. Hierauf wurden siebzehn Führer der Mohammedaner von den Chinesen zu einem Bankett geladen, plötzlich aber auf ein gegebenes Zeichen alle meuchlings niedergehauen. Dies war der Anfang eines neuen Blutbades unter den Mohammedanern. In drei Tagen wurden von den 50 000 Bewohnern von Ta-li-fu und Umgegend 30 000 hingeschlachtet.

Nach einer von de Thiersant gemachten Angabe ist die Statistik der gegenwärtig unter chinesischer Herrschaft lebenden Mohammedaner folgende:

Kansuh — 8 350 000, Schensi — 6 500 000, Yunnan — 3 500 000, Schansi und Süd-Mongolen — 50 000, Tschili — 250 000 — von diesen wohnen 100 000 in Peking und Umgegend. Peking hat sieben Moscheen, darunter eine sehr prachtvolle, ganz in der Nähe des kaiserlichen Palastes, vom Kaiser Kien Lung zu Ehren seiner mohammedanischen Gattin im Jahre 1735 erbaut —. Schantung — 200 000, Hunan und Hupeh — 50 000, Kiangsi — 4000, Kiangsu und Nganwui — 150 000, Kwaitschau — 40 000, Sz-tschuen — 40 000, Honan — 200 000, Tschekiang und Fuhkien 30 000, hierzu kommen noch 300 000 im süd- Ili-Gebiet. Dies macht eine Gesamtzahl von 20 Millionen.

Über die religiöse Stellung der heutigen Mohammedaner in China mag zum Schluß noch ein Urteil des Missionar Noys angeführt werden. Derselbe schreibt: „An ihrer Religion halten sie sehr fest, ohne sich für gebunden zu halten, den Vorschriften derselben unbedingt zu folgen. Nur sehr schwer verlassen sie ihre Sekte und die Fälle sind sehr selten, daß einer von ihnen zum Christentum übertritt. Andererseits stehen sie in so loser Verbindung mit den Grundlehren des Islam, daß es ihnen keinerlei Skrupel verursacht, alle chinesischen Ceremonien zu erfüllen, wenn es sich um die Erlangung eines Staatsamtes handelt. Ohne Weigerung beten sie die Namenstafel des Kaisers an und rechtfertigen diese offenbare Übertretung des Koran vor ihrem Gewissen, indem sie das Bild des Propheten dahinter anbringen. In Kanton wird von ihnen gesagt, daß sie, um Schwierigkeiten zu vermeiden, alle chinesischen Sitten und Gebräuche beobachten, mit Ausnahme vom Schweinefleischessen."

Statistische Übersicht über die deutschen Missionen 1892.

Anmerkungen zur umstehenden Tabelle.

1. Eine absolute Sicherheit gewährt bis heute selbst die deutsche Missionsstatistik noch nicht, obgleich sie weit zuverlässiger ist als die der meisten englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften. Das Jahrbüchlein der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg (1894, 12 f.) und die Chronik der Christlichen Welt (1893, Sp. 495 f.) bringen gleichfalls eine statistische Übersicht über die deutschen Missionen im Jahr 1892, die letztere wohl aus derselben Feder, welche die Tabelle für das Jahrbuch der (Königlich=)Sächsischen Missionskonferenz liefert. Auf beide ist großer Fleiß verwendet; dennoch differieren sie unter einander und die unsrige differiert wieder von beiden an verschiedenen Punkten. Es würde zu weit führen, die Gründe für diese Differenzen im einzelnen auseinander zu setzen. Die Rubriken, unter welche die verschiedenen Missionsgesellschaften die Zahlen subsumieren, harmonieren eben nicht völlig mit einander. Besonders groß ist die Verschiedenheit bezüglich der eingebornen Gehilfen. Ich habe mich darum darauf beschränkt, nur die Zahl der eingebornen ordinierten Pastoren anzugeben. Auch die Zahl der Getauften ist nicht ganz sicher, weil in der Brüdergemeinlichen und Goßnerschen Statistik vermutlich auch Katechumenen mit eingerechnet sind, die man nicht reinlich ausscheiden kann. Es sind Verhandlungen im Gange, um zunächst unter den deutschen Missionen eine einheitliche Statistik zu vereinbaren, welche hoffentlich zu einem befriedigenden Ergebnis führen.

2. Bezüglich der Einnahmen ist zu bemerken, daß sowohl bei Berlin III wie bei der Neukirchener Missionsgesellschaft nur diejenigen in Ansatz gestellt worden sind, welche auf die Mission kommen, also abzüglich der Bezüge für das Krankenhaus in Dar es Salam (Berlin III) und für heimatliche Zwecke (Neukirchen). Dagegen sind eingerechnet die Missionsgaben von außerhalb Deutschlands wie die Einnahmen, die nicht als Beiträge bezeichnet werden können, z. B. Zinsen, Erlöse aus Verkäufen, Überschüsse von Schriften=

Statistische Übersicht über die deutschen Missionen im Jahr 1892.

Name der Gesellschaft	Gründungsjahr	Hauptstationen	Europäische Missionare	Eingeb. ord. Pastoren	Schulen	Schüler	Getaufte	Getaufte im Jahr 1892	Einnahmen in Mark	Ausgaben in Mark	Zöglinge
Brüdergemeine	1732	123	167	24	247	22 129	90 586	2129?	493 795	494 685	28
Basel	1815	51	139	34	319	12 432	26 435	1854	942 537	1 034 931	98
Berlin I	1824	51	82	1	c. 140	4 203	24 654	2174	329 235	378 738	26
Rheinische Miss.-Ges.	1828	68	88	16	c. 190	8 871	47 436	5620	487 909	489 543	51
Norddeutsche Miss.-Ges. Bremen	1836	3	15	1	18	501	1 082	205	110 100	124 879	—
Berlin II Goßnersche Miss.-Ges.	1836	14	25	17	c. 52	c. 1 550	38 187	2661	159 880	188 492	17
Leipziger Miss.-Ges. inkl. Bayrische	1836	33	37	17	178	4 832	14 520	889	347 166	361 217	18
Morgenländischer Frauen-Verein	1842	—	(8)	—	8	c. 200	—	—	12 947	15 937	—
Hermannsburger Miss.-Ges.	1849	57	61	—	66	3 797	21 566	3073	194 891	194 873	22
Frauen-Verein für China	1850	1	1	—	1	90	93	—	19 392	15 230	—
Jerusalem-Verein	1852	3	3	1	3	165	? c. 300	?	55 061	53 137	—
Schleswig-Holsteiner Miss.-Ges.	1877	6	11	—	5	115	153	28	65 067	65 284	8
Neukirchener Miss.-Ges.	1882	9	10	—	8	119	619	44	28 254	28 242	20?
Allg. evang.-prot. Miss.-Ges.	1884	2	4	2	6	220	247	c. 20	62 246	59 104	—
Berlin III M.-G. f. Deutsch-Ostafrika	1886	4	7	—	2	c. 30	3	3	45 860	54 689	?
Neuendettelsauer Miss.-Ges.	1886	4	8	—	3	53	?	?	21 328	19 898	4
Summa:		429	658	113	1246	59 307	265 881	18 700	3 375 668	3 558 879	292
Im Jahr 1888:		380	549	?	?877	42 869	214 628	?	3 044 329	3 042 838	?

verkauf u. s. w. Die ersteren sind besonders bedeutend bei der Brüdergemeine (ca. 280 000 M. aus der englischen und amerikanischen Provinz), bei Basel (ca. 312 000 M. aus der Schweiz), Leipzig (ca. 51 000 M. aus den russischen Ostseeprovinzen) und Barmen (ca. 48 500 M. vornehmlich aus Holland). In Summa betragen die außerdeutschen Einnahmen ca. 723 000 Mark, die nicht als eigentliche Gaben zu bezeichnenden wenigstens 200 000 M. Die wirklichen Missionsbeiträge Deutschlands beziffern sich also nur auf ca. 2 452 000 M., so daß auf den Kopf der evangelischen deutschen Bevölkerung nur 8 Pfennige entfallen.

3. Die wirklichen Ausgaben für die deutschen Missionen sind weit höher als in der betreffenden Kolumne angegeben worden ist, da noch diejenigen Summen hinzugerechnet werden müssen, welche auf den Missionsgebieten selbst aufgebracht werden. Soweit sich nachkommen läßt, belaufen sich die letzteren auf wenigstens $1^1/_2$ Millionen. Der weit größte Anteil davon entfällt wieder auf die Brüdergemeine, deren Gesamtaufwand für ihre ausgedehnten Missionen sich auf 1 452 150 M. beläuft. Die Differenz von 957 465 M. bringt wesentlich der Handel auf. Von den übrigen Missionsgesellschaften vereinnahmt auf dem Missionsfelde Basel ca. 115 000, Berlin I 182 000, Barmen 72 000 (ungerechnet die Bauten), Hermannsburg 75 500, Leipzig 43 700 M.

4. Die Missionsgebiete, welche von den deutschen Missionsgesellschaften besetzt sind, sind folgende:

a) Britisch-Indien (Brüdergemeine, Basel, Berlin II, Leipzig, Hermannsburg, Morgenländischer Frauenverein, Schleswig-Holsteinsche Missionsgesellschaft).
b) Niederländisch-Indien (Barmen, Neukirchen).
c) China (Basel, Berlin I, Barmen, Chinesischer Frauenverein, Allg. evang.-protest. Missionsverein).
d) Japan (Allg. evang.-prot. Missionsverein).
e) Palästina und Syrien (Jerusalemverein).
f) Westafrika (Basel, Bremen).
g) Südafrika (Brüdergemeine, Berlin I, Barmen, Hermannsburg).
h) Ostafrika (Brüdergemeine, Berlin I, Berlin III, Neukirchen, Leipzig).
i) Australien (Brüdergemeine, Hermannsburg, Neuendettelsau).
k) Neuguinea (Barmen, Neuendettelsau).
l) Nordamerika. }
m) Mittelamerika. } Brüdergemeine.
n) Südamerika. }

Von den deutschen Schutzgebieten sind durch evang. deutsche Missionen besetzt:

a) Togoland (Bremen).
b) Kamerun (Basel).
c) Südwestafrika (Barmen).
d) Ostafrika (Brüdergemeine, Berlin I und III, Leipzig).
e) Neuguinea (Barmen, Neuendettelsau). Warneck.

Dr. Karl Büttner †.

Am 14. Dezember des vorigen Jahres ist unerwartet an den Folgen der Influenza mitten aus einem arbeitsreichen Leben im Alter von erst 45 Jahren in Dr. Büttner ein Mann von uns geschieden, dem auch in dieser Zeitschrift ein ehrendes Gedächtnis gebührt.

In Königsberg, wo er am 24. Dez. 1848 als der Sohn des Oberpedells der dortigen Universität geboren war, besuchte er Gymnasium und Hochschule, auf der letzteren besonders durch Prof. Grau tiefe Anregung empfangend. Schon als Gymnasiast und Student trat seine ausgezeichnete Begabung besonders für Sprachwissenschaft, in der er später so Hervorragendes leisten sollte, hervor. Nachdem er sein zweites theologisches Examen absolviert, trat er, erst 22jährig, in den Dienst der Rheinischen Miss.-Ges., die ihn nach einem zweijährigen Aufenthalte in ihrem Missionshause zu Barmen, während dessen er sich nicht nur sprachlichen und medizinischen Studien widmete, sondern auch an dem Unterricht der Missionszöglinge beteiligte, Ende 1872 als Missionar in das Hereroland sandte. Hier hat er acht Jahre lang und zwar auf der Station Otyimbingue im praktischen Missionsdienste gestanden, vornehmlich als Lehrer am Augustineum mit der Heranbildung eingeborner Gehilfen und der Mitarbeit an der Übersetzung des Neuen Testaments in das Otyiherero beschäftigt. In diese letztere Arbeit hat er uns einen sehr instruktiven Blick thun lassen durch den in dieser Zeitschrift (1881, 185) veröffentlichten Aufsatz: „Aus der Studierstube eines Bibelübersetzers." Durch seinen 8jährigen Aufenthalt in Südwestafrika, der sich keineswegs bloß auf Otyimbingue beschränkte, hat Büttner den Grund zu seinen umfassenden Kenntnissen über Land, Leute und Sprachen Afrikas gelegt, zu Kenntnissen, die er bis zu seinem Tode durch rastlose Studien beständig erweitert und vertieft hat, so daß er unter den deutschen Afrikakennern einer der hervorragendsten geworden ist. Er war während seines Aufenthalts in Afrika ein feiner Beobachter, der offene Augen für alles hatte, ein Missionar mit dem Wahlspruch: nil humani a me alienum puto.

Die erste Probe dieser allseitigen Beobachtungen gab er in einem Schriftchen, welches zugleich seine eminente Befähigung zu anschaulicher Darstellung, die auch seine mündlichen Schilderungen auszeichnete, dokumentierte, das in den Anfang der deutschen Kolonialbewegung fiel und damals viel Aufsehen erregte, nämlich: „Das Hinterland von Walfischbai und Angra-Pequenna. Eine Übersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der bisherigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika" (Heidelberg 1884).

1880 kehrte Büttner nach Deutschland zurück und trat aus Gründen, die wir hier nicht weiter erörtern können, aus dem Dienst der Rheinischen Mission aus. Nur fünf Jahre lang verwaltete er dann zu Wormditt im Ermlande ein Pfarramt. Während dieser Zeit war er in seiner Heimatprovinz überaus thätig, um das Missionsinteresse zu beleben. Er glaubte damals, daß dies am erfolgreichsten geschehen werde, wenn der gesamte Missionsbetrieb in die Hände der landeskirchlichen Behörden gelegt werde und vertrat diese Anschauung in dem Schriftchen: „Die Kirche und die Heidenmission" (Leipzig 1883); doch scheint es, daß er von diesen kirchlichen Missionsidealen später zurückgekommen ist, wenigstens hat er sie öffentlich nicht weiter vertreten, auch

nicht privatim dem Herausgeber gegenüber, der ihm in seiner Broschüre: „Kirchenmission oder freie Mission“ entgegentrat. Unterdes begann die deutsche Kolonialära. Mit großer Begeisterung trat Büttner von Anfang an in die koloniale Bewegung ein, auch für die Mission viel Gewinn von derselben erhoffend. Die Ideen, die ihn damals bewegten, sprach er in einem Vortrage über „Mission und Kolonien“ auf der sächsischen Prov.-Miss.-Konf. zu Halle aus (A.-M.Z. 1885, 97). Auch von diesen kolonialen Missionsideen hat er später nach allerlei trüben Erfahrungen manche sehr wesentlich modifiziert, wie er denn überhaupt, weil er ein durch und durch wahrheitsliebender Mann war, nicht rechthaberisch auf vorgefaßten Meinungen bestand, sondern immer zugelernt hat. Ein warmer Kolonialfreund ist er aber bis zu seinem Tode geblieben, wie auch der Nachruf der Abteilung Berlin der Deutschen Kolonialgesellschaft anerkennt, der „seine ruhigen und sachlichen Vorträge“ besonders rühmt.

1885 wurde er von der deutschen Reichsregierung nach Südwestafrika gesandt, um in ihrem Auftrage mit den maßgebenden Häuptlingen des Nama- und Hererolandes Schutzverträge abzuschließen, ein Geschäft, zu dem er durch seine Kenntnis von Land und Leuten und speciell durch seine Vertrautheit mit den Sprachen — auch mit der Namasprache — besonders qualifiziert war. Er erledigte auch, in Gemeinschaft mit dem eigentlichen Reichskommissar Dr. Göring, diesen Auftrag in befriedigender Weise; freilich ohne die größere Genugthuung zu erleben, daß die Eingebornen von diesen sog. „Schutzverträgen“ einen wirklichen Gewinn gehabt hätten. Die unerquicklichen Verhältnisse, welche im Zusammenhange mit der deutschen Besitzergreifung sich entwickelten und die vielfach sehr hemmend auch auf die Mission eingewirkt haben, sind ja den Lesern dieser Zeitschrift bekannt.

Unterdes war es in Berlin zur Gründung der Evang. Miss.-Ges. für Deutsch-Ostafrika gekommen und zwar unter der Mitwirkung von Faktoren, die manches fremde Feuer auf den Missionsaltar trugen. Der Leitung dieser Gesellschaft fehlte es durchaus an Persönlichkeiten, die mit Afrikakenntnis missionarische Sachkunde verbanden. Es war daher ein Gewinn für sie, daß bald nach seiner Rückkehr aus Südwestafrika Büttner als Inspektor in ihren Dienst trat (1886). Mancherlei Reibungen machten aber diese Stellung für ihn je länger je mehr zu einer unhaltbaren, so daß er schon Mitte 1889 wieder aus ihr scheiden mußte. Wir befanden uns damals in der kolonialen Sturm- und Drangperiode, die ihre nicht immer ganz ungetrübten Wellen auch in den Vorstand dieser Gesellschaft hineinschlug. Büttner, ursprünglich selbst Kolonialenthusiast, wurde durch die intime Kenntnisnahme von allerlei Vorgängen, die für das große Publikum hinter den Koulissen blieben, sehr ernüchtert und es soll ihm unvergessen bleiben, daß er den Mut hatte, zürnende Worte über die damals so gerühmte koloniale „Schneidigkeit“ zu reden, die sich mannigfach bis zu Brutalitäten verirrte. Da er das sogar in dem Organ der Gesellschaft that, so wurde unter dem Einfluß von Kolonialkoryphäen, die damals noch im Vorstande saßen, seine Redaktionsfreiheit unter Kuratel gestellt und seine fernere Wirksamkeit als Inspektor unterbunden. Für die Gesellschaft war es ohne Zweifel ein Verlust, daß sie einen so hervorragend sachkundigen Mann, der freilich selbst damals eine Periode der Klärung durchmachte, aus ihrer Leitung verlor, für ihn, wie für die Kolonial- und Missionssache wurde es, wie sich bald herausstellte, ein Gewinn. Denn das

Feld, auf welchem seine Hauptbegabung erst zu ihrer vollen Entfaltung kam, war das sprachliche, weniger die direkte, als die indirekte Missionsarbeit.

Schon seit 1887 war er nämlich an dem neugegründeten orientalischen Seminar zu Berlin als Hilfslehrer des Suaheli thätig und nach seinem Austritt aus seiner Missionsinspektorstellung wurde er ordentlicher Lehrer an demselben. Es ist erstaunlich, wie er sich auf Grund seiner bereits umfassenden Kenntnis der Bantusprachen in kurzer Zeit so in die ihm bis zu seiner Verbindung mit der deutsch-ostafrik. M.-G. unbekannte Suahelisprache eingelebt hat, daß er als eine wenn nicht die Hauptautorität auf diesem Gebiete galt. Er studierte die Sprache nicht bloß aus den wenigen literarischen Erzeugnissen, welche vornehmlich die Missionare der anglikanischen Universitätenmission in derselben produziert, sondern noch mehr durch den Umgang mit den Suahelileuten, welche aus Ostafrika als Lektoren an das orientalische Seminar berufen worden waren. Diese Männer, Mohammedaner ihres Glaubens, hingen mit rührender Liebe und unbegrenzter Verehrung an „ihrem geliebten Dr. Büttner, ihrem sehr großen Scheich, ihrem Vater und Fürsprecher", und ich selbst bin Zeuge gewesen, wie fürsorglich väterlich er sich ihrer in Berlin angenommen hat. Die Suaheliabteilung, anfänglich nur von wenigen besucht, wuchs unter Büttners Leitung von Jahr zu Jahr nicht bloß an Schülern, sondern auch an Bedeutung, denn der Lehrer des Suaheli wurde seinen Schülern mehr als ein bloßer Sprachlehrer; er lehrte sie auch die Afrikaner verstehen und pflanzte ihnen Liebe zu den Schwarzen ins Herz. Doch zuvor noch ein Wort über seine sprachliche Thätigkeit.

Dieselbe gestaltete sich zu einer sehr umfassenden. Nicht nur daß er das Arabische und selbst einen indischen Dialekt, das Guzerati, in den Bereich seiner Studien zog, weil das Suaheli mit Worten und Redewendungen aus diesen Sprachen mannigfach durchsetzt ist, sondern er durchforschte auch einen Dialekt nach dem andern aus der Familie der Bantusprachen, die im Westen und Osten des südlichen und mittleren Afrika gesprochen werden. Von 1887—1890 gab er eine „Zeitschrift für afrikanische Sprachen" heraus, die dann leider wieder einging, da der Kreis zu klein war, welcher für diese afrikanisch-philologischen Studien Interesse hatte. Die Königsberger Universität anerkannte diese Leistungen durch Verleihung des doctor phil. honoris causa. Seitdem konzentrierte sich seine linguistisch-literarische Thätigkeit wesentlich auf Publikationen über das Suaheli. Er veröffentlichte außer einer Suaheli-Grammatik und einem Suaheli-Wörterbuch vornehmlich verschiedene Bändchen von Suaheli-Schriftstücken, die letzteren zugleich in vortrefflichen deutschen Übersetzungen. Noch kurz vor seinem Tode erschien eine „Anthologie aus der Suaheli-Literatur", deren zweiter deutscher Teil „Lieder und Geschichten der Suaheli" gesondert erschienen ist (vgl. Literatur-Bericht). Diese Schriftstücke, welche Büttner nicht nur aus dem vorhandenen literarischen Suahelischatz mühsam gesammelt, sondern auch von den an das orientalische Seminar berufenen Lektoren hat aufzeichnen lassen, verfolgen vornehmlich den Zweck, uns das Geistesleben der Afrikaner zu erschließen und das Vorurteil zu widerlegen, als ob unsre afrikanischen Schutzbefohlenen halbe Tiere wären, die niederzuschießen man sich wenig Gewissen zu machen brauche. „Möge dieses Buch — so schließt das Vorwort — recht vielen einen tiefen Einblick in das Herz unsrer Schwarzen gewähren und unsre Hoffnung immer mehr befestigen, daß die Arbeit, die wir an ihnen

thun, sie zu christianisieren und zu civilisieren, nicht ungeeigneten Boden finden wird."

So richteten sich die Ziele auch seiner gelehrten sprachlichen Arbeiten wesentlich darauf, daß die Afrikaner von ihnen Gewinn hätten, daß wir sie lieben lernen und ihnen helfen. Das Ansehen, welches sich Büttner durch seine soliden afrikanisch-völkerkundlichen und sprachlichen Kenntnisse in wachsendem Maße in kolonialen und gelehrten Kreisen erwarb, benutzte er dazu, wo immer er öffentlich sprach oder die Feder ergriff, und das geschah oft, um den Afrikanern Freunde zu gewinnen, zu einer menschenfreundlichen Behandlung derselben zu mahnen und für die christliche Mission Verständnis und Teilnahme zu wecken. Vor Jahren schrieb er mir einmal: „ich will unter die Philister gehen;" das hat er redlich gethan, und sein Gott, dem er auch in dem Berufe eines Sprachlehrers in allen Treuen und ohne Menschenfurcht gedient hat, hat ihm manchen schönen Sieg in solchen Kreisen geschenkt, die für andre Missionsfachleute kaum erreichbar sind.

Sein Tod ist ein für die nächste Zeit kaum zu ersetzender Verlust. Die deutsche Kolonialregierung, die Kolonialgesellschaft, das orientalische Seminar, die evangelische Missionssache, der neugegründete Evang. Afrikaverein, dessen Organ: „Afrika" er redigieren sollte, sie alle werden die Dienste schmerzlich vermissen, die der Heimgegangene nach den verschiedensten Seiten hin ihnen geleistet hat. Wir haben in ihm einen ebenso warmherzigen wie edlen, ebenso bescheidenen wie wahrheitsliebenden Menschen, einen tapfern Fürsprecher für die Interessen der Afrikaner, und einen allezeit und überall bereiten Werber für die christl. Mission verloren.

Bei seinem Begräbnis auf dem Kirchhofe zu Steglitz-Berlin trat die hohe Achtung und Liebe, die er in weiten Kreisen genoß, sichtlich zu Tage. An erster Stelle war der Lehrkörper des orientalischen Seminars und eine große Anzahl der Besucher desselben, vollzählig die afrikanische Klasse, vertreten. Das Auswärtige Amt, speciell die Kolonialabteilung desselben, die deutsche Kolonialgesellschaft, die geographische Gesellschaft, verschiedene Missionsgesellschaften, studentische und andere Vereine hatten zahlreiche Deputierte gesandt. Afrikareisende, Sprachgelehrte und ein großer Freundeskreis schlossen sich ihnen an. Auch die afrikanischen und teilweise selbst die asiatischen Lektoren am orientalischen Seminar fehlten nicht, so daß selbst Vertreter des Mohammedanismus, Buddhismus und Parsismus am Grabe dieses christlichen Missionars standen, in dem sie einen väterlichen Freund verehrten. Was seine nächsten Angehörigen: seine alte Mutter, seine Frau und seine fünf Kinder an ihm verloren haben, gehört nicht in diesen Nekrolog. Mit dem alten Claudius können sie auf seinen Grabstein schreiben:

Sie haben einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr.

Warneck.

Gemischte Zeitung.[1])

1. Ein Weltmissions-Kongreß.

Wie eine ganze Masse Kirchenkongresse, so fand gelegentlich der Chikagoer Weltausstellung auch ein Missionskongreß, natürlich ein Welt-Missions-

[1]) Aus Mangel an Raum ist die Rundschau auf die März-Nr. zurückgestellt

kongreß statt (Miss. Rev. of the World 1893, 524. 921).[1]) Es ist das charakteristisch für Amerika: auf der einen Seite ein Zeichen von der Macht des religiösen Lebens, daß auch so materielle Dinge, wie Weltausstellungen, dort nicht veranstaltet werden, ohne daß das religiöse Moment zur Geltung käme; auf der andern Seite ein Zeichen der Neigung, auch religiöse Dinge zu einem Gegenstande der Ausstellung zu machen. Auch bezüglich dieses „Welt-Missionskongresses" hat man den Mund etwas voll genommen: „Nie zuvor ist eine solche Missionsversammlung möglich gewesen"; „sie umfaßte das ganze Missionsfeld und schloß in sich die ganze city, home and foreign mission"; „jede bekannte Missionsgesellschaft war eingeladen" ꝛc. Es ist gut, daß hier wenigstens zugesetzt ist: „bekannte"; denn in der That war manche M.-G. nicht eingeladen. Es existiert doch noch manches in der Welt, was den Herren Amerikanern nicht bekannt ist. Vergl. die Rede Piersons (Beiblatt 1893, Nr. 1), für welche in der protest. Welt der ganze europ. Kontinent nicht da ist! Auch auf dieser Missionskonferenz die alte Überladung mit Referaten über alle möglichen Missionsfragen. Wir haben auf dem Programm 52 Themata gezählt! Man wird es müde zu wiederholen, daß bei dieser Fülle von kurzen Referaten, die sich fast immer nur in Gemeinplätzen und rhetorischen Überschwenglichkeiten bewegen, etwas Gründliches nicht herauskommt, obgleich natürlich von den meisten papers, die gelesen wurden — viele von Damen! — fast stereotyp gerühmt wird, daß sie admirable gewesen. Was wir bis jetzt berichtweise zu Gesicht bekommen, ist wenigstens nach deutschen Begriffen mäßig „bewundernswert". In einem mit den Porträts der Redner illustrierten dreibändigen Report von zusammen über 1500 Seiten sollen die Referate im Druck erscheinen; hoffentlich gestaltet die Lektüre unser Urteil günstiger.

2. Wachstum der Church Miss. Soc. von 1873—1893.

Im Intelligencer (1894, 65) giebt der Editorial Secretary, Mr. E. Stock, einen lehrreichen Überblick über das Wachstum der Church Miss. Soc. im Laufe der letzten 20 Jahre, bekanntlich der größten evangelischen Missionsgesellschaft der Erde. Die Gesellschaft hatte Missionare:

	1873	1883	1893
Ordinierte	203	222	329
Laien	15	34	71
Unverheiratete Frauen	11	15	134
	229	271	534

Das ist eine bedeutende Vermehrung der Arbeitskräfte im letzten Jahrzehnt. Besonders auffallend ist die Steigerung des Damenpersonals, ein charakteristisches Zeichen fast überall in der englischen und amerikanischen Mission der Gegenwart, in dem wir nicht unbedingt ein Zeichen der Gesundheit zu erkennen vermögen. Dagegen ist es sehr erfreulich, daß das Verhältnis der universitätlich gebildeten Missionare zu dem der seminaristisch gebildeten sich fortgehend günstiger gestaltet:

1873	1883	1893
44	65	158

also unter den ordinierten Missionaren jetzt beinahe die Hälfte Theologen. Auch die Zahl der eingebornen Gehilfen ist gestiegen:

[1]) Nachträglich (zu S. 48, 2) sei noch bemerkt, daß auch die Miss. Rev. (1894, 1 ff.) eine herbe Kritik an dem Welt-Religionskongreß übt. Er habe die Parole: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in laxity, apathy and compromise verkehrt, Veranlassung zum Lobpreis, ja zur Empfehlung des Islam gegeben, die Hindu und Buddhisten in ihrer Ablehnung des Christentums bestärkt, die Toleranz zur Gleichgiltigkeit gestempelt, den Anspruch des Christentums als der einen wahren Religion preisgegeben, eine Union proklamiert, die nur eine Konfusion sei und der evangelischen Mission statt Förderung nur Hindernisse bereitet. Ja S. 59 heißt es: „Je mehr ich die Früchte dieses blasphemischen Liebesfestes kennen lerne, desto mehr werde ich überzeugt, daß der Fürst dieser Welt sein eigentlicher Urheber gewesen."

	1873	1883	1893
Ordinierte Geistliche	143	240	284
„ Lehrer	1630	2562	4042
„ Lehrerinnen	375	493	892
	2348	3315	5218

Der Prozentsatz der Steigerung der ordinierten eingebornen Geistlichen in der letzten Dekade ist geringer als in der ersten; man ist auf Grund von nicht ermutigenden Erfahrungen, namentlich in Südindien und Westafrika mit der Erteilung der Ordination vorsichtiger geworden. Lehrreich ist auch die Verteilung der männlichen Missionsarbeiter über die verschiedenen Arbeitsgebiete der Gesellschaften:

	1873	1883	1893
Westafrika	17	10	18[1]
Ostafrika	1	22	37
Palästina, Persien, Ägypten .	9	14	23
Nordindien	66	73	116
Westliches Indien	12	10	13
Südindien	44	28	45[1]
Ceylon	12	19	20
Mauritius	6	4	5
China	18	24	44
Japan	2	9	24
Neuseeland	17	18	15
Nordwest-Amerika	12	18	29
Nord-Pacific	2	7	11
	218	256	400

Natürlich ist auch die Ausgabe in diesen zwei Jahrzehnten gestiegen, aber keineswegs in derselben Proportion, in welcher die Arbeiterzahl gestiegen ist. Sie betrug im Durchschnitt

1873	1883	1893
3 112 880	4 044 000	4 896 880 Mk.

Für das Jahr 1894 ist eine Ausgabe von 5 315 180 Mk. vorveranschlagt.

Was nun die Missionserfolge betrifft, so weit sie sich in Zahlen darstellen, so ergeben die Reports pro

	1873	1883	1893
Kommunikanten	22 555	37 443	52 898
Christen . .	107·268	188 899[2]	189 815
Schulen . .	?	1 648	1 971
Schüler . .	?	68 965	81 236

Das ist auffallend, daß die Zahl der Heidenchristen im letzten Jahrzehnt sich um kaum 1000 vermehrt hat. Nach einer Erklärung für diese überraschende Thatsache suchen wir vergebens. Daß in dem südindischen Gebiete der Church Miss. Soc. Rückgänge stattgefunden haben, ist schon gelegentlich des indischen Missionscensus bemerkt worden (1893, 373), aber das genügt zur Erklärung nicht.

---

[1]) Hier hatte man bis 1883 die Zahl der europ. Arbeiter vermindert, weil man eingeb. Pastorenpersonal an ihre Stelle gesetzt. Im letzten Jahrzehnt hat man sich genötigt gesehen, das europ. Personal wieder wenigstens auf die frühere Höhe zu bringen.

[2]) Mit Einschluß der Katechumenen, bezüglich deren es nicht ersichtlich ist, ob sie auch in die Zahl pro 1873 mit aufgenommen sind.

Warum schweigt der Intelligencer über diese auffallende Erscheinung? Auch die Vermehrung der Schüler entspricht nicht der Vermehrung des europäischen und eingebornen Arbeiterpersonals. In den deutschen Missionen sind die betreffenden Vermehrungs-Prozentsätze weit bedeutender.

Literatur-Bericht.

1. **Grundemann**: „Missions-Studien und Kritiken in Verbindung mit einer Reise nach Indien." Gütersloh. 1894. 2,80 Mk. — Der Verf. bietet uns in dieser inhaltsreichen Schrift außer einem in der A. M.-Z. bereits veröffentlichten Aufsatze: („Die Mission in den Centralprovinzen") sechs mit seiner indischen Studienreise in Zusammenhang stehende Vorträge, von denen einer („Der Menschen Pläne und Gottes Wege in der Heidenmission") vor dieser Reise, die andern fünf („Was ich in Indien gesehen und gehört habe"; „Die Selbstverleugnung in der Mission;" „Die Mission und die Kunst;" „Die Mission und die Gewohnheit" und „Über die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden") nach derselben auf verschiedenen Konferenzen gehalten worden sind. Er entschuldigt sich in dem Vorwort, daß er nicht „eine einheitliche Verarbeitung des gebotenen Stoffes in strenger wissenschaftlicher Form" vorgenommen. Den angegebenen Grund, daß ihm vornehmlich die Bearbeitung eines neuen Missionsatlasses, welche Jahre in Anspruch nehme, dazu keine Zeit gelassen, können wir nicht für völlig stichhaltig erklären. Der Gegenstand, um den es sich in der vorliegenden Schrift handelt, ist von solcher weittragenden Wichtigkeit, daß — wenigstens nach unserm Urteil — der vielbeschäftigte Verfasser ihm nach seiner Rückkehr aus Indien, etwa ein Jahr konzentrierter Sichtungsarbeit hätte widmen und lieber andre Aufgaben für einige Zeit zurückstellen sollen. Wir sind überzeugt, daß er dann nicht nur ein einheitlicheres und anschaulicheres, sondern auch ein weit wirkungsvolleres Werk geliefert haben würde. Der aufmerksame Leser findet allerdings auch in den vorliegenden Vorträgen eine ungeheure Fülle von Einzelthatsachen und scharfsinnigen Beobachtungen, die sich auf alle Seiten des Missionsbetriebs wie des wirtschaftlichen, socialen, sittlichen und religiösen Zustandes der Missionsgemeinden Indiens beziehen; aber die Fülle dieser lehrreichen Mitteilungen verliert dadurch viel an Überzeugungs- und Wirkungskraft, daß sie zu aphoristisch auftreten statt in einem einheitlichen Ganzen systematisch gruppiert zu sein. Die einzelnen Vorträge stehen allerdings unter bestimmten Gesichtspunkten, aber abgesehen davon, daß manche der Begriffsbestimmungen, von denen sie ausgehen, an Präcision zu wünschen übrig lassen, vermeiden diese Gesichtspunkte auch nicht immer die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit.

Es sind zwei Grundgedanken, die sich durch das Ganze hindurchziehen: 1. daß „Verchristlichung der Völker als Völker unzweifelhaft das Ziel der Mission" und daher der gesamte Missionsbetrieb auf dieses Ziel zu veranlagen sei und 2. daß ihr sittlicher und religiöser Zustand die heutigen heidenchristlichen Gemeinden nicht als Auswahlgemeinden von Heiligen, sondern als Bruchstücke von Volkskirchen charakterisiere. Was den ersten Grundgedanken betrifft, so behandelt er eine der schwierigsten missionstheoretischen Fragen, die es überhaupt giebt; ihre exegetische Grundlegung hätte darum auch eine weit

größere Sorgfalt erfordert, als Grundemann ihr widmet. Freilich ihm ist diese Grundlegung nur nebensächlich, darum fertigt er sie sehr kurzerhand ab; allein je größer das Gebäude ist, desto solider muß das Fundament sein, auf dem es ruht. Grundemann, der durchweg den missionspraktischen Gesichtspunkt verfolgt, geht es wesentlich um die Konsequenzen der Auffassung der Missionsaufgabe als Völkerchristianisierung, vornehmlich um die Pflege des Socialen und Nationalen in der Mission. Und in dem, was er unter diesem Gesichtspunkte sagt, liegt eine Hauptstärke seines Buchs, obgleich es auch hier nicht an Ausführungen fehlt, die wenigstens mißverständlich sind. Auch bezüglich des zweiten Grundgedankens ist der Kern der Grundemannschen Darlegungen ein der Wirklichkeit entsprechender und gegenüber einem falschen Enthusiasmus seine Nüchternheit ein heilsames Korrektiv. Wir hätten nur gewünscht, daß als Maßstab zur gerechten Beurteilung der heidenchristlichen Gemeinden weniger die alte Christenheit als die heidnische Umgebung, aus welcher diese Gemeinden hervorgegangen sind, angelegt worden wäre. Wohl verteidigt Grundemann mit Energie den Satz, daß ohne genaue Kenntnis des Bodens, auf welchem es erwachsen, das Missionschristentum gar nicht verstanden werden könne, und er läßt es an Illustrationen zur Beleuchtung dieser Wahrheit nicht fehlen, aber er thut dies nicht in genügend organischer Weise und daher macht seine Kritik je und je den Eindruck einer Hyperkritik. In dem Bestreben, Wahrheiten zur Anerkennung zu bringen, die verdunkelt oder noch nicht genügend gewürdigt sind, liegt immer die Gefahr, sich in eine gewisse Einseitigkeit der Kritik zu verlieren und daher ist es ebenso verständlich wie verzeihlich, daß selbst ein so eminenter Missionskenner wie Grundemann ihr nicht ganz entgangen ist. Bei einer einheitlicheren und organischeren Bearbeitung der Ergebnisse seiner indischen Studienreise, zu der schon der nicht geringe Widerspruch, den die Vorträge sofort gefunden als sie gehalten wurden, veranlaßt haben sollte, würde er ohne Zweifel diese Gefahr viel mehr vermieden haben. So fordern allerdings die vorliegenden „Missionskritiken“ ihrerseits die Kritik selbst heraus; dagegen bieten die geschichtlichen Studien, zumal die auf Augenzeugenschaft beruhenden, die der Scharfsinn des kenntnisreichen Fachmanns in Indien gemacht, einen Schatz von Missionsdetail, dessen Wert gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Und in der Sammlung und Darbietung dieses Details ist Grundemann unter allen lebenden Missionsfachleuten der unübertroffene Meister.

2. **Schneider**: „Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1894.“ Des Amtskalender für evang. Geistliche zweiter Teil. Gütersloh 1894. 2,40 Mk. — Der Sohn des verstorbenen früheren Herausgebers hat das Werk seines Vaters, das jetzt im 20. Jahrgange erscheint, nicht nur bedeutend erweitert und übersichtlicher gestaltet, sondern auch inhaltlich wertvoller gemacht, indem er eine Arbeitsteilung unter verschiedene Verfasser hat eintreten lassen. Er beginnt diesmal mit einer wissenschaftlichen Abhandlung von Hafner über „Die Bedeutung der geschichtlichen Thatsachen für den christlichen Glauben“, bringt dann in einem zweiten Kapitel eine wohlgeordnete Übersicht über die neuere kirchliche Gesetzgebung, in einem dritten den Personalstatus der evang. Kirchen Deutschlands, in einem vierten sehr umfangreichen die kirchliche Statistik. Kap. 5—11 enthalten dann die Heidenmission, die Mission an Israel, Evangelisation, Innere Mission, Kirchliche Vereine, Kirchliche Chronik und einen

Nekrolog — alles mit großer Sorgfalt geordnet. Das Kapitel über die Heidenmission (S. 186—243) zerfällt in zwei Abschnitte: eine allerdings lückenhafte Übersicht über die Vorgänge auf den hauptsächlichsten Missionsgebieten und eine Rundschau über die deutschen Missionsgesellschaften, die, abgesehen von einigen kleineren Irrtümern (z. B. daß das Miss.-Dep. der Br.-G. nur einen statt vier Direktoren habe, daß Rathmann statt v. Gerlach Präsident der Berliner M.-G. und der Missionsfreund statt der monatlichen „Berichte" das Organ dieser Gesellschaft sei; daß Fiensch nicht Inspektor der Schlesw.-Holst. M.-G. bezeichnet und der Gründer derselben Jansen statt Jensen genannt wird u. dgl.) — als eine recht sorgfältige Arbeit bezeichnet zu werden verdient.

3. **Büttner**: „Lieder und Geschichten der Suaheli" (der Beiträge zur Volks- und Völkerkunde dritter Band). Berlin, Felber. 1894. — Die Anzeige dieses Buches ist mir eine schmerzliche Pflicht, da sein Verfasser nicht mehr unter den Lebenden weilt. Als er mir diese schöne Frucht seiner rastlosen Spracharbeit übersandte, lag mir der Gedanke sehr fern, daß sie die letzte Arbeit seines freudigen Schaffens sein würde. Man kann sie vergleichen mit den Max Müllerschen Essays; denn sie bietet einem größeren Publikum Späne dar, die für dasselbe aus der Werkstatt eines gelehrten Sprachforschers abfallen. Das interessante Vorwort giebt Aufschluß sowohl über die Art und Weise, wie Dr. Büttner die dargebotenen Schriftstücke gesammelt bezw. zu ihrer Abfassung angeregt hat, wie über den Wert derselben und den Zweck, den er mit ihrer Herausgabe verfolgt. Schon dieses Vorwort ist überaus lehrreich. Der Inhalt zerfällt 1. in drei größere religiöse (natürlich mohammedanische) Lieder; 2. eine Anzahl Märchen und Geschichten; 3. einen Abschnitt über Sitten der Sansibarleute, aufgeschrieben von dem früheren Lektor am orientalischen Seminar Sleman bin Said; 4. Leben des Herrn Amur bin Nasur, gleichfalls Lektors an diesem Seminar, von ihm selbst verfaßt. In diesem Abschnitt fesseln besonders die Partien über die Reise nach Berlin und den Aufenthalt in Berlin; endlich 5. eine Anzahl kleiner Gedichte. Die Übersetzung ist meisterhaft. Wer einen Einblick in das Geistesleben der Suahelileute gewinnen, wer sie verstehen und richtig zu behandeln lernen will, der darf dieses Buch nicht ungelesen lassen. Ich habe es von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse gelesen und bin versichert, daß die Lektüre jedermann fesseln wird.

4. **Fries**: Geschichten und Bilder aus der Mission." Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1894. Heft 12: 1. Wo ist dein Bruder Abel? von Warneck. 2. David Zeisberger, ein Held der Indianermission von P. Kolbing. 3. Zwei neue Missionen im deutschen Nyassalande von P. Richter. Mit zwei schönen Bildern. 25 Pfg. 50 Ex. 10 M. Wie die früheren Hefte so empfehlen wir auch dieses neuste dringendst zur weitesten Verbreitung. Unter unsrer volkstümlichen Missionsliteratur gehören diese „Geschichten und Bilder" zu den besten Erzeugnissen.

5. **Warneck**: „Predigt zur Einweihung der neuen Kirche in Rothenschirmbach am 14. Dez. 1893 über Luk. 2, 49." Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1894. 20 Pf. — Die erste und vermutlich auch die letzte gedruckte Predigt von mir. Vielleicht ist sie auch manchem Leser der Allg. M.-Z. ein willkommener Gruß aus Rothenschirmbach.

Warneck.

Nisima und die Doschischa in Kyoto.

Von Herman Dalton.

II.

Der Name Do-schi-scha wurde endgiltig der von Nisima gegründeten christlichen Universität gegeben. Der Wortlaut ist etwa zu übertragen mit „Gesellschaft gleicher Bestrebung." Die Anfänge waren bescheiden. Nisima eröffnete 1875 seine Anstalt in Mieträumen; acht Schüler hatten sich gemeldet. Schon im folgenden Jahre that der eifrige Mann einen kühnen Schritt weiter. War es schon ein überraschendes, ängstliche Gemüter befremdliches Wagnis, seinen Lebensplan in der alten Hauptstadt des Reiches, an einem Orte, wo den Fremden das Ansiedelungsrecht versagt war, in Ausführung bringen zu wollen, so steigerte sich das Staunen, als der glaubensstarke Mann ein Grundstück erwarb, das auf der einen Seite den Palast und Park des Mikado, auf der andren Seite einen heidnischen Tempel zu Nachbarn hatte. Auf dem erworbnen, umfangreichen Grundstück stand ein Haus des früheren Besitzers; dahin siedelte Nisima mit seiner jungen Pflanzung über. Das alte, baufällige Häuschen mutet einen an wie Wicherns ehrwürdiges „Rauhe Haus", jetzt mitten drinnen in der schönen Ansiedlung christlicher Barmherzigkeit. Es waren hoffnungweckende Zeiten für das Glaubenswerk. Eine kleine Zahl junger japanischer Christen, die von dem Kapitän Janes in Kumamoto dem Evangelium zugeführt waren und in seinem frommen Hause die ersten christlichen Unterweisungen empfangen hatten, waren zur weiteren Ausbildung ihres erwählten Berufes, Prediger des Evangeliums in ihrem Vaterlande zu werden, Nisima übergeben worden. Sie bildeten den gottgesegneten Grundstock der aus dieser Hochschule im Laufe der Jahre hervorgegangenen einheimischen evangelischen Prediger; ein vorzüglicher Grundstock: einzelne dieser Erstlinge haben sich als die tüchtigsten Geistlichen der jungen Landeskirche erwiesen. Es blieb nicht bei dem einen schlichten Hause. Das Grundstück konnte unter günstigen Bedingungen bedeutend vergrößert werden; die wachsende Gunst, die sich die junge Anstalt durch ihre Erziehungserfolge in steigendem Grade erwarb, reichte die nötigen Mittel dar, Haus an Haus zu reihen, nicht bescheidne Holzgebäude wie das Mutterhaus, sondern umfangreiche Steinbauten von monumentalem Gepräge. Maurer und Zimmerleute kommen nicht mehr von dem großen Anwesen. Unter der Leitung fremder Baumeister führen sie Prachtbauten aus, die in ihrem Stil auswärtigen Ursprung verraten, der von der andren Umgebung auffällig absticht. Es herrscht da ein so

emsiges Treiben, als ob man sich auf den Bauplätzen von Freund Bodelschwingh in Bielefeld befinde.

Machen wir einen Gang durch die umfangreiche Anstalt.

Mein erster Besuch in Kyoto galt selbstverständlich der Doschischa; war sie doch der Hauptanziehungspunkt, die Studienreise in die alte Hauptstadt des Landes auszudehnen. Weit draußen, fast am Endpunkt der umfangreichen Stadt, in schöner, freier, gesunder Lage, dicht am kaiserlichen Park liegt das ausgedehnte Anwesen. An behaglichen von abgesonderten Gärten umgebenen Häusern der Professoren vorüber gelangt man zu den großartigen umfangreichen Anstaltsgebäuden mitten auf weiten Spielplätzen, die genügenden Raum für die im Freien sich tummelnden Schüler bieten. Im ganzen zähle ich mit Einschluß des gleich zu erwähnenden Hospitals und der weiblichen Hochschule zweiundzwanzig Häuser, dieser Universität angehörig und ihren verschiedenen Zwecken dienend. Einzelne unter ihnen ragen als Monumentalbauten hervor, die auch mancher deutschen Universität zur Zierde gereichen würden. So die im gotischen Stil aufgeführte Universitätskirche, die für die regelmäßigen Gottesdienste und auch als Aula dient; die wissenschaftliche Schule, die aus der großen Stiftung von Harris errichtet wurde; die Theologen-Schule, deren Baukosten eine Amerikanerin zum Andenken an ihren verstorbenen Sohn dargeboten hatte; so noch ein paar andre Gebäude, die ebenfalls hochherzigen Gaben einzelner Wohlthäter ihre Ausführung verdanken.

Der Lehrkörper der in der Doschischa zusammengefaßten Anstalten besteht aus 41 Lehrern, von denen 25 als Professoren aufgeführt werden. Den Vorsitz in der Anstalt hat, wir würden sagen, Rektor der Universität ist seit dem Tode des Gründers Nisima Rev. Kozaki, zugleich Universitätsgeistlicher und Professor der biblischen Einleitung und Apologetik; eine ernste, gläubige Persönlichkeit, die mit großem Eifer und in gleicher Gesinnung wie der heimgegangene Stifter bemüht ist, die Anstalt auf der Höhe zu erhalten, zu der sie Nisima emporgehoben. Die Professoren der Theologie, mit Einschluß des Rektors sieben, sind mit Ausnahme von Kozaki und Ynasa, der aber seine theologische Ausbildung an der Yale Universität in New-Haven erworben, Amerikaner. Einer unter ihnen ist deutschen Ursprungs, Professor Albrecht aus Schlesien — irre ich nicht, aus der Gegend von Liegnitz —, der aber frühe nach den Vereinigten Staaten übersiedelte und daselbst erst sich zum Theologen und Missionar ausbildete. Er ist zugleich Professor der deutschen Sprache und Literatur; neben ihm unterrichten befremdlicherweise noch zwei Japanen, deren Hauptfach Physik und Chemie ist, in unsrer Muttersprache. Der Rektor hob in

seinem letzten Bericht hervor, daß das Nationalitätsbewußtsein sehr erregt und infolge davon das Verlangen nach fremden Sprachen gering sei. Hand in Hand damit gehe ein antichristlicher Geist, unter dem die Missionsschulen stark zu leiden hätten.

Der Unterricht an der Doschischa beginnt in einer Vorbereitungsschule, am ehesten vielleicht den unteren Klassen unsres Gymnasiums entsprechend, als der Vorschule der Universität. Zweijährig ist der Kursus der Vorbereitungsanstalt; niemand wird unter zwölf Jahren aufgenommen. Lehrgegenstände sind: Bibelkunde, Englisch, Japanisch, Mathematik, Geographie und Geschichte von Japan und China, Freihandzeichnen und körperliche Übungen.

Nach glücklich bestandner Prüfung gehen die Knaben, aber nicht vor zurückgelegtem vierzehnten Jahre, in das „Colleg" über, in welchem sie vier Jahre zu bleiben haben. In jeder der vier Klassen wird die Bibelkunde fortgesetzt, dazu kommt im ersten Jahre: Englisch, Naturgeschichte, Geschichte der Vereinigten Staaten und Englands, Algebra, japanische und chinesische Literaturgeschichte; im zweiten Jahre: Englisch, Geometrie, Pflanzen- und Steinkunde, Logik, Fortsetzung in der japanischen und chinesischen Literatur; im dritten Jahre: englische Literatur, Psychologie, Sittenlehre, Physiologie, Trigonometrie, analytische Geometrie, Astronomie, Physik und unorganische Chemie, Fortsetzung in der japanischen und chinesischen Literatur, Anfänge der Kirchengeschichte. Im vierten Jahrgange beginnen bereits die Sonderstudien, die wir erst der Hochschule zuweisen. Die Schüler gehen nach eigner Wahl in drei Kursen auseinander. Der erste Zweig ist der theologische und philosophische. Lehrgegenstände sind hier Ökonomie und Politik, Geschichte der Philosophie nach Schwegler, englische Sprache und Literatur, deutsche Sprache (nach Bacons neuem Leitfaden und Lesen von Bernhardts „im Zwielicht"), japanisch und chinesisch, japanische Verfassung und Verwaltung, christliche Apologetik. Ein andrer Zweig ist Literatur, Geschichte und Politik. Wer diesen Kurs erwählt, wird unterwiesen in englischer Literatur und Sprachgeschichte, in den Anfangsgründen der Rhetorik, Verfassungsgeschichte Englands, japanische Geschichte, Ökonomie und Politik, Französisch oder Deutsch nach eigner Wahl, Japanisch und Chinesisch, japanische Verfassung und Verwaltung, christliche Apologetik. Ein dritter Zweig ist der sogenannte wissenschaftliche und mathematische Kurs. Als Unterrichtsgegenstände werden hier gelehrt: unorganische Chemie, Physik, Tier- und Pflanzenkunde, Physiologie, Mathematik, Mechanik, Freihandzeichnen, Übungen im Laboratorium und ebenfalls christliche Apologetik.

Die in knappen Umrissen gegebenen Lehrfächer reichen wohl aus, um den auffälligen Unterschied mit der Vorbildung zu zeigen, die wir unsren deutschen Gymnasiasten zu bieten gewohnt sind. Man erkennt leicht, wie bei ihrer Aufstellung dem in Amerika geschulten Gründer der Hochschule Vorbilder aus der eignen Schulzeit in Amherst und Andover vorgeschwebt. Bestärkt in solcher Nachahmung hat der Lehrkörper, der fast ausschließlich in den Vereinigten Staaten seine Erziehung empfangen, selbst die einheimischen Professoren. Dadurch ist es auch wesentlich bedingt, daß die Unterrichtssprache fast durchweg die englische ist, ein Übelstand, den die japanische Jugend bei ihrem regen Lerneifer rasch überwindet.

Wir begleiten im weiteren Fortgang seiner Studien zunächst den Studenten, der das Reifezeugnis in dem Colleg erhalten und die Laufbahn eines evangelischen Geistlichen erwählet. An der Theologenschule, die jetzt ihr eigenes, geräumiges und großartiges Stiftungs-Gebäude besitzt, lehren zwölf Professoren. Die theologischen und philosophischen alle bis auf den Rektor Ausländer, die Sprachlehrer (Japanisch, Englisch, Hebräisch) Japaner. Der Kursus der in dem „Colleg" vorgebildeten jungen Theologen ist ein dreijähriger. Im ersten Jahre werden die Studenten bei 28 wöchentlichen Lehrstunden unterwiesen in Einleitung zur Theologie, Grundlage des theistischen und christlichen Glaubens (nach dem in Amerika eingeführten Lehrbuch von Fischer), neutestamentlicher Einleitung, Auslegung der Synoptiker, Philosophie (auch nach amerikanischen Lehrbüchern), neutestamentlichem Griechisch, Homiletik, Religionsgeschichte mit besondrer Betonung des Buddhismus. Das zweite Jahr bringt den Studenten alttestamentliche Einleitung mit Auslegung des Hexateuchs, Fortsetzung des neutestamentlichen Griechisch, systematische Theologie (mit Zugrundlegung von van Oosterzees Glaubenslehre), Kirchengeschichte, Philosophie, Fortsetzung der Religionsgeschichte, ebenfalls mit Betonung des Buddhismus und nun auch Schintoismus. Dieser Jahrgang hat nur 21 wöchentliche Lehrstunden. Der letzte Jahrgang hat deren nur 14 in der Erwartung, daß der Student gelernt habe, selbständig zu arbeiten. Die Lehrfächer sind nun: neutestamentliche Theologie; Auslegung der Psalmen, Sprüche und Propheten, vergleichende Theologie, Pastoraltheologie und Sociologie, vergleichende Religionsgeschichte. Das Hebräisch wird nur auf Wunsch in den drei Jahrgängen gelehrt.

Neben diesem „ordentlichen theologischen Kursus", der aus dem „Colleg" hervorgegangenen Schüler geht noch ein „außerordentlicher theologischer Kursus" für Kandidaten der Kumi-ai Kirchen,[1]) die in ihren

[1]) Der Kirchenkörper der kongregationalistischen Gemeinden. (Am. Board.)

Synoden (Bukwai) mit Zuziehung von ein paar Professoren der Doschischa das Reisezeugnis erlangt haben. Außer einem Vorbereitungsjahr, in welchem diese Kandidaten in der englischen, japanischen und chinesischen Sprache und Literatur, in Psychologie, Ethik und Auslegung des neuen Testamentes unterwiesen werden, haben dieselben ebenfalls einen dreijährigen theologischen Kursus durchzumachen, bei welchem die Lehrgegenstände ähnlich wie bei dem „ordentlichen theologischen Kursus" verteilt sind, nur daß der wöchentlichen Stunden weniger sind (18, 18, 15); auch hier das Hebräische nur fakultativ. Noch ein dritter kürzerer Kursus und Lehrplan ist an der Doschischa für solche eingerichtet, die nicht imstande sind den vollen theologischen Kursus durchzumachen und doch von Herzen wünschen als Evangelisten oder in andrer christlicher Arbeit dem Herrn zu dienen. Ihnen wird nur ein zweijähriger Lehrplan auferlegt. Im ersten Jahre werden sie in den Evangelien, der Apostelgeschichte und in den historischen Büchern des Alten Testamentes, in der natürlichen Theologie und den Wahrheiten des Christentums und in der Kirchengeschichte unterwiesen; während des andren Jahres in den Episteln und Propheten, in systematischer Theologie, in Homiletik und Pastoraltheologie.

1892 auf 1893 studierten an der Doschischa 61 Japanen Theologie, darunter 15 aus dem „Colleg" der Hochschule hervorgegangen, 46 aus den Kumi-ai Gemeinden. Das neue Semester hatte grade bei meiner Anwesenheit begonnen; noch war die Zahl der Studenten nicht festgestellt, aber doch hatte sich schon soviel ergeben, daß in erfreulicher Weise der Zugang den Wegzug überragte. Ich wohnte einer Vorlesung von Professor Albrecht über „paulinische Theologie" vor den Studenten des dritten Kursus bei; von den fünf Zuhörern lagen zufällig drei krank im Hospital der Doschischa, so daß der Professor seine Vorlesung vor nur zwei Studenten hielt. Ich war überrascht, was nach der Haltung des Vortrages der Professor von seinen Zuhörern glaubte voraussetzen und beanspruchen zu können; ich weiß nicht, ob auf all unsren deutschen Hochschulen die Professoren ihre Vorlesungen auf gleicher Höhe halten können oder auch wollen. Erfreut war ich über den ebenso wissenschaftlichen, wie evangelischen Geist, der den Vortrag beherrschte. Hat Professor Albrecht auch seine ganze theologische Ausbildung auf amerikanischen Hochschulen erhalten, so bewies doch der Vortrag, was auch seine reiche, gut gewählte und stark benutzte Büchersammlung mir bezeugte, daß er in deutscher Theologie bis in die neueste Zeit vortrefflich zu Hause sei. Ähnlich wie ich es auf amerikanischen Hochschulen gefunden, läßt sich der Professor nicht an der Vorlesung genügen; er richtet Fragen an seine Zuhörer und verlangt Ant-

worten zum Beleg, daß sie seinen Vortrag verstanden und in ihrer freien Zeit durchgearbeitet haben. Dazu stellt er ihnen, wie ich gesehen, willig sein sorgfältig ausgearbeitetes Heft zur Verfügung.

Als es bekannt geworden, daß ein deutscher Theologe die Doschischa besucht,[1]) kam die dringende Bitte an ihn, einen Vortrag über deutsche Theologie der Gegenwart zu halten. Von der seitens des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in japanischer Sprache herausgegebenen Zeitschrift „Die Wahrheit" (Shin-ri) waren einzelne Hefte auch in die Hände der Doschischa-Studenten gekommen und hatten schwere Zweifel und Bedenken in ihnen geweckt. Was ihnen da als wissenschaftlich festgelegte „Wahrheit" vom Christentum mitgeteilt wurde, unterschied sich wesentlich von dem, was sie auf der Hochschule gelernt und was ihre Herzen anregte, das Leben in den Dienst der evangelischen Kirche zu stellen. Gern erfüllte ich die Bitte. Als ich spät am Abend den Hörsaal betrat, fand ich außer dem Rektor und einzelnen Professoren sämtliche Studenten der Theologie versammelt. Selbstverständlich, daß die gebotene Gelegenheit nicht zu einer Polemik ausgenutzt wurde; sie bot dem Redner die erwünschte Handhabe, diesen jungen angehenden Predigern des Evangeliums von der Herrlichkeit des Evangeliums zu zeugen und einige von den Studenten besonders betonte schwierige Fragen vom Standpunkt deutscher gläubiger Theologie zu beantworten. Die Fragstellung, wie z. B. die über die Dreieinigkeit, über die Gottessohnschaft des Heilandes, zeigte, was die Gemüter beschäftigte; die Vorlesungen an der Hochschule hatten mir bewiesen, daß man diesen jungen Japanen bereits „starke Speise" bieten durfte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten sie dem einstündigen, in englischer Sprache gehaltenen Vortrag; mit großer Gewandtheit dolmetschte für die dieser Sprache in ihren wissenschaftlichen Ausdrücken noch nicht völlig mächtigen jüngeren Studenten ein Kandidat die Rede ins Japanische.

Die Professoren der Theologie zusammen mit ihren Frauen und den Lehrerinnen der mit der Doschischa verbundenen Hochschule (high school) für Mädchen kommen allwöchentlich zu einer gemeinsamen Bibel- und Betstunde zusammen, ein beachtenswerter und schöner Vorgang, der wohl auf keiner deutschen Hochschule angetroffen werden dürfte. Der Professor, bei welchem in wechselnder Reihenfolge die Bibelstunde gehalten wird, hat in freier Auswahl einen Schriftabschnitt in wissenschaftlicher und erbaulicher

[1]) Man sagte mir, daß ich der erste Theologe sei, der aus Deutschland eine so weite Studienreise unternommen und auch die christliche Hochschule in Japan in den Bereich seiner Studien gezogen.

Weise auszulegen und daran reiht sich eine gemeinsame Aussprache, die mit einer längeren Gebetsreihe schließt. Die ernsten Bedenken gegen derartige lange und viele Gebete habe ich auch dort nicht unterdrücken können; sie werden zu leise geflüsterten Zwiegesprächen mit Gott, von denen kaum der Nachbar etwas vernimmt und was er von dem Flüsterton erhascht, ist dann doch wieder meist wie eine auf die Anwesenden gemünzte Predigt; es ist aber so unendlich schwer für den Mitbetenden, andachtsvoll den langen Gedankenreihen der verschiedenen Beter zu folgen. — Aufmerksam gemacht sei hier noch auf die frühe (bereits im ersten Jahre) Aufnahme der Homiletik in den Lehrplan des Studenten der Theologie. Es hängt dies ebenfalls wie auf den amerikanischen Hochschulen eng mit der Auffassung zusammen, von vornherein bei der Ausbildung des Theologen den erwählten Beruf eines Geistlichen ins Auge zu fassen, nicht zunächst dem Studenten eine rein wissenschaftliche Ausbildung zu geben, der höchstens in den letzten Semestern oder vielleicht erst auf einem an die Hochschule sich reihenden Seminar eine Rücksichtnahme auf das erwählte köstliche Amt sich anreiht. Eine weitere Folge dieser Auffassung des Studienganges eines Geistlichen zeigt die in den Verhaltungsmaßregeln der Doschischa, die den Theologen bei ihrer Aufnahme eingehändigt werden, hervorgehobne Erwartung, daß schon vom ersten Jahre an der angehende Sendbote seine Ferien ausnutzen werde, da und dort im Lande das Evangelium zu verkündigen.

Kürzer fassen wir uns inbetreff der andern Fakultäten.

Da ist zunächst die Harris School of Science, ein jetzt eben vollendeter Prachtbau. Der Name läßt den hochherzigen Stifter fortleben, der diese Schule durch eine Gabe von mehr als 400000 Mark fest gegründet hat. Befremdlich ist uns Deutschen, daß diesem Zweig der Hochschule ausschließlich der Charakter und Name einer wissenschaftlichen beigelegt ist; es sind hauptsächlich die sog. exakten und Naturwissenschaften, die hier gelehrt, vorzugsweise Chemiker, Physiker, Pharmaceuten, aber auch Ingenieure, die hier ausgebildet werden. Sämtliche Professoren der Fakultät sind Japanen. Der Kursus ist ein dreijähriger; in drei verschiedne Zweige sondert sich von Anfang an der Lehrstoff, je nach dem erwählten Lebensberuf des Studenten. Die gerade in diesen Fächern benötigten größeren Lehrmittel sind reichlich vorhanden. Ich freute mich der hellen, großen, zweckmäßig eingerichteten Laboratorien; des prächtigen Zeichensaales, auch der schönen Anfänge naturwissenschaftlicher Sammlungen. Ebenso machte der Eifer, mit dem die Studenten in diesen Laboratorien ihren Studien oblagen, einen recht günstigen Eindruck; die Zeichnungen der an-

gehenden Ingenieure und Polytechniker erschienen sehr beachtenswert. Die Begabung der Japanen für diese Fächer und auch ihr lebhaftes Interesse an ihnen trat deutlich zu Tage. Eine besondere Abteilung in dieser School of Science bildet der sog. professionelle Kurs (department of professional courses). Er sondert sich in die beiden Abteilungen der Pharmaceutik und Keramik, beide mit dreijährigem Kursus, die mit 31 bis 35 wöchentlichen Lehrstunden belegt sind. In beiden Abteilungen und in jedem Kurse sind nur für die deutsche Sprache je drei Stunden wöchentlich bestimmt; in den Sälen, wo ich flüchtig hospitierte, war das Japanische die Unterrichtssprache.

Eine weitere Fakultät ist die Schule für Rechtskunde und Politik (School of Political Science and Law). Sie dankt ihre Gründung und Fundierung japanischen Freunden dieser christlichen Hochschule. Elf Professoren lehren hier, unter ihnen nur zwei Ausländer, einer für Politik, der andere als Lehrer der französischen Sprache. Ein Japane lehrt die deutsche Sprache. Diese „Rechtsschule" zerfällt in die beiden Abteilungen der Politik und der Ökonomie; jede der beiden Abteilungen mit je dreijährigem Kursus hat ihre ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen. Unter 17 Jahren wird kein Student aufgenommen; zur Aufnahme berechtigt entweder das Reifezeugnis aus dem „Colleg" der Doschischa oder eine vor den Professoren der Hochschule bestandene Prüfung in verschiedenen Fächern (chinesische Klassiker, japanische und allgemeine Erdkunde, japanische und englische Geschichte, Arithmetik, Algebra und Geometrie, Englisch bis zum Verständnis von Macaulays Essays und Shakespeares Hamlet, Anfangsgründe von Physik und Chemie, Psychologie, Logik und japanische Aufsätze).

Im letzten Semester waren in der Vorbereitungsschule der Doschischa in beiden Jahrgängen zusammen 135 Schüler; in den vier Jahrgängen und seinen Sonderabteilungen des „Collegs" 213 Schüler. Die theologische Fakultät war von 61 Studenten besucht, die Harrisschule in ihren verschiedenen Zweigen von insgesamt 60, die Rechtsschule von 17 Studenten. Mehr wie 1500 junge Männer haben ihre Studien an dieser christlichen Universität Japans erhalten und dienen in geachteten Stellungen ihrem Vaterlande. Noch fehlt der Hochschule die medizinische Fakultät, die mit in den Umkreis der alma mater gestellt werden soll, sobald die Mittel dafür sich finden. Wohl tragen die Studenten etwas für den Unterhalt der Hochschule bei; es ist dies aber so gering, daß es den Anschein gewinnt, als ob nur beabsichtigt sei, den Studenten keine unentgeltliche Erziehung zu geben.

Mit der Doschischa verbunden sind zwei weitere Anstalten. Bereits 1877 ward eine Töchterschule ins Leben gerufen, die ihr eignes Gebäude auf dem umfangreichen Grundstück der Doschischa besitzt. Sie ist von fast hundert Mädchen besucht, die in der Mehrzahl in der Anstalt wohnen, und eine Unterweisung empfangen ähnlich den weiblichen Hochschulen in Amerika. Ich wohnte einer deutschen Stunde in der obersten Klasse bei, die von einer deutschen Lehrerin erteilt wurde. Irre ich nicht, wurde gerade etwas von Schiller gelesen; die fünfzehn-, sechzehnjährigen Mädchen erwiesen sich zu blöde, mit dem fremden Besucher sich in der ihnen nicht geläufigen Unterrichtssprache zu unterhalten, um ein zutreffendes Urteil über ihre Leistungen in der deutschen Sprache fällen zu können.

Die andre mit der Doschischa verbundne und sehr wichtige Anstalt ist das „Doschischa-Krankenhaus mit einer Schule für Krankenpflegerinnen". 1887 wurde dieser bedeutsame Zweig auf einem besonderen Grundstück der Doschischa eingepflanzt. Was damals bei der Einweihung der anwesende Gouverneur von Kyoto in seiner herzlichen Begrüßungsrede äußerte, „daß er fest überzeugt sei, dies edle, christliche Werk werde reichen Segen dem Lande bringen", hat sich rasch erfüllt. Haus reiht sich hier schon an Haus. Eine Männer- und Frauenabteilung ist fast immer voll besetzt; von weit her aus dem Innern werden die Kranken zur Verpflegung gebracht. Die Poliklinik nimmt von Tag zu Tag zu. Eine besondere Abteilung ist für die in Japan wirkenden und krank gewordenen Missionare und Evangelisten eingerichtet. Die stark beanspruchte Apotheke liefert den Kranken in der Ambulanz für einen geringen Preis die von dem Arzte verschriebenen Heilmittel. Das Operationszimmer genügt nur bescheidnen Ansprüchen. Was gegenwärtig in dieser Beziehung von den Chirurgen gefordert wird, können wohl reichlich ausgestattete Staatsanstalten leisten, kann aber kaum verlangt werden von eben erst ins Leben gerufenen freiwilligen Liebeswerken im fremden Lande. Und ob auch diese Forderungen nicht dennoch zu hoch gespannt werden?

Ein besonders wichtiger und verheißungsvoller Zweig dieser ärztlichen Missionsarbeit ist die Ausbildung von eingebornen christlichen Krankenpflegerinnen. Es macht einen ungemein wohlthuenden Eindruck, die freundlichen Japaninnen eifrig in dieser Arbeit beschäftigt zu sehen. Ihre sonst so kleidsame Landestracht haben sie mit europäischen einfachen Kleidern vertauscht; sie erwies sich als unpraktisch und hinderlich bei der Hantierung in ihrem Berufe; auch der künstliche Haaraufbau ihrer Landsmänninnen ist verschwunden; das reiche, schöne, schwarze Haar steckt nun unter dem schmucken, weißen Häubchen der Krankenpflegerin. Die Ärzte des Hospitals

mit Zuziehung von ein paar Professoren der Hochschule erteilen den nötigen wissenschaftlichen Unterricht, die Beschäftigung an den Krankenbetten, in der Ambulanz und der Apotheke geben die erwünschte praktische Anleitung. Die Ausbildung währt zwei Jahre; in jeder der beiden Abteilungen waren bei meiner Anwesenheit je zehn Schülerinnen. Acht hatten kurz vorher ihre Prüfung bestanden und waren bereits da und dort im Innern in reichlicher und auch wert gehaltener Arbeit. Diese jungen weiblichen Sendboten dringen in ihrer Heimat und unter ihrem Volke in Kreise vor, die dem Fremden und auch dem Missionar noch unzugänglich sind und ebnen mit ihrer aufopferungsvollen, tüchtig geschulten Liebesarbeit dem Evangelium in hohem Grade die Bahn unter dem Volke. Belege von dem gesegneten zwiefachen Erfolg dieser weiblichen Mitarbeit kann die noch junge Anstalt bereits zur Hand geben. Als ein mittelbarer Beleg dient auch hier, daß die durch die Arbeit der Missionare aus ihrer erstarrten Regungslosigkeit aufgerüttelten Buddhistenpriester auch diesen schönen Zweig christlicher Thätigkeit eilig nachzuahmen bemüht sind, um einen Damm gegen die gefahrdrohende christliche Mission im Lande aufzuwerfen. Gelassen sieht die christliche Kirche dort diesen Nachahmungen zu; ihr Endergebnis wird dem Erfolg ähneln, den einst Julian der Abtrünnige mit seinen nachgebildeten Anstalten gehabt.

Confucius.

Leben, Wirken und Einfluß.[1])

Von Missionar Dietrich.

Es kann nicht uninteressant sein, den Lebensgang eines Mannes zu verfolgen, der unstreitig der bedeutendste Geist der größten Nation der Welt ist, dessen Name von nicht weniger als 350 Millionen Menschen mit hoher Ehrfurcht genannt wird und in dem alle Gebildeten und Ungebildeten dieser Millionen seit 2500 Jahren den Vollkommensten der Vollkommenen verehren; dem es gelungen ist, dem ältesten Kulturstaat der Welt allein auf dem Wege der Belehrung, ein so festes geistiges Gefüge zu verleihen, daß der-

[1]) Quellen: Legge: Prolegomena zu den Chinese Classics, Hongkong 1861. Plath: Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren, München 1867. Du Bose: Dragon, Image and Damon, New-York, A. C. Armstrong u. Sohn, 1887. Faber: Lehrbegriff des Confucius, Barmen, Missionshaus, 1872. W. Williams: Middel Kingdom Vol. I. Direkte Aussprüche des Confucius sind nach Legges Ausgabe der chinesischen Klassiker, Bd. I., citiert und bedeutet A. — Analekten, G. L. — Great Learning. D. M. — Doctrine of the Mean.

selbe den Zusammenbruch aller Weltreiche überdauerte und bis in die Gegenwart seine ursprüngliche Eigenart bewahrt hat. Dieser Mann ist Confucius, „der Chinese der Chinesen“.

Die Frage: „Wer war Confucius?“ ist schon sehr verschieden beantwortet worden. Die einen halten ihn für den Gründer der chinesischen Literatur oder den Stifter der alten Religion der Chinesen, die andern bezeichnen ihn als den eigentlichen Schöpfer des chinesischen Staates, oder doch als den bedeutendsten Gesetzgeber desselben (Plath, S. 1). Hiervon ist die eine Auffassung so irrig wie die andere. Um auf diese Frage die richtige Antwort zu finden, ist es nötig zu erfahren, wofür sich Confucius selbst hielt. Nach verschiedenen unzweideutigen Aussprüchen hielt er es für seine Aufgabe, die alten, aus der Zeit der heiligen Kaiser (Yao 2356 bis 2256, Schün 2255—2205, Yü 2205—2197 v. Chr.) stammenden, zu seiner Zeit aber in Verfall und Vergessenheit geratenen Verfassungen, Grundsätze, Sitten und Gebräuche wieder ans Licht zu ziehen und mittelst derselben den seinem Untergang entgegeneilenden Staat zu reformieren.[1])

Zwar konnte er den Zusammenbruch des Reiches nicht mehr aufhalten, dasselbe ging bald nach seinem Tode unter dem Gewaltherrscher Tshin Schi

[1]) „Er wollte nichts Neues, Selbsterfundenes, sondern nur das chinesische Wesen aus dem Verfall zu neuer Blüte erheben“, und studierte zu diesem Zwecke die Einrichtungen der drei ersten Dynastien, folgte aber im wesentlichen der dritten, zu seiner Zeit noch bestehenden; fremde Lehren und Prinzipien fürchtete er (Plath, S. 2). So sagt er A. 7, 1: „Ich überliefere nur und mache nichts Neues, ich vertraue dem Alten und liebe es,“ und einer seiner Schüler sagt A. 1, 12: „Der früheren Kaiser Prinzipien und Wege sind schön, im großen und kleinen folgen wir ihnen.“ Und D. M. Kap. 28 sagt Confucius: „Ich erläutere die Gebräuche der Hia-Dynastie, erforsche die Sitten der Yin-Dynastie und studiere die Regeln der Tscheu-Dynastie, diese letzteren sind noch im Gebrauch, ich folge der Tscheu.“ „Confucius fand, daß die Lehren der alten Heiligen dem Bewußtsein des Menschen, zunächst seinem eigenen, entsprachen, er fühlte darum um so mehr den Widerspruch der Wirklichkeit und suchte sie umzugestalten nach den alten Mustern“ (Faber, S. 3). Wohl richtig charakterisierend fährt Faber S. 4 fort: „Confucius ist durchaus kein spekulativer Denker, hat überhaupt keine Originallehren produziert, sondern im Gegenteil die Lehren des Altertums bedeutend verflacht, z. B. die Lehre von Gott im Himmel. Confucius ist ein praktischer Kopf, der sich an das Nächste und Faßlichste hält. Von Wissenschaftlichkeit ist bei ihm keine Spur. Er wirft seine Gedanken hin, ohne sie zu begründen und ohne sie in systematischen Zusammenhang zu bringen.“ Und weil das Altertum das stehende Thema in seinem Unterricht war, so konnte er nichts Originelles hervorbringen. Seine Parole hieß: „Rückwärts, nicht vorwärts“. Er war nicht da, um etwas Neues zu bringen oder früher Verheißenes zu erfüllen, sondern Altes, in Verfall Geratenes zu restaurieren. Sehr bezeichnend sagt darum jemand von seinen Schriften: „Die Bücher des Confucius sind eine Bibel mit einem verlorenen Paradies, ohne eine geoffenbarte Aussicht auf die Wiedererlangung desselben.“ (Du Bose.)

zu Grunde, aber unter den neuen Verhältnissen gelangten die von ihm aus der Vergessenheit ans Licht gezogenen und durch seine Schüler verbreiteten alten bewährten Regierungsprinzipien wieder zur Geltung. Und mit ihnen erlangte auch Confucius, der Sammler und Retter der heiligen Traditionen, erst nach seinem Tode eine Anerkennung, wie er sie bei Lebzeiten vergeblich erstrebte und eine Verehrung, wie sie wohl keinem zweiten Sterblichen in der Welt zu teil geworden ist.

Die zahlreichen Nachrichten über Confucius finden sich immer nur als einzelne Daten in den verschiedenen chinesischen Werken und ist bei dem anscheinenden Reichtum derselben doch ein vielfacher Mangel vorhanden. So z. B. erfahren wir über seine Jugendzeit so gut wie nichts. Aus den chronologischen Angaben lernen wir wohl die verschiedenen Aufenthaltsorte des Confucius kennen, aber im übrigen sind sie so lückenhaft, daß sie eine streng chronologische Darstellung seines Lebens kaum ermöglichen.[1])

1. Abstammung, Geburt und Kindheit.

Nach verschiedenen Genealogien stammt die Familie des Confucius von einer Seitenlinie des Fürstengeschlechtes in Sung ab; da aber das Geschlechtsregister den Ursprung der Sung-Dynastie bis auf den Kaiser Hoangti (2637 v. Chr.) nachweist, so erhebt die Familie des Confucius, die heute noch sehr zahlreich vertreten ist,[2]) mit Recht den Anspruch auf den ältesten Stammbaum der Welt. Fünf Generationen, nachdem der letzte aus dieser Linie den Thron inne gehabt hatte, erlosch der Fürstentitel und die Familie bildete einen neuen Stamm mit dem Geschlechtsnamen Khung.[3]) Unter den Vorfahren des Confucius waren manche als Gelehrte und Beamte hervorragende Männer.[4]) Eine alte, fortbestehende Feindschaft der regierenden Linie gegen die Familie Khung hatte zur Folge, daß der Urgroßvater des Confucius von Sung nach Lu auswanderte, wo er von dem dortigen Fürsten mit Wohlwollen aufgenommen und zum Befehlshaber der Stadt Fang ernannt wurde. Sein Enkel Shu Leang Ho, Vater des Confucius, trat in den Militärdienst und zeichnete sich als kühner und tapferer Krieger aus.

Als besonderes Bravourstück wird folgendes von ihm berichtet: Ho hatte Dienst in dem Belagerungsheer vor dem befestigten Platz Teiyang. Ein Teil

---

[1]) Plath: Quellen zum Leben des Confucius.

[2]) Unter dem Kaiser Khang hi 2150 Jahre nach Confucius Tod, gab es noch 11 000 männliche Nachkommen desselben.

[3]) Confucius ist der europäisierte Ausdruck von Khung fu tseu, wörtlich: Meister Khung.

[4]) Plath: Seite 15—18.

der Angriffstruppen drang in ein absichtlich vom Feinde offen gelassenes Thor ein; doch kaum hatte der letzte Mann dasselbe passiert, so fielen die schweren Fallgitter nieder und der Rückzug war ihnen abgeschnitten. Ho aber, der sich unter den Eingedrungenen befand, ergriff, als er sahe, daß dem überlegenen Feind gegenüber eine erfolgreiche Verteidigung nicht möglich sei, die schweren Fallklappen mit beiden Händen, hob dieselben in die Höhe und hielt sie mit äußerster Kraftanstrengung fest, bis seine Kameraden sich wieder zurückgezogen hatten.

Ho verheiratete sich früh, aber das Weib seiner Jugend gebar ihm nur Töchter, neun an der Zahl. Von einer Nebenfrau hatte er auch einen Sohn, der sich aber, lahm an den Füßen, als Krüppel entwickelte. Damit aber sein Geschlecht nicht aussterbe, heiratete er noch, schon über 70 Jahre alt, eine junge Frau.

Er wandte sich zu diesem Zweck an eine angesehene Familie vom Stamme Yen. Dieselbe hatte drei Töchter, wovon die jüngste Ching tsai hieß. Der Vater teilte den Heiratsantrag Hos seinen Töchtern in folgenden Worten mit: „Da ist der Herr Kommandant Khung Ho von Tseu. Sein Vater und Großvater waren Gelehrte und seine Ahnen sind Nachkommen der heiligen Kaiser. Er ist zehn Fuß groß und außerordentlich tapfer. Zwar ist er alt, von rauher Art und strengen Naturells, doch könnt ihr dieserhalb unbesorgt sein. Ich wünsche die Verbindung mit ihm sehr, bin aber noch im Zweifel, welche von euch dreien ich ihm zum Weibe geben soll; welche will seine Frau werden?“ Die beiden ältesten Töchter schwiegen, aber die jüngste antwortete: „Warum fragst du Vater, der du doch nur zu bestimmen hast.“ „Sehr gut,“ erwiderte der Vater, „du bist also bereit, sein Weib zu werden,“ und bald darauf fand die Hochzeit statt. Bei dem vorgerückten Alter ihres Mannes fürchtete Ching tsai, sie möchte ihm den erwarteten Erben nicht schenken. Deshalb wandte sie sich an den Geist des Berges Ne und bat ihn um die Gewährung dieses Herzenswunsches. Bald darauf durfte sie ihrem Manne den ersehnten Stammhalter schenken. Der Vater, hoch erfreut über die Geburt dieses Sohnes, gab ihm den Namen Khew, angeblich nach einem hügelartigen Zeichen auf dem Kopfe des Kindes. Sein eigentlicher Rufname aber war Chung Ne.[1])

Schon frühe hat sich eine reiche Legende um die Geburt dieses „großen Heiligen“ gewoben, um derselben den Anschein des Wunderbaren zu verleihen.

So berichtet dieselbe, die Eltern hätten gemeinsam in einer Schlucht des heiligen Berges Ne um einen Sohn gebetet. Beim Besteigen des Berges neigten alle Pflanzen ihre Blätter Ching tsai entgegen und senkten sie nach unten bei ihrer Rückkehr. In der darauf folgenden Nacht träumte sie, der schwarze Tei sende ihr einen Boten mit der Nachricht: „Du wirst einen Sohn

---

[1]) Die Chinesen haben zwei Rufnamen, der erstere ist der Milchname, den das Kind von seinen Eltern empfängt und wonach es in der Familie genannt wird; den zweiten empfing der junge Mann nach der alten Sitte in seinem zwanzigsten Jahr, wenn ihm der männliche Hut aufgesetzt wurde; heute wählen sich die jungen Leute denselben ohne besonderes Ceremoniell.

gebären, der wird ein großer Heiliger werden, aber seine Geburt muß im hohlen Maulbeerbaum stattfinden."

Eines Tages fiel Ching tsai in eine Verzückung, in der sie fünf Greise — Erscheinungen der fünf heiligen Kaiser — in die Halle ihres Hauses treten sah. Dieselben führten auch das Wundertier Ki lin — halb Einhorn, halb Drache — mit sich. Dies Ungeheuer kniete vor Ching tsai nieder und stieß aus seinem Rachen einen Edelstein mit der Inschrift: „Der Sohn der Essenz des Wassers wird der verwelkten Tseu-Dynastie folgend ein thronloser König sein." Hierauf band Ching tsai dem Ungeheuer ein gesticktes Band um das Horn, worauf die Vision verschwand.

Als die Zeit der Geburt des erwarteten Wunderkindes nahte, fragte Ching tsai ihren Mann, ob in der Nachbarschaft ein hohler Maulbeerbaum sei. Dieser teilte ihr mit, daß am Südabhange des Ne kheu-Berges sich eine trockene Höhle dieses Namens befinde, worauf sie erklärte, dorthin wolle sie gehen und ihre Entbindung erwarten. Ihr Mann war erstaunt über diesen sonderbaren Entschluß. Als sie ihm aber die im Traume empfangene Weisung mitteilte, traf er sofort die nötigen Vorkehrungen zu ihrer Übersiedelung in die Höhle.[1]) In der Nacht als das Kind geboren wurde, erschienen zwei Drachen, die Höhle an beiden Seiten des Einganges bewachend und zwei Feen überschütteten Ching tsai mit himmlischen Wohlgerüchen. In der Mitte der Grotte hörte man Stimmen der Boten des Himmelskaisers rufen: „Den Himmel bewegt die Geburt eines heiligen Kindes, darum sendet er herab die Harmoniemusik und die Töne der Instrumente Seng und Yung." „In dem Augenblick als das Kind das Licht der Welt erblickte, sprudelte aus dem Boden der Höhle eine warme Quelle hervor, die aber wieder versiegte, sobald das Wunderkind darin gebadet war. An dem Körper des Neugeborenen fanden sich verschiedene Abnormitäten, wie Ochsenlippen, Tiegerfußsohlen, Drachenrücken, ein Mund wie das Meer, auf dem Kopfe eine Erhebung."

Auch die Satire ist in der Legendendichtung zum Ausdruck gekommen. So heißt es in einer derselben, Confucius sei unehelich geboren, denn sein Vater habe in einem unerlaubten Verhältnis mit Fräulein Yau in den Bergen gehaust.[2])

Über seine frühesten Jugendjahre sind die Nachrichten sehr mangelhaft. Sein Vater starb schon, als er eben drei Jahre alt war. Es wird von ihm berichtet, daß er sich in seiner Kindheit gern mit dem Aufstellen heiliger, für den Opferdienst bestimmter Geräte, sowie mit Übungen in

[1]) Eine trockene Höhle dieses Namens ist noch heute vorhanden. Missionar Williamson, der Confucius Geburtsort und Grab besuchte, schreibt: Im Osten war der Ne kheu Hügel, wo Confucius geboren; man zeigt noch die Grotte des hohlen Maulbeerbaumes, wo dies geschehen und zu Ehren seiner Mutter ist dort jetzt ein Tempel errichtet. (Journ. of the N. China branch of the As. Soc. Shanghai 1866 8° n. III. p. 23.)

[2]) Über die Zeitangabe des Geburtsjahres und -Tages des Confucius finden sich in den chinesischen Quellen kleine Abweichungen. Nach den einen ist er im 22. Regierungsjahr des Fürsten Siang-Kung von Lu (555 v. Chr.), nach andern im 21. Jahre des 23. Kaisers der dritten Dynastie Tscheu Ling wangs (551 v. Chr.) geboren. (Plath, S. 22)

Körperstellungen, wie sie das Ceremoniell erforderte, beschäftigt habe. Über seine Ausbildung existiert kein zuverlässiger Bericht. Nur eine hierauf bezügliche Notiz findet sich (nach Plath, S. 23): „Hiang tho war sieben Jahre Confucius Lehrer, und Confucius hörte auf seine Worte." Die andere Nachricht, daß er mit seinem siebenten Jahre schon in die Schule des weisen Lehrers Kan Thing-chung gekommen sei, und daß er sich vor allen seinen Mitschülern auszeichnend, bis zu seinem 17. Jahre die Schule in Lu besucht habe, ist unsicher. Confucius selbst sagt in bezug auf seine Ausbildung so: „Mit 15 Jahren habe ich mein Gemüt aufs Studium gerichtet".[1])

Nach dem Tode seines Vaters waren die Verhältnisse seiner Familie keine glänzenden. In späterer Zeit, als er schon wegen der Allseitigkeit seiner Kenntnisse bewundert wurde, spricht er sich so darüber aus: „Als ich klein war, lebte ich in geringen Verhältnissen, daher erwarb ich mir viele Geschicklichkeiten, aber von solchen Dingen braucht der Weise nicht viel". A. 9, 6. 3. — Sein Schüler Lao berichtet: Confucius sagte: „Da ich keine Anstellung hatte, lernte ich Künste". Die sechs freien Künste, worin sich die Jugend übte, waren Ceremonien, Musik, Bogenschießen, Wagenlenken, Rechnen und Schreiben.

Ganz gegen die Sitte des Altertums, — die doch von Confucius immer wieder als allein maßgebend bezeichnet wurde — wonach der Mann erst mit dem 30. Jahre und die Frau mit dem 20. heiraten sollte,[2]) verheiratete er sich schon mit dem neunzehnten Jahre. Hierüber befragt, antwortet er: „dies festgesetzte Alter ist das äußerste, das nicht überschritten werden darf; im 20. Jahre erhält der Mann den männlichen Hut, ist Mann und kann Vater werden; im 15. legt das Mädchen den weiblichen Kopfputz an und im 20. heiratet sie." Im zweiten Jahre seiner Ehe wurde ihm sein erster Sohn geboren. Er muß aber schon zu dieser Zeit eine hervorragende Persönlichkeit gewesen sein, was daraus zu schließen ist, daß ihm der Fürst von Lu bei der Gratulation zur Geburt des Sohnes ein paar Karpfen zum Geschenk machte. Für seine Gesinnung, mit welcher er die Gunst seines Fürsten aufnahm, ist bezeichnend, daß er seinem Sohn den Milchnamen Le = Karpfen gab und ihm später den Mannesnamen Pe yü, ältester Fisch, beilegte. Dieser Sohn starb im 50. Jahre, noch

[1]) A. 2, 4. „Im 15. Jahre habe ich mein Gemüt aufs Lernen gerichtet; im 30. Jahre stand ich fest; im 40. hatte ich keinen Zweifel mehr; im 50. kannte ich des Himmels Bestimmung; im 60. folgte mein Ohr willig und im 70. überschritten die Wünsche meines Herzens nicht die Grenzen."

[2]) Plath. Die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen, München 1863.

vor Confucius. Er hatte noch mehr Kinder, doch ist nicht zu ermitteln, wie viele; aus A. 5, 1 geht nur hervor, daß das letzte eine Tochter war.[1])

Drei Jahre nach seiner Verheiratung starb seine Mutter, kaum 40 Jahre alt. Da er das Grab seines Vaters nicht kannte, begrub er sie in Wu fu. Einige alte Leute von Tseu bemerkten aber seine große Sorgfalt bei der Beerdigung und belehrten ihn dann über das Grab seines Vaters. Nun beschloß er die Mutter im gleichen Grabe mit dem Vater beizusetzen, und daß dieser gemeinsame Ruheplatz in Fang, der ersten Niederlassung der Familie Khung in Lu sein solle. Doch stellten sich der Ausführung dieses Planes große Schwierigkeiten entgegen. Es waren bereits 20 Jahre seit dem Begräbnis des Vaters verflossen; würde es recht sein, den Vater durch den Transport in seiner Grabesruhe zu stören? Durch eine alte Frau wurde er von diesem Zweifel befreit, indem sie ihm klar zu machen verstand, daß die frühere Beisetzung nur eine provisorische Bedeutung habe und noch nicht als ein vollgiltiges Begräbnis angesehen werden dürfe. Hierauf ließ er beide Särge nach Fang bringen und in einem gemeinsamen Grabe beisetzen. Nun entstand eine andere Schwierigkeit. Er sagte, im Altertum hatte man zwar auch Gräber, aber keine Grabhügel. „Ich aber bin ein Mann, der sowohl dem Norden, als dem Süden, dem Osten, wie dem Westen angehört, — der noch keinen festen Wohnsitz hat — ich muß ein Wiedererkennungszeichen auf den Gräbern haben.“ (Plath, S. 25.) Darauf ordnete er an, einen 4 Fuß hohen Hügel über dem Grabe zu errichten und kehrte heim, einen Teil seiner Schüler zurücklassend, um die pünktliche Ausführung seiner Anordnungen zu überwachen. Durch bald darauf eintretendes anhaltendes Regenwetter stürzte der Grabhügel ein und die Schüler wurden mit der Reparatur lange aufgehalten. Als sie heimkamen, fragte Confucius: warum kommt ihr so spät? Sie erwiderten, in Fang sei das Grab eingestürzt. Er antwortete nicht, aber drei Tage flossen seine Thränen, dann rief er aus: „O! die Alten schmückten die Gräber nicht so“; er meinte, der Unfall sei eingetreten, weil er gegen die alte Sitte verstoßen habe.

Confucius hielt um seine Mutter die gewöhnliche Trauerzeit von drei Jahren und nachdem er das letzte Totenopfer dargebracht hatte, legte er die Trauerkleider ab. Am fünften Tag darnach, heißt es im Li-ki 3, f. 12 V, „spielte er die Laute, konnte aber (vor Trauer) noch keine vollen Töne herausbringen, erst am zehnten Tage brachte er volle Töne auf einer Orgel hervor und sang dazu“. Die dreijährige Trauerzeit verteidigt Confucius damit, daß die Kinder drei Jahre lang von den Eltern gehoben und gehegt werden müssen (A. 17, 21). Überhaupt wird die kindliche Pietät von Confucius als die Fundamentaltugend des sozialen Lebens be-

[1]) Nach Li ki Kap. 3, Fol. 13 hat Confucius seine erste Frau später verstoßen. Hier wird es als etwas Außergewöhnliches berichtet, daß Peyü, der Sohn des Confucius um seine, vom Vater verstoßene Mutter, bei deren Tode so lange geweint habe. (Siehe Plath: „Die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen,“ München 1863, S. 46).

tont. Dieselbe besteht darin, nicht ungehorsam gegen die Eltern zu sein; so lange sie leben, ihnen den Anstandsregeln entsprechend zu dienen; wenn sie gestorben, sie anständig zu begraben und ihnen dem Ritual gemäß zu opfern (A. 2, 5). Das Betragen der Kinder soll so sein, daß die Eltern ihrethalben keinen andern Kummer haben als über deren Krankheit (A. 2, 6). So lange die Eltern leben, besitzt der Sohn kein Eigentum, er ist vollständig abhängig von dem Vater. „So lange Vater und Mutter leben, sagt Confucius A. 4, 9, soll der Sohn nicht weit weggehen, muß dies aber in dringenden Fällen geschehen, ihnen vorher den bestimmten Ort angeben. Der kindliche Respekt und die Liebe sind aber die Hauptsache, denn bloße Ernährung der Eltern ohne Ehrerbietung ist viehisch" (A. 2, 7). Nach dem Tode der Eltern soll die Erinnerung an sie den Sohn noch stets zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten. Confucius sagt: „Willst du den Sohn kennen, so siehe, was er bei Lebzeiten des Vaters im Auge hat, und was er thut, nachdem dieser gestorben ist. Wenn er drei Jahre nach des Vaters Tode die väterliche Lebensweise nicht aufgiebt, kann er für einen gehorsamen Sohn gelten" (A. 1, 11). Der Ahnendienst ist Pflicht. Diese faßt Confucius D. M. Kap. 17 und 19 so zusammen: „Den Verstorbenen zu dienen, wie man den Lebenden diente, den Weggegangenen dienen, wie man den Anwesenden diente, ist der Gipfel der Pietät." (Fortsetzung folgt.)

Zwei Anträge der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz betreffend die volkstümliche Missionsliteratur.

„Die volkstümliche Missionsliteratur und ihre Verbreitung" — so lautete das eine der Themata, welches die sächsische Provinzial-Missionskonferenz in ihrer diesjährigen Tagung verhandelte. Ohne Zweifel ein Gegenstand von großer praktischer Bedeutung. Neben dem mündlichen bildet das schriftliche Wort die Speise der heimatlichen Missionsgemeinde, und von der Nahrhaftigkeit wie von der Darbietung dieser Speise hängt zu einem sehr großen Teil die Lebendigkeit des Missionsinteresses ab. Der durch seinen „Theologischen Literaturbericht" bekannte Referent, Pastor Eger, widmete mit Recht dem ersten Teile des Themas eine besonders eingehende Behandlung. Nachdem er die wissenschaftliche von der volkstümlichen Missionsliteratur geschieden, den Leserkreis der letzteren umschrieben und als die hauptsächlichsten an sie zu stellenden Anforderungen Inhaltsfülle, Kürze, Frische, Anschaulichkeit, Lebenswahrheit, Natürlichkeit, Klarheit, Allgemeinverständlichkeit und Wärme bezeichnet, ging er über zu einer Prüfung

der für die christlichen Volkskreise bestimmten Missionsliteratur, indem er dieselbe dreifach klassifizierte: als periodische, als Traktat- und als Buch-Literatur. Besonders eingehend beschäftigte er sich mit der ersten dieser Klassen und konstatierte auf Grund einer Reihe von Gutachten, die er von Missionsfachleuten eingeholt, daß, einige Ausnahmen abgerechnet, die seitens der Missionsleitungen herausgegebenen monatlichen Missionsberichte dem volkstümlichen Bedürfnis teils nur mangelhaft, teils gar nicht entsprächen und daß ein allgemeines volkstümliches Missionsblatt, welches das Prädikat „gut" verdiene, zur Zeit nicht vorhanden sei, eine Kritik, die vielleicht hier und da etwas zu scharf sein mochte, aber im ganzen auf keinen Widerspruch stieß. Mit Nachdruck forderte er, daß hier Wandel geschafft werden müsse, daß die mit Arbeit überbürdeten Missionsleiter event. sich missionskundige und mit der Gabe volkstümlicher Schreibweise ausgerüstete Mitarbeiter suchen müßten, in deren Hände die Redaktion der Berichte 2c. gelegt werden könne und daß man eine etwaige Mehrausgabe dieserhalb nicht scheuen solle. Es genüge nicht, einfach die Berichte der Missionare abzudrucken, eine Bearbeitung sei in den meisten Fällen dringendes Erfordernis. Man könne nicht lediglich die Schuld für mangelnde Leistungen auf die heimatliche Missionsgemeinde abwälzen, sie könne auch daran liegen, daß diese nicht in einer anregenden Weise für die betreffende Mission interessiert werde. Werde über zu geringe Verbreitung (und kann man hinzufügen, über zu weniges Lesen) der Monatsberichte geklagt, so solle man doch nicht bloß schelten, sondern auch fragen, ob nicht die Beschaffenheit der Missionsblätter daran schuld sei. Es handle sich hier um eine wichtige Sache, nicht um eine Kritik an Personen. Auf Grund dieser Ausführungen stellte Referent dann den Antrag:

„Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen möge an die Vorstände der deutschen Missionsgesellschaften die ebenso herzliche wie dringende Bitte richten, auf eine wahrhaft volkstümliche Haltung und Gestaltung ihrer Blätter allen Fleiß zu wenden; falls dadurch größere Geldopfer erständen, so würden dieselben gewiß reichlich durch ein wachsendes Missionsinteresse aufgewogen werden."

Die große Versammlung nahm diesen Antrag einstimmig an und ihr Vorstand befördert ihn auf diesem Wege an seine Adresse.

Referent besprach dann die Missions-Traktat- und Buchliteratur; beide enthielten viel gute, volkstümliche Schriften, aber auch viel Spreu und es sei ein dringendes Bedürfnis, einen Wegweiser durch diese Literatur zu besitzen, der eine gesichtete Auswahl des wirklich Gediegenen zusammenstelle. Ein solcher Katalog müsse von jeder zu empfehlenden

Schrift eine kurze Stichwort-Charakterisierung geben, aus der man sofort Inhalt und Eigenart derselben erkennen könne, und systematisch rubriziert werden, so daß man schnell und sicher herausfinde, was man im bestimmten Falle suche. Die Arbeit sei eine umfangreiche und mühsame, die nur von vereinten Kräften in befriedigender Weise geliefert werden könne; er stelle daher den zweiten Antrag:

„Die Missionskonferenz in der Provinz Sachsen beschließt, ihren Vorstand zu ersuchen, für die Zusammenstellung und Herausgabe eines Verzeichnisses volkstümlicher verbreitungswerter kleinerer und größerer Missionsschriften baldigst Sorge zu tragen."

Auch dieser Antrag wurde von der Versammlung einstimmig angenommen, und der Vorstand der genannten Konferenz wird in möglichster Beschleunigung die geeignetsten Schritte zu seiner Ausführung thun.

Zum Schluß richtete er einen kräftigen Appell an die Versammlung, auch ihrerseits die Hände fleißig zu rühren, um die wirklich gute Missionsliteratur zu verbreiten und zeigte die praktischen Wege, auf denen dies geschehen könne. Die Annahme der beiden vorstehenden Anträge sei ja bequem, da sie eine Zumutung an andere stelle; wer aber andern soviel Arbeit zumute, der müsse auch an sich selbst ernste Arbeitsanforderungen stellen. Und das sei im vorliegenden Falle die an jeden in der Versammlung zu stellende Arbeitsanforderung, daß er die Verbreitung der volkstümlichen Missionsliteratur energisch fördere. Wck.

Nordamerikanische Kirchenstatistik.

Seitens der American Society of Church History ist soeben der erste Band einer längeren Serie von kirchengeschichtlichen Monographien erschienen, welcher eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand des Kirchenwesens in den Vereinigten Staaten giebt. Er führt den Titel: The religious forces of the United States enumerated, classified and described on the basis of the Governement Census of 1890, with an introduction on the condition and character of American Christianity by H. K. Carroll, LL. D. (New York. The Christian Literature Co. 1893.) Meines Wissens die erste zuverlässige Arbeit, welche eine vollständige Orientierung über das vielgliedrige nordamerikanische Kirchenwesen darbietet. Streng genommen gehört allerdings eine heimatkirchliche Statistik nicht in diese Zeitschrift, aber bei der Bedeutung, welche die Vereinigten Staaten im steigenden Maße gewinnen, und bei dem unter uns herrschenden Mangel an zuverlässiger Kunde über die kirchlichen Verhältnisse derselben, hoffe ich den Lesern einen erwünschten Dienst zu thun, wenn ich ihr dennoch Raum gewähre. Es liegt dies auch im Interesse der Mission. Um einen richtigen Maßstab zu besitzen zur Beurteilung der Missionsleistungen eines Landes, ist die Kenntnis der

Stärke des heimatlichen Kirchenwesens unentbehrlich. Ohne diese Kenntnis ist jede Vergleichung der Missionsleistungen der verschiedenen Länder und Kirchenkörper irreführend.

Obgleich der vorliegenden Statistik der Regierungscensus von 1890 zu Grunde liegt, so hat die statistische Erhebung des kirchlichen Materials doch nicht in der Weise stattgefunden, daß bei der Volkszählung jedes Individuum zur Angabe seiner kirchlichen Stellung aufgefordert worden ist. Ein solcher religiöser bezw. kirchlicher Census ist durch das nordamerikanische Gesetz verboten. Man hat sich vielmehr an die Vorstände der kirchlichen Körperschaften (die Bischöfe, Presbyterien, Klasses, Synoden, Konferenzen u. s. w., selbst an die einzelnen Parochialgeistlichen) gewendet, um die gewünschte Information zu erhalten.

Eine große Mühe verursachte die Herstellung einer Einheitlichkeit der statistischen Rubriken, da bei den verschiedenen Kirchenabteilungen eine große Mannigfaltigkeit der statistischen Schemata herrscht. So pflegt z. B. die römische Kirche stets die gesamte katholische Bevölkerung zu verrechnen, während die meisten evang. Denominationen nur die Kommunikanten bezw. die erwachsenen selbständigen Kirchenglieder zählen. Dennoch ist auch dadurch eine wirkliche Einheitlichkeit nicht erzielt, daß man den Begriff „Kommunikant“, d. h. kommunionberechtigtes Kirchenglied, in der Zählung zu Grunde gelegt hat. Denn in der römischen Kirche werden nach den eigenen Angaben der Bischöfe die Kinder bereits vom neunten Jahre an gefirmt und zum Abendmahl zugelassen, während in den meisten evang. Denominationen die Aufnahme in die Kommunikantenzahl erst in einem viel späteren Alter erfolgt.

Die Vielgliedrigkeit des Protestantismus macht auf den ersten Blick einen unbehaglichen Eindruck, doch mildert sich derselbe, wenn man bei genauerer Einsicht wahrnimmt, daß vielfach die Trennung nur eine formale, nominelle oder geographische ist. Täuscht nicht alles, so geht ein Zug nach einer Art Familien-Zusammenschluß durch die innerlich verwandten Kirchengruppen. Der amerikanische Boden mit seiner individualistischen Freiheitsluft wird freilich für kirchliche Vielgliedrigkeit immer sehr fruchtbar bleiben. Für den Protestantismus als Ganzes bleibt die denominationelle Gespaltenheit besonders Rom gegenüber freilich eine Schwäche; sie ist aber auch ein mächtiger Ansporn zum rührigsten Wetteifer und darin liegt ihre Stärke.

Ich gebe nun zunächst die Haupttabelle, nämlich die nach den Denominationen geordnete Statistik, aber beschränke mich auf die Aufführung der Familiengruppen.

Uns in Deutschland mutet die Zählung nach „Kommunikanten“ fremd an; wir geben lieber die Seelenzahl bezw. die Zahl der Getauften. Es würde uns zu weit führen, uns auf die Gründe einzulassen, die das amerikanische Zählungssystem für die dortigen Verhältnisse rechtfertigen; wir haben mehr Interesse daran, das Verhältnis der Kommunikanten zur Seelenzahl kennen zu lernen. Wie schon bemerkt, ist dasselbe in der römischen Kirche ein wesentlich anderes als in den protestantischen Denominationen. Während nämlich nach unsrer Quelle in der römischen Kirche unter 1000 Seelen 850 Kommunionberechtigte sich befinden, kommen ihrer in den

evang. Kirchenabteilungen durchschnittlich nur 300 auf 1000 Seelen. Wir erhalten demnach in den Vereinigten Staaten eine römische Bevölkerung von 7 362 000. In den offiziellen Missiones Catholicae werden pro 1890 allerdings 8 025 725 und pro 1891 8 913 610 catholici angegeben; die auf zehn- und hunderttausende abgerundeten Zahlen machen aber den Eindruck, daß hier mehr Schätzungen als Zählungen vorliegen. Rechnet man die katholische Seelenzahl der Vereinigten Staaten in 1890 auf $7^1/_2$ bis 8 Millionen, so hat man jedenfalls hoch abgerundet.[1])

Auf Grund sorgfältiger Ermittelungen bestimmt unsre Quelle für die protestantischen Kirchenkörper das Verhältnis der Kommunikanten zur Seelenzahl als $1 : 3^1/_2$. Es ist dies Verhältnis nicht in allen Denominationen das gleiche. Es schwankt zwischen 1 : 2, 5 und 1 : 4, 6, je nachdem die volle Kirchenmitgliedschaft leichter oder schwerer, früher oder später in ihnen erlangt wird. Multipliziert man die protest. Kommunikantenzahl mit $3^1/_2$, so ergiebt sich eine protestantische Bevölkerung von 49 630 000 in den Vereinigten Staaten, d. h. eine Seelenzahl, die reichlich sechsmal größer ist als die römisch-katholische.

Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug nach dem Census von 1890: 62 622 250 Seelen. Nach Abzug der Juden und der Anhänger andrer nichtchristlicher Religionen restierten also in runder Summe fünf Millionen, welche keiner christlichen Kirchenkörperschaft sich angeschlossen haben. Man würde aber irren, wenn man annehmen wollte, daß dies lauter erklärte Atheisten wären; gewiß giebt es solche unter ihnen, aber die Mehrzahl sind entweder religiös indifferente oder solche Leute, die sich aus irgend einem Grunde einer bestimmten Kirche nicht anschließen wollen. Thatsächlich vermindert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Zahl dieser kirchlich Indifferenten.

Charakteristisch ist die große Zahl der Sitzplätze in den gottesdienstlichen Baulichkeiten: 43 596 378, d. h. mehr als die doppelte Anzahl der Kommunikanten und noch nicht $^1/_4$tel weniger als die Seelenzahl. Und berechnet man lediglich das Verhältnis der Sitzplätze in den protest. Kirchen zu ihrer Seelenzahl, so stellt es sich noch viel günstiger. Könnte man in Deutschland dies Verhältnis feststellen, so würde sich ein ungeheurer Unterschied ergeben. Bei allem Schatten, den der Reichtum an protest. Denominationen in den Vereinigten Staaten hat, ist das eine seiner Lichtseiten, daß er eine ausgiebige kirchliche Versorgung bewirkt. Auch die Zahl der Geistlichen: 111 036 ist eine reichlich bemessene; es kommt durchschnittlich auf 500 Seelen ein Geistlicher. So ist auch der Wert des Kircheneigentums ein erstaunlicher: 2 718 777 756 Mark. Und in dieser Summe sind die Pfarrhäuser, Kirchhöfe, Kolleges u. s. w. nicht mit eingeschlossen.

Bezüglich der farbigen Bevölkerung läßt uns unsre Quelle leider ohne Kommentar. Man hätte gern gewußt, wie groß die Zahl der Neger, der Indianer, der Chinesen in den Vereinigten Staaten und welches das

---

[1]) Vor einigen Monaten behauptete der Chikagoer Berichterstatter des „Daheim", die Katholiken der Vereinigten Staaten zählten 22 Millionen, sie bildeten also reichlich den dritten Teil der Bevölkerung derselben. Ich sandte unter Berufung auf die offizielle römische Quelle (die Missiones Catholicae) eine Berichtigung ein, die — — nicht aufgenommen worden ist!!

Verhältnis der Christen zu den Nichtchristen unter ihnen. Aber darüber finden wir keine Auskunft.

Ohne Zweifel ist die $7^1/_2$ bis 8 Millionen betragende Negerbevölkerung im ganzen christlich und zwar nach unsrer Quelle wesentlich protestantisch,

Denomination	Geistliche	Organisierte Gemeinden	Kirchengebäude	Wert des kirchl. Eigentums (in Dollars)	Sitzplätze in den Kirchen	Kommunikanten
Adventisten (6 Abteilungen) . . .	1 364	1 757	774	1 236 345	190 748	60 491
Baptisten (13 Abt.)	25 646	43 029	37 789	82 392 423	11 599 534	3 717 969
Brüder (River- u. Plymouth 7 Abt.)	155	425	70	82 815	22 105	10 088
Catholiken (7 Abt.)	9 196	10 276	8 816	118 371 366	3 374 907	6 257 871
Catholiken, apostolische	95	10	3	66 050	750	1 394
Chinesische Tempel	—	47	47	62 000	—	—
Christadelphier	—	63	4	2 700	950	1 277
Christen (2 Abt.)	1 435	1 424	1 098	1 775 202	347 697	103 722
Christliche Miss. Association . .	10	13	11	3 900	3 300	754
Christliche Scientisten	26	221	7	40 666	1 500	8 724
Christliche Union	183	294	164	234 450	68 000	18 214
Church of God	522	479	338	643 185	115 530	22 511
Church triumphant	—	12	—	15 000	—	384
Church of the New Jerus. . .	119	154	88	1 386 455	20 810	7 095
Communisten (8 Abt.)	—	32	40	106 800	9 450	4 049
Congregationalisten	5 058	4 868	4 736	43 335 437	1 553 080	512 771
Disciples (of Christ)	3 773	7 246	8 324	12 206 038	1 609 452	641 051
Dunkards (4 Abt.)	2 088	989	1 016	1 362 631	414 335	73 795
Evang. Association	1 235	2 310	1 899	4 785 680	479 445	133 313
Freunde (4 Abt.)	1 277	1 056	995	4 541 334	302 218	107 208
Freunde des Tempels	4	4	5	15 300	1 150	340
German Evang. Prot.	44	52	52	1 187 450	35 175	36 156
Germ. Evang. Synod	660	870	785	4 614 490	245 781	187 432
Juden	200	533	301	9 754 275	139 214	130 496
Letzten Tags Heilige (2 Abt.) . .	2 043	856	386	1 051 791	122 892	166 125
Lutheraner (4 Abt. u. unabh. Synoden)	4 591	8 595	6 701	35 060 354	2 205 635	1 231 072
Mennoniten (12 Abt.)	905	550	406	643 800	129 340	41 541
Methodisten (17 Abt.)	30 000	51 489	46 138	132 140 179	12 863 178	4 589 284
Moravians (Brüdergemeinde) . .	114	94	114	681 250	31 615	11 781
Presbyterianer (12 Abt.)	10 448	13 476	12 469	94 869 097	4 038 650	1 278 332
Protest. Episkopalisten (2 Abt.) . .	4 224	5 107	5 103	82 835 418	1 360 877	540 509
Reformierte (3 Abt.)	1 506	2 181	2 080	15 744 242	525 931	309 458
Salvation (Heils-)Armee	—	329	27	38 150	12 055	8 742
Schwenkfeldianer	3	4	6	12 200	1 925	306
Sociale Brüder	17	20	11	8 700	8 700	913
Society für ethische Kultur . . .	—	4	—	—	—	1 064
Spiritualisten	—	334	30	563 650	20 950	45 030
Theosophen	—	40	1	600	200	695
United Brethren (2 Abt.)	2 798	4 526	3 415	4 937 683	991 138	225 281
Unitarier	515	421	424	10 335 100	165 090	67 749
Universalisten	708	956	832	8 054 333	244 615	45 194
Unabhängige Gemeinden	54	156	112	1 486 000	39 345	14 126
Gesamtsumme	111 036	165 297	142 639	679 694 439	43 596 378	20 618 307
Farbige Bevölkerung						
	?	23 462	23 770	26 626 448	6 800 945	2 674 177

vornehmlich methodistisch und baptistisch. Von den 2674177 farbigen Kommunikanten werden nur 14617 als römisch-katholisch aufgeführt. Zu einer Kontrolle der letzteren Zahl fehlt uns jeder Anhalt, doch halten wir sie für zu niedrig. Wie African News (1893, Nr. 11 S. 11) berichten, gehören zu den sämtlichen methodistischen Kirchenabteilungen 4216815 Neger, unter ihnen 1289728 volle Kirchenglieder, was ungefähr mit den Tabellen Carrolls stimmt. Anders stellt sich das Verhältnis unter den Indianern. Ihre Gesamtzahl in den Vereinigten Staaten soll 285730 betragen und etwa 1/6tel derselben (49434) soll römisch-katholisch sein (Ev.-luth. K.-Z. 1894, 45). Unter den 69000 Indianern, welche die Gesamtseelenzahl der das Indian Territory bewohnenden fünf civilisierten Stämme ausmachen, giebt es 785 organisierte Gemeinden mit 422 Kirchen, 308 Kapellen und 28521 (doch wohl evangelischen) Kommunikanten (Miss. Rev. 1893, 954). Warneck.

Statistische Übersicht über die nordamerik. Missionen 1892.

Anmerkungen zur umstehenden Tabelle.

1. Die umstehende Tabelle ist der Missionary Review of the World (1894, 74) entnommen. Wir haben wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß diese voluminöse allgemeine Missionszeitschrift, die in jeder Nummer ein mixtum compositum von hundert, oft noch dazu sehr bunt durcheinander gewürfelten Dingen bringt, an Zuverlässigkeit viel zu wünschen übrig läßt. Es kommt keine Nummer in unsre Hände, in der wir nicht schon beim flüchtigen Lesen auf Irrtümer und zwar nicht selten grobe Irrtümer stoßen. Wir geben daher auch diese Tabelle nur mit Reserve. Wir geben sie mit Ausnahme von drei Zusammenziehungen und der Weglassung einiger Rubriken ganz wie sie unsre Quelle hat. Schon die Reihenfolge der Missionen läßt jedes Anordnungsprincip vermissen. Weder das Gründungsjahr noch die Größe der Gesellschaften noch die geographische Lage ihrer heimatlichen Centra ist maßgebend gewesen. Es geht alles durcheinander. Auf eine sachliche Kritik lassen wir uns augenblicklich nicht ein. Diese Kritik müßte zu umfangreich werden. Ich begann die Zahlen der Tabelle zu vergleichen mit denen der Reports und fand, daß sie schon bei dem Am. Board, der jährlich eine sehr sorgfältige Statistik bringt, nicht völlig stimmten.

2. Die Überschrift enthält zwar die Versicherung, daß die Angaben der Tabelle sich nur auf die Missionen unter „nichtchristlichen" Völkern beziehen, aber in Wirklichkeit sind nur die protestantischen Länder ausgeschlossen, in denen verschiedene amerikanische Denominationen Propaganda treiben und wir vermuten, daß auch hier die Scheidung nicht reinlich durchgeführt ist. Die Missionen in Mexiko, Spanien, Italien, Östreich, Bulgarien, Griechenland sind in die Tabelle mit aufgenommen, eine Inkonsequenz gegen die Überschrift, die man als eine grobe Fahrlässigkeit bezeichnen muß, da doch nicht wohl angenommen werden kann, daß der amerikanische Statistiker die katholischen Bevölkerungen nicht für christlich hält.

3. Wir haben also keine reinliche Heidenmissions-Statistik in der vorliegenden Tabelle. Augenblicklich sind wir außerstande, die nötigen Subtrak-

Name der Gesellschaft	Jahr der Gründung	Amerik. Missionare (ord.)	Eingeborne ord. Geistliche	Stationen	Organisierte Gemeinden	Kommunikanten	Christen	Zugang in 1892	Schulen	Schüler	Einnahme daheim (in Dollars)	Einnahme auf d. Missionsfelde (in Dollars)
American Board	1810	183	218	1224	442	41 566	185 000	3 750	1 147	48 585	679 826	112 507
Baptist Miss. Union	1814	161	246	1061	770	102 455	220 800	7 560	1 218	24 688	990 341	179 250
Southern Baptist Convention	1845	39	21	185	75	2 923	7 300	395	16	598	154 686	5 368
Free and Seventh Day Baptists	1836 1847	9	6	15	12	890	1 550	59	99	3 935	41 523	387
Christian Disciples	1875	19	3	45	20	788	1 500	788	10	960	69 355	225
American Christian Convention	1886	2	1	?27	4	199	350	37	2	20	3 160	105
Lutherans (General Syn. and Council)	1837 1869	12	7	165	188	9 523	230 000	973	285	6 917	75 674	1 675
Methodist Episcopal	1832	235	214	852	366	26 296	51 200	2 337	326	13 053	995 592	104 088
Bishop Taylors Missions	1885	51	37	50	7	? 400	1 000	—	2	110	36 961	—
Meth. Ep. South.	1846	46	20	106	99	10 733	21 000	947	51	3 076	227 027	12 700
African Meth. Ep.	1876	9	—	12	10	356	800	76	5	257	5 300	1 640
Protestant and Wesl. Methodists	1887 1835	7	4	5	3	467	800	21	9	449	17 711	490
Protestant Episcop.	1835	94	47	244	50	5 441	12 000	160	110	3 792	282 499	8 288
Presbyterians	1837	214	187	758	398	31 324	77 500	3 452	725	28 983	1 014 504	42 347
Presbyt. South.	1861	48	32	132	35	2 702	6 500	891	26	1 363	127 812	6 306
United Presbyterians	1859	28	24	228	41	10 641	26 000	929	264	12 068	115 898	11 418
Reformed Presbyt.	1856	4	—	15	3	241	600	20	31	618	20 839	700
Ref. Presb. General Synod	1836	5	—	9	3	117	250	40	8	60	6 000	40
Associate Ref. South	1879	2	3	10	9	248	350	41	5	110	4 182	261
Cumberland Presbyt.	1820	6	2	10	10	615	840	85	4	150	36 568	1 386
Reformed Dutch	1836	24	36	217	55	5 799	14 000	467	172	5 099	136 688	9 034
Reformed German	1878	4	9	37	12	1 842	4 500	168	3	236	25 015	3 047
Evangelical Association	1876	7	5	16	5	568	1 300	80	1	18	14 389	1 127
Germ. Evang. Synod	1883	6	—	9	5	356	800	1	14	520	16 484	275
United Brethren in Christ	1853	5	—	?282	?25	?7 000	10 000	?1 000	9	415	25 000	1 111
Friends	1871	13	—	40	18	651	1 500	—	19	643	8 303	—
Canada Baptists	1873	18	15	24	32	2 978	7 000	386	68	1 008	43 345	1 039
Canada Congregationalists	1881	2	—	1	—	?	12	—	2	75	2 487	—
Canada Methodists	1873	77	16	95	40	7 607	12 000	—	40	2 500	122 010	4 559
Canada Presbyterians	1844	31	2	145	75	2 082	6 000	291	144	3 751	134 291	2 719
12 andere Gesellschaften		87	?1	235	4	? 265	?	?	62	2 530	585 877	32 672
Summa:		1448	1156	5749	2766	277 027	645 452	28 783	4 867	146 652	6 089 402	544 734

tionen vorzunehmen, da uns das einschlägige Material nur teilweise vorliegt und mit einer halben oder Dreiviertelsrevision nicht gedient ist. Jedenfalls würden die Abzüge beträchtlich sein und zwar in jeder Rubrik. Wann werden wir endlich wenigstens das erreichen, daß von der Heidenmissionsstatistik die evangelisierende Thätigkeit unter den Katholiken principiell ausgeschlossen wird.

4. Das heimatliche Missionspersonal wird noch verstärkt durch 1050 unverheiratete Damen und die Zahl derselben wächst von Jahr zu Jahr. Neben den ordinierten eingebornen Geistlichen führt die Tabelle der Review noch 9703 nichtordinierte Helfer auf, bezüglich deren man aber nicht erfährt, ob sie sämtlich bezahlte sind; hoffentlich nicht. Die Zahl der ordinierten Eingeborenen ist verhältnismäßig viel größer als in den deutschen Missionen, dagegen dürfte die Qualität bei den letzteren eine höhere sein.

5. In der Kommunikanten- und Christenzahl des Am. Board ist Hawaii nicht mit einbegriffen. Der amerikanische und independentische Selbständigkeitsdoktrinarismus hat die Hawaiische Missionskirche leider zu früh auf eigene Füße gestellt. Man erfährt jetzt gar nicht mehr, wie groß die Zahl der dortigen evang. Christen ist; wie es scheint, nimmt sie ab, wohl wesentlich infolge der römischen Propaganda.

6. Wenn man die deutsche Missionsstatistik (S. 86) mit der vorstehenden amerikanischen vergleicht, so ist allerdings auch proportionaliter (siehe die nordamerikanische Kirchenstatistik) die Leistung der Amerikaner eine größere, aber die Unterhaltung der Missionen deutscherseits eine viel billigere.

7. Trotz der großen Summen, die der nordamerik. Protestantismus für die Mission aufbringt, klagen gerade die hervorragendsten Missionsgesellschaften desselben nicht nur über erhebliche Deficits, z. B. der Am. Board 352 000, die Meth. Ep. Ch. 436 000 Mk., sondern auch über ein beträchtliches Zurückbleiben der Einnahmen in 1893 gegen 1892, so daß der Independent (vom 18. Jan. 1894), der die Sache der Mission stets mit ebensoviel Energie wie Wärme vertritt, sich zu einem kräftigen Appell an das Pflichtbewußtsein der evang. Körperschaften der Vereinigten Staaten veranlaßt sieht. Warneck.

Gemischte Zeitung.

1. Fräulein A. Taylor in Tibet.

In englischen und amerikanischen Missionskreisen erregt augenblicklich eine junge englische Dame große Aufmerksamkeit, die jüngst von einer gefahrvollen Reise aus Tibet zurückgekehrt, in der Begründung einer Tibetan Pioneer Mission begriffen ist. Sie heißt Annie Taylor, ist das Kind reicher Eltern in London, wurde im Alter von 14 Jahren bekehrt, bereiste Deutschland und Italien zu ihrer Ausbildung, widmete sich nach ihrer Heimkehr unter Verzicht auf allen Komfort des Reichtums ganz dem Dienste der Armen, und ging dann im Dienste der China Inland Mission nach China, ein Schritt, zu welchem sie nur mit Mühe die Erlaubnis ihrer weltlich gesinnten Eltern

erlangte. Sie ließ sich zu Sining an der Grenze von Tibet nieder, wo nie zuvor ein Fremder gewohnt, und lernte hier, mit der Absicht: in Tibet selbst einzudringen, die tibetanische Sprache. Die Leitung der China Inland Mission war damit nicht einverstanden, aber da Fräulein Taylor sich selbst unterhielt, so hatte sie eine ganz unabhängige Stellung und verharrte auf ihrem Entschluß. 1886—1887 brachte sie in einem tibetanischen Kloster zu Kumbum zu, um ihre Sprachkenntnis zu vervollständigen und sich ganz in tibetanische Sitten und Anschauungen einzuleben. Als ihre angegriffene Gesundheit einen Wohnungswechsel nötig machte, begab sie sich nach Dardschiling im Himalaya, studierte hier weiter bei einem tibetanischen Lehrer und trat dann — nach einem kurzen Besuche in England — von ihrem früheren Aufenthaltsorte aus die gefährliche Reise in das verschlossene Tibet an. Sie unternahm dieselbe in Begleitung eines chinesischen Mohammedaners Nogar, der eine tibetanische Frau hatte, welche in ihrer Heimat einen Besuch machen wollte. Dieser Nogar erbot sich zu ihrem Beschützer, wenn sie die Reisekosten trüge, was Fräulein Taylor gern that. Aber dieser Mensch entpuppte sich bald als ein schändlicher Betrüger und Verräter, er plünderte die junge Dame aufs schamloseste aus, ja ging sogar damit um, sie zu ermorden. Als sie in die Nähe von Lhassa gekommen, denunzierte er sie den tibetanischen Behörden, welche ihre Umkehr erzwangen. Glücklicherweise hatte Fräulein Taylor noch einen jungen tibetanischen Knecht, Namens Pontso, bei sich, der ihr in treuer dankbarer Liebe anhing, weil sie ihn von einer Fußkrankheit geheilt und in seinen Schmerzen liebreich gepflegt und getröstet hatte. Sie verlor alles, geriet aus einer Lebensgefahr in die andere, war in viel Hunger und Durst, in Frost und Blöße, wiederholt in der Gewalt von Räubern — kurz sie erlebte einen Reiseroman, wie er abenteuerlicher kaum erdichtet werden kann. Am besten gings ihr auf dem Wege durch das Gebiet des räuberischen Stammes der Golocks, der von einer Frau Namens Watschubuma regiert wird. Diese „Königin" fand großes Wohlgefallen an der kühnen Reisenden, nahm sie in ihren Schutz und gab ihr sogar eine Leibwache mit bis an die chinesische Grenze, die sie endlich am 12. April 1893 erreichte, nachdem sie sieben Monate lang in Tibet gewesen. Sie ist nach England zurückgekehrt und sammelt jetzt hier eine Arbeiterschar, die entschlossen ist, allen Gefahren zum Trotz eine tibetanische Mission zu beginnen, und wie wir hören, haben sich ihr bereits mehrere Personen zur Verfügung gestellt (Miss. Rev. 1894, 35. Periodical Accounts Morav. M. 1893, 46. Miss. Her. 1894, 77. Kalwer Miss.-Bl. Nr. 2). So sehr wir den Mut und die Selbstverleugnung des heroischen Fräuleins bewundern, so können wir uns doch nicht davon überzeugen, daß es die Aufgabe junger Damen ist, die Thore einer so verschlossenen Festung wie Tibet ist, zu öffnen und eine Mission zu erzwingen in einem Lande, zu welchem es Gott noch nicht gefallen hat, seinem Evangelio eine offene Thür zu geben.

2. Bevölkerung und Religionsstatistik Australiens.

Von Interesse dürfte den Lesern eine Religionsstatistik sein über Australien mit Einschluß von Tasmanien und Neuseeland, die der Independent (1893, vom 10. Aug. S. 14) auf Grund des offiziellen

Census von 1891 bringt. Nach derselben beträgt die Bevölkerung der in Rede stehenden Kolonie:

Neusüdwales	1 123 954
Viktoria	1 139 840
Queensland	393 718
Südaustralien	320 431
Westaustralien	49 782
Gesamtaustralien	3 027 725
Tasmanien	146 667
Neuseeland	626 658
Gesamtaustral-Asien	3 801 050.

Schade, daß die Zahl der Eingebornen, die in diesen Summen mit enthalten ist, nicht separat aufgeführt wird. Keinenfalls ist sie bedeutend, zusammen wird sie (inkl. Neuseeland) 70 000 nicht viel übersteigen; aber man hätte sie bei dieser Gelegenheit doch gern genau erfahren. Auch wie viel Asiaten, besonders Chinesen, indische Kulis u. s. w. da sind, wüßte man gern. Vermutlich deckt sich die Zahl ziemlich mit der in der Religionsstatistik für Buddhisten, Konfucianer rc. angegebenen von ca. 46 000. Die Christen, die aus ihnen gesammelt sind, zählen wohl kaum mehr als tausend, während von den Eingebornen auf Neuseeland, den Maoris, die große Majorität aus Christen besteht.

Die Religionsstatistik ist merkwürdig rubriziert. Z. B. werden die Anhänger der Heilsarmee als eine besondere Denomination angeführt und unter den Rubriken: andere Religionen und Unspecifizierte die Anhänger der Brüdergemeine, der Plymouth-Brüder, der Bibelchristen, der Kirche Christi, der christlichen Jünger (disciples), der Freunde, der Adventisten rc. subsumiert, während die Freidenker und Religionslosen nur einen geringen Bruchteil (noch nicht 1/10 dieser Kategorien) ausmachen. Es giebt auf dem gesamten australasiatischen Kolonialgebiete:

Anglikaner	1 485 066
Römische Katholiken	801 118
Presbyterianer	493 369
Methodisten	434 355
Kongregationalisten	79 423
Baptisten	87 176
Lutheraner (meist Deutsche)	76 439
Heilsarmee	42 811
Juden	15 268
Buddhisten, Konfucianer und Mohammedaner	46 166
Andere Religionen	161 055
Unspecifizierte	78 804
	3 801 050
Davon sind Protestanten[1])	2 851 631

[1]) Wenn man von den beiden letzten Rubriken den Bruchteil einrechnet, der auf die oben angegebenen Sekten entfällt.

Am meisten vermehrt haben sich im Lauf der letzten Dekade die Methodisten, am wenigsten die Katholiken, deren Zunahme hinter der Bevölkerungszunahme zurückgeblieben ist. „Der römische Katholizismus hat proportionaliter in jeder Kolonie Boden verloren; er ist die einzige Denomination, bei der das der Fall ist. Seine Priesterschaft, seine Anstalten, besonders seine Schulen haben sich vermehrt. Der wahrscheinliche Grund dieses Rückgangs ist der demokratische Geist der Kolonien, der es hindert, daß die Anstrengungen der Kirche auf die heranwachsende Jugend großen Einfluß üben und die Verminderung der katholischen Einwanderung."

3. Afrikas Eisenbahnen.

1856 wurde die erste afrikanische Eisenbahn von Alexandria nach Kairo in einer Länge von 209 Kilometer gebaut. Heute sind diese 209 Kilometer bereits auf 11000 gestiegen und zwar führt heute der Schienenweg durch Länder, die vor 20, ja noch vor zehn Jahren kaum dem Namen nach bekannt waren. Die längsten Strecken kommen auf die Kapkolonie (4050), Algier (3080) und Ägypten (1718 Kilometer). Dann folgt Senegambien mit 432, Tunis mit 320, Transvaal mit 300, Oranjefreistaat und Reunion mit je 200, Mozambique mit 168, Angola mit 125, Mauritius mit 106, der Kongostaat mit 40 und die italienische Kolonie Erythräa mit 10 Kilometer. Auch in Deutsch- und Britisch-Ostafrika werden bald die ersten Schienenwege gelegt werden (Globus. Bd. 65. S. 24).

4. Die parlamentarische Krisis in Japan.

Bekanntlich hat das junge Japan mit andern modernen Kultureinrichtungen auch eine parlamentarische Konstitution sich zugelegt; aber die Erfahrungen, die man bis jetzt mit ihr gemacht hat, sind nicht gerade sehr erquicklich. Das erste Parlament mußte wegen seiner wilden Opposition gegen die Regierung aufgelöst werden und bei den Neuwahlen ging es sehr tumultuarisch her, selbst an Morden hat es nicht gefehlt. Die politischen Persönlichkeiten umgaben sich mit bewaffneten Banden junger Raufbolde. Mit dem neuen Hause ist es erst recht zu keiner Verständigung gekommen. Jetzt stehen schon wieder Neuwahlen bevor. Obgleich die vom Grafen Itapaki geführte große Partei der Juto oder Liberalen zur Mäßigung geneigt ist und den Konflikt mit der Regierung nicht auf die Spitze treiben will, so ist sie doch machtlos durch ihre Gespaltenheit. Kaum zwei ihrer 10 Gruppen sind einig über das, was sie wollen, nur in der unbedingten Opposition gegen die Regierung finden sie sich zusammen. Neben der Juto sind die Radikalen (Kaischinto) die mächtigste Partei, und diese bestehen auf den Sturz der jetzigen Regierung, die man als Militärpartei oder als Klangouvernement bezeichnet, um jeden Preis. Früher gingen diese beiden Parteien zusammen, jetzt stehen sie feindselig wider einander und dieser Feindschaft ist der bewährte alte Präsident Hoschii Toru zum Opfer gefallen. Die Anklagen der Radikalen gegen ihn und die liberale Partei sind ganz maßlos und ihre wüste Agitation geht darauf aus, alle gemäßigten und zur Verständigung neigenden Elemente aus Regierung und Parlament zu entfernen. Wie diese Krisis ausgehen wird ist zur Zeit unübersehbar (Indep. 18. 1. 1894).

Hoffentlich gehen den Amerikanern über diesen politischen Wirrnissen die Augen auf, daß sie dem Rate einiger Independenz-Doktrinäre: schon jetzt die japanische Missionsthätigkeit wesentlich den Japanern selbst zu überlassen und keine neuen Missionare zu ihnen zu senden — nicht folgen. Alles hat seine Zeit; auch die Reife zur politischen und kirchlichen Selbständigkeit.

5. Die politische Lage auf Hawaii.

Wie aus den Zeitungen allgemein bekannt, wurde Anfangs vorigen Jahres durch ein ganz unblutiges Revolutiönchen die Königin Liliuokalani von Hawaii entfernt, eine provisorische aus Weißen, vornehmlich Amerikanern, bestehende Regierung eingesetzt und der Antrag an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gestellt, das kleine Inselreich in die Union aufzunehmen. Der Grund der Entthronung war ebensowohl die Unfähigkeit wie die Willkürherrschaft der Königin, die damit umging, die Konstitution aufzuheben und die durch ihre moralische Leichtfertigkeit wie durch ihre Liebhabereien für alte längst überwunden geglaubte heidnische Gebräuche, die Einführung einer Lotterie und dgl. Ärgernis gab. Präsident Harrison, der damals noch an der Spitze der nordamerikanischen Regierung stand, schien durchaus geneigt zu sein, den Antrag auf Einverleibung in die Vereinigten Staaten anzunehmen, aber sein Nachfolger, Cleveland, verfolgte zur allgemeinen Überraschung die entgegengesetzte Politik. Er desavouierte den nordamerikanischen Gesandten, der sich freundlich zur provisorischen Regierung gestellt, in der brüskesten Weise und entsandte einen außerordentlichen Kommissar, der alles aufbieten sollte, die Königin wieder auf den Thron zu bringen. Ganz einseitig verkehrte dieser nur mit der Exkönigin und ihrem Anhang, beschuldigte den amerikanischen Gesandten, direkt durch das Eingreifen von Marinetruppen die Revolution gestärkt zu haben, was thatsächlich nicht der Fall war,[1]) und erstattete einen durch und durch parteiischen Bericht. Durch einen weiteren Gesandten ließ jetzt der Präsident Cleveland direkt mit der Exkönigin verhandeln und ihr unter der Bedingung einer allgemeinen Amnestie seine Hilfe zur Wiedererlangung des Thrones anbieten. Liliuokalani verweigerte anfänglich die geforderte Amnestie und bestand auf die Hinrichtung und Güterkonfiskation der Führer der Revolution und die Vertreibung ihrer Anhänger aus dem Lande. Endlich willigte sie ein und der Gesandte forderte die Auflösung der provisorischen Regierung. Diese protestierte energisch und appellierte von dem Präsidenten an den Kongreß der Staaten, ohne dessen Zustimmung der erstere kriegerische Gewaltmaßregeln nicht ergreifen darf. In Nordamerika entstand über die rätselhafte Handlungsweise des Präsidenten eine gewaltige

[1]) Thatsache ist, daß als die Revolution ausbrach, 200 amerikanische Marinesoldaten gelandet wurden, um für den Fall eines blutigen Zusammenstoßes Leben und Eigentum der Amerikaner zu schützen. In Aktion getreten sind diese Truppen nicht; wohl aber läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ihre bloße Anwesenheit ein moralischer Faktor von Gewicht wider die Königin und ihren Anhang gewesen ist.

Der Independent vom 8. Februar, der mir soeben zugeht, enthält eine lange Artikelreihe von Verurteilungen der Politik Clevelands aus der Feder hervorragender Politiker und Journalisten. Da werden die stärksten Ausdrücke gebraucht; um nur einen zu nennen, heißt sie „eine Politik der Infamie". Alle laufen darauf hinaus: lehne man die Einverleibung ab, so müsse es Hawaii selbst überlassen bleiben, was es für eine Regierung sich geben wolle.

Aufregung und begierig sieht man dem Ausgange des Konflikts zwischen ihm und der öffentlichen Meinung entgegen. Jetzt liegt die Sache vor dem Kongreß, der schwerlich seine Zustimmung zu einer gewaltsamen Wiedereinsetzung der Königin geben wird. Die provisorische Regierung ist entschlossen, eventuell der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen und falls auch der Kongreß den Anschluß des Inselreichs an die Vereinigten Staaten oder ein Schutzverhältnis zu ihnen ablehnen sollte, die Republik zu proklamieren. Thatsächlich haben die Weißen schon seit einem halben Jahrhundert die Regierung in den Händen gehabt und die eingebornen Könige sind nur Scheinregenten gewesen, aber es war nicht immer die Elite der Weißen, die sie sich zu Ratgebern erwählten und besonders Liliuokalani hatte sich mit anstößigen Ministern umgeben. Die eingeborene Bevölkerung, die immer mehr zusammenschmilzt, sie dürfte jetzt kaum noch 36000 betragen, ist unfähig zur Regierung.[1]) Auch die zahlreiche chinesische und japanische Einwanderung ist nicht qualifiziert, einen leitenden Einfluß zu üben. Die weiße Bevölkerung des Inselreichs, die natürlich das geistige Übergewicht und 9/10 des Handels und der Produktion in Händen hat, beläuft sich auf 22000, unter ihnen 3000 Amerikaner. Die geradezu feindselige Haltung Clevelands gegen die provisorische Regierung und seine Drohung, die mit dem Willen der großen Majorität der Bevölkerung abgesetzte Königin selbst mit Waffengewalt wieder zu inthronisieren, ist eine für den Präsidenten einer Republik unbegreifliche Handlungsweise, welcher Motive zu Grunde liegen müssen, die noch nicht öffentlich bekannt sind.

6. Eine Illustration zum Weltreligionskongreß.

Auf dem von Vancouver nach Yokohama fahrenden Dampfer Empress of India kehrte als Passagier erster Klasse einer der Buddhistenpriester, die am Weltreligionskongreß teil genommen, Namens Schaku Soyen, nach Japan zurück. Wie seine Kollegen, so hatte auch er in Chikago die allgemeine Bruderliebe als charakteristische Lehre des Buddhismus mit viel rednerischem Pathos proklamiert. Als Zwischendeckpassagier befand sich auf demselben Schiff ein japanischer Arbeiter, der tödlich erkrankte. Als der ihn behandelnde Schiffsarzt sah, daß das Ende nahe war und erfuhr, ein buddhistischer Priester sei auf dem Schiff, ließ er Herrn Schaku Soyen bitten, den Sterbenden zu besuchen, um ihn der Tröstungen seiner Religion teilhaftig zu machen. Der Priester that betreffs des Kranken viele Fragen und als er gehört, daß derselbe zur arbeitenden Klasse gehöre, ließ er antworten, es verlohne sich nicht, zu ihm zu gehen. Der Mann starb und seine Leiche wurde in der üblichen Weise ins Meer versenkt. Auch an dieser Ceremonie beteiligte sich der Lobredner der allgemeinen Bruderliebe nicht, obgleich die Leichenbestattung für den Buddhisten eine Angelegenheit von größter religiöser Bedeutung ist. Der Vorgang ist aktenmäßig konstatiert durch einen Brief des betreffenden Schiffsarztes, in welchem derselbe auf ausdrückliches Befragen versichert, daß jedes Mißverständnis über das, worum es sich gehandelt, seitens des buddhistischen Priesters ausgeschlossen gewesen sei (Indep.. vom 18. 1. 1894).

---

[1]) Jetzt heben das dieselben Amerikaner mit Nachdruck hervor, die schon vor 20 Jahren die christianisierte Bevölkerung für reif zur kirchlichen Selbständigkeit erklärt haben. Ob ihnen wohl jetzt die Augen aufgehen, daß sie damals einen großen Übereilungsfehler gemacht.

7. Die Anti-Nautsch-Bewegung in Indien.

Jeder Hindutempel von einiger Bedeutung besitzt eine Anzahl Nautsches d. h. Tanzmädchen, welche nächst den Opferern das höchste Ansehen im Tempelpersonal genießen. Es ist noch nicht lange her, daß diese Tempelmädchen fast die einzig einigermaßen gebildeten Frauen in Indien waren. Sie wurden nämlich in Gesang und Tanz unterrichtet, auch besser gekleidet als ihre Geschlechtsgenossinnen; und als die evangelische Mission begann Mädchenschulen zu errichten, so trat ihr das Vorurteil entgegen, sie wollten Tempelmädchen ausbilden. Diese von ihrer Kindheit her den Götzen vermählten Priesterinnen müssen von Berufswegen sich für jedermann aus jeder Kaste prostituieren, und diese Preisgebung ist soweit entfernt als Schande zu gelten, daß selbst angesehene Familien es vielmehr für eine Ehre achten, ihre Töchter dem Tempeldienste zu weihen. Allein in der Präsidentschaft Madras giebt es gegen 12000 dieser Tempelprostituierten. Ihr Dienst beschränkt sich aber nicht auf den Tempel. Die Tanzmädchen sind auch häufig in den Häusern; bei Hochzeiten, Weihungen oder sonstigen festlichen Gelegenheiten spielen sie eine große Rolle; so ist es auch ziemlich allgemeine Sitte, daß man sie einladet, wenn man Fremde zum Besuch hat, ja Europäer oder Amerikaner laden sie selbst zu ihren Vergnügungen ein und beschenken sie reichlich. Diesem Ärgernis gegenüber hat sich jetzt in Madras eine Social Reform Association gebildet, welche an den Vicekönig und den Gouverneur von Madras eine Petition gerichtet hat dahin gehend, sie möchten sich weigern, Festlichkeiten beizuwohnen, bei welchen solche Dirnen gegenwärtig sind, in der Hoffnung, daß dann andere ihrem Beispiel folgen. Die Antwort lautete nun allerdings, daß in ihren Gesellschaften Nautsches nicht gegenwärtig seien, aber die Angelegenheit beschäftigt nun die Presse. Ein Teil derselben tritt für die Reformer ein und verlangt, daß jeder, der sich zur anständigen Gesellschaft rechne, selbst thue, was man von den höchsten Beamten gefordert, während auf der andern Seite sich auch Stimmen erheben, welche die Verteidigung dieser religiös-privilegierten Prostitution führen. Jedenfalls ist es ein sittlicher Fortschritt, daß der Kampf eröffnet ist; der Sieg wird nicht im Handumdrehen gewonnen werden, aber eine Luftreinigung ist unausbleiblich. (Indep. vom 17. 8. 1893.)

8. Eine neue Hindu-Reformsekte.

Der Brahma-Samadsch zerbröckelt mehr und mehr. Vor kurzer Zeit hat sich in Lahore wieder ein Senker von ihm abgezweigt, um eine neue Religionssekte ins Leben zu rufen, die sich Deva Dharm Samadsch nennt. Ihr Begründer heißt Shiv Narayan Agnihotri, gewöhnlich der Dev Guru genannt. Er ist ein beredter Mann, erkennt Jesus als einen mit einer göttlichen Specialmission betrauten Gesandten Gottes an, beansprucht aber für sich selbst eine gleiche, ja noch eine höhere Stellung. Seine Hauptlehre ist Erlösung durch persönliche Gemeinschaft mit Gott, welche durch ihn selbst vermittelt wird. Seine Schüler, die das Gelübde der Armut ablegen, ziehen umher, um die neue Lehre auszubreiten, von der ihr Meister erwartet, sie werde bei allen Völkern Eingang finden. Ihre Phraseologie ist ganz die christliche. Ob die Hoffnung sich erfüllt, daß dieser neue Samadsch dem

Christentum wesentliche Wegbahnerdienste thue, muß die Zukunft lehren. (Indep. 17. 8. 1893.) Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß dergleichen Seifenblasen bald zerplatzen; immerhin ist es charakteristisch, daß die Hindureformer und neueren Sektenstifter ihre religiösen Ideen ganz wesentlich dem Christentum entlehnen.

9. Ein abenteuerisches Missionsprojekt.

Wie den Lesern bekannt, hat die schottische Staatskirche eine in sehr erfreulicher Entwicklung begriffene Mission im Schirehochlande mit dem Centrum Blantyre. Im Anschluß an dieselbe haben ein paar unternehmende Schotten, die Gebrüder Buchanan, ausgedehnte Kaffeeplantagen angelegt, welche reichliche Erträge liefern und zugleich den Dienst von gesunden Arbeitserziehungsanstalten für die Eingebornen leisten. Jetzt hat sich in durchaus unhöflicher Weise die Heilsarmee in dieses schottische Missionsgebiet eingedrängt, um eine Konkurrenzmission zu begründen, über die schon wiederholt uns Klagen zu Ohren gekommen sind. Nr. 2 (1894) der von dem Sohne des Bischofs Taylor herausgegebenen African News bringt nun einen lehrreichen Artikel über diese neue Gründung, der ein charakteristischer Beitrag zu den ungesunden Missionsprojekten ist, welche jetzt in erschreckender Mehrung jenseit des Kanals und des Ozeans auftauchen. Der Gründer dieser neuen Mission nennt sich Joseph Boothe, „Superintendent der sich selbst erhaltenden Sambesi-Industriemission“. Die Buchananschen Kaffeeplantagen haben ihm keine Ruhe gelassen, und er will kaum $2^1/_2$ Stunden von denselben entfernt, ein ähnliches Unternehmen ins Werk setzen. Natürlich viel großartiger. Er brachte Samen mit für $^1/_2$ Million Kaffeepflanzen, erwarb 100 000 Acker Land, suchte sich in England 26 „auserwählte Mitarbeiter“ und sammelte ein Kapital von 400 000 M. — nach seinen eignen Aussagen. Im nächstnächsten Jahre schon soll jeder Acker einen Reinertrag von 600 M. liefern — also zusammen die ungeheure Summe von 60 Millionen M. In immer 3 Jahren will der kühne Rechner die Pflanzung verdoppeln und so viel Geld herausschlagen, daß in 33 Jahren die ganze Welt evangelisiert werden kann. Alles nach seinen eignen Worten. Jetzt ist er wieder auf dem Heimwege, um noch 200 000 M. Anlagekapital zu holen. Nun wörtlich: „Seine methodischen Ideen sind mindest gesagt einzigartig. Er sammelt alle Arten guter Menschen, Händler, Handwerker, Lehrer und einige Evangelisten. Er erwartet, daß alle in der schönsten Harmonie mit einander arbeiten werden, und was einem fehlt, sollen andere ersetzen, die es im Überfluß haben, d. h. es mag einer ein schlechter Prediger oder Lehrer sein, aber er wird desto geschickter sein in Handarbeit; was einer verliert durch Sorglosigkeit, gewinnt der andre reichlich durch Geschäftsgeschick. Und bei rechter Plazierung eines jeden nach seinem besten Geschick (tact), ist er gewiß, daß die ganze Maschine von selbst korrekt arbeiten wird. Keiner bekommt Gehalt, der ganze Gewinn wird angewendet, um immer mehr Land zu kaufen und das Geschäft auszudehnen.“ Das ist genug. Der Berichterstatter ist ganz entzückt von diesem Projekt, welches er wiederholt versichert, mit den eigensten Worten des Herrn Boothe beschrieben zu haben. Und er nennt es ein most glorious work! Daß wir uns erlauben, andrer Meinung zu sein, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen.

10. Chinesische Bescheidenheit.

Der schwedische Missionar Sköld teilt in einem Briefe vom 13. Oktober 1893 aus einem gegen die Christen in Hsianghu veröffentlichten amtlichen Schriftstück folgenden Abschnitt mit:

„Die wenigen unbedeutenden Nationen am Außenrande unsres herrlichen Reiches sind wild und barbarisch. Bevor die europäischen Länder existierten, war China durch seine Weisen schon wohl civilisiert. Die Lehre des Konfucius kam indessen schließlich auch zu diesen Barbaren und veränderte sie. England hat gänzlich vergessen, woher es entsprungen ist. Es ist ja nur ein kleines Inselchen am Rande Europas und doch wagt ein Engländer hierher zu kommen und uns zu unterweisen! Wir sind ja ihre Lehrer gewesen. Die gegenwärtige Weisheit Europas wie Astronomie, Geographie, Chemie, Arithmetik, Elektrizität, Mechanik und andre Wissenschaften sind für die Erleuchteten unter den Chinesen ganz einfach wie Kinderspielzeug. Die neuerlich erbauten Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffe haben die Lehren unsrer Philosophen nach Europa gebracht. Sind nicht die Europäer nach China gekommen und haben unsre klassischen Bücher in die westländischen Sprachen übersetzt zu ihrer eignen Belehrung? So ist das Wort erfüllt: wo Sonne und Mond scheinen, wo Frost und Tau fällt, da ehren und lieben alle lebendigen Wesen den Konfucius. Wahrlich, wenn England nicht eiligst umkehrt, so richtet sich China auf in seinem Zorn und bei seinem ersten Atemzuge hört England auf zu sein."

11. „Narrenkostüme" als Missionsgaben.

Der ultramontane „Münstersche Anzeiger und Volkszeitung" (Nr. 39 vom 11. Februar 1894) enthält folgende Aufforderung, welche verdient weiter verbreitet zu werden:

„Nach den Karnevalstagen wandern die buntschillernden Kostüme auf die Rumpelkammer oder werden zerrissen. Dieselben können aber sehr wohl mit Nutzen Verwendung finden in Afrika. Dort haben unsere Missionare Tausende von Waisenkindern zu kleiden, und wissen oft nicht, woher die Stoffe nehmen. Dazu ist alles gut und zwar je bunter desto besser. Auch mancher alte Neger-Häuptling freut sich kindlich, wenn er von den Weißen solch ein Narrenkostüm geschenkt erhält und wird dadurch ein Freund der Mission. Wer also den Plunder zu einem guten Zweck verwerten will, der schicke denselben an den Herausgeber der Zeitschrift „Kreuz und Schwert", Herrn Redakteur W. Helmes, Münster i. W., Wilhelmstraße 20. Derselbe besorgt derartige Gaben an den rechten Ort."

Ein Kommentar ist nicht nötig. Wir bemerken nur, daß der Sammler und Versender dieser „Narrenkostüme" zugleich ein sehr streitbarer Herr ist. Er war der frühere Redakteur von „Gott will es" (vergl. Allg. Miss.-Ztschr. 1892, 595) und giebt jetzt, nachdem ihm die Redaktion dieses Blattes genommen worden ist, die oben genannte, schon durch ihren Titel genügend charakterisierte Zeitschrift heraus. Es würde sich so übel nicht machen, wenn er selbst in einem der „Narrenkostüme" sich den Negerhäuptlingen präsentierte!

12. Über die Behandlung der Eingebornen in unsern Schutzgebieten

mehren sich die Klagen in betrübender Weise. Die traurige Geschichte von der Auspeitschung der entkleideten Soldatenweiber in Kamerun auf Befehl und in Gegenwart des Kanzler Leist ist durch alle Zeitungen gegangen. Jetzt veröffentlicht der Reisende Fr. Kallenberg in der Augsburger Abendzeitung (siehe Reichsbote Nr. 39 vom 16. Febr.) eine ganze Reihe von eignen Erlebnissen aus Deutsch-Ostafrika, „daß der jüngste Unteroffizier wie der jüngste Beamte das Recht habe oder es sich wenigstens ungestraft herausnehme, bei oft ganz geringfügigen Anlässen die ihm untergebenen Schwarzen mit der Nilpferdpeitsche durchprügeln zu lassen oder in andrer Weise grausam mit ihnen zu verfahren. Zahllos seien hierfür die Beispiele aus seiner eignen Anschauung und Erkundigung." Wir unterlassen es, die einzelnen Fälle aufzuführen, die der Zeuge namhaft macht; beruhen sie auch nur zur Hälfte auf Wahrheit, was leider wohl der Fall sein wird, so ist es höchste Zeit, daß die deutsche Kolonialregierung strafend gegen die beschuldigten Beamten einschreitet und die ernstesten Vorkehrungen trifft, um dergleichen Mißhandlungen für die Zukunft unmöglich zu machen. Die Erklärungen, welche nach den Zeitungen der deutsche Reichskanzler jüngst im Reichstage gegeben hat, sind nicht geeignet, völlig zu befriedigen. Abgesehen von dem Unrecht, welches durch einen solchen Mißbrauch der Züchtigung den Eingebornen zugefügt wird, ist diese unhumane Behandlung auch die unklugste Kolonialpolitik, welche es geben kann. Sie macht den deutschen Namen in Afrika verhaßt, provoziert Empörungen und diskreditiert unsre ganze Kolonialpolitik. Es ist die Aufgabe der öffentlichen Meinung daheim, als Sachwalterin unsrer farbigen Schutzbefohlenen einzutreten, daß sie nicht ungerecht behandelt und wenn sie Strafe verdient haben, nicht grausam und nicht in einer ihr Ehrgefühl verletzenden Weise gepeitscht werden. Warneck.

Missionsrundschau.

Vorderasien.

Vom Herausgeber.

In Palästina bildet das Hauptereignis des vergangenen Jahres die Grundsteinlegung der deutschen evang. Kirche zu Jerusalem und die Einweihung der neuen Kirche zu Bethlehem. Beide Feiern fanden statt in Gegenwart des Präsidenten des Evang. Oberkirchenrats als des Vertreters des deutschen Kaisers, die erste am 31. Oktober, die letzte am 6. November. Bezüglich der Beschreibung der betreffenden Festfeiern verweisen wir auf die „Evang. Blätter aus Bethlehem" (1893, Nr. 8).[1]) Sind diese Kirchen auch zunächst Sammelstätten

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um die genannten Blätter, welche nur als Manuskript gedruckt werden, den Lesern angelegentlich zu empfehlen. Sie werden jedem franko zugesandt, der sie direkt bei dem Herausgeber, Pastor Böttcher in Bethlehem, bestellt.

für die evang. Deutschen im heiligen Lande, so bilden sie doch auch Ausgangspunkte für indirekte und direkte Missionsthätigkeit, und es steht zu hoffen, daß im Zusammenhang mit den kirchlichen Neubauten diese Thätigkeit neue Anregungen empfangen wird. Auch das deutsche Diakonissenhospital zu Jerusalem ist durch einen stattlichen Neubau vergrößert worden und das syrische Waisenhaus (vgl. A. M.-Z. 1892, 290) hat durch seine Ackerbaukolonie bei Ramleh eine bedeutende Erweiterung erfahren.

Umfangreicher als die deutsche ist die englische Missionsarbeit in Palästina, die in den Händen der Church Miss. Soc. liegt. Auf 7 Stationen hat dieselbe 1390 eingeborene evang. Christen und 1786 Schüler gesammelt; neben 13 europäischen Missionaren und 22 Damen (!) stehen 8 eingeborne ordinierte Geistliche in ihrem Dienste; die Fortschritte sind sehr langsame, besonders unter den Mohammedanern, und werden noch dazu sehr erschwert durch die unfreundliche, um nicht zu sagen feindselige Haltung der türkischen Behörden (Rep. Ch. M. S. 1892/93 S. 64). Der unliebsame Streit mit dem ritualistischen Bischof von Jerusalem, Blyth, welcher die Mission unter den orientalischen Christen als ungehörige Proselytenmacherei bezeichnete und sich einen maßgebenden Einfluß auf die Leitung der Mission anmaßte, der ihm nicht zukam, ist allerdings durch die englischen Prälaten unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Canterbury zu gunsten der Ch. M. S. entschieden worden, aber die Spannung dauert fort. Man erwartete, daß der hochkirchliche Herr infolge der Niederlage, die er erlitten, seine Stellung aufgeben werde; diese Erwartung hat sich indes nicht erfüllt. Die jüdische Bevölkerung Palästinas ist in einer steigenden Zunahme begriffen; in Jerusalem soll ihre Zahl ca. 50000 betragen. Leider wächst mit ihrer Zahl auch ihre Exklusivität. Die Hoffnungen, die man vor einigen Jahren bezüglich einer größeren christlichen Bewegung hegte, haben sich leider wieder einmal nicht erfüllt.

In Syrien unterhalten die nordamerikanischen Presbyterianer eine besonders durch ihre erziehliche und literarische Thätigkeit einflußreiche Mission, deren Mittelpunkt Beirut ist. Auf 5 Haupt- und 91 Nebenstationen befinden sich 1858 Kommunikanten (ca. 5000 Anhänger) und in 152 Schulen 7539 Schüler und Schülerinnen. Mehrere Pressen sind unausgesetzt mit der Herstellung immer neuer literarischer Erzeugnisse beschäftigt. Das trefflich geleitete große Kolleg zu Beirut, das jetzt über 200 Schüler zählt, hat neben einer theologischen auch eine medizinische Klasse, aus der schon mancher tüchtige eingeborne Arzt hervorgegangen ist. Neben einem Missionskrankenhause befindet sich hier auch ein Hospital des Johanniterordens und ein Waisenhaus und Töchterpensionat der Kaiserswerther Diakonissen, welche nicht unwesentliche indirekte Missionsdienste thun. (Ein Überblick über die Geschichte dieser Mission in Church at home and abroad 1893 Nr. 84. 450.) Der Erfolg dieser Mission geht weit über die statistischen Angaben hinaus. An einer Reihe konkreter Beispiele läßt sich nachweisen, wie anregend auf die griechische Kirche, besonders auf ihre Predigt- und Schulthätigkeit, gewirkt worden ist. „Ohne die protestantische Mission würde unter diesen orientalischen Christen schwerlich eine Schule eröffnet und eine Predigt gehalten worden sein.“ Auch unter den Mohammedanern wirkt der christliche Sauerteig. Einer der amerikanischen Missionare verirrte sich auf einer Missionsreise im Gebirge. Ein Scheich, dem

er begegnete, zeigte ihm den Weg und verweigerte die Annahme eines Bakschisch mit den Worten: „Ihr habt mir den Weg zum Himmel gezeigt; es ist etwas Kleines, daß ich Ihnen den Weg nach M. zeige.“ Das Charakteristischste ist, daß die Jesuiten, die sich auch hier in die evang. Mission eingedrängt, eine Bibelübersetzung veranstaltet haben mit folgendem Vorwort: „In diesen Tagen hat die protestantische Sekte den Versuch gemacht, den wahren Glauben aus den Herzen der Gläubigen auszureißen, indem sie mit großem Fleiß und unter großem Kostenaufwand eine gefälschte Übersetzung der Schrift in der syrischen Volkssprache hat drucken lassen. Um die Ungelehrten zu täuschen, haben sie ihre Übersetzung mit einem eleganten Stil, einem angenehmen Druck und einer schönen Ausstattung geschmückt und verkaufen sie zu einem sehr billigen Preise. Um dieser großen Gefahr zu begegnen, ist es uns weise erschienen, eine reine und vollständige Übersetzung der heiligen Bücher in die Hände des syrischen Volks zu legen, die sich in Übereinstimmung mit dem Kanon der kathol. Kirche befindet.“ Und diese Übersetzung stimmt in allen wesentlichen Punkten mit der protestantischen überein, nur daß sie auch die Apokryphen enthält (ebd. Nr. 83. 363 und Nr. 84. 457). Aus dem letzten Jahre wird viel geklagt nicht bloß über allerlei Chikanen seitens der türkischen Behörden, die jetzt im ganzen ottomanischen Reiche an der Tagesordnung sind, sondern auch über direkte Verfolgungen. Selbst Angriffe auf das Leben amerikanischer Missionare sind vorgekommen, wie der räuberische Überfall der Miß Melton zeigt, der zu diplomatischen Verhandlungen führte. Daneben hat es nicht an erfreulichen Erfahrungen gefehlt: auf verschiedenen Außenstationen haben sich die mohammedanischen Zuhörer beträchtlich vermehrt und von den griechischen Priestern hat wieder einer den Mut gehabt, sich den Protestanten offen anzuschließen (ebd. Nr. 79 S. 21 und Nr. 81 S. 191). Bemerkenswert ist endlich, daß in der letzten Zeit offenbar infolge der Bekanntschaft mit den amerikanischen Missionaren, obgleich von diesen keineswegs begünstigt, ein immer stärker werdender Zug zur Auswanderung nach Nordamerika sich bemerklich macht. Und zwar ist unter 20 dieser Auswanderer immer nur höchstens ein Protestant, eine Thatsache, welche die syrischen Missionsarbeiter veranlaßt hat, die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute in den Vereinigten Staaten auf diese Einwanderer als ein wichtiges Missionsobjekt zu lenken (ebd. Nr. 78 S. 419).

Besonders hervorgehoben zu werden verdient die sich immer mehr ausdehnende und an Einfluß gewinnende ärztliche Mission in Syrien und Palästina. Wie schon bemerkt, ist ihr Centrum die medizinische Abteilung des presbyterianischen Kolleg in Beirut, aus welcher bereits eine stattliche Anzahl eingeborner Ärzte hervorgegangen ist, die teils völlig selbständig teils als Assistenten europäischer und amerikanischer Missionsärzte und Ärztinnen thätig sind. Die häuptsächlichsten ärztlichen Stationen befinden sich in Lattakia, Tripoli, Hadeth, Damaskus, Shweir am Libanon, Beit-el-din, Es-Salt, Jaffa, Gaza, Jerusalem, Nazareth, Bethlehem, Hebron. Charakteristisch für die Achtung, in welcher die Missionsärzte stehen, ist die wiederholt bezeugte Thatsache, daß Räuber sie ungeplündert haben ziehen lassen, sobald sie erfuhren, daß sie es mit einem Doktor zu thun hatten. Auch die Regierungsbehörden unterstützen das ärztliche Missionswerk und haben sich durch dasselbe anregen lassen, ihrer-

seits etwas für die Pflege der Kranken zu thun. Ebenso die Juden, in deren Kolonie Semarin jetzt ein jüdischer Arzt stationiert ist (Miss. Rev. 1893, 641: Medical Missions in Syria and Palestine. Eine Gesamtübersicht ebd. 1893, 906).

In dem nördlicheren Kleinasien bis an die persische Grenze haben die amerikanischen Kongregationalisten (Am. Board) ausgedehnte Missionen, die allerdings mehr unter den verschiedenen Kirchenabteilungen der morgenländischen Christen als unter den Mohammedanern Erfolg haben, obgleich es auch an Bekehrungen unter den letzteren nicht fehlt. Beiläufig bemerkt unterhält der Am. Board auch in der europäischen Türkei auf 4 Haupt- und 29 Außenstationen eine nicht einflußlose Mission, die in 13 organisierten Gemeinden 990 Kommunikanten und in 21 zum Teil höheren Schulen 768 Schüler und Schülerinnen zählt. In Kleinasien, wo Brussa,[1]) Cäsarea, Marsovan und Smyrna die Hauptstationen sind, unterhält der Board 22 amerikanische Missionare und eine große Menge eingeborner Helfer, unter ihnen 33 Pastoren und 209 Lehrer und zählt in 34 organisierten Gemeinden 3751 Kommunikanten und 6659 Schüler und Schülerinnen ohne die 8744 Sonntagsschulbesucher. Auch hier bei hoffnungsvollen Thüröffnungen viel Aufhalt durch politische Wirren. In Marsovan wurden zwei eingeborne Lehrer gefangen gesetzt und das neue schöne Gebäude der Mädchenschule niedergebrannt. Die zum Tode verurteilten Lehrer wurden infolge diplomatischer Intervention zur Landesverweisung begnadigt und für das niedergebrannte Schulgebäude eine Entschädigung gewährt. — Die südwestliche Ecke der Halbinsel, in dem Report des Board als Central-Türkei-Mission bezeichnet, mit den beiden Hauptstationen Aintab und Marasch, bildet ein besonders ergiebiges Missionsgebiet. Hier sind in 34 organisierten Gemeinden 5098 Kommunikanten und 5161 Schüler und Schülerinnen in den 119 Schulen. Die Aussichten werden im ganzen als hoffnungsvoll bezeichnet, besondere Vorkommnisse nicht erwähnt. In dem östlichsten Teile des türkischen Vorderasiens hat der Am. Board noch weitere fünf Hauptstationen: Bitlis, Erzerum, Harput, Mardin und Van mit zusammen 2835 members und 14484 Anhängern. Auch hier wird großer Fleiß auf die Schulen, höhere wie Volksschulen, verwendet. 7975 Schüler und Schülerinnen befinden sich in denselben. Von Erzerum aus ist die Arbeit auch in den russischen Teil von Armenien ausgedehnt worden und wird gerade hier als besonders aussichtsvoll gerühmt.

Es ist ein respektables Werk, welches der Am. Board in der europäischen und asiatischen Türkei treibt. Der Erfolg geht auch hier in ähnlicher Weise wie in Syrien weit über die Zahlen hinaus; aber auch diese sind schon sehr stattlich, wie der nachstehende Census pro 1892/93 beweist:

---

[1]) Unabhängig von der amerikanischen Mission besteht hier noch ein vornehmlich von Deutschen und Schweizern infolge der schrecklichen Hungersnot Anfangs der siebziger Jahre gegründetes Waisenhaus unter der Leitung eines im Baseler Missionsseminar ausgebildeten armenischen Predigers, das jetzt ca. 50 Waisenkinder verpflegt und etwa 60 Tagesschüler im Unterricht hat. Auch diese Anstalt ist ein Missionsposten, sofern sie suchenden Seelen den Weg des Lebens zeigt, die Bibel in ihrer Umgebung zu verbreiten sucht und ihre befähigten Schüler zu Lehrern und Evangelisten ausbildet.

Amerik. ordin. Missionare: 57 und 1 Arzt
Eingeb. ordin. Pastoren: 87
Eingeb. Lehrer: 561
Volle Kirchenglieder: 12 674
Anhänger: 48 736
Schüler: 20 563
Beiträge: 269 784 Mark (Report 1892/93).[1])

Für das ganze türkische Reich mit Einschluß von Ägypten giebt Church home and abr. Nr. 84 S. 447 über den Stand der gesamten protestantischen Mission folgende Statistik, die auf ihre Richtigkeit zu prüfen ich allerdings außerstande bin:

Europ. und amerik. Missionare: 191
Eingeb. Arbeiter aller Arten: 1817
Organisierte Gemeinden: 202
Kommunikanten: 21 312
Protestantische Anhänger: 84 000
Missionsschulen: 892
Schüler und Schülerinnen: 43 027
Sprachen, in welche die Bibel übersetzt ist: 11.

Als ein Pröbchen mohammedanischer Bekehrungsweise teilt nach dem Independent das Ev. M.-Mag. (1893, 301) folgende Geschichte mit:

„Während des Herbstes 1892 erschien in Mosul ein gewisser Osman Pascha mit wichtigen Aufträgen vom Sultan in Konstantinopel. Er sollte in den drei General-Gouvernements Mosul, Bagdad und Basra 1. die Landabgaben, die seit 20 Jahren nicht mehr entrichtet worden waren, von den Christen eintreiben; 2. die nomadisierenden Araber in diesen Provinzen zur Ansässigkeit bekehren und 3. die von den alten Parsen abstammenden Jeziden zum Islam unterwerfen.[2]) Was den ersten Punkt betrifft, so gelang es auch dem türkischen Bevollmächtigten auf Grund alter Steuergesetze und auf dem Wege harter Bedrückung, beträchtliche Summen einzutreiben. Mit seinem zweiten Auftrag hatte er weniger Glück; denn die arabischen Häuptlinge gerieten bei seinen wilden Drohungen so in Schrecken, daß sie insgesamt auswanderten. Am gewaltthätigsten und grausamsten aber verfuhr er mit den armen Jeziden, um sie auf dem kürzesten Weg zu Mohammedanern zu machen.

Diese Sekte hat in Mosul zwei Häuptlinge, einen, Namens Ali Bei, für die religiösen Angelegenheiten, und den andern, Mirza Bei, für die weltlichen.

---

[1]) Dieser Report ist wenig befriedigend. Neben den üblichen allgemeinen Redensarten enthält er wesentlich nur eine Fülle kleinlichen Details, besonders Personalien- und Kirchen- und Schulchronik fast ohne alle höheren Gesichtspunkte.

[2]) Die Jeziden sind eine religiöse Sekte in Mesopotamien, deren Religion in einem Gemisch von Manichäismus, Mohammedanismus und der Zendavesta-Religion besteht. Sie verehren neben Sonne und Feuer auch den Satan und halten den Sündenfall für ein glückliches Ereignis. Als ihr Stifter wird ein Scheich Jezid (daher ihr Name) angegeben, als Erneurer ihrer Sekte dagegen ein Scheich Adi, dessen Grabmal sich in Kurdistan befindet. Ihre Zahl beträgt wohl kaum eine Million Seelen.

Beides sind noch junge Männer. Im September schleppte nun Osman Pascha diese und noch einige 40 der angesehensten Jeziden vor ein aus Mohammedanern zusammengesetztes Tribunal in Mosul, um sie zur Annahme des Islams zu zwingen. Aber nur ein einziger Jezide, und zwar Mirza Bei, ließ sich durch Drohungen einschüchtern und zum Übertritt bewegen. Doch hatte derselbe keine Idee von der Religion, zu der er sich nun bekannte. Die übrigen Jeziden wurden eingekerkert und aufs grausamste gemartert, so daß einige infolge dessen starben. Alle aber blieben standhaft bei ihrer Religion.

Osman Pascha dachte anders und lebte der Überzeugung, sie seien für den Islam gewonnen. Er telegraphierte sofort an die hohe Pforte, die Jeziden seien insgesamt Moslims geworden. In der Hauptstadt traute man indes seinem Siegesbericht nicht recht und antwortete ihm: die Sache sei zu wichtig, um den Bericht ohne weiteres dem Sultan zu unterbreiten, es sei denn, daß er zuvor von den Behörden in Mosul rechtsgiltig unterzeichnet worden sei. Da aber die meisten Mitglieder derselben dem Osman Pascha feind waren, so konnte dieser ihre Unterschrift nur durch Bestechung und Gewalt erlangen. Er ließ es somit nicht an Drohungen fehlen und sorgte andererseits dafür, daß Orden und dergleichen Auszeichnungen aus Konstantinopel für die einflußreichen Kreise Mosuls eintrafen. Schließlich ging ein weiteres Telegramm an die Pforte ab, das den früheren Bericht amtlich bestätigte und worin vermeldet wurde, daß 1500000 Jeziden zum Islam übergetreten seien. Zugleich gab Osman Pascha alle seine Gegner an, die seinem Bekehrungswerk entgegengearbeitet hätten. Ali Bei, das religiöse Haupt der Jeziden, der trotz aller Drohungen und Martern standhaft geblieben war, wurde des Landes verwiesen.

Die Folge von diesen Vorgängen ist nun ein wahres Schreckensregiment im ganzen Gebiet. Die räuberischen Kurden und andere wilde Horden der Berge machen sich die gegenwärtige Verwirrung zu nutze, brechen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und fallen über die wehrlosen Landbewohner her. Um aber das Bekehrungswerk unter den Jeziden zum Abschluß zu bringen, hat man Truppen in ihre Dörfer gelegt, unter deren Schutz die mohammedanischen Priester den Koran lehren und darauf halten, daß die Vorschriften desselben befolgt werden. Der rohen Gewalt muß sich das Volk fügen, wiewohl es darüber ergrimmt, Flüche zwischen den vorgeschriebenen Gebeten murmelt."

In Persien arbeiten vornehmlich die nordamerikanischen Presbyterianer und zwar im nördlichen und nordöstlichen Gebiet. Ihre Hauptstationen liegen um den Urmia-See und um Teheran, wo sie in 37 organisierten Gemeinden 2443 Kommunikanten und in 108 Schulen 3464 Schüler und Schülerinnen wesentlich aus Armeniern und Nestorianern zählen. Neben 25 amerikanischen Missionaren (unter ihnen 4 Ärzte und Ärztinnen) und 20 Damen stehen in ihrem Dienste 39 eingeborne ordinierte Pastoren und beinahe 300 sonstige Helfer. Auch hier wird der Schulthätigkeit besonderer Fleiß zugewendet und erstreckt sich der Einfluß der Mission weit über das statistische Ergebnis hinaus. In der furchtbaren Choleraepidemie, welche 1892 und 1893 das Land heimsuchte und die in Teheran und in Täbris allein 30000 Opfer an Menschenleben forderte, haben die Missionsärzte unschätzbare Dienste gethan und sich die dankbarste Anerkennung nicht bloß der Bevölkerung, sondern selbst der Behörden erworben (Church at h. and abr. Vol. 14, 281).

Die Übertritte von Mohammedanern gehören auch hier zu den Seltenheiten und haben, wo sie stattfinden, trotz aller Religionsfreiheitserklärungen seitens des Schahs, Verfolgungen und oft auch Tod zur Folge. Ein eklatantes Beispiel dieser Art ist die Geschichte Mirza Ibrahims, die wir in einem der nächsten Beiblätter im Zusammenhange erzählen werden. Jetzt nur so viel: Vor etwa vier Jahren ließ sich ein mohammedanischer Schreiber (Mirza) Ibrahim in der Nähe von Urmia öffentlich taufen. Man entriß ihm Weib und Kinder, warf ihn in verschiedene Gefängnisse, behandelte ihn bald freundlicher bald roher, bis er zuletzt infolge grausamer Mißhandlungen seitens seiner Mitgefangenen, die ihn vergebens zur Anrufung Mohammeds zu zwingen gesucht, im vergangenen Jahre starb (Ch. at home and abr. Vol. 12, S. 313. Vol. 13, S. 169. Vol. 14, S. 86. 97. 286). — Zu Teheran wurde Mitte 1892 nach mehrjähriger Unterweisung und Prüfung ein persischer Mullah öffentlich getauft (ebd. Vol. 13, S. 134), doch erfährt man nicht, wie es ihm seitdem ergangen, außer daß sein Vater, ein angesehener Rechtsgelehrter, ihn als einen Wahnsinnigen von sich gestoßen.

Mit mutigem und selbstverleugnungsvollem Eifer treiben die Presbyterianer das Missionswerk in dem unwirtlichen und von wilden Horden bewohnten Kurdistan, dem gebirgigen persisch-türkischen Grenzgebiet, das sich den Tigris entlang von Urmia nach Mosul erstreckt. Trotz vieler Feindschaft haben sie in 5 Gemeinden jetzt 170 erwachsene Christen hier gesammelt und in 18 primitiven Dorfschulen unterrichten sie 284 Schüler. Im letzten Jahre haben sie eine neue Bergstation angelegt, die von Mosul aus bedient wird (ebd. Vol. 12, S. 311).

Besondere Aufmerksamkeit hat man neuerdings der unter uns noch wenig gekannten mohammedanischen Sekte der Babis zugewendet. Wir können nicht im Rahmen einer Rundschau die Geschichte und Lehre dieser seit etwa einem halben Jahrhundert in Persien bestehenden und trotz blutiger Verfolgungen sich immer weiter ausbreitenden Sekte darlegen; wir werden das demnächst in einem besonderen Artikel thun. Jetzt nur die Thatsache, daß die Anhänger derselben der Botschaft des Evangelii ein offenes Ohr leihen, und wenn die Hoffnung auf schnelle und große Missionserfolge unter ihnen auch zu sanguinisch ist, so ist es doch möglich, daß der Babismus ein Thürlein wird, durch welches das Evangelium einen Zugang in die mohammedanische Welt findet. Im April vorigen Jahres brachte der Missionar der Church Miss. Soc., Stileman, eine Woche in Najifabad unter den Babis bezw. Behaï zu. Die Leute versicherten ihn, Christus sei vor 52 Jahren wiedergekommen, doch waren sie seiner Belehrung auf Grund der Schrift, daß dies ein Irrtum sei, zugänglich. Er fand, daß sie dem Pantheismus und einem falschen Mysticismus huldigten und gänzlich der Erkenntnis der Sünde entbehrten, aber seiner Predigt hörten viele aufmerksam zu. Einige erbaten sich das Neue Testament und nahmen den berühmten Traktat Pfanders: „Der Weg des Lebens" gern an. Es fehlte auch nicht an Einwendungen; besonders machten die Leute geltend, der große Anhang, den der Stifter ihrer Sekte, Mirza Ali Mohammed, trotz seines frühen Todes gefunden, sei doch ein Beweis für die Wahrheit seiner Lehre, während es gegen das Christentum spreche, daß es unter den Mohammedanern so wenig Anhänger finde. Besondere Sympathie mit den Leuten erweckt ihre Standhaftigkeit den

blutigen Verfolgungen gegenüber. Gewiß ist viel Schwärmerei in ihrer Märtyrerfreudigkeit, aber bei nicht wenigen auch ein religiöser Ernst, der nicht ferne ist von dem aufrichtigen Suchen nach Wahrheit und Glaubenstreue (Int. 1893, 512. Über den Babismus: Church at h. and abr. Vol. 14, S. 206 und auf Grund dieser Quelle Ev. Miss.-Mag. 1894, 12).

Vor etwas länger als einem Jahre ging durch deutsche, englische und französische Blätter die Kunde, daß „als eins der Wunder unsres Zeitalters" 500000 Nestorianer sich entschlossen hätten, in den Schoß der römischen Kirche zurückzukehren. Der Patriarch von Mosul, Mar Elia, war das eifrige Werkzeug des Vatikans, um diesen großen — wir hätten bald gesagt Schmuggel zu betreiben. Schon war der Termin für das große „Liebesfest" festgesetzt, da wurde das große „Wunder" zu Wasser. Der presbyterianische Missionar Coan von Urmia stattete nämlich dem Patriarchen Mar Simeon, dem Haupte der Gebirgs-Nestorianer, die man einfangen wollte, einen Besuch in seiner Residenz zu Kochannes ab. Der gute Patriarch, der in sehr primitiven Verhältnissen lebt und religiöser und politischer Herrscher in einem ist, war in großer Bedrängnis, da er eine mächtige Gegenpartei im Lande hatte, gegen die er Schutz suchte durch den Anschluß an Rom. Diese Partei hatte nun die durch Mar Elia betriebene Vereinigung mit Rom benutzt, um ihn als einen Verräter überall zu diskreditieren und es herrschte große Aufregung in der ganzen nicht gerade zahmen Herde. Durch Mr. Coan erfuhr er nun nicht nur wie die Sachen standen, sondern wurde auch aufs dringlichste vor dem beabsichtigten Schritte gewarnt. Und Mar Simeon war diesen Vorstellungen zugänglich und autorisierte den Missionar, überall zu verbreiten, daß die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen seien und von ihm definitiv abgebrochen werden sollten. Diese Botschaft wurde überall mit Jubel brgrüßt, man küßte den Brief des Patriarchen unter lauten Versicherungen, den zu töten, der ihnen ihren Glauben nehmen wolle und — Mar Elia, der schon auf dem Wege zur Feier des „Liebesfestes" war, mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Die Römer geben freilich ihre Hoffnungen noch nicht auf; sie versuchen jetzt mit den Gegnern Mar Simeons zu unterhandeln. Das Ganze ist ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte der römischen Bekehrungen (Church at h. Vol. 14, 287).

Neben den amerikanischen Presbyterianern ist in Persien auch die Church Miss. thätig. Das Centrum ihrer dortigen Mission ist (neben dem türkischen Bagdad) Dschulfa. Zusammen zählt sie 265 getaufte Christen und über 400 Schüler. Auch sie klagt, daß die Taufen gläubig werdender Mohammedaner, an denen es nicht fehle, durch die mit dem Tode drohende Intoleranz so überaus erschwert werde. Dennoch haben im vergangenen Jahre einige Taufen stattgefunden. Auf Anregung der persischen Missionare soll jetzt neben Dschulfa Ispahan zu einer Missionsstation gemacht, die Reisepredigt unter den Persern in ausgedehnterem Maße getrieben und die ärztliche Mission bedeutend verstärkt werden (Int. 1893, 936. Rep. 1892/93, 72). Endlich sei noch bemerkt, daß der alternde Bischof von Neuseeland, Mr. Stuart, als einfacher Missionar in die persische Mission einzutreten beabsichtigt (Int. 1893, 937). Er ist ein Altersgenosse und Freund des berühmten Bischofs von Lahore, French, der gleichfalls im hohen Alter seine bischöfliche Würde niederlegte, um

in Arabien Mohammedanermissionar zu werden, wo er leider nach nur kurzem Aufenthalte den Strapazen erlag. Möchte dem braven Stuart eine längere Wirksamkeit in Persien beschert sein. Neuerdings hat der frühere Judenmissionar, jetzige Pfarrer Faber in Tschirma bei Greiz eine deutsche Mission unter den persischen Mohammedanern in Angriff genommen. Im November vorigen Jahres sind seine beiden ersten Missionare, zwei Kandidaten der Theologie, feierlich abgeordnet worden. Sie sollen unter dem Stamme der Jeziden ihre Arbeit beginnen.

In Arabien giebt es zur Zeit 7 evang. Missionare und 4 eingeborne Helfer, außer einigen Kolporteuren der britischen Bibelgesellschaft, die in Aden ein Depot hat. Diese Missionare verteilen sich auf die Freischotten (in der Nähe von Aden), eine seit 1889 bestehende amerikanische Arabian Mission (Basrah) und einige — wie es scheint — Freimissionare (Scheikh und unter den Beduinen des Sinai). Eine nur kurze Zeit unterhaltene Mission der Church M. S. ist noch nicht wieder aufgenommen worden. Von Erfolgen auf diesem erst seit so kurzer Zeit besetzten und an sich überaus schwierigen Missionsfelde verlautet noch nichts (Miss. Rev. 1893, 749).

Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Gundert**: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten". Dritte durchaus vermehrte Auflage. Kalw und Stuttgart. 1894. Geb. 3 Mk. — Dieses bekannte Nachschlagebuch, an dessen neuer Auflage der heimgegangene Verfasser bis kurz vor seinem Tode gearbeitet hat, ist gegen die zweite Auflage nicht nur um 100 Seiten vermehrt, sondern durch durchgreifende Umarbeitung ganzer Partien auch wesentlich verbessert. Kundige Männer (außer dem Herausgeber Hesse in Kalw der Lehrer am Pariser Missionsseminar Prof. Krüger, D. Grundemann und P. Kurze) haben die Revisions- und Ergänzungsarbeit unter sich geteilt und Fleiß gethan, den Ruf der Zuverlässigkeit, den das Buch schon in den früheren Auflagen genoß, noch zu vergrößern. Man kann ein Nachschlagebuch, das tausende von Namen und Zahlen enthält, allerdings nicht in ein paar Tagen durchprüfen; aber die einzelnen Partien, die wir auf ihre Zuverlässigkeit geprüft, haben das Examen mit „vorzüglich" bestanden, so daß wir auch bezüglich der von uns noch nicht im einzelnen durchgesehenen Abschnitte zu dem Schlusse auf gleiche Solidität uns berechtigt glauben. Absolute Vollständigkeit und gar Vollkommenheit vermag bei der Größe des Gebiets, dem Wachstum der Arbeit, der Fülle der Quellen und der Mannigfaltigkeit der Berichterstattung, besonders der Statistik, auch der kundigste Missionsschriftsteller nicht zu bieten. Jedenfalls giebt es in der gesamten Missionsliteratur aller Sprachen keine detaillierte Übersicht, welche auch nur annähernd der hier gebotenen an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zur Seite gestellt werden könnte. Gewundert hat uns nur, daß nicht überall die Zahlen bis auf die neuste Zeit fortgeführt worden sind. Bezüglich der evangelischen Missionsgesellschaften beanstanden wir die Vahlsche Zahl 280 bzw. gar 304. Hier hätte schärfer geschieden werden sollen zwischen organisierten selbständig aussendenden Gesellschaften und bloßen

Hilfsvereinen. Die ganze Vahlsche Statistik hätte einer Nachprüfung bedurft. Es ist z. B. nicht möglich, daß die Zahl der Kommunikanten von 966 856 in 1890 auf 1 168 560 in 1891 gestiegen sei. Hier müssen statistische Irrungen vorliegen. Die für Madagaskar angegebene Gesamtzahl der evangelischen Heidenchristen „über 426 000“ überrascht; die uns bekannten Quellen geben sie auf ca. 100 000 niedriger an. In Ostafrika ist nicht korrekt gruppiert. Disponiert man „Deutsch-Ostafrika“, so mußte man auch die sämtlichen Missionen in diesem Abschnitte aufführen, welche sich hier befinden, dagegen die bairische Mission weglassen, welche in britisch Ostafrika liegt. Schließlich wiederholen wir den schon gelegentlich der Anzeige der zweiten Auflage ausgesprochenen Wunsch: eine Übersicht wenigstens über die deutsche Missionsliteratur beizufügen. Der Wert dieses Nachschlagebuchs würde sich durch diese Bereicherung seines Inhalts noch wesentlich erhöhen.

2. **Kratzenstein**: „Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika“. Vierte vermehrte Auflage. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Friedenstraße 9. 1893. Geb. 3,60 Mk. — Auch ein alter Bekannter, der der Empfehlung nicht mehr bedarf. Die vierte Auflage führt die Geschichte bis Ende 1892 fort und zeigt auch sonst an verschiedenen Orten die bessernde Hand. Ganz neu hinzugekommen ist die Angabe der literarischen Arbeiten, welche seitens der Berliner Missionare auf den verschiedenen Missionsgebieten produziert worden sind (S. 51, 99, 144, 199, 307, 405). Die heimatlichen Vorgänge, wie die missionarischen Prinzipien hätten wir gern etwas ausführlicher dargelegt gesehen. Auch die Geschichte der Winterschen Sezession (S. 305) und der neuen ostafrikanischen Mission (S. 414) ist gar zu kurz ausgefallen. S. 414 Neuenkirchen statt Neukirchen und Gruner statt Greuner ist wohl nur Druckfehler. Von den Bildern hätte manches jetzt veraltete wegfallen können. Im übrigen verdient die neue Auflage das Lob, welches wir den früheren geschenkt, in erhöhtem Maße.

3. „Jahrbuch der (Königl.) Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1894“. Herausgegeben von dem Vorstande derselben. Leipzig. Wallmann. 1,20 Mk. Wieder ein nettes Büchlein, das man mit Freuden liest. Außer den speziellen Konferenzangelegenheiten enthält es folgende Aufsätze: Die im Alten Testament schlummernden Missionsgedanken; das Jahr 1893; Kleiner Missionskatechismus; Widerlegung der Gründe, die man gegen die Mission vorzubringen pflegt; Religiöse Gedanken und Bedenken heidnischer Tamulen; die Leipziger Mission in Deutsch-Ostafrika; die Wakamba-Mission in Ostafrika; indische Asketen; die Njassamission der Brüdergemeinde; Dr. L. Krapf und Johannes Rebmann; Missionsliteratur aus 1893; Afrikaliteratur. Abgesehen von verschiedenen Zahlenirrtümern (z. B. S. 35), einem unkorrekten Citate (S. 40) und einem nicht zutreffenden Ausdruck (S. 45) sind uns Unrichtigkeiten nicht aufgestoßen.

4. **Nippold**: „Erfüllung und Weissagung in den Missionsbestrebungen der Gegenwart“. 10. Heft: Zur Würdigung der Religion Jesu. Bern. Wyß. 1893. 2,40 Mk. Vier Missionsreden aus den Jahren 1884, 86, 88 und 93 über folgende Themata: Die Einigung der zersplitterten Partikularkirchen auf dem Gebiete gemeinsamer Missionsarbeit;

Die Katholicität der evangelischen Mission gegenüber der papalen Propaganda; Kirchengeschichtlicher Rückblick auf die evangelische Missionsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts; Die eigentümliche Veranlagung und Richtung der verschiedenen christlichen Kirchen und theologischen Schulen für die Heidenmission. Und ein Anhang: Eine Missionskontroverse aus dem Jahre 1862 (S. 125 bis 182). Mit Ausnahme des vierten sind diese Vorträge auf Versammlungen des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins und selbstverständlich auch im Geist desselben gehalten, aber sie tragen im ganzen einen wohlthuend irenischen Charakter. Könnte ich mich in Einzelheiten einlassen, so hätte ich freilich vieles zu beanstanden. Nur ein Beispiel aus dem Anhang, den ich an Nippolds Stelle aus seinem 30jährigen Schlafe überhaupt nicht aufgeweckt haben würde. Da heißt es nämlich (S. 143) „Ich mußte der entsetzlichen Sünde gedenken, die im letzten Jahre die armen Elberfelder Waisen zu systematischer Heuchelei anleitete.“ . . . Die älteren Leser erinnern sich wohl noch der Elberfelder Waisenhauserweckung, die 1861 so viel von sich reden machte. Ich habe dieselbe aus nächster Nähe gekannt. Ich befand mich damals als Kandidat in Elberfeld und hatte unter der Oberleitung des trefflichen Gymnasialdirektor Bouterweck nach der Amtssuspendierung des Hausvaters Kluge seitens des Magistrates die geistliche und pädagogische Pflege der Kinder ca. ein halbes Jahr lang in meinen Händen. Unter meinen Papieren befindet sich noch eine ausführliche auf Grund meines damaligen Tagebuches und im Auftrage einer kirchlichen Behörde verfaßte Denkschrift, die ich trotz wiederholter Aufforderung nicht habe drucken lassen, von der ich aber in aller Bescheidenheit sagen darf, daß sie die zuverlässigste Quelle über jenes vielbesprochene Ereignis ist. Nun, als unparteiischer Augenzeuge versichere ich und zwar auch heute noch, nachdem ich ein reifer Mann geworden bin, daß der Historiker Nippold mit seinem Urteil über die „Anleitung zu systematischer Heuchelei“ sich gründlich irrt. Ich weiß nicht, auf welche Quellenstudien er sich stützt, erachte aber fast, daß ein wenig Vorurteil ihm den Blick getrübt hat. Und dieser Fall dürfte in seinen „historischen“ Urteilen nicht vereinzelt dastehen. So beflissen Nippold oft ist, gerecht zu sein nach allen Seiten hin, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß er seine Vorurteile in malam und bonam partem hat und nach ihnen Schatten- oder Lichtbilder malt, wie sie der Wirklichkeit nicht entsprechen. Er überschätzt weit die Bedeutung Schleiermachers für die Mission (S. 120), wie die des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Was wir in den Vorträgen vermissen, das sind Thatsachen; es sind zu viel und zu wortreiche Reflexionen. Nippold ist sehr belesen; aber er würde weit wirkungsvoller sein, wenn er sich dadurch nicht verführen ließe, zu viele Dinge nur andeutungsweise zu streifen, die kaum auf der Peripherie seines Thema liegen. Bei mehr Beschränkung, Präzision und Thatsachenmaterial würde Nippold den reichen Schatz seines historischen Wissens auch in seinen öffentlichen Vorträgen viel fruchtbarer machen. Die Berechtigung des Titels ist mir nicht recht klar geworden.

5. **Schneider:** a) „Gopal, ein indischer Kuli in Suriname“ und b) „Ein Missionar als Feldprediger“. Aufzeichnungen aus den ersten Zeiten südasiatischer Missionsarbeit. Nr. 6 und 7 der unter dem Titel: „Gute Botschaft“ herausgegebenen Missionstraktate der Brüdergemeine. Stuttgart. Roth. Zwei Miniaturbilder aus der älteren und neueren brüder-

gemeinlichen Mission auf Grund authentischer schriftlicher und mündlicher Mitteilungen in anschaulicher Kleinmalerei, die man mit Interesse liest. Warum die Kakaoplantage, auf welcher die erste Geschichte spielt, nur mit G. und nicht mit dem vollen Namen bezeichnet wird, ist mir nicht einsichtig.

6. **Stein:** „Das Missions-Sendschreiben St. Pauli an die Kolosser in Missionsbetrachtungen für Missionsfreunde ausgelegt und durch Beispiele aus der Missionsgeschichte illustriert". Gütersloh. 1894. Geb. 3 Mk. — In 11 Betrachtungen eine erbauliche Auslegung des Kolosserbriefs lediglich unter dem Missionsgesichtspunkte: Misionsdank, Missionsbitte, der Missionskönig, vom Missionsdienst, vom Missionskampf, von der Missionsfreiheit, der alte und dann der neue Mensch im Lichte der Mission, das Familienleben im Lichte der Missiou, Missionsthüren, Missionsgrüße. Dann folgen S. 107—167 die Illustrationen mit Angabe der Quellen. Eine aus der Liebe zur Mission geborene warmherzige Arbeit, die von dem richtigen Gedanken getragen ist, daß die Sendschreiben des größten aller Missionare viel mehr unter dem Missionsgesichtspunkte ausgelegt werden müssen, als bis jetzt geschehen ist. Der Verfasser beruft sich zur Rechtfertigung seines Versuchs auf die Entwicklung der Gedankengänge des Römer-, Galater- und Epheserbriefs, welche meine Evangelische Missionslehre I giebt. Aber unsre Arbeiten unterscheiden sich doch wesentlich. Ich gebe eine exegetisch genaue Darlegung der Gedankenzusammenhänge, Stein giebt eine nicht immer exegetisch korrekte erbauliche Textanwendung auf die Mission. Was er sagt, ist meist gut und richtig, aber es ist nicht immer der natürliche Sinn des Textes. Um nur ein Beispiel herauszugreifen. S. 88 wird gelegentlich der „Thür des Worts", um deren Aufthun die Kolosser für Paulus zu beten aufgefordert werden, damit er rede das Geheimnis Christi, etwas an sich ganz Richtiges über die Öffnung von Missionsthüren gesagt; allein hier handelt es sich um eine Thür des Worts, und das ist ganz etwas anderes, als wenn Paulus ein andermal (1. Kor. 16, 8) schreibt: „mir ist eine große Thür aufgethan". (Vergl. A. M. Z. 1890. 4 f.) Man wird daher vom rein exegetischen Standpunkte aus manches an der vorliegenden Auslegung zu bemängeln haben; aber hoffentlich hilft sie immer mehr die Augen der Bibelforscher für die großen Missionsgedanken zu erschließen, welche die Paulinischen Episteln durchziehen, und in dieser Hoffnung empfehlen wir besonders für Bibel- und Missionsstunden die Steinsche Arbeit. Für die Illustrationen hätte vielleicht ein größerer Quellenkreis sollen benutzt werden. Der Verfasser konnte ihrer gut noch einmal soviel geben, wenn er diesen Anhang seines Buchs in Petitschrift hätte drucken lassen. Auch ist nicht recht einzusehen, warum er sie nicht in die Auslegung selbst verflochten hat.

7. **Ad. Monod:** „Der Apostel Paulus. Ein Zeuge der Gerechtigkeit und Frucht des Glaubens." Fünf Reden. Witten. Buchhandlung der Stadtmission. 1893. 1 Mk. Nur eine neue Ausgabe der ältesten deutschen Übersetzung der berühmten 5 Predigten über Paulus: sein Werk; sein Christentum oder seine Thränen; seine Bekehrung; seine Persönlichkeit oder seine Schwachheit; sein Vorbild. Einer Empfehlung bedürfen diese Predigten nicht; sie sind trotz ihrer französischen Rhetorik das Meisterhafteste, was die homiletische Literatur aller Zungen über den großen Heidenapostel produziert hat. Wer sie noch nicht besitzt, eile sie zu kaufen und zu lesen.

8. **Zahn:** „Der Christ und die Welt". Gütersloh. 1894. Geb. 2 Mk. Eine feine biblisch-theologische Arbeit, die im Rahmen eines abgegrenzten ethischen Themas etwas Ganzes vom Evangelio giebt, und zwar nicht in der Form einer wissenschaftlichen Abhandlung, sondern einer Reihe allerdings unter sich streng zusammenhängender aber ebenso konkret wie allgemein verständlich gehaltener kurzer Aufsätze. Ich führe nur einige der Überschriften dieser 26 Kapitel an: Wie stehet geschrieben; die Welt ist Gottes Welt; die Welt ist des Menschen Welt; die Arbeit an der Welt; der Weltgenuß; die Welt liegt im Argen; unter göttlicher Geduld; die evangelische Freiheit; die christliche Lebensregel; drei Warnungstafeln; der Weltlauf; die menschlichen Gemeinschaften in dieser Weltzeit; der Christ ein Fremdling in diesem Leben; die „christliche" Welt; der Gottesstaat Israel; der „christliche" Staat; das Reich Gottes; die christliche Kirche; das tausendjährige Reich. Je tiefer man sich in das Büchlein hinein liest, desto mehr fesselt es, auch in denjenigen Partien, hinter die man vielleicht ein Fragezeichen macht. Was dasselbe auszeichnet, das ist neben seiner biblischen Gediegenheit die maßvolle Abwägung, die christliche Nüchternheit und der gesunde Freiheitsgeist, der in gleicher Weise Front macht gegen engherzige Weltflucht wie gegen unevangelische Verweltlichung, gegen gesetzliche Bindungen, wie gegen ungeistliche Verbindungen. Der Verfasser will warnen vor der Hingabe an ein irreführendes Ideal, das im Namen des Christentums für das Welt-, das kirchliche und das religiöse Leben etwas fordert, was sich mit der biblischen Auffassung des Christentums nicht verträgt, vornehmlich gegen die falsche Verchristlichung der Welt, die doch nichts anderes ist, als eine Verweltlichung des Christentums. Es sind Gedanken eines „Sorgenvollen", die er uns bietet, aber nicht bloß in der Form von Kritiken, sondern positiver Wegweisungen im stetigen Zusammenhange mit der Schrift oder präziser unter Zugrundelegung einer einheitlichen schriftgemäßen Weltanschauung. Im Vorwort spricht der Verfasser die Befürchtung aus, daß seine Stimme von dem Straßenlärm übertönt wenig Gehör finden werde, vielleicht auch darum, weil sie nicht den Vorteil genieße, die Stimme eines Parteimanns zu sein. Es ist unser ernstlicher Wunsch, daß diese Befürchtung zuschanden werde. Es stände doch schlimm mit uns, wenn wir nur lesen wollten, was Wasser auf unsre Mühle ist. Wir sind überzeugt, daß auch diejenigen, die das von Zahn angefochtene Ideal der Welt- und Staatsverchristlichung vertreten, sein Buch mit Gewinn lesen werden. Die Stimmen Rufender in der Wüste verdienen immer Beherzigung.

9. **Fisch** Dr. med.: „Tropische Krankheiten. Anleitung zu ihrer Verhütung und Behandlung speziell für die Westküste von Afrika". Zweite Auflage. Basel. Missionsbuchhandlung. 1894. 4 Mk. — Ein wertvolles Buch sonderlich für Missionare, aber auch für Beamte, Soldaten und Kaufleute, die ihr Beruf in die Tropen führt. Der Verfasser redet auf Grund einer jahrelangen Erfahrung als Missionsarzt auf der klimatisch so gefährlichen Goldküste. Die vorliegende zweite Auflage ist eine teilweise umgearbeitete und verdient unsre Empfehlung noch mehr als die erste.

10. **Meinecke:** „Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1894". Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit einem Porträt (Eugène Wolf) und einer kleinen Karte (einem Ausschnitt aus deutsch und britisch Süd-Afrika). 2 Mk. Ein etwas trockenes Nachschlagebuch, welches nach einer Über-

sicht über den Stand der Kolonisation die Personalien der Kolonial-Abteilung und der Reichsbeamten für die deutschen Kolonien und die Postanstalten in den Kolonien giebt. Es folgen die deutschen Kolonialgesellschaften, deren Geschichte, Satzungen, Verwaltungsräte, Vorstände rc., Stationen in den Kolonien und dortige Beamte mitgeteilt werden; daran schließen sich die deutschen Kolonisationsgesellschaften in nichtdeutschen Ländern und die Agitationsgesellschaften, wie die deutsche Kolonialgesellschaft, von der die Vorstände der einzelnen Abteilungen gegeben werden. Die Missionen machen den Schluß dieses Abschnittes. Eine Neuerung ist mit diesem Jahrgang insofern eingeführt, als ein Handbuch für Auswanderer sich hieran knüpft, welches dem Mangel an Information, dem man noch so viel in Auswandererkreisen begegnet, abhelfen soll. Der Preis des Kalenders, der sowohl vom Herausgeber, Dessauer Straße 25, wie auf buchhändlerischem Wege zu beziehen ist (Leipzig rc. Klinkhardt), ist ziemlich hoch, er beträgt 2 Mk. Die Angabe der Missionen, der katholischen wie evangelischen, ist vollständig und ziemlich korrekt. Kararamuka ist von der freischottischen Mission aufgegeben. Das Kärtchen ist von mäßigem Wert. Schoschong hat jetzt kaum noch Bedeutung, seitdem Khame seine Hauptstadt nach Phalapye verlegt hat. Dieser Platz hätte namentlich aufgeführt sein sollen. Wck.

11. **Smith**: The Conversion of India. (London, John Murray 1893.) Der fleißige Leiter der freischottischen Mission in Indien, Dr. theol. G. Smith, selbst 25 Jahre Missionar in Calcutta, welcher bereits eine Reihe sehr wertvoller Biographien hervorragender indischer Missionare verfaßt hat (The Life of Alexander Duff, 2 Bde., 1879; The Life of John Wilson, 1879; The Life of William Carey, 1885; Stephan Hislop, Pioneer Missionary and Naturalist, 1889; Henry Martyn, Saint and Scholar, 1892), giebt in diesem neusten Buche eine Übersicht über die indische Missionsgeschichte. Man vermißt in derselben einmal eine detaillierte Darstellung der einzelnen indischen Missionsgebiete und ihrer sehr verschiedenartigen Bedingungen und Erfolge; es wird nach unserm Gefühle zu summarisch über die neueren Missionsunternehmungen berichtet. Es stört uns außerdem, daß der doch wahrlich nicht unerheblichen und noch weniger ungesegneten Arbeiten der deutschen Mission nur beiläufig Erwähnung geschieht. Aber abgesehen von diesen Mängeln ist das Buch eine ebenso interessante wie lehrreiche Lektüre. Es wird immer nur in großen Zügen erzählt, die Wendepunkte und die epochemachenden Ereignisse in den Vordergrund gestellt. Dadurch wird die Darstellung ungemein anregend. Besonders die erste Hälfte des Buches, die ältere Missionsgeschichte von der Zeit des Pantänus an und die politische Entwickelung Indiens bis in die Neuzeit skizzierend, ist durch ihre sorgfältige Beherrschung der einschlägigen Literatur hervorragend. Nach einer geistreichen Einleitung wird in sechs Abschnitten die griechische, die alte römische, die jesuitische, die englische und die nordamerikanische Missionsarbeit geschildert. Daran schließen sich drei Kapitel über die Methode der Mission, ihre Resultate und ihre Aussichten. Den Schluß macht eine erbauliche Sammlung von Missionsgebeten. Das Buch ist aus einem Cyklus von Missionsvorträgen hervorgegangen, welche unter dem Namen Graves Lectures seit 1864 von Zeit zu Zeit in Whitehall in Nordamerika stattfinden, und die im Oktober 1893 Georg Smith übernommen hatte. Richter.

12. **Adriani**: Sangireesche Spraakkunst (Leiden, 1893, 288 S.) ist eine bemerkenswerte Doktorarbeit eines jungen Mannes, welcher gleich im Vorbericht den Missionaren auf den Sangi-Inseln, besonders dem Fräulein E. Steller für viele literarische Beihilfe dankt. Es wird in dieser Grammatik die Mundart von Manganitu, also dem mittleren Orte der Insel Sangi behandelt und die Schreibart der Wörter in der von Fräulein Steller entworfenen Form beibehalten. Außer den in der A. M. Z. 1891, 449 genannten Bibelteilen in der Sangi-Sprache und den daselbst 1893, 126 erwähnten Büchern, welche von Missionaren verfaßt sind, ist noch angeführt: E. T. Stellers Übersetzung des Lutherischen Katechismus 1871, neu 1889 und 1891, Bybelsche Geschiedenis des C. J. M. L. Schröder, Missionars zu Tabukan, nördlich von Manganitu 1871, F. Kellings Übersetzung des biblischen Geschichtshandbuches des Prof. Doede 1890, Fräulein E. W. J. Steller zu Maganitu, Heidelberger Katechismus 1891, Christlicher Almanak 1893. Da ich der Sangi-Sprache nicht mächtig bin, so sei hier keine Beurteilung dieser interessanten Sprachlehre des N. Adriani gegeben, aber auf dies Werk als auf ein Denkmal der Sangi-Mission hingewiesen. Der Verfasser ist nun nach Posso im mittleren Celebes zur Sprachforschung abgereist. Wallroth.

Erklärung.[1])

Um den Leser in den Stand zu setzen, sich über die Stichhaltigkeit des S. 94 Z. 17 v. o. ff. erwähnten Grundes ein angemessenes Urteil zu bilden, glaube ich mitteilen zu müssen, daß die Arbeit an dem neuen Missionsatlas mir seit 1889 eine moralische Verpflichtung ist. Sie wurde unterbrochen durch die Reise nach Indien und durch eine Reihe von Arbeiten, die mit letzterer zusammenhingen. Um endlich ungestört an den Atlas zu kommen, entschloß ich mich, durch Veröffentlichung eines Bandes über die Ergebnisse meiner Reise mir Raum zu schaffen. Die dazu bestimmte Zeit aber wurde durch die unerwartete Arbeit an Gunderts Handbuch in Anspruch genommen, die mir der nun heimgegangene, teure Mann von seinem Sterbelager aus auf die Seele binden ließ, und die ich — wie man mir nachfühlen wird — nicht ablehnen durfte. Dazu wurden mehrere Wochen infolge dringender Bitte des Herausgebers dieser Zeitschrift auf die Bearbeitung der Rundschau (Nov. und Dez. v. J.) verwendet, so daß nun nur noch eben Zeit blieb, die vorhandenen Arbeiten einigermaßen für die Veröffentlichung zuzurichten, nicht aber sie nebst anderem Material einheitlich zu verarbeiten. Dem Atlas durfte ich unmöglich nochmals fast ein ganzes Jahr entziehen.

Ferner bitte ich die Leser, nicht zu übersehen, daß ich in meinem Buche durchaus nicht habe „ein Gebäude" (S. 95 Z. 3 v. o.) geben wollen. Ich habe nur einigermaßen zugerichtetes Material zusammengetragen. Das Fundament konnte bei dieser Gelegenheit nur skizzenhaft angedeutet werden, wie in meinem ersten Vortrage, S. 3 (vgl. S. 176) geschehen ist. Darf ich einmal an die Bauarbeit selbst gehen, so soll auch die exegetische Grundlegung zu ihrem vollen Rechte kommen. R. Grundemann.

[1]) Gern gebe ich dieser Erklärung ohne jede Gegenbemerkung meinerseits Raum.
Der Herausgeber.

Mohammedanismus und Christentum im Kampfe um die Negerländer Afrikas.

Von A. Merensky.

Die Aufmerksamkeit der christlichen Welt ist in unseren Tagen ganz besonders auf Afrika und seine Völkerwelt gerichtet, und das mit Recht; denn Afrika bietet jetzt nicht etwa nur gewöhnlicher Neugierde Neues, etwa Berichte dieses oder jenes abenteuernden Reisenden, sondern es birgt in seinem Schoße weltbewegende Fragen, welche unsere Teilnahme im höchsten Maße verdienen.

Abgeschlossen von den Kulturvölkern haben die afrikanischen Völker an der Kulturbewegung der Welt nicht teilnehmen können, und nachdem höher stehende Völker endlich die Wege zu ihnen gefunden, haben diese unter ihnen mit Mord und Brand gewütet. Von Norden her drangen in dieser Weise die Mohammedaner vor, und seit Jahrhunderten haben dann Christen an den Küsten und von den Küsten aus sie untertreten. Trotzdem nun endlich die Europäer erkannt haben, daß die Afrikaner zu Besserem berufen sind, als dazu, einem elenden Sklavenlose zu verfallen, trotzdem jetzt endlich nicht nur die christliche Mission an der Hebung der afrikanischen Völker arbeitet, sondern auch der von Christen geführte Handel und die von ihnen ausgehende Kolonisation sich bemüht, den Anforderungen der Menschlichkeit gerecht zu werden, und man von dem Zusammenwirken dieser Kräfte Gutes für die Entwicklung der Afrikaner hoffen kann, droht Afrika von der anderen Seite aufs neue ernsteste Gefahr. Der alte Erbfeind christlichen Glaubens und christlicher Kultur, der Islam, der aus Europa schon fast verdrängt ist und aus seinen alten Stellungen am Mittelmeere mehr und mehr vor christlichen Einflüssen sich zurückziehen muß, während in Asien seine freie Entwicklung und Ausbreitung gehemmt erscheint, erhebt in Afrika sein Haupt aufs neue, breitet sich hier mit seiner alten Waffe, dem Schwerte, aus und will sich seine Beute nicht entreißen lassen. Um Afrika ist zwischen dem Mohammedanismus und dem Christentum ein Kampf entbrannt vom Nil bis zum Senegal, vom Kongo bis zur Ostküste, der von der höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung ist.

Tief muß man es beklagen, daß es dem Christentum nicht gelungen ist, die Völker des innern Afrika zu erreichen, ehe der Islam die Wege

verlegte, die dorthin führen. Der Siegeslauf, in dem der christliche Glaube während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den ganzen Nordrand Afrikas eroberte, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Nicht nur war Ägypten um 400 nach Christus ein christliches Land geworden, in welchem die theologischen Wissenschaften blühten, sondern das Christentum hatte sich von hier aus auch bis zum Kap Gardafui verbreitet. Das afrikanische Alpenland an den Quellen des blauen Nil, Abessinien, hatte das Christentum angenommen, und die heilige Schrift war in die abessinische Gheez-Sprache übersetzt worden. Ja es drang noch tiefer in die dem Äquator näher liegenden Gebiete ein, wie Spuren beweisen, die man noch heute in den Landschaften Susa und Kaffa findet. Selbst Kordofan und Darfur wurden christianisiert. In jenen Zeiten waren auch die Länder am Nordrande Afrikas im wesentlichen christliche Länder, in denen es vor der Zeit der mohammedanischen Herrschaft 750 Bistümer gab. Die Namen der Kirchenväter Tertullian, Cyprian, Augustinus lassen es uns nicht vergessen, daß hier, wo der Islam später jede Spur des Christentums verwischte, einst christliches Leben und christliche Gelehrsamkeit blühten. Selbst die Berberstämme nahmen damals den Christenglauben an; noch heute findet sich bei einigen Stämmen das Wort „Messia", jetzt als Bezeichnung Gottes gebraucht, und das Christentum drang von hier aus bis an die Grenze der Negervölker vor. In Timbuktu zeigt man Steinbauten, die aus einer christlichen Zeit stammen sollen, ja selbst das Land Moßi am mittleren Niger wird von den Portugiesen des 15. Jahrhunderts als ein Land bezeichnet, in dem christliche Einflüsse und Ceremonien noch Geltung hatten. Vermutete man doch damals in Portugal, daß hier das vielgesuchte Reich des fabelhaften Priester Johannes gefunden sei.[1]) Auch fand man an der Guineaküste, in der Nähe von Kamerun, kupferne Kreuze, die Häuptlinge als hoch geachteten Schmuck trugen, von denen die Sage ging, daß man bei jeder Thronbesteigung sie aus einem weit entfernten Lande, vielleicht ist Darfur gemeint, durch Gesandte holen lasse. Doch das sind schwache Spuren davon, daß etwas christlich gefärbter Aberglaube auch unter Negerstämmen Eingang gefunden hatte. Das Christentum selbst hat sich in Afrika, ehe der Islam dort erobernd auftrat, wohl unter den dort wohnenden semitischen und hamitischen, vielleicht auch unter einigen nilotischen Stämmen verbreitet, aber zu den Negern ist es in reinerer Gestalt niemals vorgedrungen.

---

[1]) Siehe H. Barth, Reisen IV, 621.

Der durch Lehrstreitigkeiten, Bilderdienst und Werkheiligkeit veräußerlichten und erstorbenen afrikanischen Kirche trat der Islam in der feurigen Jugendkraft seines Fanatismus entgegen. Schnell genug gelang es den Arabern, die nördlichen Länder Afrikas zu erobern. Sie waren hier in ihrem eigensten Gebiet, Land und Klima waren dem ihrer Heimat ähnlich. Von Ägypten ausgehend, welches schon acht Jahre nach dem Tode Mohammeds durch Omar erobert wurde, verbreitet sich die Herrschaft der Araber in weniger als hundert Jahren über ganz Nordafrika. Auch die Wüstenbewohner, die Tuaregs, nehmen den Islam an und werden von seinen Bekennern triumphierend „Verleugner des Glaubens“ genannt. Im vierten Jahrhundert der Hedschra, also um das Jahr 1000, finden wir schon am Südrande der Sahara mohammedanische Kalifate. Westlich vom Tsad-See entstehen die Reiche Bornu und Sonrhai, während die östlich vom Tsad gelegenen Gebiete Darfur, Wadai, Baghirmi, erst später dem Islam unterworfen werden. Indes gelang es diesen Reichen nicht, dem neuen Glauben in weiter Ausdehnung unter den Negervölkern Eingang zu verschaffen. Erst mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, also zu der Zeit, da Napoleons Faust die Staatenbildungen des alten Europas zerschlug oder ängstete, beginnt hier das epochemachende Auftreten der Fulbe oder Fellata.

Dieser merkwürdige Stamm ist der Hauptträger des Mohammedanismus in den Negerländern geworden. Er gehört nicht den eigentlichen Negerstämmen an, sondern scheint den Somalistämmen nahe verwandt zu sein. Indessen haben die Fulbe mit Negern sich vielfach vermischt, die am Senegal wohnenden sind hellfarben und haben den ursprünglichen Typus des Volkes am besten bewahrt, während die weiter östlich in der Gegend des Tsad-See sitzenden eine dunkle Färbung zeigen. Einem Scheich Osman gelang es, unter ihnen eine religiöse Bewegung hervorzurufen und sie für Reinigung des Glaubens zu begeistern. Von ihm fanatisiert, griffen sie zu den Waffen und unterwarfen sich die umliegenden Heidenländer in entsetzlich verwüstenden Kriegen. Bei seinem Tode teilte Scheich Osman das Reich unter seine Söhne, wodurch die Reiche Gando und Sokoto entstanden. Seither haben die Fulbe ihre Eroberungszüge nach Westen, wo sie 1850 am Senegal das Reich der Toucouleurs gründeten, und nigerabwärts, wie den Benue aufwärts ausgedehnt. Das von ihnen hier unterworfene Land Adamaua liegt zum Teil in der deutschen Interessen-Sphäre, ja im Jahre 1848 haben berittene Fulbescharen bei Kamerun bereits das Meer erreicht.

Überall wo dieses merkwürdige Volk ein Land einnimmt, wird es

seßhaft und gründet Kolonien von Ackerbauern. In dieser Art des Vordringens hat es ein Vorbild an dem einstigen Eingreifen der christlichen Deutschen in die Geschicke der heidnischen Wendenländer und ein Gegenbild an dem Vorgehen der Kap-Buren im Süden. Nur daß der Fanatismus der Fulbe heißblütiger ist als der dieses zum großen Teil aus Niederdeutschen bestehenden südafrikanischen christlichen Kolonialvolkes.

Wie bedrohlich selbst an der äußersten westlichen Küste Afrikas das Vordringen des Islam sich gestaltet, ist den Europäern neuerdings klar genug zum Bewußtsein gekommen, da hier ein mohammedanisches Reich unter Almani Samari in den achtziger Jahren entstand, welches den westafrikanischen Kolonialbesitz Frankreichs und Englands bedroht. Schon sind hier zwei der tüchtigsten und begabtesten Negervölker, die Djolofs und die Mandingos, zum großen Teil dem Islam verfallen. Schon ist er überall an die Grenze der uns bekannten Küstengebiete vorgerückt, an die Grenze Liberias, des Aschantilandes, des Togogebiets, Dahomeys, während er am Nigerdelta das Meer erreicht hat. Und im Hinterlande von Kamerun dringen seine fanatisierten Anhänger Jahr für Jahr aufs neue gegen die noch unabhängigen Negerstämme vor.

Die Küstenstämme widerstehen ihm, weil sie den Zwischenhandel nicht aus ihren Händen geben wollen, und im Innern halten sich in den Gebirgen noch überall kleinere oder größere Völkerschaften, während sein Vordringen nach dem Kongo-Becken dadurch erschwert wird, daß die afrikanische Tropenwelt, wo sie den Charakter der Wüste verliert, dem Pferde Verderben bringt. Aber dennoch müssen wir zugestehen, daß das ganze Nigergebiet, sowie die Gegenden am oberen Nil in Gefahr stehen, in nicht zu langer Zeit eine Beute der mohammedanischen Eroberer zu werden.

Wenden wir unseren Blick dem Osten zu, so zeigt sich hier ein beständiges Vordringen neuer vom Islam begeisterter Scharen aus Arabien, der Völkerquelle. Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, und nach ihm andere Schismatiker sind von hier aus hinübergezogen nach den afrikanischen Küsten, haben das Somaliland kolonisiert, das Christentum der Küstenplätze vernichtet, aus den Eingebornen fanatische Anhänger ihres Glaubens gemacht und diesen in dem Innern nach Vermögen ausgebreitet. In diesen Ländern aber trotzte der Sturmflut das christliche Abessinien. Wenn auch das Christentum dieses Landes verknöchert, entgeistigt und mit heidnischen wie jüdischen Unsitten durchsetzt erscheint, so müssen wir doch für die göttliche Fügung dankbar sein, daß diese Felsenburg nicht in des Feindes Hände fiel. Freilich hat noch in unserer Zeit

der Islam Grenzvölker dieses Landes gewonnen; die von hier südlich wohnenden Galla erliegen seinem Einfluß mehr und mehr. Aber noch finden sich hier Spuren des Christentumes in Gebieten, die wir gewohnt sind als heidnische oder mohammedanische anzusehen. In der Landschaft Kaffa fanden italienische Reisende (Dr. Chiarini und Gonia) runde Kirchlein, deren Spitze ein aus Straußeneiern gebildetes Kreuz krönte, und ein Wächter oder Priester rief dem Fremdling zu: „Küsse die Schwelle, dies Haus ist dem heiligen Immanuel geweiht.“ Und noch weiter südlich zeigte man Stätten früherer Kirchlein und sagte, daß solche Stätten den Namen Golgatha trügen. Doch hat an dem südlich gelegenen Teil der Ostküste in früheren Jahrhunderten der Islam darauf verzichtet, sich in das Innere auszudehnen, obwohl der Verkehr Arabiens mit diesen Küsten von grauer Vorzeit her datiert. Hat man doch mit höchster Wahrscheinlichkeit das salomonische Ophir im Innern des Sofalalandes zu suchen, und wird uns doch später in der ptolemäischen Zeit viel von den Handelsverbindungen berichtet, die von Ägypten und Arabien aus nach dem fernen Süden unterhalten wurden.

Erst um das Jahr 1000, also zur selben Zeit, da am Tsad-See das Reich Bornu erstand, finden wir in dem südlichen Teil der ostafrikanischen Küste das Sultanat Kiloa, und diese Stadt gelangte zu so hoher Blüte, daß sie einst 300 Moscheen aufzuweisen hatte, und wie Kiloa die Königin des Südens war, so war Mukdischa, nördlich von Mombas gelegen, die Königin des Nordens. Ihre Ruinen zeugen noch heute von ihrer einstigen Pracht. Andere Häfen waren von minder wichtigen Städten besetzt. Es befremdet, daß die Araber in jenen Jahrhunderten nicht größere Reiche im Innern von Ostafrika gegründet haben, denn immer neue Einwanderer strömten von Arabien herbei. Mag auch der kriegerische Sinn der Eingebornen Erfolge nach dieser Seite hin vereitelt haben, so ist wohl die Ursache für diese Erscheinung vornehmlich in dem Umstand zu suchen, daß damals Sklaven, Elfenbein, selbst Gold in reichster Menge hier schon an der Küste eingetauscht werden konnten, daß also die fremden Händler abenteuerliche Züge in das Innere nicht zu unternehmen brauchten, um in den Besitz dieser begehrten Reichtümer zu gelangen. Die meisten kehrten wohl früher oder später nach ihrem alten Heimatland zurück.

Später erscheinen hier die portugiesischen Flotten, wodurch die Küstenplätze in Besitz der christlichen Macht kamen und damit dem weiteren Umsichgreifen der mohammedanischen Macht zeitweilig hier ein Ziel gesetzt wurde. Freilich hatte auch die portugiesische Herrschaft nirgends festen

Bestand. Im Süden dringen bald die wilden menschenfressenden Wasimbavölker auf sie ein, und um die nördlichen Plätze müssen die Christen jahrhundertelang mit den Wikingern des Ostens, den Ohmajiden von Maskat, kämpfen. So finden wir endlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Herrschaft über den wichtigsten Teil der Ostküste in den Händen der Herrscherfamilie Abu Saidi von Maskat, welche 1840 in Sansibar sich einen festen Stützpunkt schafft und von hier aus die Herrscherfamilien von Pata und die Mßara von Mombas unterwirft.

Damit war der Zeitpunkt für den Islam gekommen, sich in das Innere auszudehnen. Bald finden wir die Karawanenstraßen belebt, die nach den Seen führen. Schritt für Schritt erobern die arabischen Sklavenhändler Terrain. Sansibar ist zum Weltmarkt geworden, wo Englands, Amerikas und Indiens Waren stets Absatz finden, wohin aus dem Innern Elfenbein in Menge und Sklaven in größten Scharen alljährlich zu Markte kommen. Von 1862 bis 1867 wurden von hier, also in fünf Jahren, 100000 Sklaven ausgeführt.

Als Händler ziehen die Araber in das Innere, geleitet von bewaffneten Sklavenhaufen, an fruchtbaren Orten lassen sie sich nieder, durch Sklavenkauf und Sklavenraub vermehren sie die Zahl ihrer Kriegsgesellen, durch Kriege erweitern sie ihren jeweiligen Machtbereich. So werden aus Sklavenhändlern Sklavenkönige vom Schlage Tippu-Tips und seines Sohnes Sefu, und dem neuerdings oft genannten Rumalisa am Tanganyika-See. Bald ist in Tabora ein Centrum arabischer Macht geschaffen. Gegen Ende der sechziger Jahre sind die besten Stellungen am Tanganyika in ihren Händen. Nyangwe am Kongo wird 1870 von ihnen erreicht, und von den besetzten Centren aus drängen sie bald den Kongo abwärts, suchen Fühlung mit den von Ägypten aus vordringenden Glaubensgenossen und dringen vom Nyaßa und dem Südende des Tanganyika unaufhaltsam west- und südwestwärts vor. Entsetzlich sind die Greuel, die dieses Vorschreiten des Islam in den genannten Gebieten begleitet haben. Erinnert sei nur an das, was Livingstone in Nyangwe erlebte, wo die Araber plötzlich die Volksmenge überfielen, die im guten Vertrauen dort zum Markt zusammengekommen war, und die wehrlosen Leute niedermetzelten oder zu Gefangenen machten. Erinnert sei nur daran, daß Stanley am Kongo in einem arabischen Lager 2300 gefangene Weiber und Kinder fand und berichtet, daß 118 Dörfer mit der gesamten männlichen Bevölkerung vernichtet worden waren, um diese Anzahl von Gefangenen zu machen. Erinnert sei daran, daß Wißmann erzählt, wie er bei seiner ersten Durchquerung Afrikas die Baßonge kennen lernte, ein

ackerbauendes Volk, welches in hübschen Dörfern inmitten prächtiger Bananenpflanzungen wohnte, und wie er bei seiner zweiten Reise dort nichts mehr fand als Trümmerstätten in einem verwüsteten Lande. Die Greuel, die an den halbverschmachtenden Gefangenen auf dem Wege nach der Küste verübt werden, kommen hinzu, und es entsteht ein Bild von Blut, Jammer und Elend, das sich überall und immer wiederholt, welches Livingstone zu dem Seufzer veranlaßte: „Ich rufe Gottes Segen auf jeden herab, der mit dazu beiträgt, diese offene Wunde der Menschheit zu heilen!"

Volle acht Jahrhunderte ist der Islam in seinem Vordringen in Afrika, in seinen Angriffen auf die afrikanische Völkerwelt durch kein Eingreifen irgend einer europäischen Macht gehemmt worden. Erst während des 15. Jahrhunderts erscheinen endlich an der West- und Ostküste Afrikas christliche portugiesische Flotten.

Es war höchste Zeit, daß dies geschah. Die verbesserte Schiffahrt leitete soeben einen erhöhten Verkehr der Ostküste Afrikas mit Asien ein, und 1527 war Abessinien thatsächlich in Gewalt der Mohammedaner. Ein Verwandter des Vasco da Gama, Christoph da Gama, aber landete mit 400 Portugiesen in dem jetzt viel genannten Hafen von Massaua, er selbst fiel im Kampfe, aber seine Leute rächten ihres Führers Tod und vertrieben die Mohammedaner aus dem Lande. Auch an der Ostküste wurde die Macht des Islam zeitweilig gebrochen. Freilich zeitweilig nur. Portugal zeigte sich unfähig, die ihm hier gestellte große Aufgabe zu erfüllen. Es fehlte ihm die sittliche Kraft dazu. Bestechlichkeit, Untreue und Ausschweifung herrschten bei vornehm und gering. Gegen die Mauren, wie man auch hier die Araber nannte, verfuhr man grausam und verräterisch, aber auch die Eingebornen machte man sich nicht zu Freunden. Der Sklavenhandel, den Portugal dort erst recht zur Blüte brachte, erwies sich auch hier wieder als ein Fluch für die, so ihn betreiben. Schon im vorigen Jahrhundert ist hier Macht und Einfluß Portugals geschwunden; nur an einzelnen Punkten wehte seine Flagge noch über einem vereinsamten Fort.

Eine neue Ära des Eingreifens christlicher Mächte in die Geschicke Afrikas bricht mit dem Feldzuge Napoleons nach Ägypten, mit der Schlacht bei den Pyramiden an. Bald weigern sich die christlichen Mächte, den Raubstaaten Nordafrikas noch länger Tribut zu zahlen und endlich wird besonders durch Frankreichs Eingreifen in Algier ihre Macht gebrochen. Im Interesse des Christentums und im Interesse auch der Negervölker Afrikas muß man es wünschen, daß Marokko an Spanien,

Tripolis an Italien kommen, und Algier, Tunis und Ägypten in französischen und englischen Händen bleiben mögen. Im letztgenannten Lande hat die Eröffnung des Suez-Kanals dazu dienen müssen, daß die politische Macht hier und auch weiter im roten Meere in christliche Hände kam. Diese Kämpfe der Europäer in Nordafrika haben viele Kräfte des Islam beschäftigt, die sonst frei gewesen wären und mitgewirkt hätten im Kampfe gegen die Eingeborenen des Innern, und besonders ist die sittliche Wirkung der Thatsache nicht hoch genug zu veranschlagen, daß die Christen nun im Norden von den Wüsten eine drohende Machtstellung eingenommen haben. Hat doch der fanatisierte Islam unter dem Mahdi in seinem Vordrängen nilabwärts eine sich vom Innern Afrikas zurückziehende Bewegung einschlagen müssen. Welche Macht des Fanatismus hat sich hier bei Chartum, bei Wadi-Halfa, bei Suakim, bei Kassala, und neuerdings bei Argodat in den Kämpfen gegen die Engländer und Italiener ausgetobt und den Kopf zerschellt im Ansturm gegen europäisch geschulte Truppen!

Auch an den Quellen des Nils ist England in Uganda die Aufgabe zugefallen, der Weiterentwicklung der arabisch politischen Macht entgegenzutreten. Bei der Spaltung des christlichen Teils der Waganda in eine römische und protestantische Partei wäre dies Land schon jetzt eine Beute der Mohammedaner, die auch ihrerseits einen Teil der Bevölkerung gewonnen haben, wenn nicht englische Führung, englische Waffen und eine kleine Anzahl farbiger in englischen Diensten stehender Soldaten den christlichen Parteien Halt und Siegesmut gegeben hätten.

Auch an der Westküste deckt die englische Flagge einige Küstenstriche, Sierra Leone und die Goldküste, sowie den unteren Niger, während Frankreich am Senegal und oberen Niger durch das Vordringen der Mohammedaner in diesen Gebieten gezwungen wurde, mit Aufwand von vielem militärischen Geschick sein Gebiet Jahr für Jahr nicht zu verteidigen, sondern zu vergrößern. Die Vorpostengefechte zwischen der christlichen Kolonialmacht und den mohammedanischen Völkerschaften nehmen hier kein Ende, und die eben erfolgte Einnahme von Timbuktu wird nur ein Signal zu neuen Kämpfen sein.

Von besonderer Bedeutung für das Geschick der Negerstämme Innerafrikas ist aber die Gründung des Kongostaates. Providentiell war die Entdeckung des oberen Kongo durch Livingstone, die seines unteren Laufs durch Stanley. Providentiell war der Umstand, daß ein edler Fürst, der König der Belgier, die Protektion und Fundierung des fremdartigen Unternehmens mit fürstlicher Freigebigkeit übernahm. Wenn diese Er-

eignisse nicht eingetreten wären, so hätten die Araber auch diese nächst dem Nil wichtigste Wasserstraße Afrikas heute in ihrer Gewalt, und hätten damit eine Stellung gewonnen, die nahezu unangreifbar war. Die heißen Kämpfe des Kongostaats, an den Stanleyfällen und um Nyangwe mit den bekannten arabischen Sklavenkönigen haben bereits jahrelang gedauert. Es scheint aber, daß die drohende Gefahr hier überwunden ist. Und auch nach dem Nil sind die Belgier vom Kongo aus vorgedrungen. Die Expedition v. Kerkhovens, jetzt seines Nachfolgers Baert, hat allen Schwierigkeiten zum Trotz eine Vorpostenstellung gegen die südlichsten Posten des Mahdi geschaffen.

Zuletzt ist Deutschland in die Reihe der Mächte eingetreten, die berufen sind, ihren Schild über die bedrohten Eingebornen Afrikas zu decken. Unsere Stellung in Kamerun ist gerade in dieser Hinsicht von hoher Bedeutung. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß das hier von uns beanspruchte Hinterland sich wie ein Keil hineinschiebt zwischen die mohammedanischen Sultanate und die von ihnen gehetzten Negerstämme. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist es, daß die Ostküste infolge des Vorgehens unseres Vaterlandes nun vollständig unter dem Einfluß christlicher Mächte steht. Die Küste des Somalilandes beansprucht Italien, die des Gallalandes England, das auch Wacht zu halten hat an dem über Mombas in das Innere führenden Handelswege, wie es auch zum Krankenwärter oder Aufseher des Sultans von Sansibar gesetzt ist. Die wichtigsten Thore Ostafrikas aber, die Sansibar gegenüberliegenden Häfen, sind in unserer Hand. Der Aufstand der Küstenaraber wurde durch Major v. Wißmanns Energie und militärische Begabung niedergeschlagen, und mehr und mehr befestigt sich die deutsche Herrschaft an der Küste und den wichtigen Centralpunkten des Innern. Weshalb Deutschland in Ostafrika eingreifen mußte, erkennt man erst im Lichte der Frage, ob der Islam oder das Kreuz triumphieren soll in Afrika.

Und in dem mächtig emporstrebenden, ungeahnt schnell sich entwickelnden Südafrika erstarkt eine selbständige afrikanisch christliche Macht, die in diesem Kampfe für das Christentum ein Rückhalt werden wird, der in weiter Ausdehnung den Sieg ihm sichert. In dem christlichen Südafrika, dessen verschiedene Staatenbildungen von einer halben Million weißer und von fast ebensoviel eingebornen farbigen Christen bewohnt sind, sehen wir ein Gegenbild der mohammedanischen Macht, wie sie in Nordafrika dem Vordringen des Islams in das Innere einen Rückhalt bot. Nur ist die christliche Schöpfung im Süden jugendfrisch und lebenskräftig, während im Norden die mohammedanischen Staatenbildungen

geschwächt erscheinen, und neue Kraft von ihnen kaum noch ausgehen wird. Der Blick auf die Stellungen, welche die christlichen Mächte in Afrika eingenommen haben, zeigt uns ein Walten Gottes, das uns die Rettung der dunkelfarbigen Stämme Afrikas aus den Händen Mohammeds verbürgt.

Doch Islam und Christentum treten auf diesem Kampfplatz nicht nur in der Gestalt politischer Gewalten auf. Es sind geistige Mächte, die hier um die Herrschaft ringen, und dieser Umstand ist es, der dem Kampfe dieser Gewalten um die Negervölker Afrikas erst seine Bedeutung giebt. Die äußere Macht geht von Hand zu Hand auf Erden, ihre Träger wechseln, ohne daß von ihrem Thun das innere Leben der Völker in jedem Falle beeinflußt würde. Anders ist es mit den geistigen Potenzen, die das innerste Herz der Menschheit berühren und bewegen. Sie sind die eigentlich treibenden Kräfte bei der Entwicklung der Völker, die sie einer glücklichen, ja glänzenden Zukunft, oder aber dem Untergange früher oder später entgegenführen. Bei dem Kampf von Islam und Christentum um Afrika handelt es sich um den Kampf der beiden Hauptreligionen der Erde und damit um die durch den Sieg der einen oder der anderen Macht besiegelte Zukunft der afrikanischen Völker.- Der Islam tritt als geistige Macht uns in dem Vordringen der mohammedanischen Völker, die durch ihn zusammengehalten und begeistert dem von ihm vorgesteckten Ziel zustreben, entgegen. Ja, man kann sagen, daß er mehr als irgend eine andere Religion es versteht, seinen einzelnen Anhänger zu seinem begeisterten Vertreter und zum Kämpfer für seine Ausbreitung zu machen. Jeder Mohammedaner tritt in einem gewissen Maße ein für seinen Glauben! Über welches Heer von Missionaren gebietet er aus diesem Grunde! Wenn auch unter den Anhängern, die er neu aus dem oder jenem Stamm erwirbt, viel halbe und laue Seelen sich finden, so muß man doch jeden wirklichen Araber oder direkten Abkömmling von Arabern, dem man in Afrika begegnet, sei er Beamter, Kaufmann, oder abenteuernder Händler im Innern als einen Parteigänger seines Propheten ansehen. Und unter den zehntausenden dieser Leute finden wir wieder hunderte und tausende, die durch die glücklich zurückgelegte Wallfahrt nach Mekka, das vom nördlichen und nordöstlichen Afrika aus ja leicht erreichbar ist, zu Hadjis geworden sind, deren Würde sie zur Ausbreitung ihres Glaubens besonders verpflichtet und befähigt. Am blauen Nil haben solche Pilger einen eignen Staat, die Republik Gallabat, gegründet, von der nach allen Seiten Kraft ausging zu Diensten Mohammeds.

Nordafrika ist in unserer Zeit der eigentliche Sitz mohammedanischer fanatisierter Glaubenskraft. In Kairo befindet sich die berühmte Koranschule El-Azher, deren Zöglinge im äquatorialen Afrika als Lehrer und Geistliche überall thätig sind. Und in der Libyschen Wüste hat der Orden der Snussi, ein mohammedanischer Jesuitenorden, seine Hauptsitze. Der Gründer dieses Ordens hieß Sidi Mohammed Snussi, der auf der Jupiter Ammon-Oase, jetzt Siuah genannt, sein Hauptkloster gründete. Er reformierte den Islam und hat unzählige Schüler in vielen Klöstern zerstreut; die Zahl derer, die im weiteren Sinn dem Snussi-Orden angehören, soll 1½ Millionen betragen. Der Orden steht unter einem Ordensgeneral, dessen Würde erblich ist, er wird Khalifa genannt. Ihm sind die Untergebenen zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet. Die Ordensglieder leben streng asketisch, sie meiden selbst Kaffee und Tabak. Sie scheinen dem Satz zu huldigen: „Der Zweck heiligt die Mittel,“ Gift und Dolch werden als Waffen nicht verschmäht. Dabei gebietet er über reiche Mittel, über Landbesitz und Geld. Einflußreiche Stellen bringt er in die Hände von Ordensmitgliedern, durch Schulen sichert er sich seine Stellung beim aufkommenden Geschlecht, und hat es auf diese Weise in der kurzen Zeit eines Menschenalters erreicht, ganz Nordafrika und im Süden Bornu, Wadai und Sokoto in seine Gewalt zu bekommen. Auch Deutschland sollte in Ostafrika die Augen in bezug auf den Snussi-Orden offen haben.

In anbetracht der gewaltigen Mittel, über die der Islam verfügte und noch verfügt, muß man die Frage stellen, wie es gekommen ist, daß er nicht ganz Afrika schon längst unter seinen Einfluß, ja seine Herrschaft gebracht hat. Die Veranlagung der Neger ist für die Ausbreitung einer neuen höherstehenden Religion entschieden günstig. Den Negern und Bantu-Negern genügt ihre animistische, spiritistische Religion nicht mehr, sie verlangen nach neuem. Sie verlangen auch nach einem gewissen Maß sonstiger Bildung, z. B. erlernen sie leicht und gern die Kunst des Lesens und des Schreibens. Da sollte man meinen, daß der Islam bei ihnen nur zu leichten Eingang finden sollte. Er steht, wie das afrikanische Heidentum im Grunde auch, auf dem Boden des Monotheismus. Er kommt dem Verlangen entgegen nach einem Mittler zwischen Gott und Menschen, das auch bei den Afrikanern erkennbar ist, indem er die Mittlerschaft seines Propheten anbietet. Er bringt ein Buch, als Quelle tieferer Erkenntnis. Dabei stellt er leichte Bedingungen für Erlangung des Heils, macht dem Fleische Konzessionen und verheißt als Lohn seinen Anhängern die Freuden eines Paradieses, wie es der Phantasie des Südländers entspricht. Seine An-

nahme führt an den Rand einer Welt, die dem armen Afrikaner wie ein Märchenzauber von Pracht und Glück erscheinen mag. Trotzdem sind zwölf Jahrhunderte vergangen, seit der Islam Eingang fand in Afrika, und er hat Afrika nicht erobert, obwohl er im Innern überall seine ganze Macht entfalten konnte, ohne daß dort, abgesehen von der neusten Zeit, christlicher Einfluß ihn in seinem Lauf gehindert hätte. Wir sehen die Ursache für diese merkwürdige Erscheinung in den Beziehungen, in denen bei den Mohammedanern die äußere Gewalt zum Islam und zur Ausbreitung des Islam steht. Beides steht und fällt miteinander, dringt miteinander vor und geht miteinander auch wieder zurück. Der Neger liebt die Fremdherrschaft nicht, wo er sie aber haßt und bekämpft, da haßt und bekämpft er auch den Glauben ihrer Vertreter. Den Vertretern des Islam aber stand ihr Vorteil, der Gewinn, den die Unterdrückung der Eingebornen bringt, höher als die Ausbreitung ihres Glaubens. Hätte man die Völker Afrikas durch die Macht geistiger Waffen unter gütigem Entgegenkommen zu Mohammedanern gemacht, so waren sie Glaubensgenossen, gleichberechtigte Brüder, die man nicht mehr berauben, zu Sklaven machen, oder als Sklaven zur Arbeit ausnutzen konnte. So hat der Islam unter den Negern sich nur langsam auf dem Wege eines länger andauernden Entwicklungs-Prozesses ausbreiten können. Das mohammedanische Küstenvolk der Ostküste, die Suaheli, ist dadurch entstanden, daß im Verlauf von etwa tausend Jahren sich mohammedanische Nachkommen von Sklaven der Araber zu einem Volk zusammenschlossen, welches sich sogar eine eigene mit arabischen Wörtern durchsetzte Sprache geschaffen hat. Weiter im Innern bei den Wanjamuesi und bei den zwischen dem Tanganyika und dem oberen Kongo sitzenden Manjuema, wie bei den südlich vom Rovuma wohnenden Yao vollzieht sich ein ähnlicher Vorgang. Erst wurden diese Völker von arabischen Sklavenjägern gehetzt, dann erholten sich die Volksreste, schlossen sich als Helfer und Bundesgenossen ihren früheren Drängern an und kamen damit unter den geistigen Einfluß des Islam, den sie teilweis angenommen haben. Etwas schneller nahm ein Teil der Waganda den Islam an, weil ihm hier die religiöse Bewegung zu statten kam, die durch das Eingreifen der christlichen Mission das Volk ergriff. Im Westen ist die Entwicklung der mohammedanisch gewordenen Negerstämme eine ähnliche gewesen. Nur ist die Thatsache festzuhalten, daß auch die dem Namen nach mohammedanischen Stämme dem Islam nur, wie Rohlfs sagt, bis zu einem gewissen Grade huldigen.

Der geistigen Macht des Islam muß das Christentum als geistige

Macht entgegentreten. Da befindet sich nun das Christentum in einer Hinsicht in bestimmtem Nachteil. Wenn der Islam, wie wir vorhin sahen, von seinen Anhängern mehr oder weniger entschieden, ja in begeisterter Weise vertreten wird, sind auf unserer Seite Staatsmänner, Kriegsleute, Kaufleute und Reisende keineswegs immer Vertreter und Beförderer ihrer Religion. Nicht wenige der Genannten machen auch gar keinen Anspruch darauf, der Ausbreitung des Christentums in Afrika irgendwie dienen zu wollen; die Zumutung, dies thun zu sollen, weisen sie schroff zurück und wollen von Beobachtungen der Forderungen, die ihre Religion an sie stellt, nichts wissen, denn nicht wenige stehen innerlich dem Christentum feindlich gegenüber und machen gelegentlich aus dieser ihrer Stellung auch kein Hehl. Unter diesen Umständen ist das Eintreten von christlichen Missions-Berufsgenossenschaften in unseren Kampf von höchster Notwendigkeit und Bedeutung, und man sollte glauben, daß jeder, dem die Augen aufgegangen sind über die Gefahr, die Afrika von des Islam Seite droht, die Mission als Bundesgenossin auf diesem Felde willkommen heißen müßte. Nun ist es ja leider Zeitungsbrauch geworden, der von der römischen Kirche ausgehenden Mission Weihrauch zu streuen und ihr viel Gutes nachzusagen, die evangelische Mission dagegen als erfolglos und deshalb bedeutungslos zu verschreien. Wir stehen aber nicht an zu behaupten, daß in dem Kampfe zwischen Islam und Christentum in Afrika nur die evangelische Mission 'von wirklicher Bedeutung ist. Die römische Kirche steht machtlos vor der Burg des Mohammedanismus. Sie findet bei Mohammedanern keinen Eingang. Ihr Bilderdienst ist für einen Bekenner des Islam das Sündhafteste und Hassenswerteste, er erscheint ihm als Fetischismus. Rom liegt vor den Thoren Nordafrikas, es ist ihm aber nicht gelungen, seinen Glauben dorthin zurückzuverpflanzen. Frankreich und Spanien kolonisieren Nordafrika, aber selbst in den Gebieten, die hier den römischen Mächten politisch unterthan sind, hören wir nichts von erfolgreicher römischer Mission. Bei Bagamojo in Deutsch-Ostafrika ist die vielgepriesene römische Missionsplantage, aber obwohl sie vor dreißig Jahren gegründet ist, haben die Patres eine Missionsthätigkeit unter der mohammedanischen Küstenbevölkerung nicht einmal versucht. Die Römer bekennen dies ihr Unvermögen auch ungescheut. Kardinal Lavigerie schrieb 1885 an den Generalvorstand des Xaverius-Vereins zu Lyon: „Ich habe mich öffentlich darüber erklärt, eine unter den Muselmännern unternommene Mission, so wie man sie unter den andern Ungläubigen unternehmen würde, kann für die, welche dabei beteiligt sind, nur unheilvoll sein.“

Von direkter Einwirkung der römischen Kirche auf die Macht des Islam in Afrika dürfen wir also nichts erwarten, ja ich füge hinzu, auch nicht in bezug auf Bewahrung bedrohter Negerstämme. Die römische Mission hat bisher nur geringe Erfolge außerhalb der Mauern ihrer Anstalten in Afrika erzielt. Sie hat 450 Jahre Zeit gehabt, an den Völkern Afrikas zu missionieren und hat nennenswerte Erfolge nicht errungen. Was einst am Kongo und Sambesi scheinbar erreicht wurde, ist längst wieder vom Heidentum überwuchert. Sie hat auf Einverleibung in die Kirche, auf kirchliche Gewöhnung das Hauptgewicht gelegt, Quellen in der afrikanischen Wildnis hat sie nicht gegraben, aus denen selbständig befruchtendes Wasser sich ergießt. Eine Ausnahme macht auch hier Uganda, wo die römischen Missionare die religiöse Bewegung, die durch das Eintreten der protestantischen Mission entstanden war, sich klug zu nutze machten. Es ist aber bezeichnend, daß der katholische Missionsbischof sich hier entschließen mußte, eine Übersetzung des Neuen Testaments seinen farbigen Gemeindegliedern in die Hand zu geben.

Unendlich erfolgreicher ist in Afrika bisher die evangelische Mission gewesen, unendlich wichtiger wird sie auch für die Zukunft Afrikas sein, unendlich wichtiger ist sie auch für unseren Kampf. Südafrika ist durch ihre Arbeit für den Mohammedanismus verloren bis zum Sambesi hin. Die mohammedanisch-malaischen Häuflein in Kapstadt und anderwärts vergrößern sich nicht, sie gleichen festbegrenzten Enklaven.

Im tropischen Innerafrika, am Kongo und an der Ostküste arbeitet die evangelische Mission erst kurze Zeit, aber doch hat sie durch ihr rechtzeitiges Eingreifen bewirkt, daß Uganda ein zumeist christliches Land geworden ist, und daß am Kongo, wie am Gabun und Kamerun, die mohammedanische Mission, wenn sie sich einmal bis hieher ausdehnt, überall christliche Gemeinden finden wird. Vom Nigerdelta an der Westküste hinauf finden wir unter der Küstenbevölkerung mehr als 100000 evangelische Christen zerstreut. Viel Ungünstiges wird über diese Christen berichtet, besonders über die von Sierra Leone und Liberia. Hier haben wir es mit Haufen befreiter Sklaven zu thun, oder mit Schwarzen, die von Amerika herüberkommen. Das sind ja freilich Elemente, die nur zu leicht zum Proletariat werden. Der Neger, der vom Boden seines Volkstums losgerissen wird, verfällt leicht der Sittenlosigkeit, weil er kein anderes Gesetz als das seiner Volkssitte bis dahin kannte. Und weiter übt hier der in entsetzlicher Menge von Europa und Amerika importierte Branntwein seit langer Zeit seine entsittlichende Wirkung aus. Trotz alledem hat das hier von der evangelischen Mission gepflanzte Christen-

tum mit dazu gewirkt, daß ein breiter Küstensaum vom Vordringen des Mohammedanismus fast unberührt geblieben ist, und am Niger und Benue verbreiten sich christliche Anschauungen auch in Gebieten, die der Islam bereits als eroberte Gebiete ansah.

Unter vielen Neger- und Bantu-Neger-Völkern ist das Christentum bereits eine Macht geworden. In 67 Sprachen dieser Völker sind Teile der heiligen Schrift übersetzt. Schließen wir das Gebiet der Mischlinge in Südafrika mit ein, so finden wir etwa 650 evangelische Missionare auf 600 Missionsstationen bis ins Innere, bis an die Grenzen des Sudans hin zerstreut. Etwa 100 eingeborne Geistliche stehen ihnen zur Seite. Die gesammelten Gemeinden zählen ca. 550000 Seelen, und täglich besuchen über 100000 Kinder unsere Schulen.[1]) Auch die evangelischen Missionen in Nordafrika, von Ägypten bis Marokko begrüßen wir als Bundesgenossen in diesem Kampf. Daß ihre Arbeit nicht ganz erfolglos ist, scheint aus der Thatsache hervorzugehen, daß man sie in Algier bereits mit Ausweisung bedroht. Sie greifen weit hinter der Front den Feind der Afrikaner im Rücken an.

Denn für uns ist der Islam ein Feind der Afrikaner, obwohl es nicht an Stimmen fehlt, die den Islam zum Wohlthäter von Afrika machen möchten. Daß er darauf aus ist, Afrika zu erobern, ganz unter seine Gewalt zu bringen, darin sehen solche Bewunderer des Islam keinen Makel, suchen dort doch auch christliche Mächte ihr Machtbereich auf dem Wege der Gewalt zu erweitern. Der Hinweis auf die Greuel der Sklavenkriege wird zurückgewiesen, weil auch die afrikanischen Heiden gewohnt sind, mörderische Kriege zu führen, und weil nach erfolgter Okkupation durch Mohammedaner die Länder wieder ruhig werden. Man spricht dem Afrikaner die Gleichberechtigung ab und sieht ihn deshalb auch gern gebeugt und gefesselt durch die Faust des Mohammedanismus. Wir geben zu, daß der Islam hie und da die Menschenfresserei und groben Fetischdienst eingeschränkt oder gar beseitigt hat und geben zu, daß die mohammedanischen Stämme im Nigergebiet sich einer höheren wirtschaftlichen und intellektuellen Kultur erfreuen, als die angrenzenden Heidenstämme, vielleicht selbst als manche christianisierte Küstenleute. Aber diese Kultur können wir nicht allein aus dem dort herrschenden Islam herleiten. Im Innern Afrikas findet auch anderwärts sich ein kräftigeres Volksleben, als an den Küsten, findet sich ein verhältnismäßig hochstehender Ackerbau, von dem der Küstenneger mehr abgezogen wird, weil

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß bei dieser Aufstellung Madagaskar unberücksichtigt geblieben ist.

er sich leicht mit dem aus dem beliebten Handel fließenden Verdienst begnügt, findet sich oft blühende Viehzucht, die den Reisenden wohlthuend anmutet, während an den Küsten Rindvieh nur ausnahmsweise gedeiht. Im mohammedanischen Teile des Sudan gedeiht auch das Pferd und Kamel, und geben dort dem Verkehrs- und Volksleben einen civilisierten Anstrich. Im Küstengebiet fehlen diese wertvollen Lasttiere, sie halten dort das Klima nicht aus. Besonders fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß die mohammedanischen Völker hier die Siegreichen, Besitzenden sind, unter denen sich eine gewisse Kultur entwickeln konnte, weil sie seit längerer Zeit sich der politischen Ruhe erfreuen. Man muß dem Islam sogar nachrühmen, daß er im Gegensatz zum Christentum den Schwarzen nicht in Gefahr bringt, ein Branntweintrinker zu werden, und daß er seine Bekenner verpflichtet, den Afrikaner, der sich zu ihm bekehrt, als social gleichberechtigt anzuerkennen, allein um so entschiedener muß festgehalten werden, daß der Islam den Afrikaner nicht geistig hebt, sondern manche heidnischen Sitten und Schäden des afrikanischen Volkslebens erst recht vertieft und befestigt. Er befreit den Afrikaner nicht von dem Aberglauben, der ihn am freien Denken hindert. Der mohammedanische Neger bleibt in seinem rohen Geisterglauben befangen. Die Zahl der Amulette ist bei ihm vermehrt durch solche, die bei den Arabern im Ansehen stehen. Die Marabuts im Innern sind nicht viel anderes als heidnische Zauberer. Der Islam verdrängt auch nicht und beschränkt auch nicht die Vielweiberei, die dem afrikanischen Mann es ermöglicht, ohne Arbeit behaglich zu leben, so daß sie es verschuldet, daß die Afrikaner nicht lernen wollen, die ihnen von Gott gegebenen Kräfte weiter zu entwickeln. Der Islam giebt dem Afrikaner nicht eine Familie, für die er in Liebe zu sorgen hätte, er bleibt der Herr, der Häuptling der Seinen, wird nicht ihr Vater. Er erlöst ihn auch nicht von dem Pessimismus und bringt seinem für Liebe empfänglichen Gemüt nicht die Botschaft von der Liebe Gottes. Er mildert nicht die schreckliche blutige Despotie der afrikanischen Despoten; die Greuel, die Pater Ohrwalder im Lager des Mahdi schauen mußte, sind denen gleich oder übertreffen noch die, welche an den Centren afrikanischen Heidentums geübt werden. Sklavenhandel und Sklavenbesitz aber hat der Araber in Afrika eingeführt und verbreitet. Wo er herrscht, werden diese Einrichtungen niemals schwinden. Der Islam erzieht den Neger zur Lüge, zur Heuchelei, zur Grausamkeit, zu einer unersättlichen Ausbeutungs- und Ausrottungslust Andersgläubigen gegenüber. Wenn neuerdings manche Stimmen sich zu Gunsten der Einflüsse erhoben haben, die der Islam auf die Afrikaner ausübt, so sind

sie fast alle auf eine Quelle, den römischen Gouverneur von Sierra Leone, Sir Pope Hennessy, zurückzuführen, und Männer, deren Namen vom besten Klange sind, Rohlfs, Schweinfurth, Nachtigal, stehen auf unserer Seite. Ganz besonders sehen wir die Bedeutung des Majors von Wißmann darin, daß er ein unversöhnlicher Gegner des Islam und der Herrschaft seiner Träger ist, die er als eine Pest für Afrika bezeichnet.

Eins aber sollte allen klar sein, es gilt kein Besinnen mehr, der Speer ist geworfen, der Krieg ist entbrannt. Der Islam kennt nur zwei Welten, die Welt seines Glaubens und die Welt des Krieges. Nach Afrika hatte er seine Hände ausgestreckt. Europa ist ihm in den Arm gefallen, von den 30 Millionen □-Kilometern afrikanischer Bodenfläche hat die Christenheit zwei Dritteile mit Beschlag belegt, das war eine Kriegserklärung gegen die mohammedanischen Staaten und Gewalthaber, die vor uns dort ihre Macht entfaltet hatten. Die Gründung des Kongostaates war eine Kriegserklärung gegen die Araber in Nyangwe, damit daß Deutschland das Ostufer des Tanganyika als seine Interessen-Sphäre bezeichnet, erklärt es dem dortigen mohammedanischen Herrscher Rumalisa den Krieg, und wenn es neuerdings des Tsadsees Südufer in seinen Bereich zieht, erklärt es den südlich von diesem See gelegenen Sultanaten den Krieg. Man kann diese Thatsache verschweigen oder bemänteln, aber kann sie nicht aus der Welt schaffen. Diese Kriegserklärungen mehren sich. Die politischen Mächte können nicht mehr zurück, sie bereiten den geistigen Gewalten die Arena, wo sie den Kampf dann weiterführen werden, bis eine der andern das Feld geräumt hat.

Welche Aussicht in die Zukunft bietet unser Kampf? Es fehlt nicht an Stimmen, die da vorhersagen, daß in hundert Jahren die Völker Afrikas mohammedanisch sein werden. Es wäre schlimm, wenn diese Rede Wahrheit wäre, wenn die Neger- und Bantustämme sollten abgeschlossen werden von der Kulturbewegung der christlichen Welt, wenn sie dazu verurteilt wären, zu versteinern in Fanatismus und dem Pessimismus des Aberglaubens, wenn ihre wilde Naturkraft den Zwecken des mohammedanischen Fanatismus dienstbar würde. Damit wären die Hoffnungen Europas für Afrika, die gerade in unserer Zeit so lebendig geworden sind, zu Grabe getragen. Die Opfer, welche die weltlichen Mächte und die christlichen Missionen gebracht haben, um die Erfolge zu erringen, die wir zu verzeichnen haben, wären ohne weitere Frucht gewesen. Die christlichen Kolonien in Afrika wären Trümmerhaufen. Ja, eine afrikanische Völkerwelt, die sich um die Fahne Mohammeds geschart hat, die von einem Gedanken beherrscht, einem Ziel, der weiteren Ausbreitung des Islams, nachtrachtet, könnte, ja müßte eine Gefahr werden für das

christliche Europa, dem es so nahe liegt. Aber wir glauben nicht an den Sieg des Islam in diesen Ländern. Jenem Wort von seinem Siege stellen wir das Wort entgegen: In hundert Jahren werden die Negervölker christlich sein, wenn anders die Christenheit die ihr zugewiesene Pflicht erfüllt. Zu solcher Hoffnung ermutigt uns die Fürsorge, welche Gottes Vorsehung so sichtlich Afrika in den letzten Jahrzehnten hat angedeihen lassen, ermutigt uns der Glaube an die Macht der Wahrheit, an die Macht des Evangeliums, wie sie in den Erfolgen christlicher Mission auf diesem Felde uns entgegentritt. Hinter den Vorposten der christlichen Macht und christlichen Wahrheit steht die christliche Welt, der Gott in unserer Zeit die Macht über die Länder und Völker der Erde mehr und mehr in die Hände giebt; hinter den Vorposten des Islam stehen greisenhafte mohammedanische Staatengebilde, steht die mohammedanische Völkerwelt, deren Glaube an die Wahrheit ihrer Lehre mit dem Schwinden ihrer äußeren Machtstellung mehr und mehr erschüttert werden muß. Mögen die christlichen Mächte das Schwert gebrauchen, wo es ihnen der Gegner aus der Scheide zwingt, mögen sie aber nicht versäumen, die Werke des Friedens zu fördern, damit gegenseitiger Verkehr, Austausch von den Erzeugnissen der Länder und geistiger Güter die Völker Afrikas untereinander verbinde und den Bekennern Mohammeds ein Feld anweise, auf dem sie ihre Energie zum Wohl des Landes und zu ihrem eigenen Nutzen bethätigen können. Durch Eröffnung von Verkehrswegen, durch Beschaffung von Verkehrsmitteln, durch Erbauen von Straßen und Brücken kann man unendlich mehr zur Lösung der afrikanischen Frage beitragen, als durch Aussendung von bewaffneten Expeditionen, auch wenn diese den Namen tragen von Antisklaverei-Expeditionen. Vor allem müssen die Europäer darauf bedacht sein, die Eingebornen Afrikas zu gewinnen; sie können es, wenn sie ihnen Sicherheit schaffen für Leben und Eigentum, denn nach dieser Wohlthat, nach Frieden seufzt das arme Afrika. Von den europäischen Mächten wird die den meisten Einfluß in Afrika erringen, die es versteht, den Afrikanern die Wohlthaten christlicher Civilisation zu vermitteln, ohne ihnen ihr Land und ihre persönliche Freiheit zu rauben. Ein edler Wettstreit für das Wohl Afrikas möge entbrennen unter den christlichen Völkern, die ihre Interessensphären hier gegeneinander abgegrenzt haben. Auf ihrem Zusammenwirken mit der christlichen Mission gegen den gemeinsamen Feind beruht unsere Hoffnung, daß die Neger nicht ein Raub des Islam werden sollen. Viktor Hugo hat den Ausspruch gethan: Das kommende Jahrhundert wird aus dem Afrikaner einen Menschen machen. Wenn die Christenheit ihre Pflicht gegen Afrika erfüllt, wird dieser Mensch kein Mohammedaner sein, sondern ein Christ!

Lavigerie.[1])

Ohne Zweifel ist auf dem Gebiete des modernen römischen Katholizismus Kardinal Lavigerie eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, vielleicht die hervorragendste. Ein Kirchenfürst vom Scheitel bis zur Zehe, ausgerüstet mit ungewöhnlichen Gaben des Verstandes und des Willens, ein Mann, der nicht bloß weiß, was er will, sondern auch durchsetzt, was er will, eine kriegerische Natur, die sich alles unterwirft, stolz und hochherzig, tyrannisch und herablassend, beharrlich und findig, alles an die Ehre der Kirche und den Ruhm Frankreichs setzend.

Ein Baske, wie es scheint aus niederem Stande, machte er schnell eine außergewöhnliche Carriere: wurde mit 24 Jahren Priester, mit 25 Doktor, mit 29 Dozent der Kirchengeschichte an der Sorbonne, mit 31 Leiter der morgenländischen Missionen, mit 32 Professor, mit 38 Bischof von Nancy, mit 42 Erzbischof von Algier; im höheren Alter auch noch Erzbischof von Karthago und Primas von Afrika. Kardinal würde er schon früher geworden sein, wäre nicht der Präsident der französischen Republik, Mac Mahon, schon als Gouverneur von Algier sein Gegner gewesen.

Bereits als Leiter der morgenländischen Missionen entwickelte Lavigerie nach den gräßlichen Christenmetzeleien im Libanon, von der französischen Regierung kräftig unterstützt, eine imponierende Thätigkeit. Als „der Gesandte der französischen Wohlthätigkeit“ reiste er selbst nach Syrien mit Millionen in seiner Tasche, traf bleibende Veranstaltungen vornehmlich für die zahlreichen Waisenkinder, und war nach seiner Rückkehr mit Geschick thätig in der Organisation der neu gegründeten Kongregation der Glaubensverbreitung für den orientalischen Ritus. Seitens der französischen Regierung wurde er dann „für die unschätzbaren Dienste, die er dem vaterländischen Einfluß im Orient geleistet“, erst zum päpstlichen Hausprälaten und Mitglied des ersten Tribunals der Kurie und kurz darauf zum Bischof von Nancy vorgeschlagen.

Am großartigsten entfaltete sich seine geniale und rastlose Thätigkeit, nachdem er Erzbischof von Algier geworden. Hier begnügte er sich nicht damit, die kirchliche Verwaltung seines ausgedehnten Sprengels neu zu organisieren, den Diöcesanklerus Ordre parieren zu lehren, die Bildungsinstitute zu mehren u. s. w., sondern sein Blick richtete sich über die algerischen Kirchengrenzen weit und weiter hinaus nicht bloß auf Tunis und die Einverleibung desselben in Frankreich und in die römische

[1]) **Klein**: Kardinal Lavigerie und sein afrikanisches Werk. Aus dem Französischen. Deutsch von Muth. Approbiert und empfohlen von Msgr. Livinhac. Straßburg 1893. Le Roux u. Komp.

Hierarchie, sondern auch auf eigentliche missionarische Arbeit zuerst in der Kabylie und dem Sudan, dann in Ost- und Centralafrika, wie er denn auch in Algier neben der Französierung die Katholisierung der mohammedanischen Bevölkerung von Anfang an ins Auge faßte. Auf dem missionarischen Gebiete ist seine Hauptstiftung (1868) die Genossenschaft der algerischen Missionare, gewöhnlich Pères blancs genannt, mit einer gleichnamigen Schwesterngenossenschaft. Sie war dem kirchlichen Diöcesanverbande nicht eingegliedert, aber Lavigerie selbst blieb ihr leitendes Haupt. Durch die Rolle, welche die weißen Väter in Uganda gespielt, sind sie auch in der protestantischen Welt allgemein bekannt geworden; sie bilden heute die bedeutendste katholische Missionskongregation Afrikas.

Bei der Bedeutung, die Lavigerie auch in der Missionsgeschichte hat, ist es geboten, noch ein wenig bei seiner Charakteristik zu verweilen. Das vorliegende Buch bezeichnet — und mit Recht — als „die zwei großen Empfindungen, die sein ganzes Leben beherrscht haben: die Liebe zur Kirche und die Liebe zum Vaterlande" (364). „Sein ganzes Leben hindurch hat Lavigerie für den Ruhm und die Machtstellung der Kirche gekämpft." Zwar wird ganz nebenbei auch auf seinen „frommen Glauben" hingewiesen und auf die „zarte Liebe zur seligen Jungfrau, die der weltmännische Erzbischof besessen", der „mit Vorliebe den Rosenkranz gebetet", aber über das innere Leben, das der gläubige Christ verborgen mit Christo in Gott führt, beobachtet das Buch tiefes Schweigen. Die Kirche und ihr Ruhm ist das innerlich treibende Motiv. „Mit demütiger Gelehrigkeit beugt" dieser stolze Geist „seinen hohen und unabhängigen Sinn vor dem Ansehen und der Vollmacht des Oberhauptes der Kirche und bezeichnet den Gehorsam gegen den Papst als die notwendigste der priesterlichen Tugenden" (365); aber von dem Herrn Herrn im Himmel, seiner Ehre und seinem Gebot ist niemals die Rede. Darum fehlt dem Buche auch jeder erbauliche Hauch; es schildert im oratorischen Stil[1]) einen weltmännischen Helden im kirchlichen Gewande, von dem es, wohin immer er kommt und was immer er unternimmt, heißt: veni, vidi, vici, dessen „apostolischer Sehnsucht auch ehrenvolle Stellungen nicht genügen" (27), der „eine falsch verstandene Bescheidenheit und Demut nicht hat üben wollen", weil es für ihn „nicht bloß diese eine Art der Selbstverleugnung gab" (362) und dessen „Apo-

---

[1]) Nur zwei Beispiele von Übertreibungen: In Malta waren „die 150 000 Bewohner der Insel zu seinem Empfange am Hafen versammelt" u. s. w. (318). Seine Missionare in Innerafrika „haben daselbst ganze Reiche dem Christentum gewonnen" (140).

theose begann", als man seine Leiche in seine Kathedrale zu Algier überführte (371). Wenn man diese Biographie liest, so kommt einem das Wort Jesu nicht aus dem Sinn: „die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren," aber einen Abglanz von der Herrlichkeit der Sanftmut und Demut Jesu sucht man vergebens. Lavigerie ist durch und durch eine Herrschernatur, ein Mann voll Energie, manchmal auch hochherzig" und „gütig, aber immer voll Ehrgeiz, im Superlativ selbstbewußt, oft tyrannisch gegen seine Untergebenen und „von ätzender Schärfe", was auch sein Panegyriker mit allen künstlichen Redewendungen nicht in Abrede stellen kann (54. 347 f. 352. 354).

Und dieser Kirchenfürst ist durch und durch Franzose. „Eine Kritik seines innersten Wesens wäre eine Kritik des Franzosentums." „Er wurzelte derartig im Nationalen, daß man ihn davon losgelöst gar nicht denken kann" (VIII). „In jeder Lebenslage erblicken wir in ihm den Patrioten, der selbst da nicht mit den Überlieferungen des nationalen Charakters zu brechen und über die Grenzen seines nationalen Standpunktes hinauszugehen vermag, wo er scheinbar (!) den Boden internationaler Fragen und Interessen vertritt wie bei der Ausbreitung des Christentums unter den Heidenvölkern und bei der Sklavenfrage (392).[1]) Ich bitte zu beachten, daß das der Biograph sagt, nicht ich. Sein Sarg stand „zwischen Kreuz und Trikolorenfahne" (346). In allem, was dieser Kirchenfürst unternahm, ist die Rücksicht auf den Ruhm Frankreichs mit maßgebend. Als er in den Orient zieht, ist sein Nebengedanke, den französischen Einfluß zu stärken (11. 26); als er nach Algier geht, will er dort „ein neues Frankreich erstehen" machen (49. 53); Tunis wendet er seine „apostolische" Fürsorge zu, um daselbst Frankreichs Herrschaft vorzubereiten und „zur Bewunderung von Europa und Afrika" zu entfalten (289); und die weißen Väter sendet er in das Innere Afrikas,

---

[1]) Angesichts dieser von seinem Panegyriker selbst konstatierten Thatsache ist zweierlei schwer begreiflich: 1. wie enragierte Vertreter des deutschen Patriotismus unter den deutschen Kolonialfreunden wie Dr. Peters mit den Emissären dieses französischen Politikers auf dem erzbischöflichen Stuhle eine entente cordiale schließen konnten und wie bis auf diesen Tag die deutsche Kolonialpolitik diese ausgesprochenen Vertreter französischer Interessen geradezu verhätscheln kann — eine Anomalie, die nur erklärlich ist, weil man in ihnen Verbündete gegen die englischen Missionare erblickt. Und 2., wie sich angesehene Protestanten als Vorspann brauchen lassen konnten in der Antisklaverei-Agitation von einem Kardinal-Politiker, der bei allem, was er that, lediglich den Ruhm und den Vorteil der römischen Kirche und Frankreichs im Auge hatte! Wie muß sich Lavigerie gefreut haben, als diese harmlosen Protestanten ihm halfen, seine Missionen mit glänzendem Nimbus zu umgeben, wie er ihn so sehr liebte!

damit sich „Frankreich geehrt fühle", daß sie „Frankreichs Sprache und Einfluß bis in die unerforschten afrikanischen Wälder tragen" und sagen: „hier stehen wir als seine Vertreter, wir opfern ihm alles, was uns lieb ist, selbst unser Leben" (137. 164). Und dann will man uns überreden, daß diese Väter, von denen Lavigerie vor dem Präsidenten der französischen Republik laut rühmt „ihre Hingabe an die Interessen des Vaterlandes" (317) — daß sie in Uganda keine politische Rolle gespielt, obgleich Thatsache ist, auch von Klein bezeugte Thatsache (182), daß sie Frankreich das Protektorat über Uganda angeboten haben! Das Anerbieten wurde abgelehnt, aber 300 Gewehre übersandt (183).

Als Franzose spielte Lavigerie auch in der Heimat eine hervorragende politische Rolle. Wir nennen nur drei Gelegenheiten. Zuerst gelegentlich des vatikanischen Konzils, während dessen er vom Papste in geheimer Mission nach Paris gesandt wurde (76); und wir sind nicht so naiv zu glauben, was uns der Biograph vorreden will, nur Diöcesanangelegenheiten hätten ihn dahin geführt. Es ist geradezu kindlich, das Zeugnis des damaligen Ministers E. Ollivier als Beweis dafür anzuführen: Lavigerie habe mit dem Kultusminister nur anbei über das Konzil „geplaudert" (77). Wir sind sehr geneigt zu der Annahme, daß diese Sendung Lavigeries nach Paris auch mit dem deutsch-französischen Kriege im intimen Zusammenhange gestanden. Das zweite mal, als er jahrelang vorher sorgfältig die Okkupation von Tunis seitens Frankreichs vorbereitet und die Austreibung der italienischen Kapuziner insceniert (274). Und das dritte mal, als der Kardinal-Erzbischof durch den berühmten Toast von Saint Eugène (12. Nov. 1890) für die französischen Katholiken die Parole ausgab: Anschluß an die republikanische Regierung. Der Biograph widmet der Geschichte dieses Toastes ein ganzes Kapitel (322—344). Und dieses Kapitel ist sehr lehrreich, denn wer Augen hat zu sehen, dem werden sie hier geöffnet über die Tragweite der päpstlichen Unfehlbarkeit und ihre Gefährlichkeit für die politischen Gewalten.

In dem persönlichen wie in dem französischen Naturell des Kardinals wurzelt auch der soldatische Zug, der ihn charakterisiert. „Selbst eine tapfere kriegerische Natur," schreibt sein Biograph, „fühlte er sich zu dem verwandten Element (den Vertretern der Armee) hingezogen" (299). Sein Missionsideal war das mittelalterliche: Kreuz und Schwert, und er suchte es im Ernst auch zu realisieren. „Da den Missionaren ein kriegerisches Auftreten denn doch wenig mit ihrem priesterlichen Charakter verträglich erschien," so ordnete Msgr. Lavigerie sechs ehemalige päpstliche Zuaven am Altare von Notre Dame d'Afrique ab, richtete an sie eine

kurze Ansprache, nahm die gezogenen Degen vom Altar, verteilte sie, nachdem er sie gesegnet mit den Worten: braucht die Waffe für die Verteidigung der Sache Gottes, doch zieht sie niemals für einen ungerechten Zweck und dann — „als jeder seinen Degen in die Scheide gesteckt hatte, gab ihnen der Kirchenfürst den Friedenskuß" . . . (172). Man denke sich Jesum Schwerter segnend für die Sache Gottes!! Später sandte der Kardinal als Organisator einer kriegerischen Truppe den Kapitän Joubert an den Tanganyika und sorgte für reichliche Waffenlieferung (179). Und damit noch nicht zufrieden organisierte er einen militärischen Mönchsorden in den „bewaffneten Brüdern der Sahara"; doch „sah er sich gezwungen, diese neue Gründung kurz vor seinem Tode wieder aufzugeben, da sie, trotz der von jedem Kenner der Verhältnisse zu billigenden Idee auf so viele innere und äußere Schwierigkeiten stieß" (256). Mit welcher Energie L. zu einem Kreuzzuge behufs der Bekämpfung der Sklavenhändler aufrief, das ist allen Lesern wohl in frischer Erinnerung.[1])

Mit dem „Franzosentum" Lavigeries hängt ferner seine deklamatorische Beredsamkeit und sein theatralisches Auftreten zusammen. Gewiß, der Mann war beredt, aber er war ein französischer Rhetor voll Pathos und Übertreibungen. Selbst sein Panegyriker gesteht zu, daß „sein französischer Stil hie und da an oratorischer Emphase litt" (356). So sind auch seine zahlreichen schriftlichen Kundgebungen Meisterstücke eines imperatorischen Bulletinstiles. Aber den Franzosen und wie es scheint auch den nichtfranzösischen Ultramontanen imponiert diese deklamatorische Rhetorik. Lavigerie kannte seine Leute und wußte, was sie inflammierte. Er verschmähte daher auch nicht den Theatereffekt weder den im Zusammenhange mit Rührscenen, die bis zum Weinen und bis zur Parade mit dem Martyrium gingen, noch den durch Schaustellungen und Entfaltung kirchlichen Pompes und militärischer Kanonaden. „Zur Anregung des Liebeseifers sah er sich genötigt, Stimmung zu machen

---

[1]) Natürlich widmet der Biograph der Antisklaverei-Agitation Lavigeries ein langes Kapitel (212—259). Wenn es nur frei wäre von den so widerlichen rhetorischen Überschwenglichkeiten! Es ist nicht wahr, daß durch L. „zum ersten Male die traurige Lage Afrikas in den Herzen der Völker Mitleid und Entrüstung geweckt" (215). Hat denn kein Wilberforce und Livingstone gelebt! — Warum wird für die Aufhebung des Luzerner Kongresses (242) bezw. seine Verlegung nach Paris (248) nicht der wirkliche Grund angegeben? Sollten ihn die deutschen Leser nicht erfahren?

Überrascht hat es uns zu lesen (257), daß „die Kollekte am Dreikönigsfeste, die der heil. Vater auf Ansinnen des Kardinals in der ganzen christlichen Welt (!) anordnete, in jedem Jahre die Summe von 300 000 Frcs. ergab". Viel ist das nicht; aber merkwürdig, daß sich die Kollekte alle Jahre gleich bleibt!

durch offene Schreiben, Versammlungen, Ceremonien und Inscenierungen, die man oft theatralisch nannte, die aber in der That ebenso gerechtfertigt als wirksam waren" (361). Unter Husarenbegleitung krönt er als Bischof von Nancy eine Marienstatue, nachdem er nicht weniger als zehn Triumphbogen passiert hat (42). Bei St. Cyprien eröffnet er ein einem Palaste gleiches Spital. Der Zug von dem 45 Stunden entfernten Algier bringt dazu 300 Gäste, Generäle, Admirale und andre hohe —ale. „Außerdem hatte der Erzbischof eine Aufforderung an sämtliche Eingeborne der Gebirgshöfte ergehen lassen . . . Mehr als tausend kamen zu Pferd und in Waffen. Im Augenblick, wo der Zug einfuhr, stürzen sie sich in wilder Fantasie gegen die Ankommenden, feuern ihre Flinten ab und lassen Kriegsrufe erschallen . . . Der Erzbischof im vollen Ornate, umgeben von 50 Priestern, empfing die Geladenen unter einem Baldachin aus rotem Sammet, den vier Araber in weißem Burnus und roter Scheschia trugen. Als alle herangekommen, stimmte er das Veni Creator an und schritt zur Weihe des Gebäudes und des ganzen Landes. Unter dem Eindruck dieses großartigen Schauspiels (!) meinte der Konsul von England (?): Heute haben wir den heil. Augustin gesehen" (118 f.). „Am 24. Mai 1888 bewegte sich eine apostolische Wallfahrerschar in den Vatikan. Kardinal Lavigerie stellte dem Papste mit sämtlichen Bischöfen seiner Provinz 12 Priester der einzelnen Diöcesen in französisch Afrika, 12 weiße Väter, 12 christliche Araber und Kabylen und 12 aus der Sklaverei losgekaufte christliche Neger aus Centralafrika vor" (212). Als er gelegentlich des Pariser Antisklavereikongresses die Kanzel in St. Sulpien besteigt, drappiert er die Treppe mit einem Ehrengeleite von weißen Vätern (249). Bei der „märchenhaften" Grundsteinlegung der Basilika in Karthago hatte das französische und tunesische Militär ringsum Aufstellung genommen und verkündete die Artillerie aus ihren Geschützen die Bedeutung des Tages. „Da sah man die weltlichen Verbände der neapolitanischen, maltesischen und sicilianischen Matrosen, die langen Reihen der Ordensleute, die 200 algerischen Missionare in ihrem arabischen Kostüm . . . die infulierten Äbte, 12 Bischöfe aus Afrika, Frankreich ꝛc. und endlich hinter 2 Erzbischöfen unter reichem Traghimmel den Nachfolger des heiligen Cyprian . . . Beim Herannahen der Prozession donnerten die Kanonen des Bey und die Zuavenkapelle stimmte die Nationalhymne an" (285). Und was muß das alles gekostet haben!

Aber Lavigerie war ein Sammler im großen Stil. Er erhielt allerdings bedeutende Summen aus der Staatskasse, aber zehnmal mehr brachte er durch die zauberische Macht seiner Rede und seiner ganzen Persönlichkeit durch freiwillige Gaben zusammen. Dazu war er ein öko-

nomisches Genie, das durch industrielle Unternehmungen und landwirtschaftliche Kulturen, besonders durch ausgebreiteten Weinbau, beträchtliche Einnahmen erzielte. Er kaufte in Algier weite Bodenstrecken an, auf welchen er dann die herangewachsenen Waisenkinder unter der Oberleitung fleißiger fratres als Bauern ansiedelte. Der Biograph ist von diesen Siedelungen so entzückt, daß er ausruft: „eine schön erfundene Idylle, ein phantasievoll geschildertes Paraguay in neuer Auflage" (101. 114). „L. war stolz auf den Titel, der erste Kolonist Algeriens genannt zu werden. Seine sämtlichen religiösen Genossenschaften in Algier wie in Tunis sind materiell auf Agrikulturbetrieb gegründet. Bei Maison-Carré, Kuba, Karthago und in der Ebene des Cheliff hat er Brachfelder gekauft und durch seine Ordensleute, Waisenkinder und durch Lohnarbeiter in ertragbaren Ackerboden, Gemüsegärten und Weinberge umarbeiten lassen. Berühmte Weine verdanken ihm ihren Anbau. Die Muskatrebe, welche er aus Spanien einführte, liefert heute den unter der Marke vin de Carthage berühmten, auf der Weltausstellung von 1889 mit dem ersten Preise gekrönten Wein. Sobald sämtliche Nutzbarmachungen sich erfolgreich bewährt hatten, trat der Kardinal sein persönliches Recht darauf an seine Anstalten in rechtmäßiger Schenkung ab. Auf diese Art sind sowohl die Waisen als auch die weiblichen und männlichen Ordensgenossenschaften für ihren Unterhalt sicher gestellt; ja selbst die Missionskarawanen entnehmen davon einen Teil der verschiedenartigsten Verproviantierung für ihre Expeditionen nach dem Sudan oder den großen Seen." Auch die entfernteren Missionen war er bestrebt, zu ackerbautreibenden Niederlassungen zu machen, die sich selbst unterhalten ganz nach dem Beispiel der alten Mönche (294 f.).

In Algerien und Tunesien beförderte er, um Frankreichs Herrschaft fest zu begründen, mit der ihm eignen Energie das System der Verschmelzung der Einwandrer mit den Eingebornen (116) und den in seiner Pflege befindlichen Kindern diente er, wenn sie heranwuchsen, als Heiratsvermittler. Ganz idyllisch schildert sein Biograph, wie er „zwischen den Zöglingen des Knabenhauses und den Waisenmädchen Annäherungen herbeiführte" (102), eine Praxis, die dann auch die weißen Väter in ihren Missionen nachahmten.

Was Lavigeries Missionsmethode betrifft, so sind ihre Hauptgrundsätze etwa folgende:

1. „Nicht die üblichen Mittel der Predigt und der persönlichen Bekehrungen oder gar der Bibelverbreitung; dieselben würden eher schädlich als erfolgreich sein," sondern Kinderunterricht, Krankenpflege, Armenunterstützung, kurz Werke der Nächstenliebe und der Aufopferung (92. 126).

2. Sammlung von Kindern in Waisenhäusern oder sonstigen Anstalten (92), wo die Sklaverei herrscht, durch Kauf.

3. Massentaufen, nicht Taufen einzelner. „Man muß den Zeitpunkt abwarten, bis die Zahl der Taufbewerber groß genug ist, um gemeinschaftlich nach ihrem Übertritt die alte Stellung im Dorfe zu behaupten, in der sich der einzelne doch immer mehr oder minder verlassen fühlen würde" (142). Für die orientalischen Kirchen: „Heranbildung von Priestern der nichtunierten Kirche in katholischen Seminarien, mit deren Hilfe es dann später ein leichtes ist, ganze Pfarreien auf einmal zur römischen Kirche zurückzuführen" (151).

4. Ansiedelungen von mehreren Missionaren zugleich. „Nie und unter keinem Vorwand gestattet er eine Niederlassung oder ein längeres Verweilen, sobald nicht drei Missionare zusammen sind" (134).

5. Anpassung an die Lebensgewohnheiten der Eingebornen. „Äußere Gewohnheiten und Sitten, die Sprechweise und Kleidung, ja selbst die Ernährung müsse auf eine Annäherung an die Eingebornen auch äußerlich hinweisen." „Die weißen Väter wurden aus Liebe zu dem fluchbeladenen Afrika selbst zu Afrikanern" (135). „Es giebt nur eine fruchtbringende Methode für den Orient und die lautet: den Morgenländern gegenüber alles annehmen und achten, außer dem Laster und dem Irrtum" (150).

Mit besonderer Ausführlichkeit ist die Geschichte der katholischen Ugandamission erzählt, natürlich ohne der Thatsache Erwähnung zu thun, daß die evangelische Mission vorher da gewesen. Im Gegenteil: es wird geflissentlich der Schein erweckt, als seien die weißen Väter „die ersten" gewesen (128. 163). Die Erzählung ist Dichtung und Wahrheit, mehr Roman als Geschichte und durch und durch tendenziös. Diese französischen Deklamatoren können nicht Geschichte schreiben. Immerhin werden wenigstens die kolossalen Übertreibungen des Msgr. Hirth, daß in den bekannten Kämpfen vor zwei Jahren 50 000, ja 100 000 Katholiken getötet und als Sklaven verkauft worden seien, nicht wiederholt. Aber das erfahren wir, daß die katholischen Baganda im Besitz von „über 5000 Gewehren" gewesen sind (210). Lugard ist natürlich der größte Schurke; die evangelischen Missionare werden gnädig nur mit ein par Seitenhieben bedacht. Mit Stolz wird auf die Zeugnisse von Dr. Peters und Eugen Wolf (natürlich auch von Wißmann) in einem besondern Anhange für Deutschland verwiesen und dem Schreiber dieser Zeilen die Ehre angethan, ihnen gegenüber als „Theoretiker" abgethan zu werden. Daß der Anhangschreiber meinen Offenen Brief an Herrn v. Wißmann gelesen, bezweifle ich stark. Daß Dr. Peters in dem Ugandastreit ein unparteiischer Zeuge sei, wird er im Ernst wohl selbst

nicht behaupten. Und Eugen Wolf — nun, wir wollen abwarten, bis der offizielle englische Bericht vorliegt; vorläufig glaube ich guten Grund zu haben, nicht jedes Wort unbesehens für wahr zu halten, das dieser Herr in die Welt geschrieben.[1])

Endlich nur noch eine doppelte Bemerkung. Es müßte lehrreich sein, das französische Original mit der deutschen Bearbeitung zu vergleichen; vermutlich ist die letztere für das gute deutsche Publikum geschickt zugestutzt. Und sodann, daß der französische Verfasser sein Widmungsschreiben an Msgr. Livinhac, den General-Oberen der weißen Väter, schließt: „Als eine Weihe für mein Leben wollte ichs empfinden, wenn dies Werkchen mir auch nur ein Teilchen Ihrer Verdienste zuwenden könnte" (4).

Warneck.

Der französische Konflikt mit Madagaskar.[*])

Der unter dieser Überschrift in Nr. 7 des „Deutschen Wochenblattes" erschienene Artikel, dessen unbedingte Parteinahme für Frankreich überraschen muß, bedarf durchaus der Berichtigung. Lassen wir die Thatsachen reden.

---

[1]) Wie wenig die Erklärungen dieses Herrn ernst genommen werden können, dafür nur ein Beweis, der mir jetzt schon zu Gebote steht. Seinem Bericht an das „Berliner Tageblatt", den die vorliegende Biographie abdruckt (387), schickt Herr Wolf die Versicherung voraus, daß er „mit den größten Vorurteilen gegen die katholische Mission" nach Uganda gegangen und erst „bei genauer Kenntnis der Verhältnisse zur Überzeugung vom Gegenteil gekommen sei".

Es ist doch gut, wenn man sich Zeitungen aufhebt. Glücklicherweise bin ich noch im Besitz des „Berl. Tageblatts" vom 31. Mai 1892 Nr. 272 Abend-Ausgabe. Unter der Überschrift: „Der politische Glaubenskrieg in Uganda" enthält diese Nummer eine Korrespondenz des Herrn Eugen Wolf aus Sansibar vom 7. Mai 1892, die darüber gar keinen Zweifel läßt, daß er sofort schon damals und zwar in der demonstrativsten Weise für die Katholiken Partei ergriffen. Er meldet nicht nur die einseitigen und übertreibenden Berichte der Patres als ausgemachte Wahrheit, ohne auch nur den Schein einer Andeutung, daß er sich vorläufig, bis man die Gegenseite gehört, des Urteils enthalte, geschweige daß er ein auch nur ganz kleines Vorurteil gegen die katholische Partei gehabt, sondern er setzt mit Emphase hinzu: „Diese Nachrichten können gar nicht genügend Verbreitung finden, da das Verfahren (der Engländer) ein so schmachvolles ist, daß es in der ganzen civilisierten Welt in allen Blättern gebrandmarkt werden muß."

Aber es macht sich doch so stilvoll, wenn nun die römische Presse stolz schreiben kann: „Nun kommen unverhofft von dem protestantisch-deutschen Berichterstatter Wolf die überraschendsten Nachrichten. W. erklärt, daß er selbst mit den größten Vorurteilen gegen die katholische Mission den Verhandlungen nahe getreten" u. s. w. Und woher weiß der Biograph Lavigeries, daß Herr Eugène Wolf ein deutscher Protestant ist? Aus vieler Erfahrung wissen aber wir, daß die römische Presse mit dieser Titulatur sehr freigebig ist, wenn — es ihr paßt.

[*]) Das „Deutsche Tageblatt" vom 15. Februar dieses Jahres enthielt einen

Im Jahre 1885 erschien zu Paris (P. Monnerat) ein Aufsehen erregendes Buch von R. Saillens (bevorwortet von Fr. Passy) unter dem Titel: Nos droits sur Madagascar et nos griefs contre les Hovas examinés impartialement. In diesem Buche wurde der für jeden unvoreingenommenen Mann überzeugende Beweis und zwar von einem Franzosen geführt, daß von wirklichen „Rechten" Frankreichs [1]) auf Madagaskar keine Rede sein könne, wohl aber die französische Politik gegen die Howas den Charakter der Gewaltthätigkeit trage. Von einer „faktischen Besitzergreifung" Madagaskars seitens Frankreichs im 17. Jahrhundert zu reden, ist eine legendarische Phrase. Noch in dem Vertrage von 1868 hat die französische Regierung die Selbständigkeit Madagaskars ausdrücklich

„Rogalla von Bieberstein" unterzeichneten Artikel über das in der Überschrift genannte Thema, der so einseitig und namentlich bezüglich der Missionsthatsachen so unrichtig war, daß ich es für Pflicht hielt, eine andere Darstellung der Sachlage unter derselben Überschrift mit der Bitte an die Redaktion einzusenden, derselben Aufnahme zu gewähren. Zu meiner Überraschung ist dieser sachlich gehaltenen und ich denke in ihrer Polemik durchaus maßvollen Entgegnung die Aufnahme verweigert worden, eine neue schmerzliche Erfahrung, wie wenig gerecht unsre Presse ist, auch die, welche sich für vornehm hält.

Der charakteristische Absagebrief lautet: „Wir haben zur Zeit soviel Material im Satz, daß wir Ihre interessante Arbeit über Madagaskar in absehbarer Zeit nicht abdrucken können. Wir danken Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit, mit welcher Sie sich unsres Deutschen Wochenblatts erinnert haben, geben Ihren Artikel inliegend wieder zurück und zeichnen mit vollk. Hochachtung Dr. Schröder."

Da ich wünschte, daß meine Darstellung der Sachlage in weiteren Kreisen bekannt würde, habe ich sie der „Christl. Welt" zur Veröffentlichung übergeben, deren Redaktion sie auch sofort gebracht hat. Mit Genehmigung derselben drucke ich sie aber auch dieses Ortes ab, damit sie durch die Vermittlung der Leser dieser Z. noch allgemeiner bekannt werde. Es wird denselben auch an sich lehrreich sein, über den in Rede stehenden Gegenstand eine zusammenhängende Darstellung zu empfangen. Die Arbeit ist verständlich, auch ohne daß ich den Artikel des Herrn von B. ganz abdrucke. Die wichtigsten Stellen, auf die es ankommt, sind teils in dem Aufsatze selbst citiert, teils gebe ich sie in Anmerkungen.

[1]) Herr v. B. behauptet, „Frankreich besitzt bis jetzt mehr Rechtsansprüche als befriedigte Interessen in Madag." „Frankreich war bereits im 17. Jahrh. ohne irgend welchen andern Rechtstitel als den der faktischen Besitzergreifung in den Besitz Madagaskars gelangt. M. gehörte niemandem als Richelieu . . . und nach ihm Mazarin . . in den Jahren 1642—1644 von beträchtlichen Teilen der Insel Besitz nehmen ließ. Über 2½ Jahrhunderte hindurch wurde M., oder wenigstens beträchtliche Teile desselben, als im französischen Besitz befindlich betrachtet . . . Heute wird diese Souveränität von dem herrschenden Stamme M.'s, den über 1½ Million Seelen zählenden Howas und, wie man französischerseits behauptet, von den Engländern oder richtiger den englischen Missionaren bestritten, deren Schüler und Werkzeuge die Howas sind. . . Unter der Regierung der jetzigen Königin Ranawalona II. (NB.: jetzt regiert Ranawalona III.!) sprach sich das Übergewicht der Engländer

anerkannt. Erst in den Verhandlungen vor dem durch künstliche Verwicklungen herbeigeführten Kriege 1884/85 bestritten die französischen Unterhändler den Anspruch der Königin auf den Titel: „Königin von Madagaskar," eine Bestreitung, welche der Madagassische Unterhändler als mit dem Vertrage von 1868 im Widerspruch stehend wiederholt zurückwies. Nur auf gewisse Landstücke erhob Frankreich Anspruch, aber gegen eine Zahlung von 960000 Mk. gab es im Jahre 1865 diese Ansprüche auf, wie wiederum in den 1884er Verhandlungen festgestellt wurde. Vor dieser Zeit drehte sich der Streit wesentlich um das Recht der Franzosen, Pachtverträge abzuschließen und Eigentum auf Madagaskar zu erwerben, ohne daß die Madagassische Regierung Einspruch erheben oder ein Bestätigungsrecht für sich in Anspruch nehmen dürfe. 1884 kam die koloniale Sturm- und Drangperiode, die Frankreich gelegene Veranlassung wurde, seine Hand auf Madagaskar zu legen. Ein anderer Rechtstitel ist nicht da. Die Howas aber wehrten sich durch Wort und That, und zwar gar nicht schlecht, und man kann der Selbstverteidigung dieses tapfern Völkchens die Anerkennung nicht versagen, daß sie nicht nur von hoher patriotischer Begeisterung getragen war, sondern auch mit weit größerer Noblesse geführt wurde als der französische Angriff. Ich bedaure nicht Raum zu haben, aus dem mir zur Verfügung stehenden Thatsachenmaterial einzelne Züge mitzuteilen. Ich verweise nur auf die Proklamation der Königin vom 6. Juni 1884 in der Malagasy Gazette, die lebhaft an den Aufruf Friedrich Wilhelms III. vom 3. Februar 1813 erinnert. — Es ist unbegreiflich, daß wir, die wir doch einen Hermann als Befreier feiern, keine Sympathie haben mit einem überseeischen Volke, daß auch gegenüber einer Macht wie Frankreich, sein alles an seine Unabhängigkeit setzt. Und das Howavolk und die Howaregierung ist unserer Sympathie durchaus nicht unwert. Wer die madagassische Geschichte der letzten 30 Jahre kennt, der muß den großen Kulturfortschritt anerkennen, der unter dem Einfluß des evang. Christentums in dieser Zeit gemacht worden ist.

Das Ergebnis des Krieges von 1884/85 war nun keineswegs eine Niederlage der Howas, aber unter dem Drucke der europäischen Mächte

---

und eine bis zur Absichtlichkeit gehende Feindseligkeit der Howaregierung gegen die Franzosen aus und das gehässige Verfahren ging soweit, daß Frankreich mit kriegerischen Akten antwortete. Eine französische Division besetzte Mazangage, bombardierte Tamatave und blockierte alle Häfen. Im Jahre 1885 wurde alsdann jener Friedensvertrag abgeschlossen, der die Souveränitätsrechte Frankreichs auf ein einfaches Protektorat beschränkte; allein nach der Unterzeichnung des Vertrages benutzte die Howaregierung eine Unklarheit seines Wortlautes, um auch das Protektorat zu bestreiten."

mußten sie sich zu einem Vertrage mit Frankreich bequemen, der in sehr unklaren Ausdrücken eine Art nominellen Protektorats desselben über Madagaskar forderte. Ich habe mir leider die Zeitung nicht aufgehoben, welche den Wortlaut des Friedensvertrages enthielt, erinnere mich aber sehr deutlich, daß der Passus betreffend die Vermittlung politischer Verhandlungen mit fremden Mächten durch den franz. Residenten sehr auf Schrauben stand und wesentlich als eine „ornamentale Bestimmung" aufgefaßt wurde, um dem französischen Gloirebedürfnis zu genügen und die heimatliche Zustimmung zu erleichtern. Nach französischer Art sind dann die verklausulierten Protektoratsbestimmungen in sehr rhetorischer Weise ausgedeutet worden und haben Anlaß zu immer neuen Differenzen gegeben. Soviel ich weiß, hat sich die Howaregierung nie der französischen Vermittlung bei Vertragsabschlüssen mit andern Völkern bedient, eine Thatsache, die doch wohl beweisend dafür ist, daß die betreffende Bestimmung ihre Hinterthüren gehabt haben muß. Auch Herr von Bieberstein giebt das zu; wenn er aber konstatiert, daß durch die Umgehung des Exequatur seitens des französischen Residenten der erste Minister „den Schein habe vermeiden wollen, daß Madagaskar seit 1885 thatsächlich unter französischer Hoheit stehe", so ist doch klar, daß der Friedensvertrag einen Anhalt für dieses Verhalten gegeben haben muß.

Über die jüngsten Vorgänge,[1]) welche eingangs des Artikels des Herrn von Bieberstein erwähnt werden und die Frankreich jetzt Veranlassung zur Unzufriedenheit geben, bin ich nicht authentisch genug unterrichtet, um mir ein Urteil zu erlauben. Meine jahrzehntelange Beschäftigung mit überseeischen Dingen, speciell auch mit der Geschichte der Verwicklungen zwischen Europäern und Farbigen hat mich aber gelehrt, daß in solchen Fällen die Schuld fast immer größer ist auf seiten der ersteren als der letzteren und daß man nie urteilen darf, ohne dem audiatur et altera pars genügt zu haben, ein Grundsatz, den leider die kolonialpolitische Leidenschaft nur zu oft nicht respektiert. Die Unkenntnis des großen Publikums in diesen Dingen erleichtert dann die Irreführung der öffentlichen Meinung.

---

[1]) Nach Herr v. B.: „Die Arbeiter der in M. etablierten französischen Gesellschaft Suberoie sind von ihren Arbeitsplätzen und Lagerräumen durch madagassische Banden verjagt, die Posten dieser Handelsgesellschaft mit Verlust an Toten und Verwundeten angegriffen worden; zahlreiche Haufen Bewaffneter durchziehen das Land und suchen die französischen Ansiedelungen zu zerstören. Die Gouverneure der Königin unterstützen dieselben. Die Regierung hat zwar jetzt eine Streitmacht von 2000 Mann zur Dämpfung der Unruhen ausgesandt, allein diese geringe Truppenzahl vermag auch nicht entfernt der ihr bestimmten Aufgabe zu entsprechen und wird voraussichtlich nur lasch zu Werke gehen."

Nun die Missionsthatsachen.[1]) Die evangelische Mission begann ihr Werk auf Madagaskar bereits 1818, d. h. jahrzehntelang ehe die Franzosen kamen; sie treibt es also nicht erst „seit 20 Jahren unter den Augen der Franzosen." Auch sind es keine „von der englischen Metropole ermutigten und subventionierten Bibelgesellschaften", welche die evang. Missionsarbeit thun. Es giebt eine große Britische und Ausländische Bibel-Gesellschaft, welche allerdings auch der Mission bedeutende Dienste leistet dadurch, daß sie den Druck der seitens der evang. Missionare verfertigten Bibelübersetzungen besorgt und auch durch Kolporteure diese Bibelübersetzungen verbreiten hilft. Nach dem letzten Jahresbericht hat diese großartige Gesellschaft seit ihrem 90jährigen Bestehen Bibelübersetzungen in 313 Sprachen gedruckt. Der Ausdruck: „subventioniert von der englischen Metropole" ist unklar, soll er, wie ich vermute, sagen: von der englischen Regierung, so ist er durchaus falsch, denn diese giebt der Gesellschaft nicht einen Pfennig. Nicht Bibel-, sondern Missionsgesellschaften thun die Missionsarbeit, und auch diese werden nicht von der englischen Regierung „subventioniert". In den englischen Kolonien erhalten sie von dieser allerdings unter gewissen Bedingungen einen sog. Schulgrant; den erhalten aber die nichtenglischen und die katholischen Missionen auch. Die in Madagaskar thätigen englischen Missionen haben von der englischen Regierung niemals eine Unterstützung empfangen.

Es war die Londoner M.-G., welche 1818 in Madagaskar eintrat und die bis heute die Hauptarbeit thut. Diese Gesellschaft ist keine „anglikanische" im kirchlichen Sinne, sondern eine Mission von Dissenters,

[1]) Herr v. B. schreibt: „Man behauptet französischerseits und zwar nicht mit Unrecht, daß die Engländer die Urheber und Unterstützer des feindlichen Vorgehens gegen den französischen Einfluß in M. sind; zwar nicht die englische Regierung, die eine korrekte Haltung beobachtet, aber die englischen Missionare, welche vortreffliche Werkzeuge zur Herstellung des überwiegenden Einflusses Englands seien. Die von der englischen Metropole ermutigten und subventionierten Bibelgesellschaften haben sich in außerordentlichem Maße vermehrt, und das Werk, welches sie seit 20 Jahren unter den Augen der Franzosen durchführen, bedeutet den Versuch einer Besitzergreifung. Sie haben damit begonnen, die Königin und ihre Minister zur anglikanischen Kirche zu bekehren und dieselbe zur Staatsreligion zu machen. Sie verlangten auf demselben Wege das Monopol in den öffentlichen Schulen, und die Folge dieses systematischen Vorgehens ist, daß die englischen Schulen 100 000 junge Madagassen zählen, während die französischen Missionen, infolge mangelnder Unterstützung, nur 15 000 aufweisen. Allein dieser Unterschied, meint man französischerseits, müsse über die Zukunft M.'s entscheiden. Sie werde notwendigerweise England gehören, da die junge eingeborne Generation im englischen Kultus d. h. einem dem Einflusse Frankreichs und seinen Interessen feindlichen Geiste erzogen sei."

genau eine independentische, d. h. sie wird von der freien Kirche der englischen Kongregationalisten betrieben. Sie konnte also auch garnicht „damit beginnen, die Königin und ihre Minister zur anglikanischen Kirche zu bekehren und dieselbe zur Staatsreligion zu machen.“ Allerdings hat viel später auch die anglikanische Kirche, vertreten durch die Ausbreitungsgesellschaft (Society for propagation of the gospel) in Madagaskar eine Mission begonnen, aber ihr Anhang unter den Madagassen ist verhältnismäßig gering; die Königin gehört nicht zur „anglikanischen Kirche“ und diese ist nicht Staatsreligion. Streng genommen gehört der Hof auch nicht zu den Independenten, sondern es giebt seit dem Regierungsantritt Ranawalonas II. eine selbständige Hofkirche, deren Bedienung ganz in den Händen von Eingeborenen liegt und die unabhängig von jeder europäischen Leitung steht, aber freundlich zu den Independenten sich hält. Neben diesen und in Gemeinschaft mit ihnen arbeiten ferner in Madagaskar die Quäker oder Freunde, und ohne Verbindung, aber auch ohne Differenz mit ihnen seit 1867 norwegische Missionare.

Es sind also in Madagaskar fünf evangelische Missionen:

1. die Londoner M.-G.	mit 32	europ. Missionaren	u. 308 575	Christen
2. die Quäker	„ 9	„ „	u. 14 410	„
3. die anglikan. S. P. G.	„ 17	„ „	u. c. 10 000	„
4. die Norweg. M.	„ 23	„ „	u. 30 092	„
5. die Hofkirche	„ 194	eingebornen Geistl.	u. 60 533	„

Wir haben danach in Madagaskar ein evangelisches Missionsgebiet, das einen respektabeln Erfolg aufweist: 423 610 Christen, d. h. es ist hier eine evangelische Volkskirche wenn nicht bereits vorhanden, so doch in der Entwicklung begriffen. Wenn nun entsprechend dieser großen Zahl evangelischer Christen auch die Schülerzahl in den evang. Schulen eine große ist, so ist das nur natürlich. Diese Schülerzahl ist sogar noch größer als 100 000, wie H. von Bieberstein angiebt. Es haben nämlich Schüler:

1. die Londoner M.-G.	70 024
2. die Quäker	11 214
3. die S. P. G.	ca. 5 000
4. die Norweger	34 435
5. die Hofkirche	14 095
Summa	134 768

Seit einem Jahrzehnt bemüht sich die madagassische Regierung, die allgemeine Schulpflicht einzuführen, aber es ist nicht so, „daß die englischen Bibelgesellschaften das Monopol in den öffentlichen Schulen verlangten,“ und nicht so, daß die englischen d. h. doch die evangelischen

Schulen „infolge dieses systematischen Vorgehens 100000 junge Madagassen zählen, während die französischen Missionen (auf die ich gleich kommen werde), infolge mangelnder Unterstützung nur 15000 aufweisen." Die Regierung übt keinen Zwang auf die Wahl der Schule, und der geringere Schulbesuch der französischen Schule liegt lediglich in dem geringeren Einfluß der katholischen d. h. der französischen Mission.[1])

Die evangelische Mission hat auch nicht „damit begonnen, die Königin und ihre Minister zur anglikanischen Kirche zu bekehren und dieselbe zur Staatsreligion zu machen;" im Gegenteil, sie hat einen blutigen Passionsweg gehen müssen. H. von Bieberstein bemerkt ganz richtig, daß Ranawalona I. ein „mit Blut beflecktes" Schreckensregiment geführt hat, welches ca. 30 Jahre dauerte. Beiläufig bemerkt ist es eine französische Legende, daß der junge Radanna II. ein tüchtiger und milder Regent gewesen; er war ein liederlicher Schwächling. Gerade in der langen Verfolgungszeit, in der auch alle evang. Missionare aus dem Lande vertrieben worden waren, hatte sich die Zahl der Christen sehr vermehrt. Die Bibel (nicht die Bibel-Gesellschaften) war der Missionar gewesen. Erst nach dem Tode der blutigen Ranawalona (1861) wurde Religionsfreiheit erklärt und 1869 die Königin Ranawalona II. durch einen eingebornen evangelischen Geistlichen getauft. Seitdem erst fanden Massentaufen statt, die auch viel Spreu der evang. Kirche zuführten; doch sind alle evang. Missionen ernstlich beflissen, durch soliden Unterricht und Kirchenzuchtübung erzieherisch und reinigend auf die Massen zu wirken.

Wir kommen nun zur katholischen d. h. französischen Mission.

Erst seit Anfang der 60er Jahre, also 40 Jahre später als die Boten der Londoner Gesellschaft, begannen französische Jesuiten ihre Arbeit in Madagaskar. Wie in so viele evang. Missionsgebiete, drängten sie sich auch hier Verwirrung stiftend ein. Es würde zu weit führen, die ganze Geschichte der Intriguen zu verfolgen, welche seitens der französischen Jesuiten sich seitdem abgespielt hat. Jedenfalls stimmt es nicht mit der Wirklichkeit, wenn Herr v. B. schreibt: „Madagaskar würde Frankreich

[1]) Aus 1883 berichtet die kathol. Quelle (Jahrb. der Verbreitung des Glaubens IV 51): „Wir hatten bis zum letztverflossenen Jahre 6—7000 Schüler, gegenwärtig zählen wir deren 20000. Diese rasche Vermehrung ist das Ergebnis des neuen Gesetzes, welches die Madagassen zum Schulbesuch verpflichtet. Dem Wortlaut dieses Gesetzes gemäß müssen sich die Kinder entweder bei den Katholiken oder Protestanten einschreiben lassen; wenn aber einmal eingeschrieben, können sie die Schule nicht mehr wechseln. Von amtlicher Seite war den Eltern in der Wahl der Lehrer volle Freiheit gelassen, in Wirklichkeit aber legten mehrere Beamte Parteilichkeit an den Tag. Ich — der apostolische Präfekt — muß jedoch beifügen, daß andere mehr Gerechtigkeit und Wohlwollen zeigten, wie das die Zahl der Unterschriften beweist."

gehören, und seinem Einfluß völlig unterworfen sein, wenn sich das letztere einfach der friedlichen und wenig kostspieligen Mittel bedient hätte, welche England dort mit solchem Erfolg angewendet hat. Es hätte genügt, den britischen Bibelgesellschaften französische Missionare gegenüberzustellen."

Nun, Frankreich hat das gethan. Seit Anfang der 60er Jahre sind wachsende Scharen kluger und intriguanter Jesuiten gekommen, die nichts versäumt haben, um für Frankreich Propaganda zu machen und der evang. Mission das Wasser abzugraben. Nach dem offiziellen Census der Propaganda (Missiones Catholicae 1892) stehen jetzt in Madagaskar: 45 patres, 2 scholastici, 17 fratres coadiutores, 19 fratres a scholis christianis, die 26 europäischen Nonnen ungerechnet. Das ist doch ein recht stattliches französisches Missionspersonal, beinahe ebenso groß als das ganze evang. zusammengenommen. Trotzdem zählt die französische Mission nach ihrer eigenen offiziellen Angabe nur 41 330 catholici und 17 606 Schüler.

Herr v. Bieberstein konstatiert selbst, daß „französische Etablissements in Madagaskar selten sind", und damit sollte man meinen, sei schon einigermaßen erklärt, warum der französische Einfluß nicht bedeutend ist. Aber trotzdem spricht er den Franzosen nach, die das Bedürfnis nach einem Sündenbock haben: „der englische Kultus" bezw. die englischen Missionare tragen dafür die Schuld. Aber die norwegischen Missionare sind doch keine Engländer und auch ihr Einfluß ist ganz bedeutend. Die Wahrheit ist, das madagassische Volk ist dem evang. Christentum geneigt und will von den Jesuiten nichts wissen, weil diese sie ihrer evangelischen und politischen Freiheit zugleich berauben wollen. Es erblickt in ihnen, was sie in Wirklichkeit sind, französische Agenten, denen ebenso die Bekehrung zum Katholizismus die Unterwerfung unter Frankreich, wie die Unterwerfung unter Frankreich die Bekehrung zum Katholizismus bedeutet. Herr v. B. hat ganz recht: „der französische Missionar ist ein unvergleichlicher Eroberer." In der eben erschienenen Biographie des Kardinal Lavigerie heißt es von diesem Gründer und Leiter der Genossenschaft der weißen Väter, die durch ihr Auftreten in Uganda so viel von sich reden gemacht, wörtlich (S. 392): „In jeder Lebenslage erblicken wir in ihm den Patrioten, der selbst da nicht mit den Überlieferungen des nationalen Charakters zu brechen und über die Grenzen seines nationalen Standpunktes hinauszugehen vermag, wo er scheinbar den Boden internationaler Fragen und Interessen vertritt, wie bei der Ausbreitung des Christentums unter den Heidenvölkern und bei der Sklavenfrage." Wo immer die französischen katholischen Missionare hinziehen, ist ihre Losung: aussi pour la France. Darum hat auch

jede Regierung in Frankreich, selbst die eines Gambetta, die katholische Mission begünstigt. Es ist ganz die mittelalterliche Missionspolitik, die das Ideal des französischen Missionars ist: Kreuz und Schwert, jenes bahnt diesem, dieses jenem den Weg. Aber ein deutscher Mann und ein evangelischer Christ kann doch diesen Mißbrauch des Heiligen zum Zwecke politischer Eroberungen ebnsowenig zu einem Gegenstande der Anerkennung machen, wie den Gebrauch des Schwerts zur Ausbreitung des Christentums rechtfertigen. Wir leben in wunderlichen Widersprüchen! Das eine Mal wird es den Vertretern der Religion zum schwersten Vorwurf gemacht, daß sie die Religion in die Politik mischen, das andere Mal wird es französischen Missionaren zum höchsten Ruhm angerechnet, daß sie „unvergleichliche Eroberer“ für Frankreich sind!

Weil nun nicht bloß der französische Missionar, sondern der Durchschnittsfranzose überhaupt sich eine Mission ohne politische Nebenzwecke nicht denken kann, so ist es bei ihm zur fixen Idee geworden, daß auch die evangelische, namentlich die englisch-evangelische Mission eine für englisch-politische Zwecke wirkende Macht sei, eine fixe Idee, die seit Beginn der modernsten Kolonialära sich dann auch über Frankreich hinaus überall da verbreitet hat, wo eigne nationale Kolonialinteressen in England einen Gegner sehen. Der harmloseste englische Missionar wird da zum gefürchteten politischen Feind gemacht. Unter den französischen Kolonialschwärmern giebt es nun vornehmlich einen Fanatiker, der die Entfesselung der französischen Volksleidenschaft gegen die englischen Missionare in Madagaskar zu seiner Specialität gemacht hat, das ist M. de Mahy. Für einen mit den Missionsverhältnissen vertrauten Mann ist es geradezu erheiternd zu lesen, was für Böcke dieser Herr in seiner blinden Leidenschaft schießt und was für Popanze er den unwissenden Franzosen an die Wand malt. Von ihm stammt denn auch die lustige Behauptung von den missionierenden Bibelgesellschaften. Er hat sich einen förmlichen Roman zurecht gemacht, um die Staatsgefährlichkeit derselben seinen Landsleuten ad oculos zu demonstrieren und hat dazu die unschuldigen Kärtchen benutzt, welche die Großbritannische und Ausländische Bibel-Gesellschaft ihren jährlichen Reports beigiebt, um mittels derselben die durch ihre Thätigkeit veranstaltete Übersetzung und Verbreitung der Bibel zu veranschaulichen. Mit diesen Kärtchen hat er die guten Franzosen gruseln gemacht als mit Beweisen für die politischen Eroberungszwecke der Bibel-Gesellschaft. Dann hat er von einem großen politischen Bündnis zwischen der Bibel-Gesellschaft, der evang.-franz. Miss.-Ges. und der evang. Allianz gefabelt zum Zwecke der Förderung der englischen Herrschaft und der Bekämpfung französischer Interessen wie

überhaupt im Auslande, so speciell in Madagaskar. Jeder Kundige muß lachen, wenn er diese Narrheiten liest, aber was weiß das französische Volk und was weiß ein großer Teil des deutschen Volks von diesen Dingen! Die Leidenschaft, die nationale wie die kolonialpolitische, glaubt gern das Ungeheuerliche, und trotz aller Aufklärung machen solche Romane öffentliche Meinung — leider auch in Deutschland. Sehr angesehene evang. Männer Frankreichs aus allen Ständen, unter ihnen z. B. E. de Pressensé, haben die Unhaltbarkeit dieser de Mahyschen Romane wiederholt nachgewiesen, dennoch tischt sie der Herr immer wieder auf. Er geht in seinem Fanatismus so weit, diese Männer geradezu „Verräter" zu nennen, und ihnen, die 1871 für Frankreich optiert haben, vorzuwerfen, sie hätten auch Elsaß an Deutschland ausgeliefert. Einen solchen Fanatiker sollte man doch in Deutschland nicht blindlings als Autorität gelten lassen.

Die Romane de Mahys sind natürlich Wasser auf die Mühle der Jesuiten. 1884 deklamierte der bekannte Bischof Freppel in der franz. Kammer, „der madagassische Krieg sei in letzter Instanz ein Kampf zwischen katholischen und protestantischen Missionen, und müsse daher mit aller Energie geführt werden." Also der **Krieg** wird von einem französischen Kirchenfürsten empfohlen zur Unterdrückung der protestantischen Missionen. Ja, ja: „der französische Missionar ist ein unvergleichlicher Eroberer." Und wo das Schwert nicht ausreicht, da kommt „der fromme Betrug" zu Hilfe. „Frommer Betrug" war ein untergeschobener Brief, den der junge Radanna II. 1861 an den Papst geschrieben haben soll; „frommer Betrug," die erschlichene heimliche Krönung dieses Königs als eine Art französischen Vasallen durch den apostolischen Präfekten Jouen; „frommer Betrug," die der sterbenden, bereits bewußtlosen Königin Rasoherina durch den französischen Konsul Laborde, unter dem Scheine, als ob er sie magnetisieren wollte, verstohlen erteilte römische Taufe — lauter Manipulationen, um dem „edlen" Frankreich zur Oberherrschaft über Madagaskar zu verhelfen. Die Jesuiten haben wirklich gethan, was sie konnten.

Hiernach überlasse ich es dem Leser, ob es vom „deutschen" und gar vom **evangelischen** „Standpunkte aus nur wünschenswert sein kann, daß es Frankreich gelingt, sich unbestritten und dauernd in Madagaskar festzusetzen".[1]

G. Warneck.

[1] Herr v. B. schreibt: „Es herrschte — in Madagaskar — wie überall, wo Deutsche und Franzosen draußen zusammenarbeiten, stets das beste Einvernehmen." Dieses „beste Einvernehmen" ist aber noch nicht ernstlich in Versuchung gekommen. Jetzt sammeln sich schon Wölkchen am Himmel des Hinterlandes von Kamerun. Wie wäre es, wenn die deutschen Kolonialpolitiker, denen der französische Missionar so „sympathisch" ist, wie Herr v. B. hervorhebt, diesen „unvergleichlichen Eroberer" in die Kameruner deutsche Interessensphäre einlüden!

Nachschrift.

Daß „die englischen Missionszöglinge völlig verdorbene, freche Negerjungen“ seien, „während der französische Zögling ein Handwerk erlernt hat und so sehr viel zur Kultivierung seines Landes beiträgt“ — diese Behauptung des Herrn v. B. hätte ich gern noch beleuchtet. Dazu gehört aber ein selbständiger Artikel. Unterdes erlaube ich mir auf meinen „Offenen Brief an Herrn Major von Wißmann“ zu verweisen. Die dritte Auflage (Gütersloh 1890) enthält auch die Besprechung der Antwort des Herrn Majors.

Wie es jetzt in Uganda steht.

Die letzten, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Berichte über Uganda schilderten die wechselvolle Entwicklung der religiösen und politischen Lage daselbst bis zum ersten Viertel des vorigen Jahres (1893). Indem wir kurz über die neueren Ereignisse bis Mitte November 1893 referieren, haben wir zunächst eine Reihe hocherfreulicher Züge anzuführen, welche für die innerliche Erstarkung der jungen protestantischen Waganda-Kirche beredtes Zeugnis ablegen. Im März faßten auf Anregung und unter Anleitung des Bischofs Tucker die protestantischen Häuptlinge den Beschluß, in ihrem Machtbereich jede Form der Sklaverei und des Sklavenhandels abzuschaffen. Sie überreichten dem zur Zeit im Lande anwesenden englischen Generalbevollmächtigten Sir G. Portal ein offizielles Schriftstück folgenden Inhalts: „Wir protestantischen Häuptlinge alle wünschen, diese gute Sitte der Freiheit anzunehmen. Wir willigen ein, alle unsere Sklaven gänzlich los und frei zu lassen. Hier sind unsere Namen als die Häuptlinge.“ Es folgen vierzig Unterschriften, darunter neun von den zwölf obersten Würdenträgern. Es ist das erste Mal in der Geschichte Afrikas, daß ein Negervolk aus innerem Antriebe die Sklaverei als sociales Institut in seinem Bereiche abgeschafft hat; ein glänzendes Zeugnis für die Solidität der evangelischen Missionsarbeit. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß für einen afrikanischen Großen die Sklaven und — die Frauen den wertvollsten Besitz bilden. Auf beides wollen die Waganda verzichten, die Protestanten werden. — Am 28. Mai 1893 ordinierte Bischof Tucker die ersten sechs Waganda zu Diakonen, d. h. Priestern zweiter Ordnung; drei davon gehören zu den Laienevangelisten, welche Tucker bereits 1891 zur öffentlichen Predigt bevollmächtigt hatte. Vier von ihnen sind hochgestellte Häuptlinge, und sie stehen nun vor der Wahl, ob sie sich mit dem niedern Priestergrad begnügen und Häuptlinge bleiben, oder ob sie ihre Häuptlingsstellen niederlegen und sich ganz dem Predigtamte widmen wollen. Erfreulicherweise thun schon jetzt zwei von ihnen Schritte, um sich von ihren politischen Stellungen loszulösen. Gleichzeitig wurden an demselben Tage weitere zehn Waganda zu Laienevangelisten eingesegnet. Es ist also ein Schritt vorwärts gethan, eine Eingeborenen-Geistlichkeit heranzubilden. Man erinnere sich dabei, daß der erste protestantische Missionar den Boden von Uganda erst am 27. Juni 1877 betrat. — Während der ersten Hälfte des Jahres 1893 wurden 262 Erwachsene und 54 Kinder nach sehr sorgfältiger Unterweisung getauft. Trotzdem

verblieben noch 335 Waganda im Katechumenen-Unterricht. Die Begierde nach Unterricht und nach Lesestoff, besonders Teilen der heiligen Schrift, scheint noch immer im Wachsen zu sein. Während der ersten acht Monate 1893 wurden nicht weniger als 35—40000 Bibelteile, Lesebücher u. s. w. verkauft, wofür über 6000 M. vereinnahmt wurden. Glücklicherweise ist Missionar Pilkington unermüdlich thätig, Teile der heiligen Schrift, der Liturgie u. s. w. ins Luganda zu übersetzen. Zur Zeit werden in London der Psalter und die Genesis in Luganda gedruckt. Übrigens würde man sich täuschen, wenn man annähme, der Lerneifer sei in Uganda, oder auch nur in den von den Protestanten beherrschten Provinzen allgemein. Die ältere Generation der Bakopi, d. h. der eigentlichen Landbevölkerung verhält sich gegen Christentum und Kultur nach wie vor ablehnend. Nur das heranwachsende Geschlecht und die Bewohner der Hauptstadt und der wichtigsten Plätze, nach Pilkingtons Ansicht nur etwa 5% der sogenannten protestantischen Waganda, neigen sich wirklich dem evangelischen Glauben zu.[1]) — Um so wichtiger ist es, daß die evang. Missionare aus der Hauptstadt Mengo heraus kommen und auch in den andern Verkehrsmittelpunkten der „protestantischen" Provinzen Stationen gründen. Das schon 1891 begonnene Werk in Usoga, dem Tributärstaat östlich vom Nil, will noch immer nicht gedeihen; die bei dem Häuptling Luba, dem Mörder Hanningtons, angelegte Station wird von einigen Waganda-Lehrern verwaltet. Im Frühjahr 1893 hat Bischof Tucker zwei neue Stationen in den wichtigen Provinzen Kjagwe (zwischen Mengo und dem Nil) und Singo (angrenzend an Unioro) gegründet und mit je zwei Missionaren besetzt. An beiden Orten haben sich schon nach wenigen Wochen zahlreiche Kirchgänger und lernbegierige „Klassen" zusammengefunden, zumal in Kjagwe, wo der Diakon Nikodemo Sebwato der Statthalter ist.

Während so im Innern die evangelische Waganda-Kirche sich in einem erfreulichen Wachstum befindet, war der Friede Ugandas im vorigen Jahre wieder mehrere Male vorübergehend bedroht. Bekanntlich hatte am 31. März 1893 das Regiment der Britisch Ostafrikanischen Kompanie aufgehört, und am 1. April hatte Sir G. Portal das Land unter Regierungs-Verwaltung genommen. In der zwischen den Parteien vorgenommenen neuen Grenzregulierung hatten die Katholiken zu dem ihnen von Lugard gewährten Besitzstand noch die Provinz Kajma, die Sesse-Inseln und einzelne Besitzungen in der Landschaft Busiro und nahe bei Mengo erhalten; sie hatten nunmehr etwa den dritten Teil des Landes inne. Die Mohammedaner erwarteten dementsprechend auch einen Zuwachs zu erhalten und beanspruchten die große

---

[1]) Welchen Eindruck selbst auf den „katholischen" Teil Ugandas der Lerneifer der Protestanten macht, bezeugt nichts deutlicher, als daß Bischof Hirth sich auch genötigt sieht, die heilige Schrift übersetzen zu lassen. Er schreibt: „Nach vielem Zögern habe ich es für uns nötig erachtet, das Neue Testament zu drucken, welches die Protestanten überall verbreiten. Der Hauptgrund ist, daß wir unsere Leute doch nicht abhalten können, es zu lesen — jedermann außer den Frauen und alten Leuten wünscht zur Taufe lesen zu lernen. Wir bereiten deshalb eine Ausgabe mit Anmerkungen aus den Kirchenvätern vor." Fr. Ch. Monthly 1894, 50. Das wird eine ähnliche Ausgabe werden wie die, zu deren Herstellung sich die Jesuiten in Beirut durch das mächtige Vordringen der protestantischen Bibel genötigt sahen. (S. 132.) Das sind indirekte, aber höchst wertvolle Zeichen für die Kraft der protestantischen Mission.

Provinz Singo. Als alle derartigen Zumutungen von Portal rundweg abgeschlagen wurden, glaubten sie Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben, und ihr eigentlicher Anführer Dschuma, neben dem der abgesetzte Schattenkönig Mbogo nichts galt, schürte den aufrührerischen Geist in der Stille. Trotzdem schien noch Ende Mai die Lage im Lande so gesichert, daß Portal am 30. Mai, Bischof Tucker am 2. Juni Uganda verließen. Durch den Abzug dieser beiden Karawanen war die sansibarische Mannschaft, welche zur Verfügung des stellvertretenden Bevollmächtigten Macdonald blieb, sehr geschwächt, und von dem Rest war mehr als die Hälfte durch Erdflöhe in den Füßen marschunfähig. Diese Gelegenheit wollten die Aufrührer nicht vorübergehen lassen, ohne den Versuch zu machen, die englische Herrschaft zu stürzen und dem Islam wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Die mohammedanischen Waganda allein wären allerdings zu einem solchen Komplott zu schwach gewesen. Dschuma verbündete sich deshalb mit Selim Bey, dem Anführer der nubischen Truppen, welche aus der ehemaligen Äquatorial-Provinz Emin Paschas übrig geblieben und von Lugard in den Dienst der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft genommen waren. Wäre es Selim Bey möglich gewesen, sich der Treue dieser Truppe zu versichern und sie mit der Streitmacht der Waganda-Mohammedaner zu vereinigen, so wäre die Lage der Engländer kritisch gewesen. Allein 1. war Selim Bey wassersüchtig und deshalb nicht kriegstüchtig, 2. waren die nubischen Truppen zum größeren Teil in Mengo, während Selim Bey nach dem fünf Meilen entfernten Ntebbe-Hafen, jetzt Port Alice genannt, verbannt war. Außerdem wurde durch die Hilfe der protestantischen Waganda das Komplott den Engländern rechtzeitig verraten, und Selim Bey war so thöricht, durch einen trotzigen Brief dem Kapitän Macdonald die beste Waffe in die Hand zu geben. Macdonald handelte mit großem Geschick. In wenigen Tagen waren die mohammedanischen Waganda der Hauptstadt zur Unterwerfung gebracht, die Nubier entwaffnet, und die Rädelsführer Dschuma, der Schattenkönig Mbogo, Selim Bey und mehrere andere verhaftet und nach der Küste deportiert. Sodann sandte der Kapitän ein Truppenkommando in die drei mohammedanischen Provinzen, um auch dort die Funken des Aufruhrs zu zertreten. Da sich die Waganda daselbst unterwarfen, erlaubte er ihnen zunächst, in ihrem ganzen bisherigen Besitz wohnen zu bleiben. Erst eine neue Unruhe (im August 1893), die übrigens den Frieden des Landes nicht bedroht zu haben scheint, veranlaßte ihn, das Gebiet der Mohammedaner noch weiter einzuschränken. Sie mußten die Provinz Kitunsi an die Katholiken und Kasudschu an die Protestanten abtreten; sie behielten mithin nur die kleinste Provinz Katambala, etwa acht Quadratmeilen.

Es ist charakteristisch, daß während die protestantischen Missionare in den Tagen der größten Not, als sich der Umfang der mohammedanischen Revolte noch nicht übersehen ließ, sich in aufopfernder Weise an dem Wachtdienst im Fort beteiligten, die katholischen Missionare nach Buddu flohen. Selbst der übrigens den evang. Missionaren keineswegs wohlgesinnte Times-Korrespondent spendet ihnen das Lob: „Gleicherweise verdienen die englischen Missionare den wärmsten Dank für die wichtigen Dienste, die sie bei dieser Gelegenheit erwiesen haben."

Sir G. Portals Bericht über Uganda, von dem die Zukunft des Landes

abhängt, ist bereits Mitte Dezember 1893 im Foreign Office eingetroffen, aber Gladstone hat es bis heute noch nicht für nötig befunden, denselben zu veröffentlichen. Allen Anzeichen nach hat Portal entschieden die Beibehaltung Ugandas befürwortet, und das ist dem liberalen Regiment unbequem. Leider ist Portal selbst am 25. Januar dieses Jahres in London an den Nachwehen des Malaria-Fiebers gestorben; er kann also die Interessen Ugandas nicht mehr persönlich vertreten. Auch sein Bruder war schon im Mai 1893 in Uganda den Strapazen einer wichtigen Mission nach den westlichen Grenzbezirken erlegen.

Es sei noch bemerkt, daß im Dezember 1893 Kapitän Lugard ein großes Reisewerk, „The Rise of our East African Empire“, London, Blackwood & Söhne, 2 Bände, 42 M., veröffentlicht hat, welches jedoch in den englischen Missionszeitschriften neben viel Anerkennung auch manche Kritik erfahren hat.[1] Richter.

Gemischte Zeitung.

1. Erschütternde Todesnachrichten vom Niger.

Wie den Lesern bekannt, war als Nachfolger des Missionsbischofs Sam. Crowther nicht wieder ein farbiger, sondern ein englischer Geistlicher, Rev. Hill, zum Bischof der Nigermission geweiht worden; nur wurden ihm zwei Farbige als Vicebischöfe zur Seite gestellt. Am 12. Dezember 1893 war der neue Bischof mit seiner Frau, drei Missionaren und zwei Missionarinnen in Lagos gelandet — da trafen hintereinander folgende Todestelegramme in London ein: Bischof Hill am 5. Januar abends, seine Frau kurz nach ihm um Mitternacht gestorben; am 17. Januar Herr Matthias, am 21. Herr Sealey, am 23. Fräulein Mansbridge gestorben, und Fräulein Maxwell wegen schwerer Erkrankung zur Heimkehr genötigt. Von sieben frischen Arbeitern nach einem Monat also nur noch zwei am Leben und nur noch einer auf dem Arbeitsfelde (Int. 1894, 194). Ja, zwischenein war noch eine andre Todesnachricht eingetroffen, daß auch der seit 1886 in Lagos stationierte Rev. Vernall von dem bösen Fieber hinweggerafft sei. Von Westafrika sind schon oft erschütternde Todesnachrichten gekommen, aber wohl noch nie so unerwartete und in kürzester Zeit so gehäufte. Besonders ergreifend ist der gleichzeitige Tod des Herrn und der Frau Hill. Als der Bischof sich so krank fühlte, erklärte er sofort: „ich gehe heim;“ da erhob sich seine Frau, die mit ihm in demselben Raume lag, von ihrem Bett und antwortete: „wir gehen heim“ (Awake 1894, 33). Und doch hat sich schon wieder der Mann gefunden, Rev. Tugwell, der bereit ist, als Hills Nachfolger in dieses mörderische Gebiet zu gehen.

2. Ein nobles Geschenk.

Infolge der französischen Intoleranz, welche auf ihren Schutzgebieten in der Südsee die seit länger als einem halben Jahrhundert dort in großem Segen thätig gewesenen englischen Missionare, Sendboten der Londoner Miss.-Ges., ausgewiesen, haben u. a. auch die Missionen auf den Inseln unter dem Winde: Huahine, Rajatea, Borabora und Tahaa von der evang. Pariser

[1] Free Church Monthly 1894, S. 16. 19; Ch. of Scot. Miss. Rep. 1894, S. 352 f.; Central Africa 1894, 29 f.; Ch. Miss. Intell. 1894, 8—26 und 53—57.

M.-G. übernommen werden müssen. Jetzt hat die Londoner Miss.-Ges. der Pariser ihr gesamtes Missionseigentum auf diesen Inseln zum Geschenk gemacht, mit Ausnahme des den Missionaren als Privateigentum gehörenden Meublements — eine hochherzige Gabe, die um so größere Anerkennung verdient als die Behandlung, welche die englischen Missionare in der Südsee von den Franzosen erfahren haben und auch anderwärts z. B. in Madagaskar erfahren, eine mehr als unhöfliche gewesen ist (Journal des Miss. évang. 1894, 55).

3. Die heiligen Bücher des Ostens.

Ein sehr beachtenswerter Artikel der in Indien erscheinenden Zeitschrift Dawn of India: „Die heiligen Bücher des Ostens" konstatiert die Thatsache, daß infolge der Herausgabe dieser Bücher durch Max Müller das Studium derselben unter den Hindu eigentlich erst in Schwang gekommen sei. Die meisten Eingeborenen seien mit ihren heiligen Schriften nicht durch die Sanskritoriginale, sondern durch die englische Übersetzung bekannt geworden. Nur habe Max Müller ganze Partien dieser Bücher weggelassen aus dem Grunde, „weil ihre wörtliche Übersetzung ihm eine Verfolgung wegen Publikation obscöner Literatur zugezogen haben würde." Es wird hierzu sehr richtig bemerkt: „Kein Mensch werde von M. Müller verlangen, daß er die obscönen Abschnitte der „heiligen" Bücher veröffentlichen solle; aber was man ihm mit Recht vorwerfen müsse, sei das, daß er die Weglassung auch nicht mit einem Worte angedeutet habe." Den Yagur Veda habe M. Müller in seine Sammlung gar nicht aufgenommen und dieses Buch sei so böse, „daß seitens der obersten gesetzlichen Autorität in Bombay die Übersetzung desselben in irgend eine lebende Sprache Indiens für ein Kriminalverbrechen erklärt worden ist" (Int. 1894, 220).

4. Der indische National-Kongreß.

In einer öffentlichen Staatsprüfung wurde jüngst einem der eingebornen indischen Examinanden die Frage vorgelegt: „was halten Sie für das markanteste Ergebnis der englischen Bildung in Indien?" Und die Antwort lautete: „den National-Kongreß." Seitdem 1885 die erste Versammlung dieses Kongresses stattgefunden, hat sich derselbe alljährlich wiederholt, zuletzt 1894 in Lahore. Die europäische Berichterstattung hat über dieses freie indische Parlament bis jetzt ziemlich geringschätzig geurteilt und in ihm nichts anderes als eine deklamatorische Übung, eine Bewegung der Zungen, erblickt; wie es scheint, ist die Sache aber ernster zu nehmen, wenigstens nach der Darstellung eines amerikanischen Missionars im Independent (22. Febr. 1894). Nach seinem Urteil wächst die Bedeutung desselben von Jahr zu Jahr. Die indischen Agitatoren sind allerdings weit davon entfernt, die britische Herrschaft in Indien beseitigen zu wollen, sie erkennen vielmehr die Vorteile, welche das Land von derselben hat, voll an, aber sie verlangen eine Art home rule und haben für diese Forderung an den heimatlichen englischen Radikalen starke Verbündete. Der Empfang, welchen der Präses des Kongresses, Herr Dadabhoy Naoroji, das erste und bis jetzt einzige Mitglied des britischen Parlaments, in allen indischen Städten und namentlich bei seinem Einzug in Lahore fand, war ein geradezu fürstlicher; the population seemed wild with excitement. Einer der vielen Triumphbogen, die dem Gefeierten

errichtet waren, trug auf der einen Seite die Inschrift: Lang lebe die Königin und Kaiserin, auf der andern: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Unter den Forderungen, die in Lahore gestellt wurden, sind folgende besonders bemerkenswert: Zulassung einer größeren Zahl von Indiern zu den hohen Stellen des Civildienstes; Errichtung von Provinziallandtagen aus vornehmlich eingebornen Deputierten; Trennung der richterlichen Funktionen von der Verwaltung; Einschränkung der indischen Beiträge zur Unterhaltung der stehenden Armee; Herabsetzung der Salztaxe. Die Verhandlungen wurden in der englischen Sprache und mit großer Beredsamkeit geführt. Ein angesehener Christ aus Kalkutta, der auch mehrere Ansprachen im christlichen Kollege hielt, ragte unter den Rednern besonders hervor. Es fehlte nicht an oratorischen Übertreibungen und ungesunden Echauffements, aber im ganzen soll doch viel Verständiges gesagt worden und die Zustimmung im Wachsen sein, welche die Bestrebungen des Kongresses bei einem großen Teil der indischen Bevölkerung finden.

5. Ein Echo des Weltreligions-Kongresses aus Japan.

Nach ihrer Rückkehr von Amerika haben die Vertreter des Buddhismus in Japan ihren Landsleuten sehr lehrreiche Berichte erstattet über die Eindrücke, welche sie von dem famosen Weltreligions-Kongreß in Chikago erhalten. Die beiden Hauptredner waren Bourin Yatsubuchi, Priester in Kamakura, ein gebildeter Mann, der auch in Chikago das Wort geführt, und Shaku Soyen, der famose Vertreter der „allgemeinen Bruderliebe", von dem wir bereits S. 126 ein nettes Histörchen erzählt haben, Priester in Kiuschiu. Außer diesen beiden sind aber noch acht andere als Berichterstatter aufgetreten. Der Inhalt ihrer Berichte ist folgender.

„Als wir die Einladung zu dem allgemeinen Religionsparlament erhielten, würden uns unsre buddhistischen Gemeinden nicht als ihre Deputierten abgeordnet haben. Denn die große Majorität derselben befand sich in dem Glauben, es handle sich um eine listige Unternehmung seitens der Christen, um uns entweder lächerlich zu machen oder zu bekehren. Wir gingen also nur als Privatpersonen. Aber eine wunderbare Überraschung wartete unsrer. Unsre Vorurteile waren alle falsch. Das Parlament war zusammenberufen worden, weil die westlichen Nationen übereingekommen sind, die Schwäche und Thorheit des Christentums darzustellen (realize), im Ernst durch uns unsre Religion kennen zu lernen und zu untersuchen, welche die beste Religion sei. Es giebt keinen geeigneteren Ort in der Welt, um die Lehren des Buddhismus zu verbreiten als Amerika. Während der Versammlung wurde ein sehr reicher Mann aus New York ein Buddhist und unsre Aufnahmegebräuche an ihm vollzogen. Er ist ein Mann von großem Einfluß und seine Bekehrung ist gleichbedeutend der von 10000 gewöhnlichen Leuten, so daß wir in Wahrheit sagen können, wir haben in dieser einen Versammlung 10000 Amerikaner zu Buddhisten gemacht. Das Christentum ist nichts als ein Ornament der Gesellschaft in Amerika. Wahrhaft geglaubt wird es nur von sehr wenigen. Die große Mehrzahl der Christen trinkt, begeht große Verbrechen und führt ein lüderliches Leben, obgleich das Christentum als allgemeiner Glaube gilt und gesellschaftlicher Zierat ist. Sein Mangel an Kraft ist der Beweis seiner Schwäche. Die Versammlungen zeigten die große Überlegenheit des Buddhismus über das Christentum und die bloße Thatsache ihrer Abhaltung

bewies, daß die Amerikaner und die andern westlichen Völker den Glauben an das Christentum völlig verloren haben und bereit sind, die Lehren unsrer überlegenen Religion anzunehmen."

Und das wird von der Masse der japanischen Bevölkerung für bare Münze genommen. Man kann kein vernichtenderes Urteil über das Monstrum des Weltreligionskongresses fällen als jener junge gebildete japanische Christ gethan, der zu einem amerikanischen Missionar sagte: „Wie konnten amerikanische Christen einen solchen Mißgriff machen, daß sie eine Versammlung beriefen, welche das Christentum so schädigte, und seinen Einfluß in Japan untergrub!" (Indep. 14. Dezember 1893). Warneck.

Missionsrundschau.

Hinterindien. In Barma, das jetzt der englischen Herrschaft völlig unterworfen ist, sind bis auf diesen Tag die amerikanischen Baptisten (American Baptist Miss. Union) die Hauptträger des evangelischen Missionswerks. Ihre Haupterfolge haben sie bekanntlich unter den verschiedenen Stämmen der Karenen, doch arbeiten sie auch unter andern verwandten Völkerschaften, deren es ein ganzes Gewimmel auf der hinterindischen Halbinsel giebt, unter eingewanderten Tamulen, Telugus u. s. w. und den eigentlichen Barmanen. Es mag gegen 4000 baptistische Barmanen geben. In der Statistik werden die ethnologischen Unterscheidungen nicht immer streng auseinander gehalten, wie denn auch in der Wirklichkeit die verschiedenen Völkerelemente sehr durcheinander gewürfelt sind. In 22 Hauptcentren, unter denen die Distrikte von Rangun, Bassein und Taungu die gemeindereichsten sind, zählen die Baptisten 31 672 volle Kirchenglieder und vielleicht 100 000 christliche Anhänger. Ihre 505-Schulen sind von 13 306 Schülern besucht. Amerikanische Missionare stehen im Dienst 51 mit Einschluß von 6 Missionsärzten und außerdem 47 Damen. Sehr zahlreich ist das eingeborne Arbeiterpersonal: 158 ord. Pastoren, 430 Evangelisten und 515 Lehrer. Bedeutend sind auch die finanziellen Leistungen: in 1892/93 betrugen sie für Kirchen- und Schulunterhaltung 197 949 Mk., also auf den Kopf des einzelnen Kirchengliedes 6,30 Mk. (Bapt. Mag. 1893, 362).

Mit der englischen Besitzergreifung ist das ganze Land der missionarischen Arbeit geöffnet, die sich denn auch von Jahr zu Jahr ausdehnt, in Oberbarma vornehmlich unter den Schanstämmen und dem räuberischen Bergvolke der Katschin bis hin zur chinesischen Grenze (Bhamo). Die ganze Bibel ist bereits in die Schansprache übersetzt und auch schon im Druck vollendet. Ganz neuerlich ist die Aufmerksamkeit der Baptisten auf ein bisher völlig unbekanntes und auf der tiefsten Stufe der Civilisation stehendes Bergvolk nordwestlich vom Flusse Salem, die Wa, gelenkt worden. Die Leute werden geschildert als sehr wild, voll Schmutz und ohne Scham, dem Trunk und Opiumgenuß ergeben. Doch sind sie Ackerbauer, nur bestellen sie das Feld nicht ohne Menschenopfer gebracht zu haben. Zu diesem Zwecke veranstalten sie Menschenjagden, vornehmlich unter den Schanstämmen. Sie wohnen in befestigten Dörfern, in die man nur durch eine Art Tunnel von 50—100 Fuß Länge gelangt und vor denen sich meist Haine befinden, deren Hauptstraße mit Menschenschädeln geschmückt ist. Zur Zeit sind sie noch ganz unberührt von

jedem Einfluß der englischen Herrschaft. Eine Mission unter ihnen soll demnächst begonnen werden (Indep. 18./1. 1894).

In Unterbarma hat man es vornehmlich mit den Karenen und Barmanen zu thun. Bisher wurden die eingebornen Geistlichen für diese durch Rassenart und Religion von einander ganz verschiedenen Bevölkerungen auf gesonderten Seminarien ausgebildet: die Karenen im Seminar zu Insein, die Barmanen im Bibelinstitut zu Rangun; im letzten Jahre hat man beide Bildungsanstalten in dem Seminar zu Insein zusammengelegt, ein nicht unbedenklicher Versuch trotz aller idealen Begründung, die man ihm giebt und aller Versicherung, daß durch diese Verschmelzung ein neuer Lerneifer unter den Zöglingen beider Rassen geweckt worden sei. Auf dem College in Rangun hat sich die Schülerzahl beinahe verdoppelt, seitdem es eine höhere Abteilung erhalten hat, durch welche es der Universität von Kalkutta behufs der Erlangung des Grades eines Fellow of arts affiliiert worden ist (Bapt. Mag. 1893, 235 f.).

Während auf der einen Seite versichert wird, daß der Buddhismus trotz aller künstlichen Belebungsversuche im Barmanischen Volke immer mehr an Boden verliert, wird auf der andern Seite geklagt, daß der moderne Unglaube vornehmlich unter der Jugend in erschreckendem Maße um sich greife und ein Geschlecht heranwachse, das dem Christentum noch ferner stehe als der väterlichen Religion. Der Kampf, der dem Christentum in Barma bevorstehe, werde daher weit weniger ein Kampf zwischen diesem und dem alten Buddhismus als zwischen christlichem Glauben und dem Unglauben des jungen Barma sein. Mindestens ebenso schlimm als der Unglaube ist aber der gedankenlose Gewohnheitsindifferentismus, der wohl den Glauben an die Wahrheit des Buddhismus verloren hat, aber völlig zufrieden ist mit der rein äußerlichen Absolvierung der buddhistischen Gebräuche; und diese Menschen ohne jeden religiösen Ernst sind der härteste Boden für die christliche Missionsarbeit (Rep. S. P. G. 1892, 48).

Einzelheiten von besonderem Interesse sind nicht zu verzeichnen. Die missionarische Arbeit in Gemeindepflege, Schule, Reisepredigt, literarischer Produktion, Konferenzen u. s. w. ist ihren gewöhnlichen Gang gegangen, hier mit mehr dort mit weniger Erfolg. Im ganzen ist das Ergebnis, soweit es sich statistisch darstellen läßt, ein erfreuliches; es sind zusammen 2187 Erwachsene in 1892/93 getauft worden.

Seit einiger Zeit treibt die Karenische Kirche eine eigne Mission im nördlichen Siam unter den dortigen Karenen und Schan, welche jetzt 200 Kommunikanten zählt. Im Mai 1890 wurde diese Mission durch die Absendung von 5 neuen Arbeitern, 3 Männern und 2 Frauen verstärkt, die nie an den Ort ihrer Bestimmung gelangten. Man wußte nicht, was aus ihnen geworden war, bis endlich die schmerzliche Kunde eintraf, sie seien sämtlich ermordet. Ein Rubin, den man den Gemordeten geraubt und den man bei dem Weibe eines angesehenen Buddhisten, Na Galey, fand, führte zur Entdeckung der Mörder. Der genannte Buddhist, ein abgefallener Katholik, hatte, um die Ausbreitung des evangelischen Christentums in Siam zu hindern, 4 Meuchelmörder gedungen, welche die karenischen Evangelisten im Schlaf überfielen, abschlachteten und ausraubten. Durch eine amtliche Benachrichtigung der siamesischen Regierung ist jetzt die Kunde nach Barma gelangt, daß der Anstifter des Mords samt seinen Helfershelfern zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt worden ist (B. Mag. 1893, 506. Indep. 14./2. 1893).

Neben den amerikanischen Baptisten arbeitet in Barma die englische Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.). Vergleiche über dieselbe den ausführlichen Spezialartikel im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift. Die Gesamtzahl der unter der Pflege ihrer Arbeiter stehenden getauften Heidenchristen beträgt 6285, zu denen noch 492 Katechumenen kommen; ihre Gesamtschülerzahl 4123.

In Assam sind in 7 Hauptdistrikten 14 Missionare der Am. Bapt. Miss. Union stationiert, denen 24 eingeborne ordinierte und nicht ordinierte Prediger und 100 Lehrer zur Seite stehen. Die Gesamtzahl ihrer erwachsenen Kirchenglieder beträgt 2971, die der Schüler 2106. Getauft wurden in 1892/93 866 Erwachsene (B. Mag. 93, 362). Auch in Assam ist ein großes Durcheinander der verschiedensten Rassen und Religionen (ebd. 152). Unter dem Stamme der Kassias haben die Welsh Calvinistics eine ziemlich erfolgreiche Mission, deren statistisches Ergebnis ich jedoch nicht habe in Erfahrung bringen können. Die Arbeit ist infolge der Zerstreuung der Christen in vielen Bergdörfern mit großen Anstrengungen und Mühsalen der Missionare verbunden, aber die Willigkeit der Bevölkerung, das Evangelium zu hören und anzunehmen, macht sie lohnend. Besonders unter dem Stamme der Garos ist es im vergangenen Jahre in erfreulicher Weise vorwärts gegangen. Hier wird auch der Missionseifer einzelner heidenchristlicher Gemeinden anerkennend hervorgehoben (ebd. 272).

In dem östlich an Barma angrenzenden Siam mit Laos arbeiten in großer Treue und mit viel Eifer die nordamerikanischen Presbyterianer (Presbyt. Ch. in the Unit. States). In Siam haben sie 3 Stationen: Bangkok, Petschaburi und erst seit kurzem Ratburi mit zusammen 7 Gemeinden, 308 Kommunikanten und 413 Schülern. Den 9 amerikanischen Missionaren (inkl. 2 Ärzten) stehen 35 eingeborne Helfer zur Seite. Die Arbeit unter der meist recht stumpfen Bevölkerung erfordert viel Geduld, scheint aber in der letzten Zeit erfolgreicher zu werden. In der Hauptstadt Bangkok mit ihren 700000 Einwohnern hat sich das kleine Gemeindlein im vergangenen Jahre um 24 Erwachsene vermehrt und auf den Predigttouren in der Umgegend sind viele heilige Schriften verkauft worden. Eine längere Missionsreise bis an die Westküste unternahm Missionar Dunlap, auf der er besonders durch seine ärztliche Thätigkeit dem Evangelio manche Thüren öffnete und mehrere ganze Familien taufen durfte. Überhaupt verwenden die dortigen Missionare viel Zeit auf die Reisepredigt, aber auch die Schulthätigkeit, die literarische Arbeit und die ärztliche Mission wird nach Kräften gepflegt (Ch. at home and abr. Vol. 13, 360. 14, 91). Auch die amerikanischen Baptisten sind in Siam thätig, aber nur unter der chinesischen Einwanderung. Man trieb dieses Werk ursprünglich lediglich zu dem Zwecke, vermittelst desselben nach China selbst zu gelangen und als sich andre Thüren nach dorthin aufthaten, war man lange zweifelhaft, ob man es nicht ganz aufgeben sollte, zumal es nicht sehr fruchtbar war. Es wurden im Laufe der Jahre wohl einige hundert einzelne Chinesen gewonnen, aber sie zerstreuten sich bald und zu eigentlichen Gemeindebildungen kam es nicht. Vielleicht trug auch der zu häufige Wechsel im Missionspersonal viel zu dem geringen Erfolge bei. Jetzt hat man sich entschlossen, um der großen Zahl der Chinesen willen, die sich in Siam aufhalten, es sollen gegen 2 Millionen sein, die Arbeit dennoch fortzuführen (B. Mag. 1893, 452).

Erfolgreicher als in dem eigentlichen Siam ist die Mission der amerikanischen Presbyterianer unter den Laosstämmen. Hier arbeiten mit Einschluß von 2 Ärzten 11 amerikanische Missionare mit 28 eingebornen Gehilfen. In 8 Gemeinden sind 1376 Kommunikanten gesammelt, von denen 299 in 1892/93 gewonnnen worden sind; die Zahl der Schüler dagegen beträgt nur 333. Die Hauptstationen sind Tschiengwe am Menam, von wo aus man viele offene Thüren zu den Bergstämmen findet, Lakon und neuerdings Lapun. Um besonders das nördliche Gebiet um Tschiengwe, wo die Missionsarbeit am hoffnungsvollsten ist, energischer zu evangelisieren, hat die Konferenz der Laosmissionare einen kräftigen Appell an die heimatliche Missionsleitung gerichtet um Verstärkung des Personals durch 4 ordinierte und 2 ärztliche Missionare, damit unverzüglich noch 3 neue Stationen angelegt werden können (Church at h. Vol. 13, 353. 449. Vol. 14, 35. M. 210). Der im vorigen Jahre von Frankreich provozierte Konflikt mit Siam, welcher mit der Bewilligung der französischen Ansprüche auf einen bedeutenden Teil des Landes endete, ist aus den Zeitungen bekannt.

Auf der langgestreckten malaiischen Halbinsel (Malakka) giebt es nur eine sehr sporadische evangelische Missionsthätigkeit und zwar mehr unter eingewanderten Tamulen und Chinesen als unter der eigentlichen eingebornen Bevölkerung. Neben verschiedenen Freimissionaren (auf der Insel Pulo Pinang und in Singapur), amerikanisch bischöflichen Methodisten, englischen Presbyterianern und der schottischen Kirche ist es vornehmlich die anglikanische Ausbreitungsgesellschaft, welche einige Erfolge zu verzeichnen hat, vielleicht 1000 Seelen, unter denen aber vermutlich die englischen Kirchenglieder mitgezählt sind (Rep. S. P. G. 1892. 31. 59). Der Sitz des Bischofs ist Singapur. Eine neue Ausgabe des Common prayer book wird soeben vorbereitet. Über die Schulen lautet der Bericht am hoffnungsvollsten.

Ceylon. Wie schon gelegentlich des indischen Census bemerkt worden ist (1893, 370 Anm. 4), herrscht bezüglich der Ceylonesischen Missionsstatistik eine ziemliche Unsicherheit. Ohne Zweifel ist in der Gesamtzahl der evangelischen Christen ein Rückgang eingetreten, nur lassen uns die vorliegenden Quellen im unklaren darüber, wie derselbe zu erklären sei, ob durch eine zu hohe Zählung in der früheren Statistik oder durch Abfall. Am bedeutendsten ist das Manko bei der Ausbreitungs-Gesellschaft, aber auch bei den Methodisten und dem Am. Board sind die Zahlen zurückgegangen. Nach unsrer Schätzung dürfte es jetzt nur ca. 25 000 evangelische Heidenchristen in Ceylon geben, während man vor 10 Jahren ca. 35 000 rechnete.[1]) Auch die Berichte (sowohl die monatlichen wie die Jahresreports) sind recht ärmlich. Die Missionsarbeit auf Ceylon verteilt sich wesentlich auf 3 Distrikte: im Norden auf Dschaffna, im Westen auf Kolombo mit dem Kandydistrikt, im Süden auf Point de Galle. An der Ostküste giebt es nur vereinzelte Stationen. Fast in jedem dieser Distrikte arbeiten mehrere Missionsgesellschaften neben, zum Teil auch durcheinander, selbst auf den paar Stationen der Ostküste teilen die Wesleyaner mit der S. P. G. das Feld. Die Hauptthätigkeit entfällt auf die beiden anglikanischen Missionen, Ch. M. S. und S. P. G.,

---

[1]) Nach Int. 1894, 193 soll in 1891 die Zahl der sämtlichen eingebornen Protestanten Ceylons 39 124 betragen haben. Mit den mir vorliegenden Reports vermag ich das nicht zu reimen.

die erste mit 8152, die letzte mit 4229 Christen. Nach ihnen kommen die Wesleyaner mit vielleicht 7000 Christen, der Am. Board mit 2737 und englische Baptisten mit ca. 2000. Der Am. Board hat seine Thätigkeit auf den Dschaffna-, die Baptisten die ihrige auf den Kolombodistrikt beschränkt.

Im Dschaffnadistrikt hat es die Mission wesentlich mit hinduistischen Tamulen zu thun. Sowohl der Am. Board wie die Ch. M. S. verwenden hier großen Fleiß auf die Pflege der Schulen, von den einfachsten Volksschulen an bis zu Colleges hinauf, welche zu Maturitäts-Examinibus befähigen. Die Gesamtschülerzahl beider beläuft sich auf 9294 + 3592. Auch die Wesleyaner haben hier eine Schülerzahl von ca. 5000.

Im Kolombodistrikt bilden neben Tamulen vornehmlich die Singhalesen das Missionsobjekt. Auch hier ist die Schulthätigkeit eine bedeutende; die Gesamtschülerzahl der 4 hier wirksamen Missionen dürfte 15000 übersteigen. In den letzten Jahren hat hier eine Belebung des Buddhismus zum Teil unter europäischem bezw. amerikanischem Einfluß stattgefunden, die durch eine organisierte Preß- und Predigtagitation der christlichen Mission viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat. Von Kolombo bezw. von Kandy aus findet eine rege und nicht unfruchtbare missionarische Reisepredigtthätigkeit nicht nur unter der singhalesischen, in tiefer heidnischer Unwissenheit lebenden bäuerlichen Bergbevölkerung, sondern auch unter den zahlreichen tamulischen Kulis statt, welche auf den Kaffee- und Theeplantagen arbeiten. Diese von vielen Pflanzern unterstützte Kulimission, die besonders von der Ch. M. S. mit großem Eifer betrieben wird, weist ganz erfreuliche Erfolge auf, obgleich das Kommen und Gehen der Leute ihr viele Hemmnisse bereitet und die Zerstreutheit der Plantagen an die Leistungskraft der Missionare nicht geringe Anforderungen stellt. Unter den ca. 60000 Kulis zählt allein die Ch. M. S. 2252 Christen. Als Mitarbeiter der Missionare fungieren Eingeborne aus der Tinnewellimission.

In dem südlichen Distrikt giebt es außer P. de Galle nur 4 Stationen mit 2—3000 Christen aber 8—9000 Schülern, die sich auf die S. P. G., die Ch. M. S. und die Wesleyaner verteilen. Der hier herrschende Buddhismus, der bei der großen Masse lediglich in Dämonenfurcht und Zaubereidienst besteht, hat den Acker sehr hart gemacht. Das Land ist ein Paradies, aber die Menschen, die darin wohnen, sind gegen die evangelische Wahrheit sehr stumpf.

Auf der Ostküste arbeitet neben den Methodisten die Ausbreitungs-Gesellschaft sowohl unter der Tamilbevölkerung wie unter einigen Stämmen der Ureinwohner, die noch in einem Zustande ziemlicher Wildheit sich befinden. Unter der ersteren sind etwa 1500 Christen gesammelt worden, während bei den rohen Bergstämmen der letzteren das Christentum fast noch gar keine Wurzel geschlagen hat (die Reports der genannten M.-GG., Gundert, Die christliche Mission. 3. Aufl. S. 297 und Ev. M.-Mag. 1894, Januar bis März: Ceylon und die Mission daselbst).

Korea. Diese in geographischer wie ethnologischer Beziehung als Brücke zwischen China und Japan zu bezeichnende, von etwa 10 1/2 Millionen bewohnte Halbinsel, die sich erst seit einem Jahrzehnt der evangelischen Mission erschlossen hat, scheint ein für die Zukunft bedeutungsvolles Missionsgebiet werden zu wollen. Die amerikanischen Presbyterianer verschiedener Gruppen und die bischöflichen Methodisten, die sich in brüderlicher Weise in die Arbeit geteilt haben, sind frisch am Werke und dehnen ihre Reisepredigt, Preßthätigkeit und ärztliche Mission immer mehr aus. Auf 6 Stationen, unter denen

die Hauptstadt Söul die bedeutendste ist, haben sie zusammen 177 Kommunikanten gesammelt und etwa ebensoviel Anwärter auf die volle Kirchengliedschaft. In besonderer Gunst bei Hofe wie bei dem Volke stehen die Missionsärzte, die als Pioniere vortreffliche Dienste thun. Die Schulthätigkeit befindet sich noch in den Anfängen, doch ist eine theologische Klasse bereits von 16 koreanischen Jünglingen besucht, denen religiöser Ernst und Eifer gerühmt wird. Eine Bibelübersetzungs-Kommission ist aus den Missionaren der verschiedenen Gesellschaften gebildet, die bereits verschiedene Teile der Schrift zum Druck befördert hat. Die Hauptarbeit ruht in den Händen der Sendboten der Presbyt. Ch. in the Unit. St., die, nachdem sie 1891 und 1892 neue Stationen auf der Südost- und Nordostküste zu Fusan und Gensan angelegt, im Begriff sind, zu Pyeng Yang im Innern des nördlichen Gebiets abermals einen festen Stationspunkt zu gewinnen. Der erste Versuch einer Niederlassung an dem letzteren Orte scheiterte allerdings an der Feindseligkeit des Gouverneurs, der auf Grund des geltenden Gesetzes den Fremden den Erwerb von Grundeigentum verbot, doch hofft man diesen Widerstand bald zu überwinden. Trotz aller noch herrschenden Vorurteile gegen Fremde und vieler Schwierigkeiten seitens gegnerischer Beamten ist doch die Predigt des Evangeliums in dem bisher so intoleranten Lande jetzt unverboten. Die alte konservative Partei droht freilich fortgehend mit der Ausweisung der Missionare und es gelingt ihr auch, je und je Volksaufstände ins Werk zu setzen, in denen der Fremdenhaß zum wilden Ausbruch kommt. In Gensan wurde eine Proklamation an das Haus des Missionars angeschlagen, die voll Schmähungen gegen das Christentum war und die Vertreibung der Verkündiger desselben aus dem Lande verlangte. Doch wird diese fremdenfeindliche Stimmung von der Regierung nicht begünstigt. Und trotz des Plakats an der Missionarswohnung gehen in derselben die traulichen Versammlungen der „kleinen Herde", die sich bereits in Gensan zusammen gefunden hat, in erquicklicher Weise fort. Von den einzelnen lieblichen Zügen, welche die Berichte aus dem Kreise dieser kleinen Herde zu melden wissen, nur ein paar Aussprüche. Als in einer Bibelstunde über den 1. Petrusbrief die Stelle 4, 13 zur Besprechung kam, erklärte ein alter vielgeprüfter Mann: „ja, das ist das Wunderbare an diesem Buche, es paßt so." Ein andrer wurde gefragt, wie lange er nun den Heiland kenne? „Seit drei Monaten," lautete seine Antwort. Und als ihm eingewendet ward, das müsse doch schon viel länger her sein, sagte er: „Ja, von ihm habe ich schon etwas gewußt seit zwei Jahren, aber ihn selbst kenne ich erst seit drei Monaten" (Church at home and abr. Vol. 14, 101. 211. 339. Indep. 11./1. 94). Warneck.

Berichtigung.

Wie mir seitens der Redaktion des Daheim mitgeteilt worden ist, beruht meine Bemerkung S. 117 Anm. 1 auf einem Irrtum. In Nr. 43 vom 29 Juli 1893 ist allerdings die betreffende falsche Zahl berichtigt worden, aber auch dieses Minimum aus meiner Einsendung hat an einer so versteckten Stelle (im Briefkasten) gestanden, daß das Übersehen meinerseits völlig erklärlich ist. Vermutlich haben andre Leute diese versteckte Briefkastennotiz auch übersehen. Aber wir freuen uns hinzufügen zu dürfen, daß die Redaktion des Daheim sich entschuldigt und erklärt, meiner Forderung, die Richtigstellung hätte an hervorragender Stelle gebracht werden müssen, nur recht geben zu können. Warneck.

Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinen.[1])

Von Missionsdirektor *Buchner*.

Unsre Zeit ist die Zeit der Kritik. Kritisches Wesen und Unwesen überall, auf theologischem, sozialem, politischem, wissenschaftlichem, praktischem Gebiet.

Die Meinungen über den Wert der Kritik sind ja nun sehr verschieden; für und wider, beides findet seine eifrigen Vertreter. Welche Stellung man ihr gegenüber auch einnehmen mag, wie viel sie gefehlt haben mag, sie ist da, ja mehr noch, sie *muß* da sein, da sie notwendig ist, und Verirrungen ihrerseits heben ihr Recht nicht auf. Bleibt ihr Motto: *Wahrheit und Gerechtigkeit!* so mag sie im einzelnen irren, sie muß schließlich doch weiter führen, einen Schritt näher zum Quell der Wahrheit.

Auch auf dem Gebiet der *Missionsarbeit* beginnt eine kritische Richtung sich geltend zu machen, und wir haben zu erwarten, daß dies je mehr und mehr der Fall sein wird. Die Zeiten der „naiven Kindheit" sind — mancher sagt „leider" — vorbei für die Mission. In der Kinderstube übt die Mutter ihre sanfte, stille Kritik, die nichts als Liebe atmet. Der heranreifende Jüngling, der als „persona publica" in die volle Mannesarbeit, auf den Markt des Lebens, tritt, muß es sich gefallen lassen, ein Gegenstand kritischer Betrachtung für alle Welt zu sein. Daß diese Kritik nun häufig wenig wohlwollend, ja ungerecht sein wird, ist sicher, aber: *ὁ μὴ δαρεῖς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται!* und: die Biene saugt auch aus Giftblumen Honig! —

Aber auch unter ihren *Freunden* erwachsen der Mission mehr und mehr Kritiker. Dürfen wir auch bei ihnen selbstverständlich Wohlwollen voraussetzen, so müssen wir gleichwohl bekennen, daß auch sie in ihrem Urteil häufig nicht gerecht sind, einseitig urteilen, ohne den Dingen auf den rechten Grund zu gehen. Wenn ich nun eine Betrachtung über unsere heidenchristlichen Gemeinen auf Grund meiner persönlichen Anschauung an Ihnen vorübergehen lasse, so ist es mein dringender Wunsch, daß es mir gegeben sein möge, dies in einer Weise zu thun, die auf der einen Seite nicht der gesunden Kritik ermangele, auf der anderen derselben die rich-

[1]) Vortrag auf der Sächsischen Missions-Konferenz in Halle 1894.

tigen Bahnen anweise, daß sie nicht in pessimistischer Weise hemme, sondern fördere, nicht niederreiße, sondern baue.

Auf einen bestimmten Punkt richte ich heute Ihr Auge, auf die Frage nach dem religiösen und sittlichen Stand unsrer heidenchristlichen Gemeinen, in der Hoffnung, Ihnen einen kleinen Beitrag zu einer gerechten Beurteilung derselben zu liefern. Und gerade in bezug auf diese Frage liegt die Gefahr einer ungerechten, pessimistischen Beurteilung heutzutage nahe genug.

Es gab eine Zeit — und vielleicht ist sie noch nicht völlig vorüber — da die Missionsliteratur, wissentlich oder unwissentlich, den Glauben weckte und bestärkte, daß unsre Heidenchristen in besonderer Weise „Musterchristen" seien; traten sie doch immer in verklärtem Lichte und unter bengalischer Beleuchtung auf. Sollen wir unseren Missionaren, auf deren Berichten jene Literatur oft fußte, in erster Linie einen Vorwurf machen? Wenn jemand einen Strauß binden will, so sucht er in seinem Garten die Rosen zusammen und nicht das Unkraut. Die Missionare mögen vielleicht oft nach diesem Satz gehandelt haben; die Missionsliteraten aber sortierten gemeiniglich noch den Strauß und schieden fein säuberlich die letzten Unkrautsspuren aus. Aber auch sie tragen nicht die letzte Schuld, handelten sie doch nur darum so, weil das Publikum es so liebte. Das Missionspublikum in seiner Mehrheit wollte und will zum Teil noch heute nur erbauliche, liebliche Missionsgeschichten hören; eingehende und tiefer greifende Berichte, die auch die Schattenseiten zur Sprache bringen, läßt man oft ungelesen liegen. Nicht ernste Mitarbeit und ernstes Mitsorgen darf geweckt, nur persönliche Anregung soll geboten werden.

Es ist verständlich und erklärlich, ja erfreulich, daß gegen diese Richtung sich eine kritische Gegenströmung erhoben hat; zu leugnen ist aber nicht, daß ihr die Gefahr nahe liegt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Dieser Gefahr entgehen wir nur, wenn wir in gerechter Weise alle einschlägigen Verhältnisse uns klar zu machen suchen.

Wir werden uns zunächst über eine grundlegende Frage einigen müssen, und zwar über folgende: Welcher Maßstab ist es, an dem wir unsre Heidenchristen in ihrem religiös sittlichen Leben messen sollen und wollen?

„Das Reich Gottes ist inwendig in euch!" sagt unser Heiland, und Paulus ermahnt: „Verneuert euch im Geiste eures Gemütes!" Ein „Christ" werden im Sinn der heiligen Schrift heißt also: im tiefsten Grund des Herzens ein andrer werden, und in der That ist das „durch

den Glauben Gerechtwerden," die grundlegende Erfahrung des Christenlebens, ein tief innerlicher Vorgang. Bei ernster Selbstbeurteilung ziehen wir darum mit Recht nicht nur unser äußeres Thun in Betracht, sondern wir greifen tiefer hinein in die Tiefen unsers Herzens und fragen nach dem inneren Sein unsers Wesens. Bei der Beurteilung anderer, deren innerstes Sein sich meiner Kenntnis entzieht, bin ich auf die Äußerungen desselben in Wort und That gewiesen und kann nur von diesen einen Rückschluß auf das Sein machen. Diesen Maßstab drückt uns auch Jesus selbst in die Hand, wenn er sagt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wir thun also vollständig recht, wenn wir diesen Maßstab auch an die von uns aus dem Heidentum Gewonnenen anlegen d. h. wenn wir von der ethischen Bethätigung des Christentums auf dessen Wert und Beschaffenheit den Rückschluß machen. Zeigt uns aber nicht schon ein Vergleich eines ernsten Selbsturteils mit dem von andern gehörten Urteil über uns eine oft merkwürdige Verschiedenheit nach beiden Seiten hin, der günstigen wie ungünstigen? Sollte uns diese Erscheinung nicht schon zur Vorsicht mahnen bei Anwendung jenes Maßstabes? Ein aufmerksamer Bibelleser wird es wissen, daß jedenfalls der Apostel Paulus diesen Maßstab auf die von ihm gewonnenen Heidenchristen nicht in mechanischer, ich möchte sagen: mathematischer Weise angewendet hat. Wie viel hat er doch in ethischer Beziehung nach allen Seiten hin an den Korinthern auszusetzen! — und nun lese man den Eingang seines ersten Briefes an dieselben.

Mancherlei sonstige Beobachtungen legen es uns nahe, ähnlich wie Paulus diesen Maßstab anzulegen. Wem unter uns sollte es nicht aufgefallen sein, daß Menschen, denen wir auf Grund ihres sonstigen Wesens wahres Christenleben nicht absprechen können, plötzlich auf irgend einem Gebiet einen unleugbaren sittlichen Mangel zeigen? Welcher Christ wäre nicht in seinem Leben hie und da durch die Entdeckung schmerzlich überrascht worden, daß er dieses oder jenes Gebiet seines Lebens oder Denkens noch nicht energisch in die Zucht des Geistes Christi gestellt hat, eine Entdeckung, die andre vielleicht schon längst an uns gemacht haben? Und endlich: Gestaltet sich nicht das Christentum in verschiedenen Ständen, Lebens- und Nationalitätskreisen auch verschieden aus? Hat nicht jeder Stand, jede Nationalität auch ihre besonderen Schwachheiten auf dem Gebiet christlichen Lebens? Ein christlicher Aristokrat und ein christlicher Proletarier, ein deutscher Christ und ein englischer Christ bieten, bei aller Gleichheit im letzten Grunde, doch im Leben ein sehr verschiedenes Bild. Bei der Frage nach dem Stande des christlich sittlichen Wesens und bei

der Beurteilung desselben dürfen aber diese Verschiedenheiten des Standes, der Nationalität u. s. w. nicht ohne weiteres übersehen werden.

Kurz: so richtig der Maßstab an sich ist, so kann doch der richtigste Maßstab verkehrt angewandt werden. „Je größer die Wirkung, desto größer die treibende Kraft.“ Wer könnte diese Behauptung anfechten, und doch, wie verkehrt kann man sie auch auf das christliche Leben anwenden.

Gestatten Sie mir dies an einem Bilde aus meinen Reiseerlebnissen anschaulich zu machen. Als ich durch die Carroo reiste, eilte der Zug bald mit rasender Schnelligkeit dahin, bald schien er nur mühsam sich fortzubewegen. Hätte man im ersteren Fall geschlossen, daß die treibende Kraft eine besonders gewaltige, im letzteren eine besonders geringe sei, so hätte man sich beidemale getäuscht. Im ersteren Falle ging es bergab, kein Hindernis hemmte die Fahrt, im Gegenteil die vorliegenden Verhältnisse förderten dieselbe: im letzteren Falle ging es stark bergauf und trotz der stärkeren treibenden Kraft war anscheinend die Wirkung eine geringere, die vorliegenden Verhältnisse hinderten die Fahrt. —

Wenden wir die in diesem Bild liegende Wahrheit auf unsern vorliegenden Gegenstand an, so werden wir uns sagen müssen: Wollen wir ein wirklich gerechtes Urteil über den Stand unserer heidenchristlichen Gemeinen gewinnen, so können wir uns unmöglich mit der einen Frage begnügen: Wie ist, an dem Maßstab der christlichen Ethik gemessen, der Stand der heidenchristlichen Gemeinen? Es wird sich uns vielmehr von selbst die Notwendigkeit der anderen Frage ergeben: Unter welchen Verhältnissen findet die Auswirkung der durch das Christentum dargebotenen Kraft statt; welche Hinderungen, welche Förderungen liegen hierbei in jenen Verhältnissen? Erst die Beantwortung beider Fragen wird uns das Material zu einer gerechten Würdigung jener Gemeinen bieten.

Gestatten Sie mir hier die Bemerkung, daß ich im weiteren Verlauf mich auf das von mir persönlich Erlebte und Erschaute beschränke und auch hierbei vornehmlich das Kafferland berücksichtige. Die Anwendung etwa gewonnener Resultate auf andre Missionsgebiete möchte dem einzelnen nicht schwer fallen.

Zunächst also die Frage: Wie ist thatsächlich der religiös-sittliche Stand der heidenchristlichen Gemeinen? Wie steht es bei ihnen mit der ethischen Bethätigung des Christentums?

Wird man plötzlich innerhalb weniger Wochen, aus heimatlich christlicher Umgebung heraus, in die Mitte heidenchristlicher Gemeinen versetzt, so ist der erste Eindruck ein eigentümlich verwirrender, und man findet es zunächst fast unmöglich, ein festes Urteil über dieselben sich zu bilden.

Der Grund davon ist, daß diese Gemeinen ein ganz anderes Bild darbieten, als die Christengemeinen hierzulande, ein, wie dem Beobachter zunächst scheinen will, ganz anders rasch wechselndes Bild. Darum schwankt man auch im Anfang in seinem Urteil hin und her.

Wir europäischen Christen sind an uns und unsern Gemeinen im allgemeinen ein hübsch „civilisiertes“ Christentum und Heidentum gewöhnt; die Farben sind nach beiden Seiten hin sorgsam abgetönt und gehen sanft und allmählich in einander über. Glaube, wie Unglaube, Moralität wie Immoralität sind in das Kleid wohlanständiger Formen gezwängt und geben sich äußerlich nach festgesetzten Regeln gesellschaftlicher Sitte. Verschleiert geht oft das Christentum, hübsch angezogen die Sünde. Anders dort. Wo Christenleben wirklich vorhanden ist, da zeigt es sich offen und frei; wo Sünde ist, da geht diese offen und nackt einher; beides liegt oft unvermittelt neben einander. Wäre es bei uns auch so, so dürfte vielleicht unser Urteil über unsre hiesigen Gemeinen bisweilen ein anderes sein, als es jetzt ist.

Aber nicht nur innerhalb ein und derselben Gemeine macht man oben erwähnte Beobachtung, auch die *einzelnen* Christen zeigen oft ein eigentümliches Bild. Man kann an ein und derselben Persönlichkeit heute frei hervorleuchtend Beweise lieblichen, wahren Christenlebens sehen, und morgen zeigt sich mit derselben Naivität offenbare Sünde. Es fehlt ihnen, scheint es, ein zweifaches, was wir europäischen Christen vielleicht vor ihnen voraushaben, ein gutes und ein böses. Ein *gutes*: Der Hebräerbrief 5,14 spricht von „den Vollkommenen, die durch Gewohnheit *geübte* Sinne haben, zu unterscheiden gutes und böses.“ Solche „durch Gewohnheit *geübte* Sinne“ fehlen ihnen offenbar noch vielfach. Aber auch eine *böse* Kunst, die wir bis zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben, nennen sie nicht — oder wenigstens nicht in dem Maße, wie wir — ihr eigen. Sie verstehen es noch nicht so wie wir die Sünde unter hübsche, niedliche Kleider zu *verstecken* und sie ihrer nackten Häßlichkeit zu entkleiden.

Thun wir unrecht, wenn wir meinen, die apostolischen Gemeinen hätten ein wenigstens teilweise ähnliches Bild dargeboten? Ein aufmerksamer Leser der apostolischen Briefe erhält unmittelbar den Eindruck, daß die Apostel an wahre, lebendige Christen geschrieben haben, nennen sie dieselbigen doch „Gerechte,“ „Heilige,“ „Gläubige,“ rühmen sie doch nicht selten deren Eifer, Hingabe, Wachstum. Und doch finden sie es wieder und wieder für nötig, sie um der, daß ich so sage, primärsten und vulgärsten Sünden willen, die an ihnen hervortreten, zu strafen und vor

denselben zu warnen. Hurerei, Ehebruch, Zanksucht, Ausschreitungen beim Gottesdienst, Grimm, Zorn, Bosheit, Stehlen, Übervorteilen u. s. w. sind offenbar auch den Christengemeinen jener Zeit nicht fremd gewesen. Dies ist aber nicht gesagt zur Beschuldigung der damaligen Gemeinen oder zum Zweck der Entschuldigung unserer heidenchristlichen Gemeinen, sondern nur als eine Vergleichung.

Wenn nun nach und nach bei längerer Beobachtung sich das Urteil klärt, so lernt man nach beiden Seiten hin nüchtern zu urteilen d. h. man überschätzt weder die deutlich hervortretenden Beweise christlichen Lebens noch die ebenso klar vorhandenen Erweise fortgehender Sündenmacht.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen der Frage nach den einzelnen christlichen Tugenden zu, die man gemeiniglich als Kennzeichen christlichen Lebens ansieht.

In bezug auf Keuschheit und Achtung der christlichen Ehe können wir unsern Christengemeinen leider ein nur wenig günstiges Zeugnis ausstellen. Sind, Gott Lob, auch in ihnen Josephsseelen zu finden, so kann man doch — will man der Wahrheit die Ehre geben — nicht anders sagen, als daß im allgemeinen der Stand der Sittlichkeit auf dem geschlechtlichen Gebiet ein recht niedriger ist. Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit sind nicht seltene, sondern leider noch recht häufige Dinge. Es ist fast, als ob auf diesem Gebiet auch bei sonst nicht toten Gliedern der Gemeine Gefühl und Erkenntnis gleicherweise unter einem Banne noch ruhten. Auch in betreff der Nüchternheit und Mäßigkeit bieten unsre Gemeinen vielfach ein nicht sehr erfreuliches Bild; doch scheint mir, daß auf diesem Gebiet ein energischer christlicher Widerstand mehr und mehr erwacht und sich geltend macht. Christliche Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit sind ebenfalls in dem Maße nicht vorhanden, als wir es wohl erwarten sollten. Was Ehrlichkeit betrifft, so hat sie ihre bestimmten Grenzen. Geld und sonstiges Hauseigentum ist in den Christengemeinen wohl ziemlich durchgängig sicher, aber auf Feld- und Gartenfrüchte, auf Ochsen, Pferde, Schafe erstreckt sich diese Sicherheit nicht. Dagegen fällt sehr wohlthuend auf, daß man im ganzen wenig von persönlicher Feindschaft und Haß merkt, sondern daß Erweise christlicher und brüderlicher Liebe und Freundschaft nicht selten sind und als nichts Besonderes angesehen werden. Auch darin zeigen unsre heidenchristlichen Gemeinen ein gegenüber den heimatlichen sehr erfreuliches Bild, daß in ihnen ein anderer Zeugentrieb liegt als in diesen. In manchen Gemeinen mehr, in manchen weniger, aber fast in allen finden sich solche, die offen und mit Eifer teils in ihrer heidnischen teils in ihrer

christlichen Umgebung aus eignem Trieb Zeugnis von dem erfahrenen Heil ablegen. Fragen wir schließlich, wie es mit der christlichen Geduld, dem Stillesein im Leiden und dem kindlichen Vertrauen zu Gott in der Trübsal steht, so bietet sich uns ein sehr erfreuliches Bild dar. Ich glaube, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß auf diesem Punkt unsre Heidenchristen uns europäischen weit überlegen sind. Das „Geduldigsein in der Trübsal," das „Rühmen der Trübsal," das Heranreifen der köstlichen Früchte solcher Ergebung (s. Röm. 5.), der Geduld, der Bewährung, der Hoffnung, die nicht zu schanden werden läßt, habe ich nicht einmal, sondern vielmals zu beobachten Gelegenheit gehabt in einer Weise, wie selten hier in der Christenheit. Unserer Zeit ist die That alles, und an solchen passiven Erweisen christlichen Lebens geht sie nur zu leicht achtlos vorüber, aber mit Unrecht; liegt doch in dieser stillen Machtoffenbarung der Gotteskraft eine besondere Herrlichkeit. Treten wir endlich an die Sterbebetten unserer Christen, sehen wir — und oft da, wo wir es gar nicht erwartet haben — dieses „Heimgehen" mit kindlicher Freude und fröhlicher Zuversicht bei denen, die als Heiden in ganz besonderem Sinne „Knechte waren durch Furcht des Todes," so scheinen oft die Heidenchristen uns weit voraus zu sein in der „Freude und Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Fassen wir das Gesagte zu einem Gesamtbild zusammen! Unleugbar ist, daß sich in unsern heidenchristlichen Gemeinen in Süd-Afrika vielfach Thatbeweise christlich ethischen Lebens zeigen, die uns europäische Christen beschämen; unleugbar ist aber auch, daß im allgemeinen der religiös-sittliche Stand unserer Gemeinen ein niedrigerer ist, als wir wünschen und erwarten zu können meinen, daß in bezug auf ethische Bethätigung des Christentums viel zu wünschen übrig bleibt. Unleugbar aber ist endlich, daß auf dem Gebiete freiwilligen Zeugnisses und vollends auf dem christlichen Leidens, Duldens und Sterbens die Heidenchristen dort eine überraschende Kraft zeigen.

Einen Schlüssel zur wenigstens teilweisen Erklärung dieser Erscheinung wird uns die Beantwortung unserer zweiten Frage bieten. Von vornherein aber wird uns verständlich sein, daß auf die Ausgestaltung des Christenlebens die dort obwaltenden Verhältnisse eine bestimmende Wirkung ausüben müssen. Fragen wir also weiter: Unter welchen Verhältnissen findet dort die Auswirkung der durch das Christentum dargebotenen Kraft statt; welches sind hierbei die Hinderungen, welches die Förderungen?

Gestatten Sie mir, auch bei Beantwortung dieser Frage mich nur auf

das Volk der Kaffern zu beschränken; wollte ich die Hottentotten oder besser das hottentottische Mischlingsvolk mit in die Besprechung hineinziehen, so würde die mir zu Gebote stehende Zeit nicht genügen. Aber auch die Bezeichnung „Kaffern" ist ein Sammelwort; ich bemerke also noch, daß ich insbesondere den großen Tembu- und den kleineren Hlubistamm bei den weiteren Ausführungen im Auge habe.

So weit die Erde reicht und Menschen wohnen, ist die Hinderung der Ausgestaltung christlichen Lebens überall im letzten Grunde dieselbe — die Sünde. Verschiedenartig aber sind die Ausgestaltungen derselben, verschiedenartig die Bande, mit denen sie gerade dies oder jenes Herz und Gewissen der einzelnen Menschen oder der Menschengruppen, der Völker, knechtet. Es giebt für den einzelnen Menschen Lieblingssünden, für die Völker Stammes-, National-, Volkssünden. Liegt nun in jedem einzelnen Menschen, wie auch in jedem Volk, eine gewisse Erkenntnis dessen, was gut und böse ist (s. Röm. 2.), zeugt darum ihr Gewissen gegen das Böse, so liegt ebenso gewiß, wie in jedem einzelnen, so auch in dem Volksganzen der Trieb, irgend eine Form zu suchen, unter der das Unrecht zum Recht, das sittlich Verwerfliche zum Geforderten, die Lieblings- und Volkssünden zu Tugenden gestempelt werden. Nicht zum wenigsten aus diesem Triebe heraus entwickelt sich das, was wir „Volkssitte" nennen, zum großen Teil wenigstens ein Versuch, das dem einzelnen, noch unentweihten Gewissen Anstößige innerhalb gewisser Formen zu legalisieren.

Wir können aber noch ein anderes von der Volkssitte sagen. Nicht nur die schlechten Anlagen eines Volkes nimmt sie beschönigend auf, sondern in sie hinein sind auch die guten Seiten des Volkscharakters verarbeitet. Daher mischt sie in oft wunderbar geschickter Weise böses und gutes mit einander.

Und nun meine man ja nicht, daß heidnische Völker nicht ihre bestimmt und gut geregelten Sitten hätten; wo man meint, solche nicht entdecken zu können, da ist oft das europäische Auge nur nicht scharf genug, das europäische Ohr nicht fein genug. Je höher begabt ein Volk ist, um so fester gefugt, um so bestimmter ausgebildet die Volkssitte. Und die Kaffern sind ein begabtes Volk. Wer die so überraschend feine Grammatik ihrer Sprache einigermaßen kennt, wundert sich nicht, auch auf dem Gebiet der Volkssitte einer festgefugten, wohl ausgebildeten Leistung gegenüber zu stehen.

Aber noch auf eins gilt es aufmerksam zu machen. Bestimmend für Bildung und Ausbildung der Volkssitten sind nicht allein sittliche und intellektuelle Faktoren, sondern ebenso gewiß auch mehr äußerliche, ja die-

sen letzteren kommt oft eine entscheidende Bedeutung zu. Lebensgewohnheiten, Wohnungs- und Witterungsverhältnisse, ob Ackerbau oder Viehzucht, Gewerbe oder Handel vorwiegen, alles dies wird auf die Volkssitten und ihre Gestaltung seinen Einfluß ausüben.

So stellen die „Volkssitten" eines Volksganzen nicht ein beliebiges Konglomerat von unbegründeten und zusammenhangslosen Einzelheiten dar, sondern sind das Resultat verschiedener innerer und äußerer Faktoren, die mit einer gewissen inneren Notwendigkeit gerade dieses Resultat ergaben. Sprechen wir uns dies klar aus, so wird es uns auch zum lebendigen Bewußtsein kommen, welche Macht über den einzelnen grade in den Volkssitten liegen muß, und wir werden uns nicht wundern, solcher Macht auch thatsächlich zu begegnen; sind wir geförderten Christen doch häufig genug von dem Zwange unserer Volkssitten noch nicht völlig frei. —

Die Predigt des Evangeliums wird als eine ganz neue wunderbare Kunde in ein heidnisches Volk dringen und kann nicht verfehlen, eine eigentümliche Wirkung hervorzurufen. Alle die Gewissen und Herzen, die, trotz der einschläfernden Macht der Volkssitten, noch ein Gefühl sittlicher Schuld sich bewahrt haben, hören zunächst den erlösenden Klang des Evangeliums, und, wie ein Regen auf dürstendes Land, fällt das Wort von dem Heiland, der Sünden vergeben kann, auf solche Herzen. Die anderen aber, denen ihr in ihren Sitten festgelegtes Volkstum über ihr eingeschläfertes Gewissen geht, hören die fordernde Seite der Predigt heraus und fühlen instinktiv, daß die Forderungen des Christentums vielfach den Gegensatz zu ihren hochgehaltenen Volkssitten bilden und, erfüllt, diesen ein Ende machen. Darum wenden sie sich nicht nur gleichgiltig ab, sondern nehmen eine entschieden feindliche Stellung ein. Dessen kann man gewiß sein, besonders bei Inangriffnahme eines neuen Gebietes, daß entschiedene und zumal nicht seitens einzelner allein auftretende Feindschaft ihren Grund nicht nur in dem Widerstand des natürlichen Herzens gegen das Licht hat, sondern zumeist in der durch das Christentum befürchteten Zerstörung des in den Volkssitten niedergelegten Volksbewußtseins.

Doch auch diejenigen, die, zunächst dem süßen Klang des Evangeliums folgend, Erlösung und Vergebung der Sünden in Christo suchen und finden, sehen sich den ernsten Forderungen des Evangeliums gegenübergestellt und zwar als solchen, die nicht zu umgehen sind, wollen sie anders Christen sein. Und nun beginnt der Kampf, nicht allein mit der Sünde im eigenen Herzen, sondern mit den von Jugend auf eingesogenen Anschauungen und Gewohnheiten, von Vater und Mutter überkommen, der Kampf mit der heidnischen Umgebung in der eigenen Familie, in der

Verwandtschaft, im Stamm, im Volk. Wer auch nur in kleinerem Maßstabe in sich einmal einen Kampf durchgekämpft hat gegen von Jugend auf genährte Meinungen, wer einmal, wie man sagt, gegen den Strom geschwommen und seine nächste und weitere Umgebung zu Gegnern gehabt hat, der weiß, daß ein solcher Kampf kein Kinderspiel sein kann. Und hier stehen sich die Gegensätze scharf gegenüber. Erschwert aber wird dieser Kampf durch ein zwiefaches. Die heimische Volkssitte ist dem Naturboden seines eigenen Volkes entwachsen, und in diesem Boden wurzelt der junge Christ selbst als ein Teil des Ganzen, er reißt sich durch Nichtachtung dieser Volkssitten, mehr noch durch offenbaren Widerspruch gegen dieselben von seinem natürlichen Lebensboden los. Und ferner: Diese Sitten sind mit seiner von Jugend auf gewohnten Lebensweise nach allen Richtungen hin so verschlungen und verknüpft, scheinbar oft so unzertrennbar verbunden, daß ethische Konflikte entstehen, die für niemand als für ihn gerade existieren und die gerecht zu beurteilen einem Fremden äußerst schwer fällt. Für einen gerechten Beurteiler hat unter diesen Umständen die Erscheinung nicht zu viel Befremdliches, daß im Leben unserer Heidenchristen noch oft ein wunderbares Gemisch hervortritt aus angenommenen christlichen Grundsätzen und aus von Jugend auf angelernten Volksanschauungen, und er wird daher geneigt sein, Milde in seinem Urteil walten zu lassen.

Doch diese allgemeineren Bemerkungen dürfen wir nicht schließen, ohne auch die andere Seite hervorzuheben, nämlich die, daß in den Volkssitten nicht nur Hemmungen, sondern auch Förderungen des christlichen Lebens liegen. Wir sagten schon oben, daß in den Volkssitten auch die guten Volkseigenschaften hineingearbeitet sind, und das kommt dem Christentum und seiner Ethik zu gute, ja, ich möchte sagen, dies giebt dem religiösen Leben unserer Heidenchristen auf manchen Seiten einen Vorzug vor dem ihrer europäischen Brüder.

Ihren eigentlichen Wert gewinnen diese allgemeinen, theoretischen Ausführungen aber erst dann, wenn wir sie im einzelnen durch praktische Beispiele anschaulich machen, was zu thun wir im folgenden versuchen wollen, wenn wir uns auch nur auf einiges Wenige werden beschränken müssen.

Des Kaffers Ideal ist, „ein Mann“ zu sein. Ein Mann ist aber der, der auf möglichst vielen Gebieten andere in seiner Leistungsfähigkeit übertrifft. Dieser Gedanke ist in seinen Anschauungen der beherrschende, in seinem Thun der bestimmende, dies zeigt sich auf allen Gebieten seiner Volkssitten.

Wenden wir uns zunächst dem Gebiet zu, welches man insbesondere als das des Fleisches bezeichnet, der Sinnlichkeit in all ihren Gestaltungen. Es wird Ihnen verständlich sein, daß ich mich hierbei auf einige Andeutungen beschränken muß. Wie bei den Naturvölkern überhaupt, so ist auch bei den Kaffern die Sinnlichkeit sehr stark, aber durch Volkssitte sind ihr bestimmte Grenzen angewiesen, allerdings weite, in denen sie sich als zu Recht bethätigen kann, ohne daß daraus ein Vorwurf erhoben werden darf. Wer ein Mann sein will, muß vor allem, ohne zu klagen oder die Miene zu verziehen, Schmerz ertragen können. Daher muß ein junger Bursch, ehe er zum Mann erklärt werden kann, die schmerzhafte Operation der Beschneidung standhaft erdulden. Thut er dies nicht, so ist er als „Feigling“ gebrandmarkt, und kein Mann darf ihn als Seinesgleichen begrüßen, kein Mädchen ihn freundlich ansehen. Hat er aber sich der Beschneidung unterzogen, so ist er ein Mann und hat das volle Recht eines Mannes. Und zwar liegt dieses Recht nach kaffrischen Begriffen auf allen Gebieten des Lebens. Die Befriedigung sinnlicher Lust ist an sich kein Unrecht, hält sie sich nur in gewissen durch die Sitte gegebenen äußeren Schranken. So ist bei den jungen Männern die gröbste und gemeinste Sinnenlust legalisiert durch die Volkssitte. Aber auch bei den jungen Mädchen sorgt die Volkssitte dafür, daß früh schon Schamgefühl und Herzensreinheit zerstört werde. Bei der sogenannten Intonjane, da das Mädchen für heiratsfähig erklärt wird, vollziehen sich vor den Augen der Mädchen während eines wüsten Biergelages Dinge, die zu erwähnen man sich schon scheut.

In solcher Luft wachsen die jungen Männer und Mädchen heran. Bekanntlich herrscht weiter bei den Kaffern die Polygamie, die nebenbei teilweise ihre Begründung in Verhältnissen des Landes findet. Der Mann braucht Kräfte zu Feld- und Gartenwirtschaft. Sie hat aber auch ihren Grund in manchen den rechten Kaffern eigenen, hier nicht näher zu erwähnenden Überzeugungen. In der Zahl der Frauen zeigt sich der Reichtum des Mannes, denn jede Frau kostet mindestens 20 Ochsen und 1 Pferd. Durch diesen Frauenkauf ist aber auch die Ansicht herrschend geworden, daß überhaupt auf diesem Gebiet alles mit Vieh gut gemacht werden könne. Ehebruch ist durch Zahlung eines Ochsen ausgeglichen, man hat sein Recht nachträglich erkauft.

Doch, ich breche ab, obwohl noch manches gesagt werden könnte, ich habe dies wenige schon widerwillig gesagt.

Es ist genug, um zu zeigen, was wir zeigen wollten. Welche Kraft

des Herzens und Charakters, welche göttliche Kraft gehört dazu, um dieser Erziehung, diesen Sitten, dieser Umgebung gegenüber auch nur Sinn und Verständnis zu gewinnen für die, man möchte fast sagen, herben sittlichen Forderungen des Christentums auf diesem Gebiet, vollends sie all dem gegenüber zu bethätigen! Und wenn unsre heidenchristlichen Gemeinen in ihrem sittlichen Zustande unserm in dieser Beziehung streng gewöhnten europäischen Christenauge sehr niedrig zu stehen scheinen, so können und wollen wir das beklagen, wir wollen sie auch anklagen und strafen, denn die Kraft Christi ist auch zu solchem Riesenwerk der Befreiung von dieser Knechtschaft sündiger Volkssitten groß genug, aber wir werden sie nicht richtend verdammen, nicht an ihnen verzweifeln, nicht ihnen die Wahrheit des Christenlebens absprechen, sondern wir werden staunen, daß noch so viele Beweise von Reinheit und sittlicher Kraft sich zeigen, und werden hoffend und glaubend Geduld tragen, sicher des endlichen Sieges des Geistes über das Fleisch. Wir werden dabei auch in die Wagschale werfen, daß die ganze Lebensweise in Kleidung, Wohnung, Nahrung eine wahre Brutstätte der Sünde ist.

Nicht minder als auf diesem Gebiet der Fleischeslust bilden auch auf dem der Unmäßigkeit die Volkssitten eine mächtige Hinderung christlichen Lebens. Bekanntlich herrscht unter den Kaffern der Genuß des so genannten „Kafferbieres,“ eines aus dem Kafferkorn gewonnenen Getränkes, das mit Maß genossen nahrhaft und gesund ist. Berauschend wirkt es erst, wenn es in Unmengen genossen wird. Nun aber ist kaum eine Gelegenheit, wo nicht die Sitte erfordert, daß Bier und zwar in Unmengen geschenkt und genossen werde. Keine Hochzeit ist denkbar ohne viel, viel Bier; nach 4 Wochen muß die junge Frau die Eltern besuchen, welches Fest wieder mit Bier gefeiert wird; die erste Niederkunft ist stets im Hause der Eltern, welche wieder die Geburt durch Ausschank von Bier feiern müssen. Bei der Intonjane (Mannbarkeitserklärung der Mädchen) spielt wieder Bier die Hauptrolle, und so bei der Beschneidung der jungen Männer. Naht die Zeit, da die Gärten bestellt oder gejätet (geskoffelt) werden, oder ist Erntezeit, so helfen die Nachbarn einander, zahlen aber nicht Lohn dafür, sondern Bier. Ganze Zeiten hindurch wird eigentlich nichts genossen als Bier. Trotzdem sieht man wenig betrunkene Kaffern, denn es dauert lang, bis dies Getränk wirklich berauscht, aber es tritt der Zustand ein, den man dort mit dem Worte „lecker“ bezeichnet und dessen charakteristische Kennzeichen eine ungeheure Schwatzhaftigkeit und sinnliche Erregung sind. Wohin nun der Branntwein dringt — und der weiße Mann sorgt schon dafür, daß er möglichst überall hinkommt —

findet er ein an den Trunk gewöhntes Volk und richtet freilich noch ganz andre Verheerungen an als das Bier. Trinken, und zwar viel trinken verlangt die Volkssitte, das ist Mannesart.

Tritt die Forderung des Christentums: Seid nüchtern! Saufet euch nicht voll Weines oder Bieres! an einen Christ gewordenen Kaffer heran, so heißt das für ihn nicht nur: Hüte dich vor unmäßigem Genuß des Bieres, sondern viel mehr noch; es bedeutet: Brich mit deinen gewohnten Sitten, beleidige deine Freunde und Verwandten, indem du ihre Gelage nicht mehr besuchst, ihnen nicht mehr bietest, was sie nach Recht der Sitte von dir verlangen können, laß dich als Feigling, der nicht trinken kann, verspotten. Sollte nicht auch auf diesem Punkte unser Urteil im Blick auf solche Verhältnisse mild sein, sind wir mehr als gerecht, wenn wir im Blick auf solche Zustände das sittliche Leben auch auf diesem Gebiet nicht als hoffnungslos bezeichnen?

Gehen wir zur christlichen Tugend der Wahrhaftigkeit über. Ein Mann muß nach Kafferbegriffen schlau sein. Schlauheit in Ausübung sowohl als in Bemäntelung und Verheimlichung seiner Thaten oder Unthaten ist eine hochgeachtete Mannestugend, von Jugend auf wird sie erstrebt. Leugnen kann man auch nicht, daß sie es darin weit gebracht haben. Sie sind Meister im Betrug und Diebstahl und ebenso Meister in der Dialektik der Rede. Einen Kaffern zu überführen, wenn man nicht schlagende Beweise in der Hand hat, ist für einen Europäer fast unmöglich. Wenn nun auch auf diesem Gebiet das Christentum mit seiner ernsten Forderung kommt: Lege die Lügen ab und rede die Wahrheit! so heißt das auch hier wiederum nicht nur: überwinde den Hang deines bösen Herzens, das zur Lüge neigt, sondern mehr noch: achte das, was dir bis jetzt Mannestugend war, für ein schweres Unrecht und mache in den Augen deiner Landsleute, von denen du gern als Mann bewundert würdest, dich als dummen Tropf lächerlich. Wundern wir uns bei dieser Sachlage, daß es mit der Wahrhaftigkeit nicht so steht, als es unsern Meinungen nach stehen sollte? Als mein Ochsentreiber Tom einst auf eine Frage sagte: „Nein, das thu ich nicht, denn da müßte ich lügen," da wußte ich, daß er ein Christ ist. Ein Kaffer, der nicht lügt, wiegt viele europäische Gewohnheitschristen auf.

Ähnlich wie mit dem Lügen steht es mit der Unehrlichkeit. Hier hat die Sitte auch gewisse Grenzen gezogen, innerhalb deren stehlen kein Unrecht, sondern vielmehr Mannesthat ist, wenn es nur so schlau gemacht wird, daß niemand einem etwas beweisen kann.

So sehen Sie, daß auf allen Seiten die von Jugend auf durch die

Volkssitten eingesogenen und geübten Anschauungen eine Fülle von Hinderungen des Christenlebens in sich schließen und zwar Hinderungen schwerster Art, zu deren Überwindung eine innere Kraft gehört, die jedenfalls größer sein muß als die, welche man bei unsern heimischen Durchschnittschristen findet. Übersehen Sie dieses Moment nicht, wenn Sie ein Urteil über unsre Heidenchristen fällen.

Doch auch Förderungen des Christenlebens finden wir in jenen Volkssitten. Ein Mann muß sich beherrschen! sagt der Kaffer. Von einem hitzigen, auffahrenden, ungeduldigen Mann sagt er: Der ist ein Kalb und kein Ochs! ein unreifer Bursch, kein Mann. Von Jugend auf übt sich der Kaffer in solcher Selbstbeherrschung, und deshalb wird man von Zank, Streitigkeiten, Schimpfereien und dergleichen wenig bei ihnen hören. Darum wird ihnen die Forderung des Christentums zur Sanftmut, Geduld, zum Unterdrücken des Zorns sympathisch sein, und sie werden sie, vom Christentum ergriffen, in einer wohlthuend liebenswürdigen Weise zu üben wissen. Die Verhandlungen mit unsern Kirchenältesten sind mir in sehr guter Erinnerung und könnten unsern hiesigen Kirchenvorständen zum Muster dienen. Bei den schwierigsten Gegenständen herrschte wohlthuende Ruhe und Objektivität.

Ebenso kommt die Sitte den Forderungen des Christentums zur Mildthätigkeit, barmherzigen Liebe und brüderlichen Handreichnng entgegen. Die Kaffern sind unverschämte Bettler, aber andererseits auch willige Geber. Es ist selbstverständlich, daß Verwandte einander in der Not helfen und Nachbarn sich gegenseitig zu Diensten sind. Wenn nun auch diese von Jugend auf gelernte Gewohnheit durch das Christentum geheiligt und verklärt wird, so kann man beschämende Beispiele christlicher Liebe sehen.

Eines Mannes unwürdig ist jammern und klagen. Schmerzen, äußere wie innere, trägt ein Mann mit Ruhe umd zeigt seine Mannheit im Schweigen. So denkt und handelt der Kaffer. Welcher wohl vorbereitete Boden für die Tugend christlicher Ergebung und Geduld. Und in der That ist gerade nach dieser Seite des Christentums hin der dortige Heidenchrist vielfach ein Musterchrist, wenn diese schöne natürliche Tugend sich unter dem Einfluß des Christentums zur vollen Blüte entfaltet.

Auch diese in den Volkssitten liegenden Förderungen des christlichen Lebens sollen und wollen wir bei der Beurteilung unserer Heidenchristen nicht außer acht lassen, und haben wir uns vorhin ausgesprochen, daß wir den oft so schwierigen Verhältnissen gegenüber das christliche Leben dort

nicht unterschätzen wollen, so gilt es hier wiederum darauf zu achten, daß wir es auf diesen Punkten nicht überschätzen.

Nur einige Gebiete christlichen Lebens haben wir berührt und müssen, wollen wir nicht zu weitläufig werden, uns damit begnügen. Ich meine aber auch, daß das Dargebotene genügt, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß eine gerechte Würdigung unserer Heidenchristen nur dann möglich sein wird, wenn wir die in ihren Volks- und Lebenssitten liegenden hemmenden und fördernden Elemente, so weit es uns möglich, in Betracht ziehen.

Wir würden uns aber einer groben Einseitigkeit schuldig machen, wenn wir hier abbrechen wollten. Sprechen wir von den verschiedenen Einflüssen, unter denen die Mission arbeitet, so dürfen wir nicht unsers eigenen Volkes vergessen und dürfen nicht unterlassen, des Einflusses Erwähnung zu thun, den die Weißen auf unsre Heidenchristen üben.

Unrecht wäre es, wollte ich da nicht an die Spitze der folgenden Bemerkungen die Versicherung setzen, daß ich eine Anzahl solcher Weißen kennen gelernt habe, die wahre Christen sind, die darum auch in ihrem Privatleben und ihrem Umgang mit den Farbigen ein gutes Beispiel geben und dadurch segensreich wirken. Leider muß man sie als Ausnahmen bezeichnen. Charakteristisch in dieser Beziehung war das kindliche Wort eines christlichen Kaffers an mich: „Nicht wahr, jenseits des Weltmeeres seid ihr alle Gotteskinder, nnd die, welche es nicht sind, die schickt ihr fort nach Afrika?" und das andere Wort: „Ich hasse die Weißen!" und auf meine Frage: „Mich auch?" „Nein, du bist kein Weißer, du bist ein umfundisi (Missionar)!"

Sattsam bekannt ist, wie die weißen Händler überall ihren Branntwein bringen, und dieser genügt schon, um die hoffnungsvollsten Saaten christlichen Lebens bei sittlich schwachen Naturvölkern zu zerstören. Weniger allgemein bekannt und beachtet ist oft, wie die weißen Händler und zum Teil auch Regierungsbeamte durch unehrliche Machenschaften, durch Betrug und Gewaltthat das sittliche Gewissen der Heiden und Christen schädigen und verwirren. Nimmt man dazu das Beispiel, welches viele Weiße durch ihren Lebenswandel geben, sieht man, wie ihnen die Farbigen häufig nur zur Bereicherung oder zur Befriedigung ihrer Lust da zu sein scheinen, so darf man sich dessen nicht wundern, daß bei den Heidenchristen der Gedanke Eingang findet: das sind doch auch Weiße, wie die Missionare, nennen sich Christen wie sie, sind getauft wie sie und leben doch so. Da muß wohl unser umfundisi ein absonderlicher Mann und seine strenge Lehre doch nicht die richtige sein; warum verlangt er von

mir mehr als von seinen weißen Brüdern gehalten wird?! Das Wort eines Kaffern: „Sage das deinen weißen Brüdern; wenn die es hören, dann komm zu mir!“ lebt in manchem Kafferherzen. Es ist gar keine Frage, daß die Lebens- und Handelweise unserer europäischen Stammesgenossen häufig einen das Christenleben nach allen Seiten hin hemmenden Einfluß üben.

Lassen Sie mich aber insbesondere auf einen Punkt hinweisen, der bisher, so viel ich sehe, sehr wenig beachtet worden ist, dem ich aber eine große Wichtigkeit beimesse und der sich mir in Afrika unwillkürlich als der bei dieser Frage wichtigste aufgedrängt hat.[1]) — Wißmann hat gesagt: Aufgabe der Mission ist zu lehren erst: arbeite, dann: bete! und das Wort hat weiten Widerhall gefunden, leider auch in manchen christlichen Kreisen, die die Lage zu beurteilen nicht imstande waren. „Die Mission muß diese trägen Naturvölker zur Arbeit erziehen!“ Wer wollte diesem Satze in seiner Allgemeinheit nicht beistimmen. Aber besehen wir uns die Sache bei Licht. Der Missionsfreund versteht das Wort so: Die Mission soll den Eingebornen zur Arbeit nämlich „für sich selbst“ d. h. für seine Person erziehen. Der weiße Ansiedler, Händler und seine europäischen Freunde meinen es so: Die Mission soll die Eingebornen zur Arbeit „für uns Weiße“ erziehen. Das Ideal der Mission sind Gemeinden, da jeder im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, sein Eigentum hat, das er bestellt, ein freier Mann, der natürlich auch, warum nicht? seinen weißen Umwohnern gegen Lohn dient, so weit er es bedarf. Das Ideal des andern sind Eingeborne, die nichts haben und sind, als fleißige Arbeiter für ihn, Sklaven, wenn nicht dem Namen, so doch der That nach. Mag auch eine Missionsniederlassung eine noch so blühende sein, da jeder sein eigen Brot ißt, so taugt sie nichts, wenn sie nicht allezeit dem Buren Arbeitskräfte stellt, mit denen er schalten und walten kann, wie er will. „Arbeite!“ sagt der Missionar, „Arbeit ist die Zierde des freien Mannes!“ „Arbeite!“ sagt der Weiße, „denn du bist für mich da, bist mein Sklave!“ Sollte nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Erscheinung, daß in unsern Tagen die katholische Mission so zu Ansehen kommt, darin begründet sein, daß sie jener Meinung vieler Kolonialfreunde von der Pflicht der Eingebornen, für uns zu arbeiten, entgegenkommt, während

---

[1]) In dieser Z. ist allerdings wiederholt auf diesen Punkt hingewiesen, z. B. 1887, 172. Vergl. auch meine Schrift: „Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf?“ Kap. VII.

die evangelische Mission grundsätzlich und thatsächlich ihr widersteht und widerstehen muß?

Aus dieser Verschiedenheit der Auffassung der „Arbeit" der Eingebornen entspringen aber der Missionsarbeit sowie der Entfaltung des Christenlebens die größten Hemmungen.

Der Eingeborne findet und empfindet je mehr und mehr, daß er, der früher freie Mann, zu einem Knecht, ja Sklaven der Weißen erniedrigt wird. Er sieht sich zu der Rolle verurteilt, der allzeit Schaffende, Arbeitende sein zu sollen, während der Weiße der Gewinnende und Genießende ist. Sein Land, seine Sitten, seine Freiheit werden ihm Stück für Stück genommen, seine Arbeitskraft gehört den Weißen. Wer kann ihm denn nun einen schweren Vorwurf daraus machen, wenn er den Trugschluß macht, den hier in der Heimat viele tausende machen: „das Christentum trägt die Schuld an diesem Elend; die Erde hat uns dies Christentum genommen und vertröstet uns nun mit dem Himmel, von dem niemand weiß, wie es damit steht!" Daß diese Sachlage nicht ein Produkt der Christianisierung, sondern der Europäisierung ist, wie soll er das begreifen? Beides hat leider gleichzeitig sich vollzogen.

Ich sage nicht, daß diese Gedanken jetzt schon oft klar ausgesprochen werden, aber instinktiv liegen sie in den Herzen mancher Heiden und Heidenchristen, hindern dort die Annahme, hier die Ausgestaltung des Christentums. Und außer Zweifel steht es mir, daß diese „soziale Frage" mehr und mehr zur Klarheit in den Gemütern gelangen wird, und daß dann für unsere Missionsarbeit eine Zeit schwerer Prüfung kommen wird. Aber heutzutage schon bildet dieser durch die weißen Eindringlinge herbeigeführte Zustand eines der ernstesten Hinderungen der Mission.

Abgesehen von jenen oben erwähnten einzelnen weißen Christen, die in ihrer Umgebung segensreich wirken, habe ich von seiten der weißen Bevölkerung das Christenleben fördernde Einwirkungen nicht finden können.

Es scheint mir, um zu einer gerechten Würdigung der Heidenchristen zu gelangen, schließlich noch notwendig, die Frage zu stellen: Welche Hinderungen und Förderungen erfährt die Ausgestaltung des Christenlebens durch die Missionare selbst?

Staunen Sie vielleicht über diese Frage? Sollen wir denn nicht als ganz selbstverständlich annehmen, daß von ihnen keine Hemmungen, sondern nur Förderungen kommen und kommen können? Aber seien wir auch hier nüchtern! Unsere Missionare sind nicht, wie man häufig annimmt, Engel, denen nur die Flügel fehlen, sie sind, wie wir alle, Sünder,

und wie bei uns sich die Sünde oft zum Schaden des uns anvertrauten Gotteswerkes bemerkbar macht, so auch bei ihnen. Es entspricht nur der Wahrheit, wenn wir hier es aussprechen, daß wohl keiner Missionsgesellschaft die traurige Erfahrung erspart bleibt, daß einer oder der andere ihrer Boten durch grobe Sünde Ärgernis anrichtet, und ein solcher Fall ist auf Jahre und Jahrzehnte hinaus von unberechenbarem Schaden. Und wenn nicht in solch grober Weise, so ist doch — das bekennen die treuesten Missionare offen — vielfach ihre eigne Sünde in mancherlei Gestalt eine Hinderung des durch sie verkündigten Wortes; ja die treusten Boten fühlen es am tiefsten, daß auf diesem Gebiet manche Schuld liegt. Doch dies wollen wir nur andeuten und auch die einzeln Missionare in ihrer Schwachheit nach dieser oder jener Seite milde beurteilen, eingedenk dessen, daß wir Diener des Wortes in der Heimat genug Grund zur Demut im Blick auf unser Wirken haben. Auch die Thatsache, daß vielfach nicht sowohl die Sünde als der Mangel an geistigem Vermögen und an der Fähigkeit, alle Verhältnisse überschauend, den richtigen Weg einzuschlagen, dem Wirken des Missionars hindernd in den Weg tritt, sei nur gerade erwähnt.

Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei den Schäden, die aus der „Durcheinanderarbeit" so vieler, verschiedener Missionsgesellschaften erwachsen. Dieselben zeigen sich nicht sowohl auf dem Gebiet der Evangeliumsverkündigung als auf dem der sittlichen Ausgestaltung des gepflanzten Lebens. Wohl tritt es dem Heiden befremdlich entgegen, daß die eine Gotteswahrheit sich in Gestalt so vieler einzelner Kirchengemeinschaften verkörpert hat, aber er überzeugt sich doch bald, daß die evangelischen Gesellschaften im letzten Grund ein und dasselbe Wort, das der Bibel, bringen. Auch die Hervorhebung und Betonung einzelner biblischer Wahrheiten vor andern, wie z. B. bei den Methodisten, stört ihn nicht so sehr, und über die Verschiedenheit der kirchlichen Kultusformen setzt er sich hinweg.

Verwirrend aber und schädigend wirkt auf ihn — und in viel größerem Maße, als man denkt — die Verschiedenheit in der Behandlung der ethischen Fragen, und die Unmöglichkeit, auf diesem Gebiete zu einer Einigung der Grundsätze zu gelangen ist einer der tiefsten Schäden unsers Missionslebens. Sie werden dies besser noch verstehen, wenn ich einzelne praktische Beispiele gebe.

Da haben wir die Beschneidungsfrage. Dieser gegenüber nehmen wir in der Brüdergemeine, und zwar zumeist auf Grund der ernsten Vorstellungen unserer aufrichtigen Christen, eine entschieden ab-

lehnende Stellung ein und belegen die Vollziehung derselben mit dem Ausschluß aus der Gemeine. Jeder Vorschlag zu einer milderen Auffassung wird energisch von den ernsten Christen unserer Gemeine zurückgewiesen; die Vollziehung der Beschneidung ist ihnen das Zeugnis: Ich will ein Heide sein! Die Wesleyaner scheinen mehr und mehr eine freiere Stellung einnehmen zu wollen, ja sie haben stellenweise die Beschneidung durch Kirchenälteste vornehmen lassen, natürlich ohne die üblichen heidnischen Tänze und sonstiges Unwesen; die Frage bleibt allerdings offen, was ungesehen dabei im geheimen geschieht. Die Church of England nimmt die freieste Stellung ein, wie sie ja überhaupt von eigentlicher Kirchenzucht wenig kennt. Diese verschiedene Beurteilung und Behandlung einer der wichtigsten Fragen des dortigen kirchlichen Lebens muß doch verwirrend auf die Christen wirken. Und wenn Leute, die aus dem Dienste einer Gesellschaft um der vollzogenen Beschneidung oder anderer sittlicher schwerer Vergehen willen entlassen worden sind, ohne weiteres in einer andern Gesellschaft Anstellung finden, ja teilweise sich bei diesem Tausch in ihrer Stellung verbessern, so darf man sich nicht wundern, wenn der Gedanke Platz greift, daß es sich auf diesem sittlichen Gebiet nicht sowohl um göttliche, allgemein giltige ethische Gesetze handelt, sondern nur um menschliche, von den einzelnen Gesellschaften gegebene Vorschriften. Man vergesse hierbei doch nicht, daß wir es mit Anfangschristen zu thun haben, die, noch nicht gegründet und zuhause im Worte Gottes, ein eigenes und sicheres Urteil über die christliche Sittenlehre sich nicht bilden können, sondern sich auf das Wort und Urteil ihres jeweiligen Missionars stützen. Wenn dieses bei den wichtigsten ethischen Fragen ein so verschiedenes ist, so darf uns nicht wunder nehmen, daß sich das sittliche Urteil schwer zur bestimmten und bestimmenden Klarheit ausbildet. Und ähnlich, wie bei diesen Fragen, ist es bei anderen, bei der Frage, ob der Genuß des Bieres zu gestatten oder ganz zu verbieten ist, ob die ukulobola (Frauenkauf) sich mit dem Christentum vertrage oder nicht u. a. m. —

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Diesen göttlichen Maßstab wollen wir getrost an unsre Heidenchristen so gut, wie an uns selbst, legen, wir wollen aber, um diesen Maßstab gerecht brauchen zu können, nicht versäumen, alle die günstigen und ungünstigen Verhältnisse in die Wagschale zu werfen, die 1) in der Volkseigentümlichkeit, ihren Volkssitten, Lebensverhältnissen und religiösen Volksanschauungen liegen, die 2) die weiße Umgebung mit sich bringt, die endlich 3) auch in der Unvollkommenheit der Sendboten und der Mission selbst liegen. Freilich

das setzt einiges Studium voraus; eine nur anregende Lektüre erbaulicher Missionsgeschichten wird uns zu solchem Urteil nicht befähigen, sondern allein ein eingehenderes Studium sachgemäßer Darstellungen. Eine Kritik aber, die nicht auf ernster Arbeit ruht, ist eine leichtfertige und ungerechtfertigte. Drum wer sich dieser Arbeit entzieht, begebe sich auch der Kritik.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Ist sie nicht gar zu nüchtern gewesen? Entbehrte sie nicht der idealistischen Auffassung und des Schwunges? Es ist mein Bestreben gewesen, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu geben, nüchtern und wahr zu sein. Sollten dabei meine lieben Zuhörer an ihrem Idealismus und ihrer Begeisterung für die Mission eine Einbuße erlitten haben, so bin ich offen genug zu gestehen, daß ich dies nicht bedaure. Idealismus, der die Augen dem wahren Sachverhalt gegenüber schließt, und, wenn man ihm dieselben mit Gewalt öffnet, verfliegt, hat im Reiche Gottes keinen Wert. Die Mission ist und bleibt Gotteswerk durch und in Menschenwerk; als Menschenwerk ärmlich, mangelhaft, sündig — als Gotteswerk herrlich, untadelig und rein. Irden sind und bleiben die Gefäße, himmlisch und göttlich allein der Schatz, den sie bergen; Sünder und Fehlende sind die Knechte, heilig und unfehlbar in seinem Thun bleibt allein der Herr; die Kirche des Herrn, wo sie ist, eine Magd im härenen Gewand, aber an ihrer Stirn das leuchtende Diadem göttlicher Siegesherrlichkeit. Drum, ob der nüchterne Blick auf uns, die wir für ihn arbeiten, auf die von uns gesammelten Gemeinen und ihre Schwächen, auf die Boten da draußen tief demütigt, ein Blick auf ihn scheucht allen Pessimismus, alles Verzagen, wie die Sonne den Nebel. Und dieser Blick giebt Idealismus, den Idealismus, den die Schrift „Glauben“ nennt, und von dem steht geschrieben und ist wahr: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet! In solchem Idealismus töne es fort und fort in die Christenheit hinein: Alle Mann auf Deck! Auf zur Arbeit! Auf zum Siege! —

Confucius.

Leben, Wirken und Einfluß.

Von Missionar Dietrich.

2. Confucius als Lehrer.

Im Alter von 22 Jahren begann er seine Wirksamkeit als Lehrer und fortan bildete sein Haus den Sammelplatz für lernbegierige Männer,

denen es vor allem darum zu thun war, ihr Wissen durch das Studium der Geschichte und Lehren des Altertums zu bereichern. Seine Schule läßt sich aber nicht vergleichen mit heutigen Lehranstalten, sie war vielmehr eine Art Wanderschule. Er verkehrte mit erwachsenen Männern, die meist schon in Ämtern waren, oder die solche suchten, die zu ihm kamen und ihn über Regierung und Gebräuche befragten. Der Verkehr zwischen Meister und Schüler war ein zwangloser, aber die unbegrenzte Hochachtung der Schüler, sowie ihre volle Ergebenheit ihrem Lehrer gegenüber, ist der beste Beweis für dessen Charakterstärke, sowie seines tadellosen Wandels. Vor allem wird seine Unparteilichkeit gerühmt. Wie gering auch die Belohnung sein mochte, die ein Schüler für den empfangenen Unterricht darreichte, brachte er nur einen Durst nach Wissenschaft mit, so war er dem Meister willkommen. Und obgleich die geringe Belohnung, die er von seinen Schülern in Naturalien empfing, kaum für seine nötigsten Bedürfnisse ausreichte, so änderte er doch um des Gewinnes willen niemals die Grundsätze seiner Unterweisung, rühmt einer seiner Schüler von ihm, und er selbst sagt: „Gegen Niemanden, und wenn er nur ein Bündel getrocknetes Fleisch brachte, habe ich einen Unterschied in der Behandlung und Unterweisung gemacht.“ Hieraus erklärt sich, daß die Verehrung seiner Schüler so außerordentlich groß war; seine persönliche Anziehungskraft gepaart mit Edelsinn und Bescheidenheit riß alle in Verehrung und Bewunderung hin. Sie erwarteten jeden gelegenen Moment, um seine Worte und Handlungen aufzuzeichnen, und ließen keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen, aus dem frisch sprudelnden Quell seiner Weisheit zu trinken. Er dagegen nahm stets liebevollen Anteil an dem Ergehen seiner Schüler und ließ es auch nicht an äußeren Beweisen seiner Liebe fehlen. Einst schenkte ihm sein Fürst 6400 Maß Korn, er aber verteilte es unter seine Schüler mit der Bemerkung: „Der Fürst schenkte es mir, weil er mich liebt, es ist aber besser viele zu lieben.“

Wie aus manchen seiner Aussprüche hervorgeht, war Confucius, trotz der großen Verehrung, die ihm gezollt wurde, sich seiner persönlichen Unvollkommenheit wohl bewußt und dachte bescheiden von sich.

„Wie könnte ich mich erkühnen,“ sagt er einmal, „mich mit den Heiligen und Vollkommenen auf gleiche Stufe stellen zu wollen? In der Belehrung gleiche ich ihnen vielleicht, aber den Charakter des Edlen, den er zur Darstellung bringt in der Ausübung dessen, was er lehrt, das ist es, was ich noch nicht erlangt habe. Angeborene Tugend ohne Ausgestaltung, Angelerntes vom Wahren nicht zu unterscheiden vermögen und nicht im stande zu sein, der Gerechtigkeit zuzusteuern, durch welche allein die wahre Weisheit erlangt werden kann, das ist es, dessen Ursache mich bekümmert.“

Und wie er von sich bescheiden dachte, so suchte er auch seine Schüler zur Bescheidenheit zu erziehen. Eines Tages besuchte er, von seinen Schülern begleitet, einen Tempel. Hier bemerkte er einen Eimer, dessen Henkel an den Seiten in halber Höhe befestigt so aufgehängt war, daß, wenn er leer war, so bewegte er sich schief, teilweise gefüllt hing er gerade und voll überschlug er sich und schüttete seinen Inhalt aus. Confucius sagte zu seinen Schülern:

„Ein Mann ohne Bildung hängt schief, wie der leere Eimer und wird stets vom geraden Wege abweichen, ein übergescheiter und eingebildeter Mensch aber schlägt Purzelbäume, darum ist ein mäßiges Halten von seinem eigenen Vermögen das Beste.“ Dann fügte er hinzu: „Es ist unmöglich, zu viel Weisheit haben zu können, aber davor müssen wir uns hüten, daß wir nicht zu viel Reichtum, Stolz und Herrschsucht besitzen.“

Das Ziel seines Unterrichtes, den er vorzugsweise in Form von Frage und Antwort erteilte, war nicht in erster Linie, den Schülern ein großes Maß von Wissen beizubringen, sondern dieselben vielmehr zum selbständigen Denken anzuleiten. Unbedingte Anforderung, die er an jeden Schüler stellt, ist ein eifriges Verlangen nach geistiger und moralischer Vervollkommnung und ein gewisses Maß von Begabung.

„Ich vermag Niemanden für die Wahrheit zu öffnen, der nicht eifrig bemüht ist, die Weisheit zu erlangen, noch vermag ich Jemand zu helfen, dem es nicht ein ernstliches Anliegen ist, sich selbst kennen zu lernen. Wenn ich jemand einen Wink gegeben habe und er vermag von dem aus selbst nicht weiter zu schließen, so wiederhole ich meine Unterweisung nicht.“

So war er neben aller Milde auch strenge und zwar nicht nur gegen seine Schüler, sondern noch mehr gegen seinen eigenen Sohn; niemals ließ er es zu Ergüssen elterlicher Gefühle kommen, sondern bewahrte stets eine reservierte Stellung dem Sohne gegenüber. Ein Schüler seines Sohnes fragte diesen einmal: „Hast Du irgend einmal eine Unterweisung von deinem Vater erhalten, die sich unterscheidet von dem, was wir lernen?“ Le antwortete:

„Er stand einmal allein und als ich an ihm vorüberkam, fragte er: Hast du den Schiking — Liederbuch — schon gelesen? Ich antwortete noch nicht. Da sagte er: Wenn du das Liederbuch noch nicht studiert hast, so bist du noch nicht im stande, in der Unterhaltung mitsprechen zu können. Ein andermal fragte er: Hast du den Liking — Buch des Anstandes — gelesen? Noch nicht war meine Antwort; worauf er sagte: Wenn du den Liking noch nicht studiert hast, kann sich dein Charakter nicht befestigen. Nur diese zwei Unterweisungen habe ich extra von meinem Vater bekommen.“ Hierauf rief der Frager vergnügt: „Ich habe bereits drei Lektionen gelernt, ich habe den Schiking gehört und den Liking gelesen und erkannt, daß ein großer Mann zwischen sich und seinem Sohne keine vertrauliche Annäherung aufkommen läßt.“

In dem ersten Abschnitt des G. L., der von Confucius stammt, ist folgende Grundidee des Unterrichtes entwickelt:

„Das Princip der großen Schule besteht darin, die glänzende Tugend ins Licht zu stellen, zu beharren im vollkommensten Guten; weiß man, worauf man beharren muß, dann ist man entschlossen; ist man entschlossen, so ist man ruhig; ist man ruhig, so erlangt man Frieden; hat man Frieden, so kann man sorgfältig überlegen; hat man es gründlich überlegt, dann kann man es erreichen. Die Sachen haben ihre Wurzel und Zweige; die Dinge haben ihr Ende und ihren Anfang; weiß man, was zuerst kommt und was hernach, dann nähert man sich dem rechten Weg." — „Wünschten die Alten ins helle Licht zu stellen die glänzende Tugend im ganzen Reich, so regierten sie zuerst gut ihren Einzelstaat; wünschten sie ihren Staat gut zu regieren, so ordneten sie zuvor ihre Familie; wünschten sie zu ordnen ihre Familie, so kultivierten sie zuerst ihre Person; wünschten sie zu kultivieren ihre Person, so richteten sie zuvor ihr Herz; wünschten sie zu richten ihr Herz, so berichtigten sie zuvor ihre Absichten; wollten sie ihre Absichten berichtigen, so dehnten sie zuerst ihr Wissen aus. Dies Ausdehnen des Wissens besteht im Erforschen der Dinge. Hat man die Dinge erforscht, so hat man das Wissen, hat man das Wissen, so hat man die richtige Absicht; bei richtiger Absicht ist das Herz geregelt; ist das Herz geregelt, so wird die Person gebessert; ist die Person gebessert, so ist die Familie wohlgeordnet, dann wird der Staat gut regiert; ist der Einzelstaat gut regiert, so ist das ganze Reich im Frieden. Vom Kaiser bis zum gemeinen Mann muß man die Ausbildung der eigenen Person zur Grundlage machen; ist die Wurzel (Grundlage) nicht in rechter Ordnung, so können die Zweige nicht gut geordnet sein. Noch nie kam es vor, daß man das Wichtige gering und das Geringe für wichtig halten durfte." (Siehe Plath, Schule, Unterricht und Erziehung der alten Chinesen. München 1868.)

Bei seinen Belehrungen benutzte er mit Vorliebe Beispiele und knüpfte gerne an vorkommende Ereignisse an, um nützliche Lehren daraus zu ziehen und seinen Schülern einzuprägen. Zum Exempel mag hier seine Begegnung mit einem Vogelsteller folgen.

Als Confucius eines Tags einen Vogelsteller beobachtete, der seine Vögel in verschiedene Käfige sortierte, sprach er: „Ich sehe hier keine alten Vögel, wo hast du die hingethan?" „Die alten Vögel," erwiderte der Vogler, „sind zu schlau, um sich fangen zu lassen; sie sind auf ihrer Hut und wenn sie ein Netz oder einen Käfig sehen, entwischen sie und kehren niemals zurück. Auch die Jungen, die in ihrer Gesellschaft sind, entwischen ebenfalls; nur solche Junge, welche einen eigenen Flug unternehmen und sich unbesonnen nähern, sind die Vögel, die ich fange. Fange ich zufällig einen alten Vogel, so geschieht es, weil er den jungen nachfolgt." „Habt ihr es gehört," bemerkte Confucius zu seinen Schülern gewandt. „Die Worte dieses Voglers gewähren uns Stoff zur Belehrung. Die jungen Vögel entgehen der Schlinge nur dann, wenn sie sich zu den alten halten; die alten werden gefangen, wenn sie den jungen folgen. Ebenso ists mit den Menschen. Anmaßung, Kühnheit, Mangel an Vorsicht und Leichtsinn sind die Hauptgründe, wodurch junge

Leute irregeführt werden. Aufgeblasen von ihren kleinen Vollkommenheiten, haben sie kaum einen Anfang im Lernen gemacht, so glauben sie schon alles zu wissen; sie haben kaum einen Anfang in der Tugend gemacht, so dünken sie sich sofort auf der Höhe der Weisheit. Unter dieser falschen Anschauung trauen sie sich alles zu, sind auf nichts aufmerksam, unüberlegt unternehmen sie Handlungen, ohne die Guten und Erfahrenen um Rat zu fragen, und indem sie also mit falscher Sicherheit ihren eigenen Vorstellungen folgen, werden sie verleitet und fallen in die erste beste Schlinge. Sieht man einen alten Mann so unbedachtsam handeln, daß er sich von der Munterkeit eines Jünglings hinreißen läßt, sich zu ihm hält und mit ihm denkt und handelt, so wird er durch ihn irre geführt und bald in derselben Schlinge gefangen. Vergesset nicht die Antwort des Voglers." (W. Williams: Reich der Mitte I, S. 515.)

Confucius zeigt sich allenthalben als ein durchaus nüchterner Kopf, der alles von der praktischen Seite auffaßt. Hierdurch blieb er vor müßigen Spekulationen bewahrt, denen seine Schüler nicht zu folgen vermocht hätten.[1]) Mit den Worten: „Wir vermögen das Diesseits nicht völlig zu ergründen, wie könnten wir das Jenseits fassen," weist er jede spekulative Frage ab. Sein Ideenkreis geht nicht über das Sichtbare und Zeitliche hinaus. Am meisten interessiert ihn der Mensch. Aber er nimmt ihn wie er ist, ohne sich viel Skrupel über dessen Herkunft und Naturanlage zu machen. Nach seiner Auffassung giebt es unter den Menschen nur graduellen Unterschied, „hohe Weise und niedere Thoren". Die Weisen sind die von Geburt durch hohe Begabung Bevorzugten, Thoren solche, die nicht einmal die sich ihnen bietende Gelegenheit zu ihrer Ausbildung benützen. A. 16, 9.

„Nur sehr selten ist der Normal- und Ideal-Mensch. Dies ist der Heilige, dem dieser Vorzug angeboren ist und der ohne Anstrengung den reinen, vollkommenen Trieben folgt; er ist der Makel- und Sündlose, das verkörperte Gesetz für die übrigen Menschen." (Faber S. 6.) „Für alle, welche nicht von Natur Heilige sind, steht der Weg des Vollkommenen — Edlen — offen." Die ganze Confucianische Moral (Faber S. 14), führt direkt darauf hin. „Der Weg des Edlen ist einer Reise gleich, will man in die Ferne, muß man zunächst die Schwelle überschreiten, will man in die Höhe steigen, muß man unten anfangen." D. M. 15, 1. Das Nächstliegende ist das Studium A. 14, 24 und hiermit beginnt der Weg des Edlen; denn wo Bildung und Solidität gleichmäßig vorhanden sind, haben wir einen Edlen. A. 6, 16 und A. 6, 25 sagt Confucius: Der Edle treibt ein ausgedehntes Studium aller Wissenschaften, aber beugt sich unter die Forderungen der Sittlichkeit. Das Streben des Edlen ist auf Tugend gerichtet A. 14, 11, und wenn ein Edler von der Tugend abwiche, so würde

[1]) Sein Zeitgenosse Laotse war vorzugsweise mystisch-spekulativ gerichtet und blieb infolgedessen gänzlich unpopulär.

er kein Edler mehr sein; er handelt der Tugend nicht zuwider, auch nur so lange, wie man zu einer Mahlzeit nötig hat, sowohl im Augenblick der Leidenschaft wie der Gefahr hält er fest an der Tugend. A. 4, 5. Um in der Tugend völlig zu werden, übt er fleißig seine Selbstbesserung. A. 14, 45: „Seine Selbstvervollkommnung betreibt der Edle sorgfältig und verbessert sich selbst so, daß auch seine Umgebung durch ihn Ruhe erlangt. Sein Streben ist auf wahrhaftige Gesinnung gerichtet;" A. 15, 31: „Das, was der Edle erstrebt, ist Rechtschaffenheit, nicht Genuß. Der Edle ist ängstlich besorgt darüber, daß er nicht von der Rechtschaffenheit abweiche, aber nicht, daß er in Armut gerate;" er kann auch Armut ertragen A. 15, 1 und A. 17, 23: „Der Edle achtet die Gerechtigkeit für die Hauptsache, denn ein Edler mit Tapferkeit ohne Gerechtigkeit fällt in widersetzlichen Ungehorsam und ein gemeiner Mann mit Tapferkeit ohne Gerechtigkeit wird ein Räuber." Die Selbstzucht und Selbstbesserung erstreckt sich aufs ganze Leben. „Es sind vor allem drei Dinge (A. 16, 7), gegen die der Edle auf der Hut ist: 1. in der Jugend, wenn die Entwicklung seiner Konstitution noch nicht vollendet ist, ist er wachsam gegen die Lust; 2. ist er im kräftigen Mannesalter und seine Konstitution gesund, ist er wachsam gegen Zank und Streit; 3. ist er alt und seine Energie erschlafft, so wacht er sorgfältig gegen den Geiz." Im Verkehr mit seinen Mitmenschen beachtet er folgende Regel: „Der Edle ist nie parteiisch" A. 2, 14; „er ist liebenswürdig ohne Schmeichelei A. 13, 23; er besitzt würdevolle Ruhe ohne Hochmut und versäumt es nie, andere respektvoll und anständig zu behandeln" A. 13, 26 und 15, 21. Auf die Frage seines Schülers Tß-kung, ob der Edle irgend jemand hasse, antwortet Confucius: „Der Edle haßt solche, welche die Fehler anderer ausschwatzen, solche, welche ihre Vorgesetzten verleumden, er haßt einen Tapfern ohne Sittlichkeit und alle, welche nach ihrer Beförderung ihre Weiterbildung vernachlässigen." A. 17, 24. 1. „Der Edle ist friedliebend ohne sentimental zu sein und nie ändert er seine Überzeugung aus Rücksicht auf andere D. M. 10, 5. In seinen Reden ist er vorsichtig; er strebt in seinen Worten bedächtig, in seinen Handlungen aber prompt zu sein" A. 4, 24 und A. 2, 13. „Der Edle handelt, bevor er spricht und redet seinen Handlungen entsprechend, und was der Edle erstrebt, ist, daß in seinen Worten keine Zweideutigkeit sich finden lasse" A. 13, 3 und 7. Das Urteil der Menschen kümmert ihn wenig. Der Edle ist bekümmert wegen eines Mangels seiner Fähigkeiten, aber nicht darüber, von den Menschen nicht erkannt zu werden. Die Anerkennung, welche der Edle sucht, ist in ihm selbst, der gemeine Mann sucht sie bei andern. Auch die Fehler sucht der Edle in sich selbst; D. M. 14: „Im Bogenschießen ist einige Ähnlichkeit mit dem Edlen, wenn nämlich der Bogenschütze das Ziel verfehlt, so sucht er den Fehler bei sich."

Der Genuß ist dem Edlen nie die Hauptsache. „Beim Essen geht es ihm nicht um Sattheit und beim Wohnen sucht er nicht Bequemlichkeit A. 1, 14 und A. 13, 25: Der Edle ist leicht bereit zum Dienen, aber unlustig zu Vergnügungen; wird er zu irgend einem Vergnügen veranlaßt, wobei er in Konflikt geriete mit seinen Grundsätzen, so wird er sich nicht daran beteiligen, und bei Verwendung anderer verfährt er ihrer Befähigung entsprechend. Der gemeine Mann dagegen ist unlustig zur Arbeit und stets bereit zu Ver-

gnügungen; bietet sich ihm Gelegenheit dazu, so ergreift er dieselbe, ohne zu prüfen, ob es auch recht ist, und bei Verwendung anderer ist er nur auf seinen Vorteil bedacht." „Vier Principien hat der Edle, wovon ich nicht eines völlig erlangt habe," sagt Confucius D. M. 13, 4: „dem Vater so dienen, wie man es vom eigenen Sohne erwartet; dem Fürsten so dienen, wie man es vom eigenen Diener erwartet; dem älteren Bruder so dienen, wie man es selbst von dem jüngeren erwartet und den Freunden das zuerst zu bieten, was man von ihnen erwartet."

„Stets handelt der Edle seiner Stellung entsprechend und wünscht nicht die Anforderungen derselben zu umgehen. Auf einem Ehrenposten handelt er einem Ehrenposten entsprechend, in untergeordneter Stellung einer solchen gemäß; hat er seinen Platz in der dienenden Klasse, so benimmt er sich dieser entsprechend; befindet er sich in bedrückter Lage, so sind seine Handlungen einer solchen gemäß; der Edle kann überhaupt in keine Lage kommen, in der er nicht er selbst zu sein vermöchte. Ist er in hoher Stellung, so behandelt er seine Untergebenen milde, ist er in untergeordneter Stellung, so schmeichelt er seinen Vorgesetzten nicht. Er bessert sich selbst und sucht die Fehler nicht bei andern und somit ist er niemals unzufrieden; er murrt nicht gegen den Himmel, und brummt nicht gegen die Menschen" D. M. 14, 1—3.

Die Kraft zur Erfüllung dieser praktischen Moral liegt im Menschen selbst. Und weil dies der Fall ist, so reichen seine praktischen Fingerzeige, sowie seine besten Lehraussprüche überhaupt nicht über das Diesseits hinaus. Und der eigentliche Grund dieser Einseitigkeit ist in dem Mangel der Erkenntnis des lebendigen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele zu suchen. Gott — Himmel — bleibt Confucius, obgleich er denselben oft im Munde führt, ein unklarer, verschwommener Begriff (Faber 7). Und weil seine ganze Denkweise nicht über das Sichtbare hinausreicht, so ist die Folge, daß es ihm fast mehr auf die Form, als auf das Wesen ankommt. An diese klammert er sich um so fester und die strengste Beobachtung des Ceremoniells ist ihm von der größten Wichtigkeit. Die Anstandsregeln sollen alle Lebensverhältnisse, in der Familie, im öffentlichen Verkehr und im Staate beherrschen. Wer am höchsten steht, hat das Ceremoniell am genauesten zu befolgen. Und ohne Zweifel enthält der Satz viel Wahres, worin Confucius den Nutzen der Etikette in folgender Weise darstellt:

„Beweisung von Ehrerbietung, ohne Beachtung des Anstandes, wird zu einem lästigen Abmühen; bescheidenes Auftreten, ohne Kenntnis der Anstandsregeln, erzeugt ein befangenes Wesen; Mut ohne Sitte führt zur Verwilderung; Aufrichtigkeit ohne Beobachtung der anständigen Gebräuche führt zur Steifheit im Benehmen."

Und da seine Schüler noch mehr, als der Meister selbst, an der Schale hängen bleiben, so ist es geschehen, daß vor lauter Beachtung von Anstandsregeln das ganze Auftreten eines Confucianers ein höchst unfreies geworden ist. Nicht mit Unrecht hat man darüber geklagt,

„die Vereinigung von Wichtigem und Nebensächlichem im Wesen des Confucius mache die Zeichnung seines Charakters so schwierig; derselbe sei gleichsam eine Verquickung von der Weitherzigkeit eines Philosophen und der Pedanterie eines Ceremonienmeisters. Ethik und Etikette sind Zwillingsschwestern im Confucianismus."

Es ist zwar etwas drastisch aber bezeichnend ausgedrückt, wenn jemand mit folgenden Worten den chinesischen Ritualismus schildert:

„Der Gründer des chinesischen Ritualismus war ein Chinese der Chinesen, der es verstand, sein Bild der ganzen Nation aufzudrücken und zwar ein derartiges, daß, wenn jemand sich im Treiben von Mummenschanz ausbilden will, er nur in das Reich der Mitte kommen und bei den Mandarinen und Ceremonienmeistern Unterricht zu nehmen braucht im Kniebeugen, Verneigen und Grimassenschneiden." Du Bose p. 105.

So haben denn auch die Schüler des Confucius ein ganzes Buch in den Analekten angefüllt mit Verhaltungsmaßregeln, wie sie von ihrem Meister beim Besuchemachen und Besucheempfangen, beim Niedersitzen und beim Essen, im Gang wie in der Kleidung, ja selbst beim Schlafen beobachtet wurden, bei deren Lesen einem unwillkürlich das Wort ins Gedächtnis gerufen wird: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Es macht den Eindruck der reinsten Dressur, wenn es heißt:

„So oft er einem Trauernden begegnete, beugte er sich nieder bis zur Höhe des Querbalkens seiner Wagendeichsel." „Wurde er von seinem Fürsten zum Empfang von Staatsgästen befohlen, so veränderte er seine Miene in strenge Haltung und zog die Schenkel zusammen." „Verneigte er sich inmitten anderer Beamten, die mit ihm beim Empfang anwesend waren, so bewegte er seine Arme sehr vorsichtig und hielt die Säume seines Gewandes hinten und vorne in gleicher Ordnung." „Eilte er vorwärts, so bewegte er seine Arme nach Art des Flügelschlags der Vögel. Betrat er das Palastthor, so ging er in gebückter Haltung und blieb nicht stehen inmitten des Thores noch berührte er beim Aus- und Einschreiten die Schwelle desselben. Passierte er den leeren Thron, so zog er sein Gesicht in ernste Falten, brachte seine Füße in zusammengezogene Haltung und sprach hart und langsam, wie einer, der an Altersbeschwerden leide. Bestieg er zur Audienz die Stufen der Thronbühne, so hielt er seine Kleider in die Höhe, beugte den Körper nach vorne und hielt den Atem an. Kam er von der Audienz, so ließ er, nachdem er einige Stufen hinabgeschritten war, seine Miene erschlaffen und sah vergnügt drein; hatte er den festen Boden erreicht, so schritt er schnell mit schlenkernden Armen vorwärts und hatte er seinen Sitz wieder eingenommen, so schaute er verdrießlich drein."

„Lag in seinem Hause seine Sitzmatte — Stühle waren zur Zeit des Confucius noch nicht gebräuchlich — nicht genau nach Vorschrift ausgebreitet, so setzte er sich nicht darauf. Im Essen war er sehr penibel; sein Reis mußte sehr sauber gewaschen, sein Zugemüse sehr fein und gleichmäßig geschnitten und bei jeder Mahlzeit Ingwer auf der Tafel sein. Während der Mahlzeit sprach er nicht."

So peinlich kleinlich wie im Essen, war er auch in der Kleidung. „Er trug nie ein purpurnes oder schwarzbraunes Gewand und an seinen Nachtkleidern durfte nie etwas von roter Farbe sein. Über einen Schafpelz trug er ein schwarzes, über einen Rehpelz ein weißes, über einen Fuchspelz ein gelbes Gewand, und der rechte Ärmel mußte länger sein als der linke. Selbst im Bette beobachtete er das Ceremoniell; er lag nie auf dem Rücken gerade ausgestreckt auf dem Bette, und sein Kopf war stets nach Osten gerichtet. Machte ihm sein Fürst einen Krankenbesuch, so ließ er sein Staatskleid über sich breiten und den Gürtel darüber legen."

So bildete für Confucius das ganze Leben eine Kette von Ceremonien, die wie von ihm, so auch von seinen Verehrern mit peinlicher Pedanterie beobachtet werden. Ceremonien und immer wieder Ceremonien machen das ganze System zu einer verknöcherten Form und Etikette und Gebräuche beherrschen das Ganze so sehr, daß es in eine Gleichförmigkeit ausartet, welche die Individualität des Einzelnen ertötet.

Confucius benutzte eifrig jede Gelegenheit, seine Kenntnisse des Altertums zu bereichern, und da er seit dem Tode seiner Mutter kein Amt hatte, so machte er zu diesem Zwecke wiederholte Besuche in den Nachbarstaaten. Im 35. Jahr ging er nach Tscheu, um eingehende Untersuchungen über die Gebräuche und Gesetze der Tscheu-Dynastie vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch Lao tseu und von den Unterredungen beider wird folgendes berichtet.[1])

Confucius sandte einen seiner Schüler voraus. Laotseu sagte zu diesem: „Wenn euer Meister mir drei Jahre gefolgt ist, kann ich ihn unterweisen." Von den Einrichtungen der Alten scheint aber Laotseu nicht so sehr entzückt gewesen zu sein, wie Confucius, denn auf seine Fragen giebt er ihm folgende Antwort: „Die Menschen, von welchen du sprichst, sind tot und ihre Gebeine längst vermodert, bloß ihre Reden sind noch übrig. Wenn der Weise die rechte Zeit trifft, so gelangt er zu Ämtern und Ehren, trifft er die rechte Zeit nicht, so schweift er umher, wie die vom Winde umgetriebene Wüstenpflanze. Ich habe gehört, ein rechter Kaufmann verwahrt sorgfältig seine Reichtümer, als wenn er arm wäre; der Weise von vollendeter Tugend thut äußerlich wie ein stumpfsinniger. Laß ab von dem hochfliegenden Geiste, von den vielen Wünschen, entsage dem glänzenden Äußern und den ehrgeizigen Absichten, das ist alles, was ich dir sagen kann." Bei seiner Abreise gab ihm Laotseu das Geleite und sagte: „Ich habe gehört, der Reiche und Geehrte geleitet (verabschiedet) die Menschen mit Geschenken; der humane Mann geleitet sie mit einem Wort. Ich vermag nichts durch Reichtum und Ehren, aber nehme den Ruf eines humanen Mannes in Anspruch; ich gebe dir daher ein Wort mit auf den Weg und sage dir: Der Verständige und Einsichtsvolle forscht tief bis nahe zum Tode; wer die Menschen zu befragen liebt, der

---

[1]) Siehe Plath: Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren S. 29—32.

unterscheidet gründlich das Weite und Große. Wer seine Person in Gefahr bringen will, der mache die Fehler der Menschen bekannt. Wer ein Sohn ist, der schreibt nicht sich, sondern seinen Eltern die Verdienste zu, und wer eines Menschen Diener ist, der giebt nichts auf sich; hört der Fürst auf ihn, so dient er ihm, braucht er ihn nicht, so geht er fort."

Nachdem Confucius zu seinen Schülern zurückgekehrt war, sprach er drei Tage lang kein Wort. Von seinem Schüler nach der Ursache des Schweigens befragt, antwortete er: „Von den Vögeln weiß ich, wie sie fliegen, von den Fischen weiß ich, wie sie schwimmen können, von dem Wilde weiß ich, wie es laufen kann; die Laufenden kann man mit Netzen und Schlingen fangen, die Schwimmenden kann man mit der Angel fangen, die Fliegenden kann man mit Pfeilen schießen, aber den Drachen weiß ich nicht zu fangen; er fährt auf dem Winde und den Wolken daher, er steigt auf gen Himmel. Ich habe am heutigen Tage Laotseu gesehen, er ist wie der Drache."

Während seines Aufenthaltes in Tscheu besuchte er auch den Tempel des Urahnen der Tscheu-Dynastie. Am Eingang der Halle war eine metallene Statue aufgestellt, deren Mund mit drei Nadeln verschlossen war. Auf dem Rücken derselben war folgende Inschrift angebracht:

„Im Altertum waren die Menschen sehr vorsichtig in ihren Reden. Hütet euch, redet nicht viel; viele Worte werden leicht verderblich. Seid nicht vielgeschäftig; Vielgeschäftigkeit macht nur Verdruß. Hütet euch vor Ruhe und Freude, damit nicht Pein nachfolge. Redet nicht was verletzt, das Unglück wird sonst bald zunehmen; redet nicht was verletzt, das Unglück wird sonst bald groß. Man sage nicht, es wird nicht gehört; die Geister sehen es. Ein lange verborgenes Feuer wird nicht gelöscht. Mehrere Bäche vereint bilden zuletzt einen Strom; vereinte Seidenfaden reißen nicht, man kann daraus Netze machen. Kleine Bäume haben keine tiefen Wurzeln, man kann sie noch leicht ausreißen, während man einen Spaten nötig hat, wenn man sie groß werden läßt. Wahrhaftigkeit kann die Wurzel der Sorgfalt und des Glückes heißen. Der Mund ist die Pforte, von der Verwundung und Unglück ausgeht. Der Starke erreicht nicht seinen natürlichen Tod. Wer andere zu überwinden liebt, findet gewiß seinen Gegner. Räuber hassen ihren Herrn, und der niedrig Gesinnte haßt seinen Vorgesetzten. Der Weise weiß, daß er im Reiche nicht der Obere sein kann, darum folgt er dem Mitleidigen, Ehrfurchtsvollen, Tugendhaften; diese lassen von den Menschen sich verehren, alle folgen ihnen nach. Ich allein bewahre dies; wenn alle Menschen es bezweifeln, so folge ich allein ihnen nicht. Inwendig verberge ich mein Wissen und zeige nicht den Menschen mein Talent. Obwohl ich geehrt und hoch gestellt bin, schaden die Menschen mir nicht. Wer vermag das so? Der Strom und das Meer, obwohl sie so voll sind, nehmen doch die hundert Flüsse auf, ohne überzutreten. Der Himmelsweg kennt keine Verwandten und zeigt seine Macht. Ihr Leute da unten, scheuet dies."

Nachdem Confucius diese Worte gelesen hatte, sagte er zu seinen Schülern: „Kinder merkt euch diese; wer diese Worte versteht, hat die Hauptsache und die Mitte und das Rechte, dem er folgen kann." (Siehe auch Legge S. 66.)

Von seinem Besuch in Tscheu nach Lo zurückgekehrt, bricht dort Krieg aus. Der Fürst von Lo wird besiegt und vertrieben; in dem Nachbarstaate Thsi findet er Aufnahme. Diese Kriegsunruhen veranlassen auch Confucius, seinem Fürsten nach Thsi zu folgen. Hier trat er in den Dienst der mächtigen Familie Kao in der Hoffnung, durch dieselbe zum Fürsten selbst zu gelangen. Dieser gewährte ihm auch eine Audienz. Der Fürst empfing Confucius am Palasteingang und nun entstand ein förmlicher Wettstreit in der Etikette. Keiner von beiden wollte zuerst die Stufen hinaufsteigen. Confucius belehrt dann den Fürsten, daß er den Unterthanen gegenüber immer seinen Stand behaupten müsse. Aus dieser Zeit wird folgende Geschichte berichtet:

„Confucius war in Thsi und wurde von dem Fürsten als Gast empfangen. Zu dieser Zeit wurde dem Fürsten gemeldet, in Tscheu brenne ein kaiserlicher Ahnentempel. Auf die Frage, der Ahnentempel welches Kaisers es sei, antwortete Confucius, es kann nur Li-wangs Tempel sein. Der Fürst fragte, woher er das wisse? Confucius erwiderte: Der Schiking sagt: Der erhabene Himmel wechselt seine Meinung nicht, er vergilt dem Menschen nach seiner Tugend und mit dem Unglück ist es ebenso. Dieser Li-wang änderte Wen-wangs und Wu-wangs — die beiden heiligen Könige — Einrichtungen, ließ blaue und gelbe Kleider mit allerlei Verzierungen anfertigen, baute Paläste und hatte Karossen und Pferde in solcher Menge, daß sie nicht zu fassen waren, daher vernichtet der Himmel jetzt seinen Ahnentempel und aus diesem Grunde weiß ich, daß der brennende der des Li-wang ist. Hierauf sagte der Fürst, warum vernichtete denn der Himmel nicht seine Person, sondern bestraft seinen Ahnentempel? Confucius erwiderte: Der heiligen Könige wegen that der Himmel das nicht; wenn das Unglück seine Person getroffen hätte, wären damit nicht die dem Wen-wang und Wu-wang dargebrachten Ahnenopfer nicht abgebrochen und seine Erbfolge vernichtet worden? Darum traf das Verderben seinen Ahnentempel, um noch nachträglich seine Schuld zu offenbaren. Bald darauf traf die Bestätigung des von Confucius Behaupteten ein. Dies erweckte bei dem Fürsten eine große Ehrfurcht; er stand auf, verbeugte sich vor Confucius und sagte: Gut ist die Einsicht des Heiligen; ist dieselbe nicht groß und übertrifft sie nicht die anderer Menschen weit?"

Nach einer andern Mitteilung brach in dieser Zeit, infolge einer großen Dürre, Hungersnot aus. Der Fürst fragte Confucius, was da zu thun sei? Dieser gab folgenden Rat: „In Jahren der Not spanne man nur die geringen Pferde ein; die Fronen erlasse man; die Fürstenwege — Militärstraßen? — werden nicht ausgebessert, man verzichte auf Lustbarkeiten und bringe nur geringe Opfertiere dar. So ist der Gebrauch eines weisen Fürsten, der sich etwas entzieht, um seinem Volke helfen zu können."

In einer andern Unterredung fragte der Fürst wegen der rechten Regierungsmethode; Confucius antwortete: „Der Fürst sei Fürst, der Unterthan sei Unterthan, der Vater sei Vater, der Sohn sei Sohn." Bei einer andern Gelegenheit antwortete er auf die gleiche Frage: „Eine gute Regierung besteht in richtiger Verteilung der Mittel." Confucius darüber zur Rede

gestellt, daß er auf die gleiche Frage verschiedene Antwort gebe, rechtfertigt sich so: Thsi's Fürst war sehr verschwenderisch in Anlagen von Türmen und Terrassen, von Lustgärten und Parks, hielt viele Musikanten und tausend Wagen, darum erwiderte ich ihm, eine gute Regierung bestehe in der richtigen Verteilung der Reichtümer."

Hier in Thsi hörte er auch die von ihm in übertriebener Weise verehrte Musik des Altertums gut ausgeführt und wurde davon so entzückt, daß er auf drei Monate den Geschmack am Fleisch verlor.

Der Fürst hätte gerne sein Land durch die Anwesenheit dieses großen und berühmten Mannes geehrt gesehen. Da er aber dem von Confucius geforderten ehrlichen und geraden Regierungssystem nicht folgen wollte, so versuchte er diesen durch großartige Freigebigkeit zu gewinnen, indem er ihm die Einkünfte der Stadt Lin khen überwies. Confucius aber wies dies Anerbieten zurück mit den Worten: „Der Edle nimmt nur für solche Dienste Belohnung an, die er auch wirklich gethan hat; ich habe zwar dem Fürsten Rat erteilt, er hat denselben aber nicht beachtet und doch will er mich belohnen mit diesem Platz? Er ist sehr weit davon entfernt mich zu verstehen."[1])

Confucius fand also auch in Thsi kein Amt und kehrte, 42 Jahre alt, nach Lo zurück. Hier waren die politischen Verhältnisse noch immer sehr verwirrt und Confucius mußte noch 15 Jahre warten, ehe er ein Amt bekam. Das Anerbieten des Emporkömmlings Yanghu, in seine Dienste zu treten, wies er zurück, war aber so sehr darauf aus, ein Amt zu bekommen, daß er sich bereit erklärte, in den Dienst des Aufrührers Kung-schan in Pe zu treten. Hierdurch zog er sich den Tadel seiner Schüler zu und Tseu-lu sagte, das dürfe er nicht, wie er denn in den Dienst des Aufrührers treten möge? Confucius antwortete: „Wenn er mich beruft, ist das ohne Grund? Wenn er mich anstellt, kann ich da nicht ein Ost-Tscheu gründen? Auch Wen-wang und Wu-wang (Tscheus alte heilige Könige) erhoben sich von Fung und Hao und wurden doch Könige. Er trug sich also mit hohen Ideen. Die Einwendung seines Schülers hatte aber doch zur Folge, daß er diesem Rufe nicht folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemischte Zeitung.

1. Wie eine ultramontane Zeitung den „Klassiker" der römischen Geschichtschreibung Lügen straft.

In seinem bekannten Deklamatorenstil behauptet Marshall, daß selbst diejenige Periode der römischen Mission in Indien, in welcher „für die zahl-

[1]) Über den Besuch in Thsi siehe Plath S. 36—51.

reichen Bekehrten kaum eine Fürsorge getroffen war“ (1760—1820), „eine der wunderbarsten und überraschendsten Thatsachen in den Annalen des Christentums offenbart“; nämlich „daß weder die Welt noch der Satan, weder Verfolgung noch Verrat oder Vernachlässigung das Leben dieser Bekehrten auszulöschen vermochte“. „Als man nach 60 Jahren des Schweigens und der Betrübnis endlich nach ihnen suchte, fand man eine lebendige Menge, wo man nur die Leiber der Toten zu zählen erwartet hatte. Einige waren zwar abgefallen, aber dennoch wurde die staunenswerte Thatsache enthüllt, daß nach einem halben Jahrhundert gänzlicher Verlassenheit noch mehr als eine Million Katholiken übrig war, die mit unbeugsamer Festigkeit an dem Glauben festhielten, der ihren Vätern gepredigt worden war. Dies war der überraschende Schluß einer Prüfung, die ohne gleichen in der Geschichte des Christentums steht“ (Die christlichen Missionen I, 406. 421. Vergleiche meine Protestantische Beleuchtung 85. 89).

Gelegentlich der Beschreibung des 50jährigen Jubiläums des Erzbischofs von Madras heißt es nun in einem Bericht aus Indien vom 28. Febr. cr. in der ultramontanen Bonner deutschen Reichszeitung vom 20. März Nr. 126: „Die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 war ganz besonders für Madras und den ganzen Süden Indiens verhängnisvoll. In den Gegenden, wo zu den Zeiten eines sel. Johannes Britto, eines Nobili und andern hervorragenden Missionaren die Brahmanen zu tausenden bekehrt worden waren; wo der Einfluß der christlichen Kirche wahre Kultur und Civilisation verbreitet hatte; wo das Blut der Märtyrer (?) in Strömen geflossen, und apostolische Männer den Weinberg des Herrn mit Schweiß und Thränen unter den denkbar größten Schwierigkeiten befruchtet und mit Erfolg bebaut hatten: da war eine große Verwüstung eingetreten. Nur eine geringe Anzahl von Christen, namentlich den ärmeren Klassen angehörig, fanden sich in den preisgegebenen, ehedem so blühenden Missionen. Die Herde war der Hirten beraubt und hunderttausende verfielen wieder dem Aberglauben und Teufelsdienst. Die letzten Jesuiten, die noch in Indien als Weltgeistliche mitgewirkt hatten, waren zu Anfang unseres Jahrhunderts mit dem Tode abgegangen und nur wenige, aber sehr eifrige Ordensleute, besonders Karmeliter und Oratorianer, konnten das Missionswerk fortsetzen. Neue Heidenbekehrungen kamen kaum noch vor, und den in Goa ausgebildeten schwarzen Priestern fehlte der Eifer und die Gelegenheit zur Verbreitung des Glaubens.“ „Im Jahre 1844 gab es schon wieder 50 Gemeinden und 23 Priester; aber die hunderttausende von Christen waren auf 46 500 zusammengeschmolzen, gewiß eine geringe Anzahl für die große Kirchenprovinz, der damals noch die Distrikte von Vizagapatam, Nagpur und Hyderabad angehörten.“

2. Summarisches Verfahren in der römischen Mission.

In derselben Zeitung (Beilage vom 7./4. 1894) berichtet derselbe Briefschreiber unter dem 12. März über die gegenwärtige römische Mission in Indien und zwar unter den Kols folgende fabrikmäßige Prozedur: „Während der letzten zehn Jahre ist den belgischen Jesuiten, welche der Erzdiöcese Kalkutta angehören, ein hoffnungsvoller Wirkungskreis eröffnet worden. Das

Land heißt Chota Nagpur und viele Tausend Heiden sind jüngst daselbst zum Christentum bekehrt worden. Der Mittelpunkt dieser Mission ist in Katkahi, woselbst der Priester seinen ständigen Wohnort hat und von wo aus er die Seelsorge versieht aller jener Neubekehrten, die in zahlreichen Dörfern der Umgegend zerstreut leben. Da er nun nicht zu allen kommen kann, so müssen sich die Leute nach Katkahi begeben zum Empfang der heil. Sakramente, für Taufen, Heiraten und katechetischen Unterricht. Das Frühjahr ist in Indien überall vorzugsweise die Zeit zum Heiraten. Als Beweis, wie der Glaube in dieser jungen Mission schon ausgebreitet ist, sei erwähnt, daß im letzten Januar 248 Paare nach Katkahi kamen, um kirchlich getraut zu werden. Und sie kamen nicht allein, sondern begleitet von allen ihren Verwandten und Bekannten aus den weitentlegenen Dörfern. In der Nähe des Missionshauses kampiert die Gesellschaft unter dem Schatten großer Bäume. Sie bringen auch ihren Mundvorrat mit, der sich auf Reis, Salz und Erbsen beschränkt. Während der Tage ihres Aufenthalts besuchen sie den Unterricht der Katecheten. In Katkahi sind bei dem Missionar zwei Katecheten angestellt: Johannes und Paulus. Der erstere unterrichtet die jungen Männer; der letztere die Bräute. Das ist kein kleines Stück Arbeit. Unter den Heiratskandidaten, die sich im Monat Januar präsentierten, waren 76 noch nicht einmal getauft. Daher muß unterrichtet werden von morgens früh bis abends spät und die Katechisten haben vollauf zu thun. Endlich, zehn Tage vor Beginn der Fastenzeit war alles in Ordnung. Die Leute wußten ihre Gebete und hatten gebeichtet, die Heiden waren getauft und unterrichtet. Nun wurde die große Hochzeit veranstaltet. Die Paare wurden in der Mitte der Kirche aufgestellt, eines hinter dem Andern und bildeten eine lange Reihe vom Altar bis zur Kirchthüre, während die Verwandten und Bekannten zu beiden Seiten waren, die Männer auf der rechten und die Frauen auf der linken. Nachdem alles geschehen, was die Kirche für Eheschließungen vorschreibt, wurden die Ringe gesegnet, welche aus Eisen geschmiedet waren und die Festigkeit des Ehebundes recht gut versinnbildeten. Gleich nach der heil. Messen zogen die soeben in den Hafen der Ehe Eingelaufenen nach ihren Dörfern, wo sie nach indischer Sitte ein dreitägiges Fest hielten."

3. Ein katholisches Urteil über den Opiumgenuß.

Dieselbe Zeitung (vom 28./2. 1894) bringt folgenden Brief aus Indien, der geradezu eine Rechtfertigung des Opiumhandels und Opiumgenusses enthält und nicht wenig dazu beitragen wird, den Ruhm der katholischen Kirche zu vermehren, daß sie sehr tolerant „gegen die harmlosen Gebräuche" und „unschuldigen Genüsse" der Eingebornen und weit entfernt davon ist, „sie mit allerlei kleinlichen und drückenden Vorschriften zu plagen," wie die protestantische Mission thut (vergl. dieselbe Zeitung vom 2./12. 1893), — ein Ruhm, der sich freilich schlecht mit der Behauptung Janssens verträgt: „Auf das Werk der Mission vor allem kann man hinweisen, wenn man von signifikanten Belegen spricht für die heiligende Kraft unsrer Kirche." Der Brief lautet: „Was ist eine Opium-Kommission? Man wird sich wohl schwerlich in Deutschland vorstellen können, was darunter verstanden wird. Aber hier in Indien füllen alle Zeitungen ganze lange Spalten gegenwärtig mit Berichten über die Opium-Kommission. Es ist eine vom englischen Parla-

mente ernannte Gesandtschaft, welche seit einigen Monaten hier herumzieht und namentlich in jenen Gegenden Indiens, wo am meisten Opium geraucht und gegessen wird, Nachforschungen hält, um festzustellen, inwiefern der Gebrauch desselben schädliche und demoralisierende Wirkungen unter den Eingeborenen hervorbringt. Im Anbau und in der Besteuerung dieses Genußmittels erzielt nämlich die Regierung in Indien bedeutende Einkünfte, und es ist nicht bloß im Lande selbst ein bedeutender Handelsartikel, sondern es wird auch nach China exportiert, wo es großen Absatz findet. Auf Antrieb gewisser Leute in England, welche die Ansicht vertreten, daß der Gebrauch und Verkauf von Opium unmoralisch ist, hat sich das englische Kabinett bemüßigt gefunden, durch Absendung einer Opium-Kommission nach Indien Klarheit zu schaffen. Die Gegner des Opium oder Antiopiumisten, wie man hier sagt, sind überspannte Sektierer, ganz nach Art der Temperenzler und Methodisten, die in der Enthaltung von geistigen Getränken und Tabakrauchen besondere Religionsvorschriften haben. Die Kommission hat überall die Meinung von Ärzten, Richtern, Missionaren u. a. m. erfragt, und wie es scheint, ist das Urteil vernünftiger Leute aller Kasten und Sekten nicht so ungünstig in Betreff des mäßigen Opiumgenusses. Als ein sehr gewichtiges Zeugnis fällt in die Wagschale ein Brief, den der katholische Erzbischof von Kalkutta dieser Tage an die Regierung gerichtet hat. Er schreibt so: Mit großem Interesse habe ich die Arbeiten der Opium-Kommission beobachtet. Meine besondere Aufmerksamkeit beanspruchte der Einwurf, daß der Genuß des Opiums der Ausbreitung des Christentums in Indien hinderlich wäre. Ich kann zurückblicken auf einen Zeitraum von 15 Jahren meiner Missionsthätigkeit und habe über diesen Punkt die ältesten und erfahrensten Missionare befragt. Wir geben zu, daß in so weit als Katholiken dabei interessiert sind, die gegen das Opium angeführten Gründe nicht stichhaltig sind. Ich repräsentiere eine Kirche, welche in Indien mehr Heiden bekehrt hat und mehr Missionare aussendet als alle andern christlichen Sekten insgesamt. Ich kann mit gutem Gewissen erklären, daß bisher nicht ein einziger Fall vorgekommen, der beweist, daß der Opiumgenuß die Missionsthätigkeit beeinträchtigt. Auch habe ich noch niemals gehört, daß die übrigen katholischen Bischöfe oder auch nur einer unserer zahlreichen Missionäre Antiopiumist wäre aus dem Grunde, daß Eingeborene, welche Opium rauchen oder essen, der christlichen Religion dadurch entfremdet würden. Ich hoffe, daß diese Erklärung, welche alle katholischen Prälaten und Missionare unterschreiben können, Licht auf die ganze Angelegenheit verbreiten möge."

4. Römische Toleranz auf den Philippinen.

Seit 1565 befindet sich Spanien im Besitz der schönen Philippineninseln. Von den etwa zehn Millionen Einwohnern dieser Gruppe sind im höchsten Falle 2 1/2 Millionen dem Namen nach katholisch, trotzdem die Katholisierung unter dem stärksten Hochdruck der politischen Gewalten, die ganz unter kirchlichem Einfluß stehen, betrieben worden ist. Der Katholizismus ist wesentlich derselbe wie in den früheren amerikanischen Kolonien Spaniens, nämlich daß er wesentlich in der Absolvierung äußerlicher Gebräuche besteht und dieses Ritual in der krassesten Weise mit heidnischen Ceremonien durchsetzt ist. Nun, auf dieser der großen Majorität ihrer Einwohnerschaft nach noch rein heid-

nischen Inselgruppe machte vor etwa einem Jahre die britische Bibelgesellschaft den Versuch, durch zwei spanische Kolporteure heilige Schriften verbreiten zu lassen. Der eine der beiden, Alonzo Lallave, starb plötzlich nach kurzem Aufenthalt, wie bestimmt behauptet wird, an Gift; der andre, Franzisko Castells, wurde eingekerkert, mit Geldstrafen belegt und mußte trotz aller Proteste die Inseln verlassen. Das ist die Toleranz, welche Rom übt und die Freiheit, die es gewährt, wo ihm die Macht zu Gebote steht (The Missionary 1893, 368). Wck.

5. Die Zerstörung der schottischen Missionsstation Mlandsche im Schirehochlande

ist ein neuer Beweis wieviel die Mission unter den Fehlern der Kolonialpolitik zu leiden hat. Schon immer haben die schottischen Missionare über die hohen Steuerauflagen geklagt, durch welche der britische Gouverneur vom Nyaßaland die Eingebornen erbittert; jetzt haben sie selbst schwer dafür büßen müssen, die Kolonialregierung hatte nämlich einen ihrer Beamten mit zwei Offizieren und einer Truppe von 28 Soldaten nach dem Dorfe des Häuptlings Nekanda geschickt um mit Gewalt die Steuer einzutreiben. Die Schwarzen hatten auf sie geschossen und zur Strafe wurde das Dorf niedergebrannt. Nach dieser Heldenthat verließ die Truppe den Ort. Die erzürnten Schwarzen rächten sich nun an der naheliegenden Missionsstation, die sie am folgenden Tage niederbrannten und ausplünderten. Nur mit Mühe entgingen die 4 Missionare, ein Geistlicher, ein Arzt, ein Lehrer und ein Gärtner dem Tode. Dem einen wurden auf der Flucht seine Kleider von 2 Kugeln durchlöchert. Die Kolonialmacht sticht in die Wespennester und die Mission wird von den aufgeregten Wespen wieder gestochen. (Church of Scotland Rec. 1894, 367).

Missionsrundschau.

Südsee. Australien. Die Zahl der Eingebornen stellt sich nach dem Census von 1891 größer heraus als wir vermutet. Während 1881 in den 5 Kolonien des Australkontinents nur 31 700 Eingeborne gezählt wurden, ergiebt die Statistik pro 1891 59 464. Natürlich ist der angebliche Zuwachs von 27 764 Köpfen nur ein scheinbarer; die größere Zahl ist einfach das Ergebnis einer sorgfältigeren Zählung. Auch umschließt sie die Mischlinge, die einen starken Prozentsatz bilden. Darüber ist kein Zweifel, daß die reinen Australier im steten Abnehmen begriffen sind, während es scheint, als ob die Kinder von weißen Männern und australischen Frauen dem Aussterben weniger verfallen. Barbarischer hat man wohl nirgends die Ureinwohner eines Landes behandelt als in Australien; heute sucht man das Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, indem man für die schwachen Reste einer Bevölkerung sorgt, die einst recht ansehnlich gewesen sein muß; doch kommen auch jetzt noch häufig genug die empörendsten Greuelthaten vor. In früheren Zeiten war es eine Privatgesellschaft, die Aborigines Protection Society, welche die alleinige Sorge für die Reste der Eingebornen auf sich genommen; heute ist es wesentlich die Regierung, welche die Kosten für die

erzieherische Pflege der Urbevölkerung trägt und in den einzelnen Kolonien durch besondere Behörden überwacht. Eine ganze Reihe der zahlreichen Reserven, auf denen man die Eingebornen an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen sucht, sind unter missionarische Leitung gestellt. Besonders ist es die Brüdergemeine, welche das Vertrauen der Regierung sich erworben; ihr Missionar Hagenauer ist seitens derselben in der Kolonie Viktoria zum Acting-General-Inspektor an der Spitze des Departements für die Eingebornen bestellt.

In dieser jetzt selbständigen, früher zu Neusüdwales gehörigen Kolonie zählt die Urbevölkerung nur noch 731 Köpfe und zwar mit Einschluß der Mischlinge. 1891 hat die Regierung auf ihre Pflege die ansehnliche Summe von 173 840 Mk. verwendet. Es existieren hier 6 Missionsstationen bezw. Reserven, unter denen Ebenezer und Ramahyuk die bekanntesten und erfolgreichsten sind. Aber durch die Berichte geht immer der Ton der Wehmut: unser Dienst gilt einem aussterbenden Geschlechte. Neben der Brüdergemeine sind Anglikaner und Presbyterianer thätig. Die Zahl der getauften Christen auf diesen Reserven mag wohl 500 betragen.

In Neusüdwales leben noch 8290 Eingeborne, fast die Hälfte unter ihnen Mischlinge. Für die 78 (?) Reserven, auf welche sie verteilt sind, verausgabte die Regierung in 1891 281 580 Mk. Die Berichte über ihre Gewöhnung an ein seßhaftes Leben, über ihre Thätigkeit auf den ihnen angewiesenen Farmen, auf denen ihnen Ackergerät, Saatkorn, Baumaterial u. s. w. gewährt wird, lauten günstig; auch der Schulbesuch ist ein wachsender. Doch fehlt es auch hier nicht an Klagen über die Wanderlust der Schwarzen, die sie für kürzere oder längere Zeit zu Vagabunden macht. Unter den Reserven befinden sich 4 Missionsstationen, von denen Warangesda die bekannteste ist. Hier begann der anglikanische Missionar Gribble, der leider 1893 gestorben ist, seine heroische Thätigkeit für die Eingebornen. Die Zahl der Getauften scheint ziemlich gering zu sein.

In der Kolonie Südaustralien zählt man — von dem noch wenig erschlossenen Nordterritorium abgesehen — 3134 Eingeborne, deren Sterblichkeit im rapiden Zunehmen begriffen ist: auf 40 Geburten kommen 60 Todesfälle. Die Kolonialregierung hat auch hier einen Protector of Aborigines angestellt und verausgabte in 1891 für die Schwarzen 102 080 Mk. Die 6 Reserven sind sämtlich Missionsstationen, 5 unter ihnen evangelische, die 6. eine katholische; 2 deutsche: Bethesda (Kopperamana) am See Hope im äußersten Norden, unter der Pflege Neuendettelsauer, und Hermannsburg am Finkeflusse, bisher unter der Pflege Hermannsb. Missionare. Die heimatliche Leitung der Hermannsb. Mission hat aber im vorigen Jahre ihre Verbindung mit dieser Station gelöst; ob die südaustralische lutherische Immanuelsynode dieselbe halten wird, ist uns nicht bekannt. Auf den sämtlichen Stationen dieser Kolonie mögen sich wohl 6—700 Schwarze aufhalten, von denen reichlich Zweidrittel Christen sind.

In Westaustralien mit seinem ungeheuren, teilweise noch ganz unerforschten Territorium hat man auf eine Zählung der Eingebornen von vornherein verzichtet. Im Dienste der Ansiedler standen, allerdings viele nur zeitweilig, 5670 Personen, meist auf den Viehstationen, oft bei harter Behandlung und in halber Knechtschaft. Missionsstationen giebt es hier nur 4, 2 evangelische in den Händen der Anglikaner und 2 katholische in den Händen spanischer

Benediktiner und französischer Trappisten. Am bekanntesten ist die Benediktinerfarm Neu-Nurcia mit einem ungeheuren Personal von 6 Patres und 63 Fratres und nur 350 Schwarzen. Der Erfolg auf allen diesen Stationen ist sehr dürftig.

Nirgends in Australien sind die Eingebornen zahlreicher als in Queensland, nirgends aber auch schlechter behandelt. Zwar hat auch hier die Regierung jetzt Protectors of the Blancs bestellt, aber den Schändlichkeiten der Ansiedler gegenüber sind sie meist machtlos.[1]) Es mag hier wohl noch ca. 20 000 Ureinwohner geben, obgleich der Reg.-Census nur 11 906 berechnet. Nur in den Küstengegenden existieren z. B. 7 evangelische Missionsstationen, die sich in den Händen von 6 verschiedenen kirchlichen Korporationen befinden; 3 von ihnen sind deutsche: Elim und Hope Valley (Neuendettelsau) und Mapoon auf Cullen Point (Brüdergemeine). Die letztere Station ist erst wenige Jahre alt (A. M.-Z. 1892, S. 216) und bis jetzt ist nur auf Kinder einiger Einfluß geübt. Die Eingebornen sind roh, wild, sehr zum Zorn geneigt und mißtrauisch, doch wagen sie es bereits, ihre Kinder den Missionaren anzuvertrauen, und an diesen ist die Arbeit nicht ohne einigen Erfolg (Globus, Bd. 65, 192: Statistik der Eingebornen des Australkontinents. Gundert, Die christliche Mission. 3. Aufl. 367. M.-Bl. d. Brüdergem. 1894, 40. Mitteilungen aus Neuendettelsau 1893).

Mit der mühsamen Thätigkeit unter den Australnegern ist aber die Missionsarbeit in Australien nicht erschöpft. Wie bekannt giebt es hier auch eine starke chinesische Einwanderung, die trotz aller Erschwerung jetzt ca. 43 000 Köpfe beträgt. Es wird nämlich von jedem einwandernden Chinesen eine Kopfsteuer von 2000 Mk., und von jedem ansässigen eine jährliche Abgabe von 200 Mk erhoben, wenigstens in Queensland; wie hoch sich die betreffende Steuer in den andern Kolonien stellt, vermag ich nicht anzugeben. In sämtlichen Kolonien — mit Ausnahme Westaustraliens, wo die Zahl der Chinesen gering — wird seitens der australischen Kirchen selbst unter den eingewanderten Söhnen des himmlischen Reiches Mission getrieben wenn auch nicht mit glänzendem so doch mit einigem Erfolg. Es mag etwa 8—900 christliche Anhänger unter den australischen Chinesen geben; freilich hindert die Fluktuation unter diesen Wandervögeln die eigentliche Gemeinebildung.

Erfolgreicher ist die missionarische Thätigkeit unter den sog. Kanakas, d. h. den polynesischen und melanesischen Arbeitern, welche vermittelst des labour trade nicht immer ohne Anwendung von Gewaltthätigkeit vornehmlich auf die Zuckerplantagen Queenslands geführt werden. Obgleich die Missionare auf den von den Werberschiffen heimgesuchten Inseln die Anwerbung von Insulanern mit aller Energie zu verhindern suchen, ist die Zahl der eingeführten

[1]) Nur ein Beweis der Gemeinheit, mit welcher Weiße die Eingebornen betrügen. Einem etwa 15jährigen Mädchen, das zwei Jahre auf dem benachbarten Thursday Island gedient hatte, schwindelte ein Welßer vor, er wolle sie heiraten und überredete sie, mit ihm in die nahe Kirche zu gehen, um mit ihm getraut zu werden. Das Mädchen, welches wußte, daß dies der ehrliche Weg war, die Frau eines Weißen, eines Christen, zu werden, folgte. Es war niemand in der Kirche; der Weiße verführte nun nicht bloß in der Kirche das Mädchen, sondern besaß auch noch die Frechheit, der unwissenden, bitter getäuschten zu versichern: so werden wir in der Kirche getraut. Und natürlich ließ er die Verführte im Stich (M. Bl. d. Brüdergemeine 1894, 45).

Kanakas doch ziemlich bedeutend; allein in Queensland über 9000, von welchen etwa 4000 christlichen Unterricht genießen. Neben den Baptisten widmen sich vornehmlich die Anglikaner und Presbyterianer dieser erfolgreichen Thätigkeit. Daß die Missionare diese importierten Arbeiter auch nach Kräften schützen gegen etwaige Betrügereien seitens ihrer Arbeitgeber versteht sich von selbst (Gundert a. a. O. 376).

Im Juni 1893 fand in Melbourne eine erste und recht anregende Allg. Missionskonferenz statt, an welcher sich die meisten in Australien vertretenen protestantischen Kirchenkörperschaften durch Abgeordnete beteiligten (Notices 1894, 15). Auf derselben erstattete der Presbyterianerpastor Hardie einen allerdings nicht vollständigen aber immerhin instruktiven Bericht über die Missionsleistungen des australischen Protestantismus, der konstatieren durfte, daß Gesamtaustralien etwa 800 ordinierte und nicht ordinierte Missionsarbeiter mit Einschluß der Damen stellt und ca. 1 400 000 Mk. Missionsbeiträge jährlich leistet — angesichts einer protestantischen Bevölkerung von ca. 2½ Millionen (A. M.-Z. 1894, 123), die mit der eigenen Organisation noch reichlich zu thun hat und ganz auf Selbstunterhaltung angewiesen ist, ein überraschendes Ergebnis. Objekt dieser Missionsthätigkeit der australischen Kirchen sind außer den schwarzen Ureinwohnern und den eingewanderten chinesischen, polynesischen und melanesischen Arbeitern vornehmlich verschiedene Inselgruppen der Südsee. Obenan stehen die Wesleyaner, deren Australische Konferenz bereits seit 1855 die gesamte wesleyanische Südseemission unter sich hat, deren neuste Arbeitsgebiete Britisch Neu-Guinea und Bismarckarchipel bilden. In Australien selbst unterhält sie 6 Chinesenstationen mit zusammen 150 Kirchengliedern. Den Wesleyanern am nächsten kommen die Kongregationalisten, die im Anschluß an die Londoner M.-G. eine Anzahl von Missionaren teils selbst entsendet haben, teils nur unterhalten und zwar nicht bloß in Britisch Neuguinea sondern auch in China und Indien. Im Verhältnis zu ihrer Kopfstärke weit geringer sind die Missionsleistungen der Church of England in Australien im Gesamtbetrage von 170 507 Mk. (Int. 1894, 27), doch steht zu hoffen, daß der im vorigen Jahre stattgefundene Besuch des Editorial Secretary der Ch. M. S., Eug. Stock, eine Steigerung dieser Leistungen zur Folge haben wird. Außer unter den Ureinwohnern und Chinesen Australiens hat die dortige Church of England eine selbständige Mission bisher nicht getrieben, doch hat sie die Melanesische und die Neuguinea-Mission bedeutend unterstützt. Die Presbyterianer nehmen sich nicht nur energisch der Eingebornen und der Chinesen an, sondern beteiligen sich auch lebhaft an der Neuhebriden- und der Koreamission. Ihre Missionsbeiträge belaufen sich auf ca. 220 000 Mk. Die Baptisten thun ihre australische Missionsarbeit vornehmlich unter den dortigen Kanakas und Chinesen, nehmen aber auch an der Mission in Indien und besonders in China im Anschluß an die China Inld. M. einen thätigen Anteil (Miss. Rev. 1894, 30).

Neuguinea. Im niederländischen Teile dieser großen Insel, wo die Utrechtsche M.-G. 5 Stationen hat, unter denen Bethel oder Mansinam (auf der Insel Manaswari) und Doreh (auf dem Festlande) die bedeutendsten sind, geht es noch immer sehr langsam voran. Die Gesamtzahl aller dortigen Christen beträgt nur 179. Die Eingebornen sind stumpf, wild und abergläubisch; doch hatten die Missionare im letzten Jahre die Freude, daß sie

wieder einige heilsbegierige Seelen taufen konnten und andere selig sterben sahen. Auch unter den Schulkindern gaben etliche Beweise dafür, daß sie den Heiland lieb hatten. Der bereits über 30 Jahre im dortigen Missionsdienste stehende Missionar van Hasselt kehrte gestärkt und von seiner kleinen Gemeinde freudig begrüßt nach einem mehrmonatlichen Erholungsaufenthalte auf Ternate auf seine Station zurück, dagegen starb 1892 einen Monat nach seinem 25jährigen Dienstjubiläum der Missionar Woelders. Drei Papuagehilfen stehen den fünf niederländischen Missionaren zur Seite und eine Anzahl biblischer Bücher sind in die Sprache der Eingebornen übersetzt (Verslag Utr. Z. V. 1892).

In Deutsch-Neuguinea arbeitet die Rheinische und die Neuendettelsauer M.-G. Die erstere, welche die drei Stationen Bogadjim, Siar und Dampierinsel besetzt hält, hat wieder drei schmerzliche Todesfälle, den einer Missionarsfrau, und zweier Missionare zu verzeichnen,[1] während die letztere, die gleichfalls auf drei Stationen (Simbang, Tamiinseln und Sattelberg, letztere als Gesundheitsstation angelegt) thätig ist, wohl wiederholt Erkrankungen ihrer Arbeiter, aber noch keinen einzigen Todesfall zu berichten gehabt hat. Beide deutsche Missionen — die Rheinische im mittleren, die Neuendettelsauer im südöstlichen Teile der Kolonie — befinden sich noch im Stadium der Vorbereitung. Große Schwierigkeit macht neben dem Mißtrauen der wilden Eingebornen die Mannigfaltigkeit der Sprachen, die nur mühsam von den Missionaren bemeistert werden. Unter den Rheinischen Missionaren befindet sich auch ein Missionsarzt, der auf Siar stationiert ist, aber viel auf Reisen sein muß. Die Anlegung der Gesundheitsstation (Buramana) mußte leider wegen des Todes des für sie bestimmten Missionars noch hinausgeschoben werden. Eine große Heimsuchung brachte eine Pockenepidemie, welche durch die importierten Kulis eingeschleppt worden war und in kurzer Zeit ihrer viele dahinraffte. Die Anlage einer Quarantänestation auf einer nahe Siar gelegenen kleinen Insel, die die Eingebornen nicht hergeben wollten, hätte beinahe zum Kampf mit den Deutschen geführt, wenn nicht in letzter Stunde die Siaresen lieber auf die Insel als auf die Missionare verzichtet hätten, welche vor dem Ausbruch des Kampfes Siar verlassen wollten; ein erfreuliches Zeichen der Anhänglichkeit der Eingebornen an ihre Lehrer. Auch in manchen andern Fällen trat es deutlich zu Tage, daß die Missionare im steigenden Maße das Vertrauen der Eingebornen gewinnen und hier und da macht sich auch ein erstes Fragen und Verlangen nach Vergebung der Sünden bemerklich, so daß die Hoffnung wächst, von der bisherigen Thränensaat werde die Freudenernte nicht ausbleiben (Rh. M.-B. 1893, 331). In der Neuendettelsauer Mission ist auf den beiden ältesten Stationen der Jugendunterricht bereits in einen leidlich regelmäßigen Gang gebracht, dagegen der sonntägliche Gottesdienst noch spärlich besucht. Die Leute wollen Jesum erst mit ihren leiblichen Augen sehen, ehe sie an ihn glauben. Durch die Verlegung des Verwaltungssitzes der Kompanie von Finschhafen nach dem Norden ist die Lage der Station Simbang sehr vereinsamt und schutzlos geworden, doch ist den Missionaren bis jetzt seitens der Eingebornen kein Leid geschehen. Missionar Flierl kam allerdings

[1]) Der Tod des zweiten derselben, Arff, fand unter besonders ergreifenden Umständen statt. Wir teilen den Brief seiner Frau, die über denselben berichtet, im Beiblatt mit.

auf einem Marsche von Simbang nach der jüngsten Station Sattelberg in ernstliche Lebensgefahr, entrann ihr aber noch glücklich. Viel Not bereitet die Begehrlichkeit der Eingebornen und ihre freche Dieberei, vor der nichts sicher ist. Je und je wird aber auch etwas Gestohlenes zurückgebracht oder ein Ersatz für dasselbe geboten (Mitt. 1893, Nr. 10. 12; 1894, Nr. 2).

Viel umfangreicher ist die Missionsarbeit in Britisch-Neuguinea, d. h. an der Südostküste der großen Insel, wo seit 1871 die Londoner M.-G. und seit 1891 von Australien aus die Anglikaner und die Wesleyaner thätig sind. Sie haben das Missionsgebiet so unter sich geteilt, daß die Londoner die südliche Küste von der Milne-Bai bis zur Torresstraße bezw. dem Flyflusse und den vorgelagerten Inseln behalten, während die Anglikaner den nördlichen Teil vom Kap Ducie bis zur Grenze des Kaiser Wilhelmslandes und die Wesleyaner den Louisiaden- und d'Entrecasteaux-Archipel in Angriff genommen haben.

Die Londoner M.-G. hat auf 4 Haupt- und gegen 50 Nebenstationen 6 europ. Missionare und über 90 eingeborne Lehrer (inkl. Frauen), von denen über zweidrittel Polynesier, der Rest Eingeborne von Neuguinea sind; die letzteren jedoch noch von sehr primitiver Bildung. Erst im Juni vorigen Jahres brachte ein samoanischer Missionar wieder 18 polynesische Lehrer mit Frauen, um sie an verschiedenen Orten dieses ausgedehnten Missionsgebietes zu stationieren. Unter den ca. 2000 Getauften, welche das statistische Ergebnis der Londoner Neug.-M. bilden, befinden sich bereits 700 Kommunikanten, eine geregelte Schulthätigkeit kommt immer mehr in Gang und der civilisierende Einfluß der Mission ist im erfreulichen Wachsen begriffen, obgleich er je und je durch Rückfälle in heidnische Roheit unterbrochen wird. Ein großes Hemmnis bildet neben der Gefährlichkeit des Klimas die Mannigfaltigkeit der Dialekte, die auch hier wie in Deutsch-Neuguinea gleich Schlagbäumen die Verbindung hindern. Ins Innere des Landes ist die Mission bis jetzt noch nicht tief eingedrungen; selbst die einheimischen Gehilfen wagen es nicht, in weiter Entfernung von der Küste sich stationieren zu lassen.

Unter den vier Hauptstationen bildet Kwato (eine kleine Insel am Eingange in die Chinastraße) die östlichste. Es befindet sich hier, wie auf jeder der vier Centralstationen, ein Seminar für einheimische Lehrer, die zum Teil bereits verheiratet sind und familienweis in recht hübschen Hüttchen wohnen, ganz nach dem Vorbild der Lehrerseminare in der polynesischen Mission. Das zweite Missionscentrum (weiter westlich) ist Kerepunu mit einer im stetigen Wachstum begriffenen Gemeinde, von welcher ein friedigender Einfluß auf die ganze heidnische Umgebung ausgeht. Dann kommt (immer nach Westen zu) die eigentliche Hauptstation Port Moresby, deren gesamte Einwohnerschaft (800) bereits christlich ist. „Rev. Lawes und ein zweiter Geistlicher der Londoner Kirche (?) gehen mit Eifer an ihren Beruf und blicken auf günstige Resultate zurück" berichtet ein Augenzeuge in Petermanns Geogr. Mitteilungen (1893, 288). Leider haben in der letzten Zeit nächtliche Tänzereien wiederholt stattgefunden, welche zeigen, daß bei vielen dieser Christen das Heidentum innerlich noch keineswegs überwunden ist. Dagegen berichtet Missionar Lawes viel Erfreuliches von seinen Reisen, besonders von einem Dorfe Saroa, wo er eine neue Kirche einweihte und über ein Drittel der 313 Bewohner taufte. Seine besondere Freude hatte er an dem jungen Häuptling des Orts und

seiner Frau, welche sich als „erleuchtete“ Christen zeigten. 120 Dörfer in der Umgebung begehrten Lehrer. Das westlichste Centralgebiet ist Motumotu, die Parochie des bekannten Missionars Chalmers, der von hier aus mit einem kleinen Flußdampfer den Fly befährt (Chronicle 1894, 11. 35. 76).

Die anglikanische Mission, die unter dem Sydneyer Australian Board of Missions steht und infolge wiederholter Todesfälle vorübergehend sich zurückziehen mußte, hat zur Zeit nur eine Station, Baunia (Dogura) an der Bartlebai, welche mit drei weißen und zwei farbigen Missionaren besetzt ist, noch ganz in den Anfängen. Dagegen berichten die Wesleyaner, daß auf ihren 8 — von 4 weißen Missionaren und 26 Polynesiern besetzten — Stationen bereits gegen 6000 Personen sich regelmäßig zu den Gottesdiensten versammelten und daß 7 Kirchlein und 17 Lehrerwohnungen unentgeltlich von den Eingebornen gebaut worden seien (Gundert 382) — fast ein bißchen viel in so kurzer Zeit.

Zu Deutsch-Neuguinea gehört auch der im Nordosten der Insel liegende Bismarckarchipel. Nach dem Kolonialen Jahrbuch (1893, 107) zählten die hier seit 1875 wirksamen Wesleyaner 41 Kirchen, 45 unbezahlte Laienprediger, 25 polynesische Lehrer, 900 volle Kirchenglieder und 6000 Anhänger. Leider erfährt man nirgends etwas Specielles über diese Mission. Auch was der Missionar Tremel, der auf einer Erholungsreise vor beinahe zwei Jahren den Bismarckarchipel besuchte und 5 Wochen lang bei dem wesl. Missionar Oldham wohnte, über dieselbe mitteilt (Neuend. Mitt. 1893, Nr. 6), ist dürftig. Die Missionsplätze gruppieren sich um 3 Centren: Port Hunter an der Nordspitze von Neulauenburg, Raluma an der Blanchebai und Kabakara an der Talilibai, beide an der Nordküste von Neupommern. Die ganze ausgedehnte Mission steht unter der Oberleitung von nur 3, z. Z. sogar nur 2 weißen Missionaren, ein Übelstand, an welchem auch noch andere Südseemissionen leiden. Das Personal der römischen Mission ist viel größer: 5 patres, 9 fratres, 5 sorores, obgleich die Zahl ihrer Anhänger nur 300 beträgt, fast ausschließlich freigekaufte Sklaven- und Waisenkinder. — Auf Neupommern fand ein Aufstand der eingebornen Bevölkerung gegen die Deutschen statt, über dessen Grund unsre Quelle schweigt. Natürlich wurden die Schwarzen unter großen Verlusten überwältigt, auch der Zauberer fiel, der ihnen ein Mittel gegeben, welches sie angeblich kugelfest machen sollte. (Aus allen Weltt. 1894, 247.)

Auf den Salomoninseln, von denen die drei nordwestlichen auch noch zu Deutschland gehören, ist mit steigendem Erfolg die melanesische Mission der Anglikaner thätig. Diese bischöfliche Mission, die bekanntlich ihren Sitz auf Norfolk hat, wo sie melanesische Knaben und Jünglinge zu Lehrern ihrer Landsleute ausbildet (zur Zeit sind ihrer 145 dort), übt ihre Thätigkeit durch Stationierung dieser eingebornen Lehrer auf ihren Heimatinseln — und durch regelmäßige Besuche derselben mit ihrem eigenen Missionsschiff, jetzt einem stattlichen Dampfer, der jährlich 3 Rundfahrten macht. Ihr Gebiet erstreckt sich von den Salomoninseln bis zur mittleren Gruppe der Neuhebriden. Auf den ersteren hat sie heute unter einer durch ihre Wildheit noch vor kurzem sehr gefürchteten Bevölkerung bereits 3272 Getaufte, und der Erfolg wäre vermutlich noch größer, wenn die Eingebornen nicht immer von neuem durch

die Betrügereien und Mordthaten der sog. Arbeiterschiffe gegen alle Weißen erbittert würden. Je größer der Einfluß der Mission desto schlechtere Geschäfte machen die Arbeiterschiffe. Auf Ysebel ist — wie auch ein Bericht im Globus ausdrücklich konstatiert — das ganze Südende christianisiert, und es regiert dort ein christlicher Oberhäuptling, unter dessen Regiment Gerechtigkeit und Friede herrscht. Auch auf den benachbarten Floridainseln mit ihren 2500 Christen ist das Heidentum fast völlig überwunden. Freilich auf andern Inseln (z. B. Guadalianar und Malanta) ist es noch desto mächtiger und feindseliger. Dasselbe ist der Fall auf der Santacruz-Gruppe, wo das Christentum nur mühsam einigen Eingang findet (Gundert, 389. Globus Bd. 65, 156).

Desto bedeutender sind die Erfolge auf den Neuhebriden, wo neben den Anglikanern die schottischen, kanadischen und australischen Presbyterianer thätig sind. Von den c. 85000 wilden Bewohnern dieser Gruppe mögen heute gegen 12000 Christen sein, und von den 25 Sprachen, die auf den zahlreichen Inseln und Inselchen derselben gesprochen werden, ist die Hälfte durch die Missionare bereits zu Schriftsprachen gemacht worden. Aus Le Tour du Monde (1893 livre 1691—93) giebt der Globus (Bd. 65, S. 337 ff.) einen interessanten Bericht eines französischen Marinearztes, Dr. Hagen, auf den wir schon oben hingewiesen haben, über eine zum Zweck der Arbeiteranwerbung gemachte Reise durch den Archipel. Dieser übrigens sehr objektiv gehaltene Bericht konstatiert die nur erfreuliche Thatsache, daß wo „der anglikanische (will sagen: evangelische) Missionar herrscht," für die Arbeiterschiffe „die Geschäfte nicht glänzend sind." „Wir verließen also die allzu civilisierten Küsten." Gelegentlich der Landung eines aus Queensland nach Ablauf seines Arbeitskontraktes zurückkehrenden Ehepaares, die der Doktor mit ansah, bemerkt er sarkastisch: „Man beobachtet hierbei, welchen Nutzen die dreijährige Arbeit in den Plantagen für die Eingebornen abwirft. Mann und Frau sind nach europäischer Mode ausstaffiert, er in Hemd und Jakettanzug mit Uhr nebst glänzender Similikette, sie in einem Kleide mit Volants und rotem Sonnenschirm, beide aber barfuß. Ihr Anblick erinnert lebhaft an angekleidete Affen im Cirkus. Kaum aber haben sie den heimatlichen Strand betreten, so sehen sie sich auch im Nu durch zärtliche Verwandte oder sonstige Stammesgenossen aller ihrer Schätze beraubt, der Häuptling besonders bemächtigte sich sofort des Jaketts und Sonnenschirmes. So geht es diesen Unglücklichen in allen Fällen; gehören sie gar einem im Innern der Insel hausenden feindlichen Stamme an, so ist sogar ihr Leben in Gefahr und sie können sich glücklich schätzen, wenn sie ihr Heimatdorf mit heiler Haut erreichen." Von Eromanga, früher „einem der gefährlichsten Eilande der Gruppe", auf dem bekanntlich auch 5 Missionare erschlagen worden sind, berichtet der Doktor, daß die Hälfte der Bevölkerung jetzt christlich sei und „die originellen Sitten zum größten Teil verschwunden." Durch den Einfluß der evangelischen Missionare hätten auch „die vielen Gewaltthätigkeiten, die sich früher hier die Weißen erlaubt und die langandauernde Feindseligkeiten zur Folge gehabt," aufhören müssen. Von der Insel Vaté schreibt er, daß „die Eingebornen gänzlich dem Einfluß der anglikanischen Missionare unterworfen, sanft und friedliebend seien," „daß sich nicht nur ihr sittlicher und geistiger Zustand gehoben, sondern auch ihre Lebensweise und ihre gesellschaftlichen Zustände besser geworden". „Der Häuptling

Mackintosh auf der Deception-Insel bei Port Havannah beklagte sich bitter über den Einfluß der englischen Missionare, die ihm seinen ganzen Stamm abtrünnig gemacht hätten. Sein aus etwa 20 Hütten bestehendes Dorf war ganz verlassen, nur die Hütte, in welcher ehemals die Kannibalenfeste gefeiert wurden, zeigte sich wohl erhalten . . Er bedauerte lebhaft das Dahinschwinden der guten alten Zeit, denn heute haben die Bewohner Batés diese Sitte — Menschen zu fressen — völlig aufgegeben."

Auf der Insel Malekula, wo erst seit 6 Jahren 2 australische Missionare sich unter einer wilden Bevölkerung von 12 000 Seelen niedergelassen haben, beginnt jetzt nach anfänglichen Mißerfolgen die Nacht zu vergehen. Als ein Zeichen des sich anbahnenden Umschwungs wird die Thatsache besonders betont, daß die bisher wie Tiere behandelten Frauen an den Gottesdiensten und dem Schulunterrichte teilnehmen dürfen. Selbst an den Angesichtern der Eingebornen sei es bemerkbar, wenn die Gnade anfange an ihren Herzen zu wirken. Ein junger Christ, der den romantischen Namen Barabunkabung führt, hat sich freiwillig den Missionaren als Gehilfe zur Verfügung gestellt und es wird eine Ansprache von ihm mitgeteilt, in der es u. a. heißt: „. . So kamen die Missionare und sagten uns das Wort Gottes. Sie sagten: der Dienst Gottes ist gut, aber unsre Herzen begehrten die Wege unsrer Väter zu gehen. Wir waren böse, wenn sie sagten, die Sitten unsrer Väter wären übel, denn wir liebten sie und kannten nichts Besseres. Jetzt haben wir das Wort Gottes gefunden und lieben es. Es ist ein klarer, frischer Strom lebendigen Wassers, während unsere väterlichen Sitten ein schmutziger Sumpf waren, in dem sich die Schweine wälzen . . Dies Wort ist nicht das Wort des Missionars sondern das Wort Gottes und es ist stark. Es ist einem Spiegel gleich, in dem wir sehen, was in unserm Herzen ist. Lange dachten wir, wir wären sehr gut, aber das Wort Gottes hat uns gezeigt, daß unsre Herzen böse sind. Als wir Kinder waren, dachten wir nicht nach, wir nahmen, was uns unsre Mütter in die Hand gaben; jetzt sind wir erwachsene Männer; lasset uns nachdenken über das Wort Gottes; es ist gut, laßt es uns annehmen. Mein Wort an euch ist zu Ende" (Indep. 15. 12. 94).

Eine vortreffliche Gesamtübersicht über die ganze Neuhebridenmission findet sich in Gundert 391 ff.

Auf den Loyalitätsinseln, deren gesamte Bevölkerung bereits christianisiert ist, treibt die unter dem Schutze der französischen Regierung intriguierende römische Gegenmission noch immer ihr unheilvolles Wesen. Die Londoner M.-G., welche diese Gruppe evangelisiert hat, unterhält auf derselben nur noch einen Missionar, der auf Liwu stationiert ist, von wo aus er auch Uwea visitiert. Auf Maré ist der nach der gewaltsamen Vertreibung des Londoner Missionars Jones seitens der französischen Kolonialregierung stationierte gewaltthätige evangelische Regierungsgeistliche durch einen Missionar der Pariser M.-G. ersetzt worden, dem es jedoch nur langsam gelingt, die mißtrauisch gewordenen über 4000 evang. Eingebornen wieder zu einer einheitlichen Kirche zu vereinigen.

Wenden wir uns jetzt nach Mikronesien, wo die Hawaiische Evang. Association unter der Oberleitung des American Board auf den verschiedenen Inselgruppen 21 000 Christen gesammelt hat, von denen 3559 Kom-

für Samoa, sondern auch zahlreiche Missionsarbeiter für andre Inselgruppen ausgebildet werden. Zur Zeit zählt dasselbe ungefähr 100 Zöglinge.

Auch die Witiinseln sind längst völlig christianisiert (neben etwa 100 000 Wesleyanern gegen 10 000 Katholiken), desgl. der naheliegende Tongaarchipel (16 771 evangelische, 2315 kath. Eingeborne). Am 19. Jan. 1893 starb hier fast 100jährig der wohl berühmteste unter den christlichen Südseekönigen, Georg, dem zahlreiche Nekrologe nicht bloß in den Missionsorganen gewidmet worden sind, die alle in dem Lobe seiner trefflichen Regierung übereinstimmen. Mit seinem Tode ist die wesleyanische Freikirche, die er infolge von Differenzen mit der Australischen methodischen Konferenz ins Leben rief, nicht eingegangen, obgleich die letztere später den Grund der Separation aus dem Wege räumte; auch Georgs Nachfolger gehört ihr an, doch ist die Spannung mit den übrigen Wesleyanern nicht mehr so stark wie früher.

Die drei kleinen zwischen Tonga und Samoa liegenden Inseln: Uea (Wallis) Futuna und Alofi, die Frankreich in Besitz genommen, sind nach gewaltsamer Unterdrückung bezw. Austreibung der Protestanten eine ganz katholische Domäne, ein „Südsee-Paraguay" geworden, während die östlich von Tonga liegende Wildeninsel (Niue) mit ihren 5070 Einwohnern ganz evangelisch ist. Sie hat zahlreiche Evangelisten für Neuguinea gestellt, von denen 6 als Märtyrer gefallen sind. Ein Schiffsarzt, Dr. Kellogg, der 1893 die Insel besuchte, schildert sie als „ganz unter dem Einfluß der Missionare stehend", die „eine ganz autokratische Herrschaft übten", „ein Spioniersystem" organisiert hätten und „Heuchelei groß zögen". „Sie zwangen der freien unabhängigen Bevölkerung christliche Gesetze und Gewohnheiten auf, ließen nur Kirchenmitglieder zu Ämtern zu und bestraften Sünde als Verbrechen" (Globus Bd. 65, 23). Es mag ja sein, daß die Kirchenzucht der Londoner Missionare etwas rigoristisch ist, aber es ist doch lehrreich, wie sich in den Köpfen dieser Herren der Missionserfolg spiegelt, wenn sie nicht umhin können, ihn anzuerkennen. Daß sittenlose Weiße den Eingebornen ihre „Gewohnheiten" und Eroberer ihre Gesetze aufzwingen, das ist ganz in der Ordnung, aber wehe, wenn die Missionare sich unterstehen „christliche" Gesetze einzuführen!

Von der gleichfalls fast ganz christianisierten Gruppe der Herveyinseln mit dem klassischen Rarotonga kommen leider wenig erfreuliche Berichte, besonders von denjenigen Eilanden, die lediglich von Eingebornen pastoriert und dazu auch noch ziemlich selten von europäischen Missionaren visitiert werden. Der letzte Report der Londoner M.-G. singt schmerzliche Klagelieder über die Verwahrlosung der christianisierten Bevölkerung der meisten dieser kleinen Inseln, aber wie es scheint sind der heimatlichen Leitung die Augen völlig gehalten, daß sie ihre eigene Schuld an dieser Verwahrlosung nicht erkennt. Ich stimme ganz mit dem Ev. Miss.-Mag. überein, wenn es (1894, 87) schreibt: „Derartige Übelstände sind doch nichts anderes als eine Verurteilung der Praxis einer Missionsgesellschaft." Es ist der der pädagogischen Weisheit ermangelnde independentische Doktrinarismus, der Kinder wie Männer behandelt und ohne daß die erforderliche Reife da ist, sie auf eigene Füße stellt. Die Londoner M.-G. feiert im nächsten Jahre ihr 100jähriges Jubiläum;[1]) es

[1]) Hoffentlich bekommen wir bei dieser Gelegenheit endlich auch einmal eine zuverlässige und lückenlose Statistik.

wäre sehr wünschenswert, daß sie bei dieser Gelegenheit sich nicht bloß ihrer großen Missionare freute, die ihr Gott geschenkt hat und der großen Erfolge, die ihr in den Schoß gefallen sind, sondern daß sie auch ihre Principien einmal revidierte und ihre Leitung sich ernstlich vor die Frage stellte, ob sie nicht mannigfach an — Leitung es habe fehlen lassen. Von Rarotonga und Mangaia lauten ja die Berichte günstiger, aber es ist auch hier manches nicht Gold, was glänzt.

Von Tahiti kommt wieder die alte Beschwerde über allerlei Ungunst der französischen Kolonialregierung gegen die evangelische Mission, obgleich sich die Leitung derselben ganz in den Händen von Franzosen befindet, unter anderm, daß der Regierungsbeitrag zur Unterhaltung der eingebornen Geistlichen herabgesetzt worden ist, während die katholische Mission unverhältnismäßig hohe Summen erhält. Taufen Erwachsener kommen wenig vor (in 1893: 20), da es nur noch geringe heidnische Reste giebt. Trotz aller Begünstigung der römischen Mission bleibt die evangelische Bevölkerung (ca. 7000, darunter 1961 volle Kirchenglieder) ihrem Glauben treu. Die Gesamtleistungen derselben für kirchliche Zwecke betrugen 18 146 Frcs. Wie bereits gelegentlich (S. 184) mitgeteilt, stehen jetzt auch die Inseln unter dem Winde (Raiatea u. s. w. mit ihren ca. 4000 evangelischen Christen) unter der Oberleitung und Pflege der Pariser M.-G. der die Londoner ihr gesamtes dortiges Missionseigentum unentgeltlich überlassen hat. Die infolge der französischen Besitzergreifung entstandenen politischen Parteiungen haben einen nachteiligen Einfluß auch auf das christliche Gemeindeleben geübt und besonders unter dem franzosenfeindlichen Teile der Insulaner die Propaganda der Adventisten sehr begünstigt (Journal des Miss. evang. 1893, 440. 483. 1894, 34. 135. Rapport 1893). Auch die Australinseln mit ihrer 2198 Seelen betragenden christlichen Bevölkerung sind jetzt ganz in die Pflege der Pariser M.-G. übergegangen.

Über den Stand der christlichen Gemeinden auf Hawaii erfährt man so gut wie nichts. Der Am. Board, der in sehr unpädagogischer Übereilung die junge Kirche schon 1870 für selbständig erklärte und ihre Pflege lediglich in die Hände eingeborner Pastoren legte, hat Hawaii aus der Zahl seiner Missionsgebiete gestrichen und schweigt in seinen Berichten über dasselbe. Nur eine jetzt von 10 Zöglingen besuchte Missionsschule steht noch unter seiner Leitung; auch ist wenigstens als Beirat ein amerikanischer Geistlicher der hawaiischen Kirchenregierung beigegeben worden. Nach Gundert (428) beträgt die Gesamtzahl der Evangelischen unter den Kanaken jetzt 14 922 (mehrere Zeilen vorher werden 24 622 Christen unter 36 eingebornen Geistlichen in 57 hawaiischen Gemeinden aufgeführt, eine Differenz, die mir nicht durchsichtig ist); jedenfalls ist die Zahl seit dem verhängnisvollen Rückzug des Board beträchtlich zurückgegangen; vermutlich hat die katholische Propaganda von dieser Unweisheit den Gewinn gehabt. Aber auch qualitativ ist ein Rückgang eingetreten;[1]) gelegentlich der Entthronung der leichtfertigen Königin Liliuokalani

[1]) Jetzt schreibt ein amerk. Geistlicher im Indep. (vom 29. März S. 3): „Laßt es uns bekennen, daß große Fehler seitens der Missionsleitung gemacht worden sind. Hätte der Am. Board auch nur 5 oder 6 aktive Missions-Superintendenten und Er-

sind gerade aus den amerikanischen Kreisen Klagen über Klagen laut geworden, daß das alte Heidentum wieder sein Haupt erhebe und die unsittlichen heidnischen Tänze wieder aufkämen. Während die einheimische Bevölkerung sich unaufhaltsam verringert (sie beträgt jetzt nur noch 34 436 Seelen, während man 1836: 108 579 zählte) mehrt sich besonders die chinesische und japanische Einwanderung (jetzt 15 301 und 17 663). Unter derselben wird eifrig missioniert zum Teil durch chinesische und japanische Evangelisten, und es mögen wohl gegen 800 Christen aus beiden Nationalitäten gesammelt worden sein. Über die neuesten politischen Vorgänge ist bereits S. 125 das Wichtigste mitgeteilt worden. Unterdes hat der Kongreß zu Washington gesprochen; und zwar hat er die durch den amerikanischen Konsul veranlaßte Landung der Marinesoldaten gemißbilligt, die Ablehnung des Annektierungsvertrags seitens des Präsidenten gut geheißen, dagegen jede weitere Einmischung der Vereinigten Staatenregierung in die hawaiischen Angelegenheiten, und speciell jeden Gewaltversuch zur Wiedereinsetzung der entthronten Königin abgelehnt. Nach dem allgemeinen Urteil wird die königliche Herrschaft nicht wieder restauriert werden und das Inselreich also wohl eine republikanische Verfassung erhalten, die die Herrschaft wesentlich in die Hände des weißen Elementes legt.

In Neuseeland spielt die eingeborne Bevölkerung schon längst eine sehr untergeordnete Rolle. Neben 622 214 weißen Kolonisten zählt sie nur noch 41 933 Seelen, zu denen noch ca. 4500 chinesische Einwanderer kommen. Eigentliche Heiden giebt es unter den Maoris beider Inseln nur noch ca. 4000—5000 und etwa ebensoviel Katholiken, so daß zu den verschiedenen evangelischen Missionen 32 500 gehören, unter ihnen 17 000 zur Church M. Soc. Der berüchtigte Hauhauismus ist immer mehr am Aussterben, ein Häuflein seiner Anhänger nach dem andern kehrt zu den geordneten Missionsgemeinden zurück, die eingeborne Geistlichkeit wächst an Zahl und Tüchtigkeit, auch eine Abnahme der Trunksucht wird berichtet. (Rep. Ch. M. S. 1892/93, 222). Des Schulwesens nimmt sich die Kolonialregierung eifrig an. Mit einem jährlichen Kostenaufwande von 303 200 Mk. unterhält sie 74 Schulen mit 64 Lehrern, 36 Lehrerinnen und 2659 Maorischülern und -Schülerinnen.

Warneck.

---

zieher hier gelassen, so würden viele der jetzigen Übelstände vermieden worden sein. . . . Aber um nicht mißverstanden zu werden, lassen Sie mich hinzufügen, daß wir auch heute noch große Freude und Ermutigung haben an einer beträchtlichen Anzahl ernster, liebevoller und thätiger hawaiischer Christen, welche durch ihre moralische Reinheit und ihre geistliche Kraft als Lichter leuchten inmitten einer ausschweifenden und trunksüchtigen Majorität ihrer Volksgenossen. Und gerade um diese Majorität von sich selbst zu retten, sind unsre protestantischen Christen einmütig gegen die Wiedereinsetzung der Königin."

Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testamente.[1])

Von D. Martin Kähler.

Die christlichen Gemeinden, welche wir im Neuen Testamente kennen lernen, sind das Ergebnis der apostolischen Mission; es ist alles in ihnen Neubruch und sie führen ihr Leben in einer fremdartigen Umgebung. Schon darum gleichen ihnen unsre heimischen Parochieen so wenig, da sie sich auf dem Boden einer uralten christianisierten Kultur entwickeln. Sehen wir uns nach ihresgleichen in der Gegenwart um, so bieten sich dem Blicke die neugebildeten Gemeinden in der Heidenwelt dar. Und wiederum, wenn man diese verstehen und ein billiges Urteil für ihre uns vielfach befremdende Beschaffenheit gewinnen will, so liegt es namentlich einem Anhänger der Reformationskirchen am nächsten, sie an den Anfängen der christlichen Geschichte und an ihren maßgebenden Urkunden zu messen. Es ist die Aufgabe der folgenden Ausführungen, diesen Maßstab zu handlicher Anwendung darzubieten; und das soll geschehen, indem wir feststellen, wie die apostolische Zeit sich im Neuen Testamente selbst darstellt und beurteilt.

Darf man sagen, daß die Beurteilung der neueren heidenchristlichen Gemeinden seit etlichen Jahrzehnten den Umschwung von einem idealisierenden Optimismus zu einem, oftmals unterschätzenden, Pessimismus durchgemacht hat, so liegt rücksichtlich der apostolischen Zeit innerhalb der Theologie eine durchaus entsprechende Wandlung vor. Als der Pietismus begann, den Maßstab biblischen Christentumes, wie er es zu verwirklichen versuchte und vermochte, an die Kirche seiner Gegenwart zu legen, entwarf man sich ein strahlendes Gemälde von den Zeiten der ersten Liebe. Auch aller in die Sektiererei treibende oder mündende Donatismus liebt es, von einem Sündenfall der Kirche nach der apostolischen Zeit zu reden, ob er denselben nun früher oder später ansetze. Man sah und sieht die berichteten oder sich selbst abprägenden Thatsachen im Neuen Testamente mit einer Brille an, welche eitel Kanonisches, Maßgebendes zu schauen lehrt. Hat man dagegen neuerdings gelernt, auf das Menschliche in der heil. Schrift vornehmlich zu achten, so beschäftigt man sich bei der Feststellung der urchristlichen Geschichte überwiegend mit den Mängeln und

[1]) Erweiterte Ausführung der im Anschluß an den Buchnerschen Vortrag auf der Halleschen Missionskonferenz (S. 193) gemachten Bemerkungen.

Schäden des damaligen Christenlebens; man sucht oft umsonst in solchen Behandlungen nach den Spuren von dem unvergleichlichen Neuen, welches hier sein erstes geschichtliches Dasein gefunden hat. Beide einseitige Auffassungen finden ihre Anknüpfungspunkte in den neutestamentlichen Schriften; beide finden in ihnen eben darum auch ihre Berichtigung. Der Nachweis dieser Thatsache wird auch etwas Förderndes für die entsprechende Frage auf dem Gebiete der neueren Missionskunde haben.

Die verherrlichende Schilderung von den Zeiten der ersten Liebe fand ihren Anhalt namentlich an dem Berichte der Apostelgeschichte und zwar besonders an den übersichtlichen Schilderungen 2, 42—47; 4, 32—37. Nimmt man diese kurzgefaßten Beschreibungen als erschöpfende Schilderungen beim Buchstaben, dann muß man jenen in der sektiererischen Geschichtsbetrachtung beliebten Sündenfall der Kirche mindestens in die Zeit zwischen der ersten Verfolgüng Apostg. 7. 8 und der Paulinischen Mission setzen. Aber man hat bei der Ausnutzung jener Schilderungen übersehen, was ja dicht daneben in demselben Buche zu finden ist. Berichtet es doch, wie sich gerade an die strahlendsten Züge in der frühesten Gemeinschaftsübung tiefe Schatten und mißliche Entwicklungen knüpften. Die sogenannte Gütergemeinschaft, wie man sie auch näher vorstelle, wurde zum Anlaß des ersten schweren Falles der Gemeindezucht, zum Anlasse für den Tod von Ananias und Sapphira. Und weiterhin schlossen sich daran die Weiterungen über die Versorgung der Witwen; man mußte um deswillen einen besondern Dienst einrichten, also dem Geistestriebe und der Liebesübung „anstaltlich“ nachhelfen. Das sind keine „idealen“ Verhältnisse. Im Hintergrunde melden sich in diesen Erzählungen Zustände, wie etwa der Jakobusbrief sie darstellt, wenn er in die älteste Zeit christlicher Entwicklung gehört. — Mit dem Wachstum der Christenheit eröffnet das Buch den Einblick in die Zwistigkeiten, die sich an den Fortgang der Heidenmission knüpften; es verhehlt weder die herben Zusammenstöße und peinlichen Beunruhigungen innerhalb der Gemeinden, wenn sie auch nur ebenso kurz ausdrücklich herausgehoben werden, wie es bei den lobenden Schilderungen der Fall ist 15, 1. 2. 7. 24 f.; 21, 20 f.; noch schweigt es von Menschlichkeiten innerhalb der leitenden Kreise 15, 23 f.; 36 f.; 21, 17 f. — Endlich eröffnet es durch den Mund des Paulus 20, 30 ausdrücklich die Aussicht auf häretische Bewegungen. Was hier mehr angedeutet ist, erhält seine Ausmalung in satter Farbengebung durch das, was man aus der epistolischen Literatur erheben kann und muß.

Neuerdings sieht man in jenen kurzen Schilderungen, die nur zu loben wissen, gern die Legendenbildung einer Zeit, welche dankbar auf die

Urzeit zurückblickt und sie sich umdichtet. Treten neue Gesichtspunkte für die Auffassung hervor, dann ist man immer gegenüber der bisher geltenden Betrachtung in der Gefahr das Kind mit dem Bade auszuschütten; das dürfte auch hier der Fall sein. Ein Seitenblick giebt vielleicht eine verdeutlichende Beleuchtung für die Sachlage. Wir waren der Meinung, die Reformation habe einen mächtigen Ruck in der Hebung der öffentlichen Sittlichkeit hervorgebracht. Janssen ist gekommen und hat aus den Quellen bewiesen, daß dem in Wirklichkeit hundertfach nicht so gewesen sei. Er wird trotzdem nicht recht behalten, denn es kommt bei solchen Schätzungen außerordentlich auf den Gesichtswinkel an. Unsere Reformatoren sind die ersten und die ernstesten Censoren des sittlichen Standes in den Landen der Reformation; auch Wittenberg, ihr Sitz, hat in dem Punkt nicht Gnade vor ihnen gefunden. Und doch wird es dabei bleiben, daß ein großer Fortschritt eingetreten ist, und trotz der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges sich selbst in Deutschland durchgesetzt hat. Man muß nur erwägen, daß die Evangelischen den Nordosten zwar kirchlich eingeordnet vorfanden, im tiefsten Sinne jedoch erst zu christianisieren hatten; und überhaupt muß man die Nachwirkungen dessen einrechnen, was vorausgegangen war. Es kommt eben darauf an, welchen Maßstab man braucht, und wo man zu messen beginnt. — Kehren wir zu der Schilderung der ersten Christenheit zurück. Die Heuchelei des Ananias beweist doch dafür, daß man Selbstlosigkeit von einem Jünger erwartete. Und wenn man über mangelnde Gleichmäßigkeit in der Versorgung der Witwen klagen konnte, so setzt das eben die bereits eingebürgerte neue Sitte voraus, für sie vonseiten der Brüderschaft zu sorgen. — Manche Ausstellungen, die man an den Kaiserswerther Diakonissen oder an ihrer Anleitung und Verwendung macht, mögen ja guten Grund haben; das hebt doch die Thatsache nicht auf, daß man vor Fliedner von solchen nichts gewußt hat, und daß man heute vieler Ecken und Enden dankbar und froh ist, sich ihrer Hilfe zu bedienen.

In jenen kurzen Schilderungen kommen die wirkenden neuen Grundtriebe und damit zugleich die grundlegenden Unterschiede des Neuen von dem Bisherigen zu ausschließlichem Ausdrucke. Sie freuen sich der jungen Schöpfung Gottes; dabei sind sie nicht vollständig. Hat eine solche Darstellung überhaupt ein Recht, neben dem düstern Bilde, welches uns eine Durchmusterung der Briefe zu ergeben scheint?

Damit kommen wir zu der Seite der Betrachtung, welche die „geschichtliche" Forschung in den Vordergrund zu rücken pflegt. Indes auch hier wird für eine billige Verwertung Vorsicht nötig sein, damit die

Schätzung gegenüber der geschichtlichen Wirklichkeit nicht unterwertig ausfalle. Die neutestamentlichen Sendschreiben sind an sich nicht Abschätzungen und Darstellungen des Gemeindelebens, auch nicht gottesdienstliche Reden, sondern schriftliche Handlungen aus dem Gebiete der Seelenpflege und der Kirchenleitung. (Man raubt sich das Verständnis für sie, indem man sie als die Erzeugnisse eines Fortschrittes religiöser Anschauungen ansieht, der sich in einer Literatur von Streitflugschriften entwickelt haben soll). Sie feiern nicht, nach dem homiletischen Rate der Neuzeit, den idealen Stand der Gemeinde, den die zuhörende Gemeinde eben nicht hat, sondern sie behandeln die oft überaus peinliche Wirklichkeit, sei es den Zustand der damaligen Christenheit überhaupt, den Missionare und Visitatoren wohl kannten, sei es die Verhältnisse der einzelnen und einzelnsten Kreise, mit denen sie es zu thun haben. Von dem Selbstverständlichen, was die Angeredeten eben zu Christen macht, ist nur wenig die Rede; die wunden Punkte werden herausgekehrt, damit sie Heilung finden. Das Selbstverständliche aber war hier sicher zumeist das Beste, nämlich dasjenige, was man als die allgemeinen Gnadengaben Gottes an Bekenner des Namens Christi kannte. Wenn auf einer späteren Stufe der Entwicklung die Pastoralbriefe eine Aufzählung unerfreulicher Einblicke gewähren, so sind sie ihrer Abzielung nach ein Austausch zwischen Missionaren; wir thun, so zu sagen, einen Einblick in das Arbeiten der Missionsmaschine; da handelt es sich erklärlicherweise eben um die peinlichen und schwierigen Fragen, welche auch heute zwischen den leitenden Stellen daheim oder draußen und den einzelnen Arbeitern verhandelt werden; um die Notdurft. Halten wir fest, daß wir nicht Schätzungen und Schilderungen vor uns haben, sondern in das lebendige Treiben aus dem innersten Gesichtspunkte heraus, (nämlich aus dem Gebetsleben der Missionare und ihrem inneren Ringen mit den Hemmungen ihrer Arbeit heraus 1. Thess. bes. 2, 17—3, 10. Röm. 1, 9. Gal. 4, 19. 20. 2. Kor. 2, 12 f.; 7, 6; 10, 2; 13, 7 f. Kol. 2, 1 f.) wie als Mitlebende hineinschauen, ohne doch das Ganze mit eignen Augen auffassen zu können; dann wird die folgende Vergleichung berechtigt erscheinen. Ein Biograph darf es mit Freuden begrüßen, wenn er ein Tagebuch seines Helden vorfindet. War dieser Mann ein lebendiger Christ, der sein Innerstes niederschrieb, so enthält die Aufzeichnung seine Kämpfe vor Gott, die Selbstkritik eines im Glauben ringenden, der sich selbst als gottlos gilt (Röm. 4, 5); sie bietet deshalb gewiß ein aufrichtiges, aber auch ein einseitiges Bild. Je ehrlicher er ist, desto weniger wird er von dem wissen und vollends sich vor Gott vorhalten, was in ihm Sonderliches und Treffliches ist. Bietet

nun das mit der Feder nachgezeichnete Bild nur die Wiederholung seiner Beichten, so werden diejenigen den Mann gar nicht wieder erkennen, denen er, vielleicht in denselben Zeiten, geistlicher Vater, Lenker und Berater war. Zu einem vollständigen Bilde gehört die Schätzung der Arbeit, die er für das Reich Gottes gethan; die Vergleichung mit seinen Zeitgenossen; die Abhebung derjenigen Abschnitte seines Lebens, durch die für den gesamten Menschen das 8. Kapitel im Römerbrief in Giltigkeit stand, während für sein inneres Ringen oftmals noch das 7. durchaus mit Recht im Präsens geschrieben blieb.

Wenden wir das auf die Verwertung der Urkunden des apostolischen Gemeindelebens an, so werden wir nicht rasch und obenhin die dort dargebotenen Einzelurteile verallgemeinern, sondern sorglich nach dem Maßstabe forschen, den die Apostel selber anwenden. Gewiß, es ist in jenen Zeiten unter den Christen durchaus menschlich zugegangen, auch unter den Aposteln und ihren Genossen. Aber Gottes Gnadenwunder bestehen auch nicht in der Beseitigung des Menschlichen; vielmehr ist die Gnade noch mächtiger als die schaffende Macht; trotz der menschlichen Sünde und in der menschlichen Verkehrtheit und Schwachheit wirkt sie sich aus; und sie gewinnt Erfolg und Gestalt, indem sie jene Hemmungen nicht unüberwindliche Schranken bleiben läßt; indem unter ihrem Triebe in der That bis dahin Unerhörtes wirklich wird, und — was mehr gilt — innerhalb der alten Lebensformen zur andern Natur auswächst.

Treten wir nun unsern neutestamentlichen Quellen näher, so erwecken noch zwei Umstände Bedenken, aus ihnen den rechten Maßstab auch für unsre Missionsgemeinden zu nehmen. Die neutestamentlichen Gemeinden sind zu einem Teil unter den Juden, zum andern Teil innerhalb der höchst entwickelten Kulturvölker gesammelt. Die Juden waren zweifellos religiös und sittlich in besonderm Maße vorgebildet für das Christentum; deshalb mußte man gewiß auf diesem Boden anders arbeiten als in der Heidenwelt damals und jetzt. Die Missionsreden Apostg. 1—13 können gewiß nicht Muster für unsre Missionare sein, und auch der Herr selbst in seiner Predigt, wenn er nur zeitgeschichtlich betrachtet wird, nicht als maßgebend für sie gelten. Den Glauben an den lebendigen, sittlich urteilenden Gott und die Gewißheit seines Anspruches auf die gesamte Gestaltung unsers Lebens, sowie die derben Grundzüge einer gesellschaftlichen Ethik durfte er ja durchweg voraussetzen. Vertiefung, Verinnerlichung, zarte Ausführung jener Grundlinien ist seine Aufgabe, wobei es sich zugleich um die Forderung wahrhaftigster Befolgung aller göttlichen Ansprüche handelt. Es ist ferner z. B. bemerkenswert, daß bei Jesu und auch in

dem Jakobusbriefe jede Bemerkung rücksichtlich geschlechtlicher Sünden durchaus fehlt, während dergleichen in der weiteren neutestamentlichen Literatur einen breiten Raum einnimmt. Im übrigen freilich ist der breite Strom der Äußerungen irdischen Sinnes auch hier kenntlich genug, und das gemein Menschliche kommt sonderlich in starker Ausbildung von Geiz und Zungensünden zu Tage. — Ist nun Paulus der Heidenmissionar, so könnte man ferner meinen, zeitgeschichtlich aufgefaßt, biete er lediglich ein Vorbild für solche Arbeiter, die es in China, Japan, Indien oder sonstwo mit Kulturmenschen zu thun haben. Doch ist auch diese Beschränkung der Anwendbarkeit des neutestamentlichen Musters nicht zu überschätzen. Nach gewissen Seiten hin bleibt heidnische Kultur immer roh, ja führt zum Teil tiefer in die Barbarei hinein als die Unbildung, — und das sind zumeist Seiten, welche für die Mission sonderlich in Betracht kommen; die Belege wird die folgende Ausführung bringen. Die feineren Auffassungen aber, welche sich in heidnischer Bildung finden, sind lediglich Eigentum kleiner, höchst entwickelter Kreise; mit diesen „Spitzen der Gesellschaft" hat sich aber auch die Arbeit des Paulus nach seiner eignen Aussage kaum berührt 1. Kor. 1, 27 f. Er fand vornehmlich in denjenigen Schichten Boden, welche von der tieferen Bildung so gut wie nichts überkamen; Volksschulen kannte das Heidentum nicht; menschenwürdige Bildung (Humaniora) kam nicht an die Arbeiter (die Banausen); und die damaligen Theater glichen gewiß mehr dem heutigen Cirkus und dergl. als Schillers moralischer Bildungsanstalt. Da nun die meisten sogenannten Wilden auch ihre eigenartige Kultur, jedenfalls ihre gesellschaftliche Sitte haben und diese für Mission vor allem in Frage kommt, braucht man beim Vergleichen nicht sehr bedenklich zu sein.

I.

Behagliche Abschilderungen des christlichen Gemeindelebens nach seinen guten Seiten, vollends etwa mit ausdrücklicher Anerkennung von seiten des Apostels haben wir nach unsern Erörterungen nicht zu suchen. In der That heben sich in den Berichten eher einzelne Charakterköpfe der Bekehrten und „Nationalgehilfen" heraus, eher Bekehrungsgeschichten als Gemeindeschilderungen. Außer den Gestalten der Apostelgeschichte, die zu Hausfreunden aller Bibelchristen geworden sind, wie der Kämmerer, der Kerkermeister, Kornelius, Tabea, treten uns aus den Briefen namentlich Philemon und Timotheus (Phil. 2, 19 f.) etwas farbig entgegen; einzelne Züge für zurechtweisende Vergleichung mit Vorkommnissen in der Missionsarbeit wird man auch sonst finden. Doch fehlt es nicht an

Äußerungen darüber, was vor allem von den jüngst gesammelten Christenhaufen erwartet und dann auch wirklich bei ihnen gefunden wurde.

Was wird vornehmlich an den apostolischen Gemeinden gerühmt? Wir erfahren das zumeist aus den Dankgebeten, mit denen die Mehrzahl der Briefe beginnt. Im Vordergrunde steht durchaus der Glaube, näher noch das zum Glauben kommen (πιστεῦσαι). Paulus giebt gelegentlich kurze Bilder, in denen man den Eindruck der Predigt auf die Herzen beobachten kann 1. Thess. 1, 4 f.; 2, 13. 1. Kor. 2, 1 f. Gal. 4, 12 f. Gern spricht er auch gegen die Gemeinden aus, daß die Thatsache ihrer Wendung zum Glauben und ihr Beharren dabei gewinnende Wirkung auf weite Kreise gehabt habe und übe 1. Thess. 1, 7 f. Röm. 1, 8 f.; 16, 19. 2. Kor. 3, 2 f. Phil. 1, 5 f. In mancherlei Rücksicht zeigt er sich dann um ihre Festigkeit und ihr Wachstum besorgt; aber von einem Rückfall in das Heidentum als Religion ist nirgend die Rede. Man darf nicht abergläubische Überreste in den Anschauungen und sittliche Unklarheiten oder Fälle hier einmischen; die Schwachen in Korinth 8, 7 f. scheuen ja den Genuß von Opferfleisch, weil sie nicht abfallen wollen und doch nicht völlig sicher über die Ohnmacht der Götzen sind. Jeden Verdacht wegen Verleugnung des Glaubens, den man etwa gegen die Zungenredner in Korinth hegen mochte, schlägt Paulus mit dem Hinweis auf das Bekenntnis zu Christo als dem Herrn einfach nieder 1. Kor. 12, 3. Die Galater, um die er so schmerzlich ringt, sind doch bloß in der Gefahr, etwas zu billigen, was ihnen als ein andres Evangelium neben dem seinigen erscheint; zu einer andern Form des Christentums also neigen sie 1, 6 f., und es sind Anwandlungen alttestamentlicher gesetzlicher Lebensführung, die er diesen ehemaligen Heiden als Rückfall darstellt 4, 8—11. 21. 5, 1—4. So scheint denn innerhalb der neutestamentlichen Zeit nur das Judentum eine Anziehungskraft auf Neubekehrte geübt zu haben. Es gilt ihnen eben nur als eine andre, richtigere Gestalt neben der bisherigen Art den im Evangelium verkündigten Glauben zu bethätigen; und eine solche Auffassung war ja zufolge der Verbreitung der alttestamentlichen Schrift und ihrer Schätzung als Gottes Wort von seiten der Missionare möglich. Ehemalige Heiden waren also wohl nur für ein christianisiertes Judentum zugänglich; bei bisherigen Juden mag auch hier und da ein völliger Rückfall gedroht haben; es wird doch dabei bleiben, daß es sich darum im Hebräerbriefe handelt. Wie viel Irrtümer im einzelnen auch einreißen mochten, selbst in den Pastoralbriefen richtet sich die Klage nur darauf, daß der Gottesfurcht nicht die volle Wirkung auf

das Leben zugestanden werde 2. Tim. 3, 5; auf dieser Linie wird auch einzelnes liegen, wie die Untreue des Demas 2. Tim. 4, 10.

In diesen Thatsachen zeichnet sich die unbedingte geistige Überlegenheit des Evangeliums über jede Form der ablebenden heidnischen Religionen ab. Der Eine lebendige Gott 1. Thess. 1, 9 f. 1. Kor. 8, 4 f. 1. Tim. 2, 5, die Gestalt des Herrn der Herrlichkeit 1. Kor. 2, 8, vgl. Jak. 2, 1, die Errettung und die Gewißheit des neuen Lebens, das sind Besitztümer der Seelen, auf die man nicht rasch wieder verzichtet, wie viel Unklarheit im einzelnen auch geblieben sei und wie schwer sich dann die Folgerungen für das Verhalten in den reichen Beziehungen des Gemeinschaftslebens übersehen und durchführen lassen. Der biblische Ausdruck für diese Erfahrung bietet zugleich ihre Erklärung aus ihrer Ursache dar. Die Bekehrung der jungen Christenscharen ist für sie mehr ein Widerfahrnis als eine Handlung. Indem die Verkündigung in Erweisung des Geistes und der Kraft sie traf, widerfuhr ihnen Berufung und Erwählung von Gott, gleich derjenigen, die einst Israel aus Ägypten heraus und in der Wüste zum Eigentumsvolke gemacht hatte; so mußten sie wohl den Eindruck empfangen, von einer Offenbarung des verborgenen Gottes ergriffen zu werden; und die bürgenden Erlebnisse, die Wirkungen des göttlichen Geistes in ihrer Mitte blieben weiterhin nicht aus 1. Thess. 4, 8 vgl. 5, 19 f. 1. Kor. 1, 5 f. Gal. 3, 2 f. Eph. 1, 13. Sie haben die Verkündigung angenommen, wie sie wahrhaftiglich ist, als Wort Gottes 1. Thess. 2, 13. Ihre Zuwendung ist darum ein Gehorsamen, nicht eine selbst hervorgebrachte Anschauung Röm. 1, 5; 6, 17; 10, 16; 16, 19. 26. (2. Kor. 10, 5 f.) 2. Thess. 1, 8. Apostg. 6, 7. 2. Kor. 9, 13. Und so übt einen tiefer greifenden Einfluß auf sie nur dasjenige, was mit etlichem Schein den Anspruch erheben kann, als Wort Gottes Gehorsam von ihnen zu fordern; wie das ja klärlich von einem jüdischartigen Christentume gelten mag, welches sich auf Gesetz und Schrift des Alten Bundes stützt; außerdem auch von solchen Verkündigungen, die sich als ein andersartiges Evangelium anboten Gal. 1, 6 f. 2. Kor. 11.

In diesem Zusammenhange kommt dann auch die Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den Boten des Evangeliums, den geistlichen Vater zur Erwähnung. Der Vater ist mehr als ein Erzieher 1. Kor. 4, 14 f., und das weiß ein Paulus beweglich genug zur Geltung zu bringen, vgl. auch Gal. 4, 18—20. Aber ein Vater muß doch auch erziehen und pflegen; die Missionare gehen nicht zuerst auf das Gestalten des Gemeinschaftslebens im Großen aus, oder auf die Darbietung einer ausgeführten „Weltanschauung" behufs selbständiger Ausübung und Anwendung. Viel-

mehr sie versorgen die einzelnen, wie das eindringlich vorgeführt wird 1. Theſſ. 2, 1—12. 2. Kor. 11, 29. Kol. 1, 28. 29. Diese Erziehung sieht es immer auf die Errettung des Geistes ab 1. Kor. 5, 5; dabei aber kann sie genötigt sein, einschneidend einzugreifen, soweit daß der fehlende Gläubige einstweilen aus der Gemeinschaft geschlossen wird; doch auch diese Ausscheidung muß die Art haben, daß darüber die Brüderlichkeit nicht verloren geht 2. Theſſ. 3, 14. 15. 1. Kor. 5, 10 f. 3—5. 2. Kor. 2, 5—12. Diese Verhandlungen führt aber Paulus in seiner Vollmacht, mit ernsten Androhungen 1. Kor. 4, 18—21. Und wenn er auch aus andern Gründen um sein Ansehen besorgt sein muß, setzt er doch im wesentlichen Folgsamkeit in diesem Punkte voraus; ja er wirft ihnen gelegentlich eine Bereitwilligkeit vor, sich gängeln zu lassen, weil sie in falscher Richtung geübt wird 2. Kor. 11, 19 f. Im ganzen also steht die zweifellose geistliche Überlegenheit der Sendboten in Wirksamkeit und wird zum Ausgangspunkt für eine Zucht der unreifen Haufen, welcher diese sich nicht entziehen. Einen weiteren Beleg wird die Darlegung der Schäden und Mängel des Gemeindelebens liefern; denn wir kennen sie ja nur aus der zurechtweisenden und weiterhelfenden Besprechung, in welcher die Missionare ihrer Hirtenpflicht genügen.

Dieses Ansehen fließt dem Sendboten selbst freilich aus seiner Berufung durch Christum. Die Beglaubigung derselben indes läßt sich nur erkennen einesteils in ihrem Arbeitserfolge Gal. 2, 7 f. Röm. 15, 14 f., den die Gemeinden zunächst in ihrem eignen Bestande vor sich haben 2. Kor. 3, 1 f.; 10, 13 f.; 12, 12 f. 1. Kor. 3, 6 f., andernteils in dem Gesamteindruck ihrer Persönlichkeit. Diese persönliche Beziehung festzuhalten ist daher ein stetes Anliegen des Paulus. Neben seinem Fleiß im brieflichen Austausche (der 2. Korintherbrief und der an die Galater sind ja fast allein für diesen Zweck verfaßt) tritt das in der Sendung seiner Vertrauten zu Tage, in dem Bemühen um immer wiederkehrende Berührungen 1. Theſſ. 2, 17 f. 1. Kor. 4, 17 f.; 16, 5 f. 2. Kor. 2, 12 f.; 12, 14; 13, 1, sowie um den Ersatz seines persönlichen Wirkens, wo es bisher fehlen mußte Röm. 1, 9 f. Kol. 2, 1 f. Für jene Sendboten sucht er gleichermaßen eine einflußreiche Stellung zu begründen 1. Kor. 16, 10 f. 2. Kor. 8, 16 f. Phil. 2, 19—30. Kol. 1, 7 f.; 4, 12. Röm. 16, 1 f.

Wie er im Rückblick auf die Begründung und den Bestand der örtlichen Gemeinschaften gern den Blick in die Weite lenkt (s. oben, vgl. Kol. 1, 5 f. Röm. 1, 8 f. 1. Theſſ. 1, 7 f., vgl. Röm. 10, 18 f.), so hängt mit dieser dankbaren Liebe zu den Verkündern des Wortes auch

die Teilnahme für den neuen Gottesdienst der Heidenbekehrung Röm. 15, 14 f. zusammen. Paulus zieht sie in den Eifer für sein Lebenswerk hinein; vor allem fordert er ihre Fürbitte und getröstet sich derselben 1. Theſſ. 5, 25. 2. Kor. 1, 10. 11. Röm. 15, 30 f. Kol. 4, 3. Eph. 6, 19. Philem. 22. vgl. Hebr. 13, 18 f.

Wenn die Bekehrten dann aber den abwesenden Apostel mit ihrer Teilnahme erfreuen, ihn mit Mitteln versorgen, ihm ihre Brüder zur Erkundigung und zur Hilfe senden, so tritt darin auch ihr Anliegen zu Tage, die Mission vorwärts bringen zu sehen, vgl. bes. Phil. 4, 10 f. 2, 25 f. 1, 12 f. vgl. 5.

Von hier ist nur ein Schritt zu dem zweiten Zuge, der immer wieder hervorgehoben wird; das ist die thatkräftig erwiesene Bruderliebe 1. Theſſ. 1, 3 f.; 4, 9 f. 2. Theſſ. 1, 3 f. 2. Kor. 8, 1 f. Phil. 1, 27—2, 16. Kol. 1, 4. Eph. 2, 15. Philem. 5. Hebr. 6, 10. 11; 10, 32 f.; 13, 1 f. Man darf sich nicht beirren lassen, wenn hinterher in den seelsorgerlichen Verhandlungen gerade diese Liebe noch als Forderung besonders heraustritt; dann handelt es sich um die feineren Züge in der Liebesübung, um die aushaltende Arbeit im Zusammenleben der einzelnen miteinander und bei den andauernden Aufgaben. Was man an dem Bilde des Erlösers Phil. 2, 5 f. immer weiter zu lernen und aus seiner Fülle immer neu zu schöpfen hat, das wird denen vorgehalten, die im Begriff sind, sich zu reinigen, wie er rein ist 1. Joh. 3, 3. Und diese Ermahnungen treffen uns genau ebenso, wie jene ersten Christen. Die rühmende Erwähnung dagegen betrifft zunächst, um einen uns geläufigen Ausdruck zu brauchen, die christliche Solidarität. Die Bruderliebe erkennt den gläubig Gewordenen als den „Nächsten" an und kommt ihm besonders in denjenigen Nöten helfend entgegen, welche ihm aus seiner neuen Stellung erwachsen 1. Petr. 5, 9; 4, 12 f. Hebr. 10, 32 f.; 13, 2. 3, ist freigebig und gastfrei; dabei bleibt freilich noch viel für Erkenntnis und Ausübung zurück, worin dann diese zunächst summarisch gefaßte Liebe sich wird erweisen und entfalten müssen. Hier liegt der Punkt, an dem sich jede Zeit, in der sich bewußtes Streben nach Glaubensgemeinschaft von einer Gewohnheitsreligion abzuheben beginnt, und alles Konventikelchristentum erweckter Kreise immer verwandt mit den Gemeinden der apostolischen Zeit und der Heidenmission gefühlt hat, und nicht mit Unrecht.

Als dritter Zug des anerkannten neuen Lebens begegnet fast ausnahmslos der gespannte und zuversichtliche Ausblick auf die einstige Vereinigung mit dem verkündigten und zum Gegenstande des Glaubens gewordenen Herrn, die Hoffnung Theſſ. (liegt auf der Hand) 1. Kor.

1, 7—9. 2. Kor. 1, 14. Gal. 5, 5. Röm. 8, 23 f.; 15, 13. Kol. 1, 5. 1. Petr. 1, 3 f.; 1. Joh. 3, 2. 3. Selbst wo sich Irrungen anschließen, wird sie doch nicht vermißt; wo es zu klagen gilt in betreff ihrer, handelt es sich doch lediglich um ihre voll aushaltende Spannkraft Hebr. 6, 11 f.; 10, 23. 35—39 vgl. Kap. 4. Jud. 21. Diese Hoffnung ist der Thatbeweis dafür, wie lebendig die persönliche Beziehung auf den unsichtbaren lebendigen Herrn zur Rechten des Vaters ist 1. Petr. 1, 3—9.

Wollte man sich moderner Ausdrucksweise auf die Gefahr hin bedienen, schablonenhaft zu reden, so dürfte man sagen, diese anerkannten Züge liegen alle auf dem religiösen Gebiete, nicht auf dem ethischen. Sie sind durch die Macht der ins Leben hineingreifenden Gottesgaben, seines Wortes und Geistes, unter williger Hingabe an sie und ihrer Aneignung gewirkt. So fällt das Schwergewicht für die Ergriffenen auf das innere Leben und seine Beziehung zum Jenseits, welches wesentlich in Gott und seinem erhöhten Sohne beschlossen ist 2. Kor. 4, 16—5, 10. Röm. 8, 17 f. Phil. 3, 20 f. Kol. 3, 1 f. 1. Petr. 1, 1; 2, 11. Ebr. 4, 14; 10, 19 f.; 12, 22 f.; 13, 14.

Dieses neue eigenartige Leben kommt den jungen Gemeinden selbst dann weiter zur Erscheinung in ihrer charismatischen Ausstattung. Gal. 3, 2. 1. Kor. 1, 5 u. s. w. In den Aufzählungen dieser Gaben begegnen in erster Reihe diejenigen, welche der Verbreitung und Erhaltuug des Glaubens, der neuen Überzeugung dienen, Gaben des Verständnisses und der Rede; ferner erscheinen die Äußerungen der Bruderliebe in diesem Lichte, als etwas Neues, Unerhörtes vgl. 1. Kor. 12, 31 f. Gal. 5, 22 f. Verschiedene Wunderwirkungen belegen den göttlichen Ursprung des Evangeliums und den Namen des Auferstandenen in seiner Macht für jene Häuflein, die als Leuchter in die weite Finsternis hineingestellt Phil. 2, 15 f. noch nicht wie wir einen Rückhalt an dem großen Oster- und Pfingst- Wunder hatten, an der Thatsache, daß die führende Masse der Menschheit sich diesem Namen gebeugt hat Phil. 2, 10. 11.

II.

Wenden wir uns zur Kehrseite des Bildes, so sind die Mittel zu einer recht farbenreichen Ausführung eines nicht eben erfreulichen Gemäldes in Fülle zur Hand. Zumal wenn man sich die Mühe leicht macht, und aus jedem ermahnenden Worte, das aus der Feder läuft, auf entsprechende besondre Übelstände bei den Angeredeten schließt. Das würde indes unbillig sein. Wird die Gestalt des neuen Menschen in Aufforderungen vor-

geführt, so ist doch die Voraussetzung, daß demselben eben der allgemein vorhandene, dem Schreiber auch sonst aus Selbst- und Menschenkenntnis geläufige alte Mensch überall gegenübersteht und voran geht; handelt es sich doch bei alt und neu um den Menschen, den einigen neuen, in Christo geschaffenen und den alten, der gleicherweise in Mann und Weib, in Juden und Heiden, im Hellenen und Barbaren, im Freien und Sklaven steckt Gal. 3, 27. 28. Kol. 3, 9—11. Eben deshalb predigt es sich überall und zu aller Zeit sehr gut über diese Texte, und zwar ist dabei aller zeitgeschichtliche Aufwand für jeden christlichen Menschenkenner völlig entbehrlich. Man wird also die besondern kennzeichnenden Züge herausheben; und ihre Darlegung wird nur frommen, wenn man sie zugleich versteht.

Es giebt nun vor allem für frisch bekehrte heidenchristliche Haufen Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen. Bei uns allen ruht der weitaus umfassendste Teil unsers Verhaltens auf Gewöhnung. Darum bringt jeder Umschwung unsrer Verhältnisse neue Aufgaben, wohl Anregung, indes vielfach auch Aufregung und Unsicherheit. Welch einen Umschwung die Wendung von den toten Götzen zu dem lebendigen Gott in sich schloß, die sich in dem Glauben an den Gekreuzigten vollzieht, hat der Apostel kurz ausgesprochen Gal. 6, 14. 15 vgl. 5, 24. Röm. 7, 4—6. Phil. 3, 7 f. Die Folgerungen aber ziehen sich nur langsam, während eines ganzen folgenden Lebens. Der scharfe Gegensatz gegen Welt und Fleisch, d. h. gegen die gesamte bisherige Art, das Leben zu gestalten, was andre dem väterlichen Wandel 1. Petr. 1, 18 oder das Leben in toten Werken Hebr. 6, 1; 9, 14 nennen, konnte zunächst aus dem Gleichgewicht bringen und hat es gethan. Als Hebel, um die Heiden in diese Bewegung hinein zu bringen, hat den Boten erkennbarerweise der Hinweis auf das unabwendbare Gericht gedient 1. und 2. Thess. vgl. Röm. 2 bes. 1—10. 15. 16; 10, 10—13; (5, 9) vgl. Apostg. 2, 17—21. Apostg. 17, 30. 31; 10, 42. Mit ihm war die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und mit ihr die Aussicht auf einen allumfassenden Umschwung in den Lebensbedingungen verbunden. Das erleichtert die Lösung, aber es weist nicht auf den Weg, sich mit dem Weiterleben in eben dieser Welt richtig abzufinden. Und man soll doch in der Welt leben, während man ihr nicht angehört; hat man sein Bürgerwesen im Himmel, wo man in die Listen eingetragen ist Phil. 3, 20, so ist man hier ein Pilgrim 1 Petr. 1, 1. Man mag sich der Güter leicht entäußern; aber dann scheints hart, daß man nun doch nur essen soll, wenn man arbeitet; es ist so viel entsprechender, statt des irdischen Berufes im Schweiße des Angesichtes allerlei Gemeindesachen zu betreiben 1. Thess.

4, 11. 2. Thess. 3, 11 f., sich christlich um andre zu kümmern auch den Nichtchristen weise in ihr Verhalten drein zu reden 1. Petr. 4, 15. Es ist den Frauen viel anziehender, ihre neue gewonnene Gleichstellung mit den Männern in der Lösung von aller bisherigen Sitte, in der leitenden Beteiligung an den erbauenden Zusammenkünften 1. Kor. 11; 14, 33 f. und in Gemeindeklatsch zu bethätigen, als die sauren Pflichten der Hausmütter und Gehilfinnen zu betreiben 1. Tim. 5, 11 f. Man erkennt in dem allen dieselbe große Schwierigkeit, nach dem einen großen Umschwung in der Grundstellung zu Gott und Menschen nun in das Gleichgewicht für ein Verhalten in der Welt, zu den Dingen und zu „denen draußen" 1. Thess. 4, 12. Kol. 4, 5 zu kommen. Während sie insgesamt im tiefsten Sinne für den Christen entwertet sind, so daß er ihnen frei 1. Kor. 7, 29 f., ja sogar gleichgiltig Phil. 3, 7 f. oder fremd gegenübersteht, sind sie doch als Gottes Schöpfung 1. Kor. 10, 26. 1. Tim. 4, 4 getrost zu gebrauchen, ja man hat den treuen Dienst an ihnen zu thun und denselben von dem neu gewonnenen Gesichtspunkte aus zu beurteilen und zu lenken. Ein Einzelbeleg für diese Sätze würde zur Ausführung einer neutestamentlichen Ethik anschwellen und dafür ist hier nicht Raum.

Aber damit ist ja schon ausgesprochen, daß für alle und für jeden Heiden ein völliges Umdenken in den wirksamsten Anschauungen notwendig war. Mit der Einsicht, daß man bisher auf das Fleisch gesäet habe, um von ihm Verderben zu ernten Gal. 6, 8, und mit dem Entschlusse zum Glaubensgehorsam Röm. 6, 17 sind ja längst noch nicht die Folgerungen für die Lebensführung auch nur vor dem Bewußtsein auseinander gelegt. Unter Juden hatte die Lehre Jesu und seiner Boten nur für die volle Vertiefung bei der Anwendung der sittlichen Grundsätze zu sorgen; aus seinem Schatze holt der echte Schriftgelehrte hier Neues und Altes hervor Matth. 13, 52. Dagegen dem Heiden müssen schon über den Umfang, innerhalb dessen die sittliche Forderung gilt, ganz neue Anschauungen aufgehen; er muß z. B. aufhören das Verhältnis der beiden Geschlechter als bloßes Naturbedürfnis zu schätzen 1. Kor. 6, 12 f.; über eine gebildete Unterhaltung muß er sehr andre Vorstellungen gewinnen Eph. 5, 3 f. Kol. 4, 6; die bisherige Selbstachtung mit ihren Äußerungen darf nicht länger den sittlichen Halt bieten, muß vielmehr dem allbeherrschenden Zuge der Demut weichen. Wie schwierig indes ist nun zunächst schon die Klärung des Urteils über ganze Lebensgebiete; wir erinnern an die Fragen nach der Ehe und den Bürgerpflichten; — dann aber vollends die Behandlung der einzelnen „Fälle", in denen der Erzieher den Unreifen

oftmals nicht sich selbst überlassen kann. Wenn man den Blick hierauf richtet, wird man nicht minder die Weisheit als die Geduld der apostolischen Männer erkennen; die Weisheit, mit der sie aus der kalten und scharfen Luft des Urteiles immer wieder in die Lebensbeziehung gegenseitigen Tragens bei verschiedener Reife und Art (z. B. Röm. 14. 1. Kor. 8 f.) und wechselseitiger Hilfe bei dem unausbleiblichen Straucheln (z. B. Gal. 6, 1 f.) führen; die Geduld, wenn sie nicht müde werden, den im tiefsten Grunde Gehorsamen und Bereitwilligen in die Beugung des ungelenken Willens hinein und zur Einsicht bis ins einzelnste zu helfen. Doch begegnen auch scharfe Aufforderungen, die sittliche Einsicht auszubilden und anzuwenden Röm. 12, 2 f. 1. Kor. 14, 20; 15, 34. Jak. 3, 13 f. vgl. 1, 5 f. Wie sehr aber es an Weisheit und Einsicht fehlte und in welchem Maße die Lehrer das ermaßen, das geht aus den Fürbitten und Anregungen zur Bitte gerade in dieser Richtung hervor Phil. 1, 9 f. Kol. 1, 9 f. Besonders besorgt erscheint Paulus in diesem Betracht, wo er an Gemeinden schreibt, die er nicht durch eigene Predigt gewonnen hatte; mochten doch die Gehilfen selbst noch sehr der Unterweisung des geistlichen Vaters bedürfen, wovon die Pastoralbriefe ein anschauliches Bild entwerfen. Je unmöglicher eine erschöpfende Behandlung alles dessen ist, was für das Verhalten entscheidend werden kann, um so wichtiger ist der Eindruck von einem Charakter und einer Lebensführung, welcher vielfach dort forthilft, wo die Überlegung wegen mangelnder Übung oder Übersicht im Stiche läßt. Wo er selbst gewesen war, konnte Paulus sich als Nachahmer Jesu zum Muster aufstellen 2. Thess. 3, 7. 9. 1. Thess. 1, 6. 1. Kor. 11, 1; 4, 16. Phil. 3, 17. Gleichen Dienst sollen auch die Lehrer und Leiter den jungen Gemeinden leisten Phil. 3, 17 vgl. 1, 1. 1. Tim. 4, 12. Tit. 2, 6 f. 1. Petr. 5, 3. Ebr. 13, 7 vgl. 6, 12.

Hier drängt sich von selbst der Gedanke an die apostolische Zucht wieder auf. Der Verkündiger der christlichen Freiheit verfährt doch als erziehender Seelsorger schlechterdings nicht idealistisch; er geht mit den Unmündigen nicht so um, als wären sie Reife, um sie reif zu machen; vielmehr ist er bereit mit der Rute zu kommen 1. Kor. 4, 21. 2. Kor. 13. Die vergebende und zurechthelfende Bruderliebe schließt ihm nicht Urteilslosigkeit ein, denn er fordert immer wieder Handhabung einer ernsten gemeinschaftlichen Zucht. Es bleibt eben das schwerste Stück, Gottes Nachfolger Eph. 5, 1 in der Kunst zu werden, wie man Person und Handlung scheiden mag, Liebe üben ohne der Wahrheit Gottes und des Menschen Gottes etwas zu vergeben.

Und nun sind diese Häuflein nicht aus der Welt genommen, aber

vor der Welt zu bewahren. Die bisher eingelebte Sitte umgiebt sie fortwährend und übt den mächtigen Einfluß der Gewöhnung aus; da kommt es denn oftmals gar nicht zum Fragen, ob etwas recht sei, weil man ohne Überlegung und Anstoß in die alten Bahnen einbiegt. Hebt aber die Überlegung wirklich an, wie weit ist dann noch der Weg bis zu einer klaren und entschlossenen Verurteilung einer urväterlichen Sitte. Sind diese Sitten doch nicht selten mit dem ganzen Bestande der Gesellschaft verwachsen wie die der Sklaverei, der Polygamie. (1. Tim. 3, 2. 12. Tit. 1, 6 scheint mir darauf hinzuweisen, daß die Schwierigkeit in betreff der Monogamie nicht mit dem scharfen Trennungsgebote gehoben worden sei). Und da knüpfen dann die schwierigsten Verwicklungen an. Bürgerliche Vorgänge, Familienhandlungen sind üblicherweise auch mit den heidnischen Kulten verwachsen; eine zarte Linie trennt hier das Zulässige von solchem, was Götzendienst und Verleugnung des einen Herrn sein würde 1. Kor. 8 und 10.

So treten denn die Verbindungen in den Gefühlskreis, welche den zum Glauben Gekommenen in sein bisheriges Leben zurückziehen. Es sind vorerst einzelne, welche vom Evangelium gewonnen werden; ihre Gatten, Eltern, Kinder, Verwandte, Berufsgenossen und Mitbürger, die vielen Personen, die ja immer noch ihren Lebenskreis ausmachen oder bestimmen, verstehen ihr Leben nicht oder verurteilen und verachten es. Wie weit muß die Scheidung, wie weit darf der Zusammenhang fortan gehen? Bei der Antwort kann nicht bloß die eigne Freiheit oder Versuchlichkeit den Entscheid bestimmen; auch die Rücksicht auf den Einfluß des Vorbildes innerhalb des Brüderkreises hat ein gewichtiges Wort mitzusprechen 1. Kor. 8. Röm. 14, 13 f.

An diesem Punkte eröffnet sich die traurige Aussicht auf einen Abfall. Schwerlich ist dabei an ein Verleugnen des christlichen Bekenntnisses zu denken; aber indem der junge Christ im Nachgeben gegen die Einflüsse der heidnischen Umgebung mit seinem Gewissen in Widerspruch gerät, wird sein Glaubensverhältnis zum Herrn brüchig und der Ausgang mag zum Verderben sein. Zunächst ist hier an 1. Kor. 8 und 10 gedacht. Allein die Sache findet sich auch sonst. Es ist nötig, die Grenzlinie bei dem unvermeidlichen Verkehre mit den Heiden 1. Kor. 5, 9; 7, 12 f. doch scharf rücksichtlich heidnischen Treibens zu ziehen 1. Kor. 5, 11; 6, 1 f.; 15, 33. 2. Kor. 6, 14 f. Röm. 13, 12 f. Wie weit die Sittlichkeit im Durchschnitt von der Forderung abstand, davon wird man nur dann eine richtige Vorstellung gewinnen, wenn man sich ganz klar macht, daß die Ermahnungen der Briefe doch eben an die gläubig gewordenen

wordenen gerichtet sind; auch sie müssen noch vor den alten groben Lastern gewarnt werden. Abgesehen von der vielgestaltigen Zänkerei heben sich immer wieder die verschiedenen Äußerungen der Sinnenlust heraus, und daneben der Erwerbstrieb; die Belege liegen überall vor. Namentlich aber ist zu beachten, daß dann ausdrücklich eingeprägt werden muß, die heidnische Unsittlichkeit sei billigerweise von den Christen als Vergangenheit anzusehen und zu behandeln, sie vertrage sich nicht mit dem neuen Lebensstande 1. Thess. 4, 1—8. 1. Kor. 6, 9 f.; 15 f. Kol. 3, 5 f. Eph. 4, 17—5, 18. 1. Petr. 4, 1 f. vgl. 1, 14 f. Da tritt denn in der That die Gefahr eines Rückfalles in den Gesichtskreis. Indes scheint auch in diesen Versuchungen die Gotteskraft 1. Kor. 2, 5 zuerst mächtiger gewirkt zu haben, denn die Schilderungen 2. Petr. 2 und Jud. malen viel düsterer im Vergleich mit dem, was man in den Briefen des Paulus liest.

In den neutestamentlichen Quellen zeichnet sich jedoch auch eine Wandlung ab, die einen Fortschritt bedeutet. Man beachtet, wie sich aus der apostolischen Unterweisung eine christliche Sitte zu bilden beginnt. Zunächst wenigstens in den Familienverhältnissen sind dann beiderseits Gläubige vorausgesetzt. Mehr und mehr erwachsen christlich bestimmte Lebenskreise, Häuser u. s. w. und die rasch gesammelten Häuflein entwickeln sich zu größeren Gemeinschaften. Fortan geht der Zusammenhalt nicht mehr lediglich von den einzelnen Leitern aus, sondern es entstehen verschiedne Dienste und Sitten; aber auch die Aufgaben der Liebesarbeit beginnen sich in bestimmte Formen zu fassen. War es zuerst genug gewesen sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen insgesamt nur in richtig christlicher Weise auseinanderzusetzen und abzufinden, so tritt nun die Aufgabe heraus, eine Behandlungsweise zu finden, welche christliche Gemeindesitte werden kann und dann erleichternd und erziehend fortwirkt. Die gleichen Grundzüge treten unerkennbar heraus (vgl. die sog. Haustafel Kol. 3, 18 f. Eph. 5, 25 f. 1. Petr. 2, 18 f.) Man begegnet indes nicht nur den allgemeinsten Grundzügen, sondern es findet sich hier und dort ein Beispiel, daß die Sitte in einer dem Empfinden der Nationalität und Zeit angepaßten Symbolik erziehlich gestaltet wird 1. Kor. 11, 2 f. Selbstverständlich reicht der Einfluß noch nicht auf das staatliche Leben. Wohl aber läßt sich rücksichtlich des Zusammenlebens der bekehrten beobachten, daß mit dem freien Spiele der charismatischen Begabung auf die Dauer nicht auszukommen war; ja eigentlich nie; denn man darf nicht vergessen, was die Stellung des begründenden Missionars zu bedeuten hat. Er nimmt in der That eine bischöfliche Autoritätsstellung

ein und man hört deutlich genug heraus, wie wenig er die jüngst gesammelten Häuflein, mögen sie sich auch löblich und wirksam entwickeln, für genügend in sich selbst gegründet hält; sonst wäre sein Bemühen um persönlichen Einfluß nicht so lebhaft; das tritt ebenso klar als liebenswürdig im 1. Theſſ. heraus; es verhält sich aber auch sonst nicht anders.

Die Umgebung hatte indes nicht nur unwillkürlichen oder absichtlichen Sirenengesang für die junge Christenheit; sie zeigte auch verletzende Krallen; hinter beidem steht für das Bewußtsein jener Zeiten die Großmacht der Versuchung 1. Theſſ. 3, 5 vgl. 2, 18. 2. Kor. 2, 11. Eph. 4, 14; 6, 10 f. 1. Petr. 5, 8 f. Trafen die Verfolgungen zunächst die Apostel, so ist es doch dabei von Anfang an nicht geblieben (schon Apostg. 8, 1 f.); und nicht immer wurden die damit verbundenen Mißstände von den Herden ebenso ertragen, wie von dem Hirten. Namentlich trug auch hier die Länge die Last. Zunächst hatte man Mut und Standhaftigkeit nur anzuerkennen 1. Theſſ. 2, 13 f. und in ihnen zu bestärken; weiterhin mußten doch die rechten Gesichtspunkte für die Beurteilung der Erlebnisse empfohlen werden; und daran schließen sich die Anweisungen zur rechten Art des Verhaltens in der Nachfolge des leidenden Gottesknechtes und die Ermunterungen zu demütiger Beugung und Ausdauer Ebr. 10, 32 f.; 12, 3 f. 1. Petr. 1, 6 f.; 3, 13 bis zu Schluß. Jak. 1, 2; 5, 7 f.

An dieser Stelle tritt eine bereits erwähnte Thatsache unter eine weitere Beleuchtung, nämlich die Neigung zum Rückfall in das Judentum. Nicht nur die Apostelgeschichte weiß von dem Verfolgungseifer, mit dem die Juden in der Zerstreuung die Mission begleiteten 1. Theſſ. 2, 14. 2. Kor. 11, 24. 26. Röm. 15, 30. 31. Dieses Unternehmen tastet ihr religiöses Vorrecht an, und sie haben ja auch ihren Proselyteneifer Matth. 23, 15; aber gerade die Proselyten sind die für die Ernte des Sendlings Christi weißen Felder. So sind es die Landsleute der Missionare und die Genossen desselben geschichtlichen Religionskörpers, welche ihre Arbeit stören. Als Mittel bedienen sie sich der Verleumdung. Sie fanatisieren die Massen; sie suchen den Obrigkeiten klar zu machen, daß diese Neuerung dem bürgerlichen Gedeihen, der Ruhe und Ordnung zu nahe trete. Zu weiteren Ausmalungen bieten die Quellen keine Handhabe; sie würden sich leicht ausführen lassen ohne Gefahr, weit von der damaligen Wirklichkeit abzuweichen.

Übrigens sind die Grenzen fließend, welche diese der Mission entgegentretenden Schwierigkeiten von den innerkirchlichen scheiden. In dem letzten Abschnitte der Apostelgeschichte verschwimmen die Brüder, denen der Lehrer der Apostasie ein Anstoß ist, mit den wider ihn fanatisierten Massen von Jerusalem; die Anstifter aber sind Landsleute aus der Zer-

streuung Apostg. 21, 17 f. Man muß es sich klar machen, daß für einen Juden die Zuwendung zum Christentume d. h. zum Messianismus nicht entfernterweise eine ähnliche Wandlung in sich schloß, als die Bekehrung für einen Heiden, so lange es nur ein „Weg“ des hergebrachten Gottesdienstes blieb Apostg. 24, 14 f.; eben deshalb wird man auch auf dieser Seite — der Ausdruck sei gestattet — am frühesten „Kirchenchristen“ finden; solche, denen das positive Religionswesen und seine Herrschaft nach Bestand und Ausbreitung im Vordergrunde stand. Und ferner besaßen diese Kreise in den verschiedenen Arten von Schulweisheit auch die Mischkrüge, in denen das Evangelium mit mancherlei Zuthat versetzt wurde, um es dem natürlichen Menschensinn bequemer und der ganzen bisherigen Denkweise weniger widerstrebend zu machen (2. Kor. 2, 17).

Aus verschiedenen Gruppen dieser altgläubigen Messiasbekenner folgen bald dem Paulus erbitterte Gegner und tragen Verwirrung in seine Stiftungen hinein; bald dringen diese religiösen Mischbildungen unter dem Schein ein, eine höhere Vollendung im Vergleiche mit dem zu bringen, was die ersten Boten zu bieten vermochten (Kolosser). Autorität wird gegen Autorität, Name gegen Name gesetzt und unselige Verwirrung angestiftet (Korinth), wenn doch Mißtrauen gegen die Lauterkeit der Herolde dort tödlich wirken muß, wo alles auf Glauben, auf Vertrauen ruht. Nur zu fern sind solche Sendlinge von dem einzig berechtigten Ehrgeiz eines Boten und Zeugen Gottes, seine Botschaft dahin zu bringen, wo sie noch nie erschollen ist Röm. 15, 20. 21; sie werfen lieber die Netze nach den Seelen und Gemeinden aus, an denen die erste und schwerste Arbeit bereits gethan ist; sie brechen in die fremden Wirkungsgebiete schonungslos hinein Apostg. 20, 29. Und die ehedem so anhänglichen geistlichen Kinder haben vielmals noch nicht die Reife, um den Lockungen zu widerstehen; ja jene Mängel, die von dem Stande der Säuglinge und Unmündigen (1. Kor. 2. 3) kaum zu trennen sind, bieten den Anhalt für die Einwirkung der eindringenden „höheren“ Missionare, die mit dem Ansehen der ältesten Überlieferung einhertreten. Den Kampf genauer zu schildern, ist hier nicht des Ortes; aber es liegt auf der Hand, daß schon die älteste Christenheit den Jammer des Wetteifers zwischen „Kirchenparteien“ für ihre Missionsarbeit gekannt hat. Gottlob! daß der grundlegende Heidenmissionar für sich und alle Nachfolger auch den Trost gefunden hat Phil. 1, 15 f.; nicht minder indes den Mut zum ehrlichen Streit mit Darangabe der ganzen Person, wo es sich um die Wahrheit des Evangelii handelte Phil. 3, 1 f. 2. Kor. 10 f. Galater.

Man könnte diese beklagenswerten Kämpfe Zwistigkeiten in zweiter

Potenz nennen; sind sie doch auf jüdischem Boden erwachsen und ihr Gift dann erst den gemischten Gemeinden eingeimpft Apostg. 15, 1 f. Wo zuerst die Unterschiede heraustraten, wird man die Zusammenstöße als unausbleibliche Entwicklungsknoten schätzen dürfen. Der verschiedene Grad, in welchem die Ausscheidung und Umwandlung des Alten durch den Geist Christi gediehen ist, erzeugt die Unterschiede; und der Ernst, mit dem man sich der Sache hingab, bedingt die Lebhaftigkeit der Auseinandersetzung, wie er jedenfalls eine mehr gleichgiltige Duldung ausschließt. Dieselbe Entwicklung konnte nun aber auch auf dem Boden der heidenchristlichen Kirche nicht ausbleiben; sie hat ebensowohl ihre Zwistigkeiten erster Potenz, welche sich aus ihrer eigentümlichen Lage und Entwicklung erzeugen. Den Anlaß bietet selbstverständlich nicht die Stellung zu Alttestamentlichem und Jüdischem, vielmehr das Verhalten zu dem ringsumher lebenden Heidentum, seinen Kulten, seinen religiösen Vorurteilen, seinen Unsitten, seiner Bildung. Warum es sich dann auch gerade handeln mag, es stehen sich Starke und Schwache gegenüber, keine von beiden Seiten allein im Rechte 1. Kor. 8 f. Röm. 14 f. Jene im Vollbesitz der Gedankenfolgerungen aus den christlichen Grundsätzen, voll Selbstzuversicht und geneigt zur rücksichtslosen Geltendmachung der eignen Freiheit; die andern an Vorurteilen haftend, durch welche sich ihnen die Klarheit in der Anwendung der christlichen Forderungen trübt, bald bereit von ihrer Gewissenhaftigkeit aus über jede Abweichung sich richtend zu überheben, bald zufolge der mangelnden inneren Zusammenstimmung ihrer Anschauungen in der Gefahr sich von den Entschlosseneren wider das eigne Gewissen fortreißen zu lassen.

Die zunächst aufgezeigten Wurzeln, aus denen „Bitterkeit aufwächst und Unfriede anrichtet“ Ebr. 12, 15 gehören dem eigensten Leben der neuen Stiftungen an; seiner Auseinandersetzung mit den bisher waltenden Mächten der Religion und Sittlichkeit. Daneben regen sich auch andre Antriebe, die an der neuen Erscheinung nur günstigen Anhalt für frische Entfaltung finden; es sind angeborene und durch die besondre Kultur entwickelte oder hervorgerufene Neigungen, wie die Lust zum Wortstreit und an der Wortkunst, die Freude an der Kraft des zerlegenden Gedankens bei den Hellenen. Die Formgewandtheit bemächtigt sich gern des neuen Stoffes, um an seiner Bewältigung zu glänzen. Im Gebiete des Gedankens ist aber das Ziel so viel leichter erreicht, als da, wo man die Herrschaft über die bewegliche Zähigkeit des eignen Wollens zu erringen und zu bewahren hat, oder wo man mit den verwickelten Beziehungen des Gemeinschaftslebens zu thun bekommt.

Dazu tritt endlich noch die thatsächlich bestehende Bedeutung der Persönlichkeit im religiösen Gemeinschaftsleben; aus überspannter

Schätzung bei den unter ihren Einfluß Tretenden entspinnen sich Spaltungen; eigne Selbstüberschätzung führt in den unberechtigten Separatismus hinein. Die Erinnerung an bereits Erfahrenes hat wohl den Apostel zum Propheten in dieser Richtung gemacht Apg. 20; es bedarf nicht des Einbruches von außen, die absplitternden Kräfte schlummern in jeder Gemeinde.

So hat es schon in den ersten Jahrzehnten aller Missionsarbeit nicht daran gefehlt, daß die hohepriesterliche Fürbitte Joh. 17, 20 f. sich nicht erfüllte, und das Widerspiel ihrer Erfüllung dem Fortschritt des Glaubens ernste Hindernisse bereitet. Es scheint wenig oder nichts von „den Zeiten der ersten Liebe" vor dem unverschleierten Einblick übrig zu bleiben. Je betrübender diese Beobachtung jemandem wird, um so notwendiger ist die Erinnerung an den Gesamteindruck, dem der strenge Censor dieser Zustände in seinen Dankgebeten Ausdruck leiht. Um ihn in seinem Urteile zu verstehen, wird man ihm auch folgen müssen, wenn er ihnen zuruft: „und solch Gelichter waret ihr" 1. Kor. 6, 9. Man muß bei ihm in die Schule gehen, damit man lerne, wo es auf die Schätzung der Gotteswirkungen ankommt, nicht vornehmlich das in das Auge zu fassen, was noch an der Vollkommenheit fehlt — diese Betrachtung ist bei der Selbstbeurteilung, aber auch nur bei ihr und der Anleitung zu ihr am Platze — vielmehr den Abstand von dem zuvor Gewesenen, wie es ein in das innere Getriebe hineinschauender Mitlebender erkennt, nicht der Nachlebende auf Grund einer vielfach täuschenden Literatur.

Wir wissen es wohl, daß nicht diese mit so manchen Mängeln behafteten Erstlingskirchen das Fundament ausmachen, welches die Kirche aller Zeiten trägt; dieses Fundament liegt tiefer und trägt nicht dieselbe Durcheinandermengung der Baumaterialien an sich wie der weitere Bau. Es ist der Grund der Apostel und Propheten, an welchem Christus der Eckstein ist Eph. 2, 20 vgl. 1. Kor. 3, 10 f. Aber dabei bleibt es doch, daß eben dieses Christentum, welches in diesen Zuständen seine erste geschichtliche Ausgestaltung fand, in der That die Erscheinung des Glaubens ist, welcher die Welt überwunden hat 1. Joh. 5, 4 f. Diese Einsicht ist deshalb als Maßstab an die Gemeinden aller Zeiten zu legen, auch an die Missionsgemeinden, nicht ein willkürlich gebildetes Ideal. Der Maßstab ist da, von der Hand der göttlichen Waltung über seiner Kirche uns dargeboten; ihn zu handhaben, dazu gehört freilich auch geistliches Richten geistlicher Sachen; und wo es sich um das Verhältnis von Geist und Fleisch handelt, gehört eben auch dieses erst recht unter das geistliche Gericht. So kommt eine wahrhaftige und besonnene Schriftforschung einem billigen Urteil über die Erfolge unsrer neueren Mission helfend entgegen. Wie die Apostel die Gemeinden unter ihren Augen beurteilt haben,

nicht anders würden sie auch die jüngsten Sprossen an dem Baume des Gottesreiches schätzen.

Die obigen Betrachtungen wurden in ihren Grundzügen mitgeteilt, nachdem Direktor Buchner über die gerechte Beurteilung der Missionsgemeinden auf Grund eigner Anschauung geredet hatte. Die Zusammenstimmung der Ergebnisse war um so überraschender, als sie völlig unvorbereitet war. Die Parallelen zwischen dem Heutigen und dem Urchristlichen zogen sich von selbst; um sie für den Leser zur Geltung zu bringen, verweise ich auf den in der vorigen Nummer abgedruckten Vortrag Buchners. Der Eindruck jener Stunde verbürgt mir, daß jedem Kenner der Mission die Zusammenstimmung um so gewisser entgegentreten wird, als bei dieser Aufzeichnung jene Vergleichung mir — zum Teil unwillkürlich — vor der Seele gestanden hat. Und da kann ich denn zum Schlusse eine Bemerkung für die Schriftforscher nicht unterdrücken, die mir diese Untersuchung wieder lebhaft aufgedrängt hat.

Nicht nur die Mission findet das Maß für ihr Urteil und ihre Beurteilung an der Schrift; auch die Auslegung der Schrift findet ein wesentliches Mittel zu vollem Verständnis für die dort überlieferten Thatsachen an den gegenwärtigen Erfahrungen von Missionsarbeiten, die ihre Augen im Umgange mit der Schrift haben klären und schärfen lassen. Und der Gesamtertrag dieser wechselseitigen Beleuchtung kann und soll der Kirche und namentlich der Theologie in ihrer gegenwärtigen Sichtung zu gute kommen. Wieder einmal wird die Vergleichung der Religionen in den Dienst gestellt, um dem Christentum seinen ausschließlichen Offenbarungswert streitig zu machen; es habe sich natürlich, wie alle Religionen entwickelt. Diese Religionsvergleichung ist freilich zum Teil sehr willkürlich konstruktiv; zum Teil aber ruht sie auf vermeintlicher Erfahrungskunde. Indes die Materialien sind sehr bedenklicher Art. Wenn irgendwo, so gilt auf dem Gebiete des religiösen Lebens, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt wird. Gewiß haben auch die Missionare mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die Heiden richtig zu verstehen; auf ihrer Seite manche Vorurteile und ein ganz andres Bestreben als das der Forschung; bei ihren Gegenständen sowohl die Fremdartigkeit der Vorstellungsweise als vielmals Unaufrichtigkeit. Indes das alles wird allmählich überwunden und langsam wird eine wachsende Einsicht gewonnen. Was wollen gegen eine solche mühsam und stetig vorschreitende Kunde, zu der die einfachsten Seelsorger, wie geschickte Organisatoren und anerkannte Forscher in Sprach- und Volkskunde beitragen, jene flüchtig abgeschöpften Beobachtungen der Reisenden bedeuten, über deren Mangel an Sinn für alles Religiöse, oft selbst für das Sittliche ihre Selbstbekenntnisse keinen Zweifel gestatten! Sorgfältige eigne Beobachtung, nüchterne unvoreingenommene Auffassung, erfahrungsmäßiges Verständnis für die Art der Gegenstände sind die Vorbedingungen für alle Empirie. Unverfälschtes Heidentum und die Wirkung des schriftgemäßen Evangelium auf dasselbe, diese Thatsachen im bestimmten Sinne zu beobachten sind lediglich unsre Missionare in der Lage. Und da wird dann der Erweis von Geist und Kraft wahrgenommen, und in ihm der Beleg dafür, daß die Boten Christi nicht nur eine der Erscheinungsformen des Welt-Geistes neben andern vertreten, sondern „was kein Auge geschaut, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“

Confucius.

Leben, Wirken und Einfluß.

Von Missionar Dietrich.

3. Confucius als Beamter.

Schon in seinem 20. Jahre hatte er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger in dem Maße erworben, daß man ihm verschiedene untergeordnete Gemeindeämter übertrug. Zunächst wurde ihm die Verwaltung der Gemeindekasse übertragen und die Feststellung von Gewicht und Längenmaßen, im darauf folgenden Jahre wurde er zum Inspektor der Gemeindefelder, Gärten und Herden berufen und bald zeichnete sich der von ihm verwaltete Bezirk durch seine praktischen und pünktlichen Einrichtungen aus. So klein und unangesehen auch diese Ämter waren, so gewissenhaft suchte er sie zu verwalten. Mencius V 2, 5 heißt es: „Als Confucius Magazin-Aufseher war, sagte er: „Halte ich meine Rechnungen in Ordnung, so genügt das; und als er Aufseher über Felder und Herden war, sagte er: Wenn die Ochsen und Schafe wie das Gras aufschießen, groß und fett sind, so genügt das.“ Mencius bemerkt dazu: „Wer in niedriger Stellung von hohen Dingen philosophiert, vergeht sich, wer aber im Dienst des Fürsten ist und die rechten Prinzipien nicht übt, muß erröten.“

Während der Trauerzeit um seine Mutter zog Confucius sich von den öffentlichen Ämtern zurück und blieb lange ohne ein solches.

Im 47. Jahre wurde er vom Fürsten Ting-Kung zum Bürgermeister der Stadt Tschung tu und dann jedes Jahr befördert bis er im 50. Jahre zum Kriminal-Minister in Lo ernannt wurde. Aus seiner Amtswirksamkeit in seiner ersten Stelle wird folgendes berichtet:

„Er regelte die Ernährung der Lebenden und die Begleitung der Toten; er ordnete den Unterschied der Nahrung zwischen ältern und jüngern und die Frondienste unterschied er nach der Stärke und Schwäche der einzelnen. — Er hielt auf die Trennung von Männern und Frauen, damit sie auf Wegen und Stegen nicht zusammenträfen. Er sorgte, daß die Gefäße nicht verziert waren, aber auch nicht gefälscht wurden; bestimmte, daß die Bretter der Särge 5 Zoll dick seien; auf Hügeln und Anhöhen sollten die Gräber, auf denselben aber keine Hügel sein, sie auch nicht mit Bäumen bepflanzt werden. Nachdem dies ein Jahr lang befolgt war, wurde es zur Regel bei allen Fürsten im Westen des Reiches. So bahnte er eine Reorganisation der Regierung an, die nach allen Seiten wohlthätig wirkte. „Untreue und Unredlichkeit müssen als schmachvoll angesehen und darum gehaßt werden; Treue und Redlichkeit sollen den Mann auszeichnen, Keuschheit und Willigkeit die Frau.“

Im nächsten Jahre wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten. „Er unterschied die fünf Bodenarten und sorgte dafür, daß jedes Produkt am rechten Platz und zur rechten Zeit gepflanzt wurde.“

Darnach erhielt er das Amt eines Kriminal-Ministers, worüber Confucius sehr erfreut war. Hierüber verwundert befragte ihn sein Schüler und sagte:

„Ich hörte, daß der Weise im höchsten Unglück keine Furcht, beim höchsten Glück keine Freude zeige, daß nun Meister, nachdem er das Amt erhalten hat, sich so erfreut zeigt, was ist das? Confucius antwortete: So habe ich gesagt, aber ich habe nicht gesagt, nur ein untergeordneter Mensch freut sich, wenn er einer Ehre teilhaftig wird." Plath S. 60.

Dieses Amt begann er mit einer exemplarischen Bestrafung eines Mannes, Namens Schao-tsching-mao. Über das Verbrechen erfahren wir wenig. Er war ein Großer. Die Anklage lautete, er errege Unruhen und Verwirrung in der Regierung und seine Verurteilung zum Tode erfolgte schon nach 7 Tagen. Nach der Hinrichtung blieb die Leiche 3 Tage ausgestellt.

Sein Schüler Tseukung nahm Anstoß daran und stellte Confucius darüber zur Rede. Er sagte: „Schao-tsching-mao ist ein angesehener Mann. Jetzt, da Meister die Regierung führt, beginnt er damit, ihn zu strafen; wäre es nicht besser gewesen, es wäre unterblieben?" Confucius antwortete: „Bleibe, ich will dir den Grund sagen. Im Reiche giebt es 5 große Übelthaten und Diebstahl und Raub sind noch nicht darunter miteinbegriffen. Das erste ist ein widersetzliches Herz, das sich noch groß thut; das zweite ein gemeines Betragen und sich dabei als ein Weiser gebärden; das dritte verleumderische Reden unter dem erkünstelten Schein der Wahrheit; das vierte abscheuliche Reden und diese verbreiten; das fünfte dem Schlechten folgen und dabei wohlthätig erscheinen. Welcher Mensch von diesen fünf Übelthaten nur eine hat, ist nicht zu verschonen und der Weise bestraft ihn; Schao-tsching-mao hat aber alle diese Fehler zusammen. Sein Verhalten reicht hin alles zu umfassen; sein Reden reicht hin alle zu blenden, und seine Widersetzlichkeit reicht hin alles umzukehren. Solche Ausschweifungen dürfen nicht ungeahndet bleiben. So straften die Alten. Die Männer waren aus verschiedenen Zeiten, aber ihre Schlechtigkeit war gleich; daher konnte ihm auch nicht verziehen werden."

Auch folgende Geschichte stammt aus dieser Periode.

Eines Tages verklagte ein Vater seinen Sohn wegen Impietät. Confucius machte kurzen Prozeß und steckte beide ins Gefängnis und ließ die Sache 3 Monate lang ununtersucht. Da bat der Vater, es dabei bewenden zu lassen, und Confucius entließ beide. Als der Fürst dies hörte, war er unzufrieden und sagte: „Der Minister täuscht mich; früher ermahnte er mich und sagte: im Reiche und in der Familie ist sicher das erste die Pietät. Was hindert ihn, den unfrommen Sohn gleich hinrichten zu lassen, das Volk Pietät zu lehren, wie kann er jetzt so leicht verzeihen?" Als Confucius diese Worte des Fürsten mitgeteilt wurden, seufzte er und sprach: „Wenn der Obere seinen rechten Weg verläßt und dann seine Untergebenen hinrichtet, so ist das kein Recht; wenn ein Vater seinen Sohn nicht anleitet zur Pietät, dann seine Anklage hören, das heißt einen Unschuldigen töten. Gesetzt 3 Heere erlitten

eine Niederlage, so kann man doch die Soldaten nicht alle töten, die Gefangenen, die nicht gut geführt wurden, kann man doch nicht alle bestrafen! Wenn die Obern nicht die erforderliche Unterweisung erteilen, so ist der Grund der Schuld nicht beim Volke. Nicht unterweisen und doch verlangen vollkommen zu sein, ist grausam. . . . Der Schuking sagt: Gerecht sei die Strafe, gerecht sei die Hinrichtung, aber folge nicht deiner Neigung und die Angelegenheit sei sorgfältig untersucht; erst belehre man das Volk und erst darnach bestrafe man Übertretungen. Wenn das Volk 3 Jahre lang unterwiesen ist, und es bleibt dann noch verkehrt, folgt nicht und bessert sich nicht, dann muß Strafe eintreten, denn dann weiß alles Volk, daß es Verbrechen begangen hat. Das jetzige Geschlecht macht es aber nicht so. Brechen Unruhen aus, erst dann belehrt man das Volk über die Strafen und macht, daß es betrogen wird, liegt es in dem Abgrund, dann verfolgt und straft man es, ohne daß die Räuber überwunden werden. Von solchen, die einen 3' hohen Wall und einen leeren Wagen nicht ersteigen können, verlangt man, daß sie einen Hügel von 100 Faden und einen beladenen Wagen ersteigen können."

Unter der weisen Verwaltung des Confucius nahm Lo bald eine hervorragende Stelle unter den Fürstentümern ein. Dies erweckte Neid und Mißgunst. Der Herzog von Thsi fürchtend, Lo möchte unter der weisen Regierung seines großen Ministers ein gefährlicher Nachbar werden, schmiedete Ränke, um den Fürsten mit seinem Minister zu entzweien. Den Hang des Fürsten zur Sinnlichkeit, sowie den Abscheu des Ministers gegen alle Üppigkeit kennend, suchte er diesen Punkt zur Ausführung seines Planes zu benutzen. Er sandte dem Fürsten, wahrscheinlich bei einer festlichen Gelegenheit, ein Geschenk von 80 schönen, in Musik und Tanz geübten Weibern und 120 zugerittenen Pferden. Der Zweck wurde erreicht und die Leidenschaft des Fürsten durch diesen Sinnenreiz aufs äußerste entfesselt. Nun war ihm die Anwesenheit seines ernsten und sittenstrengen Ministers lästig. Dieser ging ungern und nicht so bald, hoffend der Fürst werde noch wieder zur Besinnung und Umkehr kommen. Als er aber bei dem jährlichen großen Opfer für den Himmel Confucius keinen Anteil des Opferfleisches sandte, nahm dieser seinen Abschied und ging langsam von dannen, immer noch hoffend, man werde ihm einen Boten nachsenden, um ihn zurückzurufen. Aber der Fürst verharrte in seinen Lastern und Confucius verließ sein Amt, sein Haus und sein Land. „Das Hoflager war eben nicht der Platz für den Patrioten." Er hielt dafür, wenn der Fürst nicht auf die Vorstellungen seines Beamten achtet, so muß dieser sein Amt niederlegen, er sagt:

„Der Kaiser erhält seine Befehle vom Himmel, der Beamte erhält seine Aufträge vom Fürsten; darum, wenn die Befehle des Fürsten denen des Himmels entsprechen, dann befolgt der Beamte dieselben, sind aber die Befehle des Fürsten den Anordnungen des Himmels zuwider, so widersetzt sich der

Beamte auch den Befehlen des Fürsten. Den nur nennt man einen großen Beamten, der den rechten Prinzipien gemäß dient, kann er das nicht, so tritt er ab; er führt die Befehle des Fürsten nur aus, wenn sie gerecht sind." „Ein entschlossener Beamter vergißt nicht seine Pflicht, weiß er auch, daß er in einen Graben gestürzt wird und seinen Kopf verliert."[1]) Sein Grundsatz war: „Ein Amt mit Beibehaltung meiner Grundsätze oder Armut mit Würde." Er sagt: „Groben Reis zum essen, Wasser zum trinken und den gebogenen Arm als Kopfkissen, damit kann ich mich begnügen, aber Reichtum und Ehren durch Ungerechtigkeit erlangt, sind für mich wie eine zerfließende Wolke." Du Bose S. 101.

4. 14jährige Wanderzeit.

Mit dem Aufgeben seines Amtes in Lo begann für Confucius eine 14jährige Wanderschaft, während welcher er von einem Staate zum andern reiste, Ruhe und Anstellung suchend, aber nirgends findend; überall hoffend einen Regenten anzutreffen, der seine Ratschläge annehmen werde, und überall wurde er enttäuscht. Er selbst war fest überzeugt davon, daß die Durchführung seiner Regierungsprinzipien, besonders in der Zeit des Verfalls des Reiches, wo die kleinen Feudalstaaten alle miteinander in Krieg lagen, mit vorzüglichem Erfolg gekrönt sein werde; aber bei den Fürsten fand er kein Verständnis dafür, und dies erfüllte das Herz des großen Staatsmannes mit tiefer Trauer. Mit folgenden Worten spricht er seinen Unmut darüber aus: „Mögen meine Ratschläge auch verachtet werden, so habe ich doch das tröstliche Bewußtsein in meiner Brust, treu meine Pflicht gethan zu haben."

Was Confucius in dieser Prüfungszeit, in der er, was die Aussicht auf endliche Anerkennung seines Regierungssystems anlangte, aus einer Enttäuschung in die andere fiel, nicht verzweifeln ließ, war die feste Überzeugung, daß er seine Berufung vom Himmel hatte.[2]) Inmitten aller Verkennung ruft er aus: „Aber der Himmel kennt mich;" und: „Der Edle wird davon gehen, aber seine Lehren werden von einigen verständigen Fürsten erkannt werden und diese werden seine Ratschläge in eine heilsame Bewegung setzen, die kräftig nach allen Richtungen durchbrechen wird, bis durch sie das ganze Reich umgebildet sein wird." Du Bose S. 101.

Lo verlassend ging er zunächst zu dem Fürsten Ling kung in Wei.

[1]) Plath: über die Verfassung und Verwaltung Chinas S. 23—25.

[2]) Trotz seiner Berufung auf den Himmel und dessen Bestimmung war er doch im Banne des Aberglaubens und wie z. B. Napoleon I. an seinen Stern glaubte, so Confucius an das ihm Glück verheißende „Einhorn." Als er erfuhr, ein solches Tier sei von einigen Landleuten getötet, eilte er an den Ort, und das getötete Tier erblickend brach er in Weinen aus und schrie: „O Einhorn! o Einhorn! König unter den Tieren, seitdem du tot bist, können meine Belehrungen keinen Erfolg, erlangen." Du Bose Seite 108.

Auf dem Wege dahin übernachtete er in dem Städtchen Yi. Der dortige Beamte verlangte Confucius zu sehen. Als er wieder ging sagte er zu den Schülern: „Was seid ihr bekümmert, daß euer Meister sein Amt verloren hat? Das Reich ist schon lange im Zustand der Anarchie, aber der Himmel machte euern Meister zu einer Sturmglocke.“ Von dem Fürsten in Wei wurde er freundlich aufgenommen und ihm die gleichen Einkünfte, die er in Lo hatte — 60000 Pikul Reis in der Hülse — zugesichert. Er fürchtete aber ein Verbrechen zu begehen, wenn er ohne Anstellung Besoldung annehme und verließ nach 10 Monaten Wei wieder. Er ging nun nach Tschhin.

Auf dem Wege passierte er die Stadt Khuang. Die Leute hielten Confucius für den Tyrannen Yanghu von Lo, der sie früher grausam bedrückt hatte. Sie griffen ihn und sperrten ihn ein. Sein Schüler Tseu-lu erzürnt darüber, griff zu seiner Lanze, um seinen Meister zu verteidigen. Confucius hielt ihn aber zurück und sagte: „Warum vertraust du so wenig der Humanität und dem Rechte! Der Schiking und der Schuking sind noch nicht erklärt, der Liki und der Yoki sind noch nicht eingeübt, das ist meine Schuld. Daß ich nicht Yanghu bin und sie mich für Yanghu halten, das ist nicht mein Vergehen, das ist Bestimmung. Ich singe und du begleitest mich.“ Tseu-lu griff in die Saiten und Confucius sang dazu. Nachdem sie den dritten Gesang beendet hatten, öffneten die Leute von Khuang den Verschlag und entließen ihn.

Er ging nach Thsao, verweilte aber auch hier nicht lange, sondern ging bald nach Sung. Auf der Reise ließ er sich mit seinen Schülern unter einem Baume nieder und unterhielt sich mit ihnen über Anstandsregeln. Der Befehlshaber des Heeres von Sung wollte Confucius töten und ließ den Baum umhauen. Confucius von seinen Schülern zur Eile gedrängt, ging langsam weg und sagte: „Der Himmel hat die in mir vorhandene Tugend hervorgebracht, was sollte mir der Hoan-thui thun?“ A. 7, 22.

Von Sung ging er bald nach Tschhing. Seine Schüler waren zurückgeblieben und vor der Stadt angekommen, wartete der Meister auf sie.

Die Schüler fragten einen von der Stadt kommenden Mann, ob er Confucius gesehen habe. Dieser sagte: „Am Ostthor sahe ich einen Mann, dessen Gestalt hatte Ähnlichkeit mit der der alten heiligen Kaiser, er sah traurig und bekümmert aus, als ob er hungert, und wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat. Ein Schüler erzählte dies Confucius und dieser antwortete: „Es ist nichts an dem, was er sagt, bis auf den Hund, der seinen Herrn verloren hat, wie könnte ich wagen das übrige auf mich zu beziehen?“ Der Schüler erwiderte: „Ich verstehe nicht recht die Bemerkung von dem Hund.“ Confucius sagte: „Du allein also siehst nicht den Hund, der seinen Herrn verloren hat. Er sammelt für einen Sarg und bereitet die Opfergefäße, er schaut um sich und sieht keinen Menschen; seine Absichten und

Wünsche dehnt er aus, aber nach oben ist kein erleuchteter König, kein weiser Beamter, der Verständnis für ihn hätte. Der rechte Weg geht verloren; die Regierung verfällt; der Unterricht fehlt; mächtig sind die Hohen, schwach die Menge; grausam bedrückt sind die Schwachen und das Volk ist leichtsinnig. Da ist niemand, der Kontrolle übt; ich wünschte sie zu erhalten, aber wie kann ich das unternehmen?" (Plath S. 84.)

Als er auch in Tschhing seine Absicht nicht erreichte, ging er von dort nach Tschhin, wo er längere Zeit verweilte. Hier gelang es ihm den Fürsten durch Hinweis auf das gute Beispiel der alten heiligen Kaiser zu bewegen, einen unbegründeten Todesbefehl rückgängig zu machen. Als bald darauf Tschhin durch Räuberbanden unsicher gemacht wurde, rief er seine Schüler zusammen und sagte: „Kehren wir zurück! kehren wir zurück! ich kleiner Dorfsohn bin stark und mächtig geworden, vergesse aber meinen Ausgang nicht." Hierauf verließ er Tschhin und kam an Pu vorbei, wo sein Schüler Tseu-lu Gouverneur war.

Confucius fragte: „Wie ist Pu?" Tseu-lu antwortete: „Es ist eine Stadt mit vielen einflußreichen Gelehrten und darum schwer zu regieren." Confucius antwortete: „Um beliebt zu werden, mußt du mit Rücksichtnahme und Ehrerbietung die oberste Leitung führen und kraftvoll und milde das Recht handhaben. Energie mit Güte bewirken Einigung, Beschränkung und Mitleid beim Verurteilen, vermögen Ausschreitungen zu verhüten. Wenn du so verfährst, ist die Regierung nicht schwer." — Vor einer drohenden Überschwemmung ließ Tseu-lu die Dämme ausbessern und die Abzugskanäle reinigen. Da das Volk bei diesem Frondienst Mangel litt, so verabreichte der Gouverneur Nahrung an die Arbeiter. Als Confucius davon hörte, sandte er einen Boten an Tseu-lu und tadelte diesen. Dieser antwortete mißvergnügt: „Meister hielt mich zuerst an Humanität zu üben und nun, da ich es thue, will er mich daran hindern; ich verstehe das nicht." Confucius antwortete: „Du sagst, das Volk hungere, warum zeigst du dies dem Fürsten nicht an, daß er die Kornmagazine öffne und das hungernde Volk mit Nahrung versorge? Indem du ihnen von deinem Eigenen Nahrung verabreichst, verdunkelst du das Wohlwollen des Fürsten und kehrst nur deine Tugend und Gerechtigkeit heraus. Unterlasse dies schnell, sonst bist du von einem Vergehen nicht fern."

Der Fürst Lingkung von Wei nahm Confucius freundlich auf, hatte häufig Unterredungen mit ihm, aber kein Amt für ihn. Auf die Frage des Fürsten wegen guter Regierungsmethode, antwortete Confucius:

„Liebt man die Menschen, so wird man wieder geliebt, ist man böse gegen sie, so sind sie wieder böse, weiß man sich selber zu erreichen, so weiß man auch andere zu erreichen; wenn der Fürst sich selbst kennt, so braucht er nicht zum Palast hinauszugehen und er kennt doch das ganze Reich."

Hierauf besuchte er den Fürsten von Sche.

Der Fürst sagte zu Confucius: „Unser Stamm hat sehr redliche Leute, denn wenn der Vater ein Schaf stiehlt, zeugt der Sohn gegen ihn." Confucius antwortete: „Die Redlichkeit in meiner Heimat ist verschieden von der

eurigen. Der Vater verbirgt die Vergehen des Sohnes und der Sohn die des Vaters. Das ist Redlichkeit!"

Als der Fürst sich über Confucius bei einem seiner Schüler informieren wollte, gab ihm dieser keine Antwort. Confucius damit unzufrieden sagte: „Warum antwortest du nicht? Hättest sagen sollen, er ist ein Mann, der unermüdet den rechten Weg verfolgt und der in seinem Eifer, Kenntnisse zu erlangen, Essen und Trinken, und in seiner Freude über ihren Besitz, allen Kummer vergißt und nicht bemerkt, daß er darüber alt wird; das hättest du sagen sollen."

Darauf ließ ihn der Fürst von Tshu zu sich einladen. Zwei Heerführer von Tschin und Tschai verhinderten seine Reise dorthin, indem sie ihm und seinem Gefolge die nötigen Lebensmittel vorenthielten. Seine Schüler waren über diese Behandlung entrüstet und Tseu-lu sagte: „Muß denn auch der Weise so not leiden?" Confucius erwiderte:

„Der Weise bleibt auch im Mißgeschick fest, während der Unweise in der Not verlottert." Die Unzufriedenheit seiner Schüler merkend sprach er einzeln mit ihnen. Zu Tseu-lu sagte er: „Der Weise studiert viel und untersucht sorgsam, trifft er aber die rechte Zeit nicht, was vermag er da allein gegen die Menge? Die Tschhi-lau Blume wächst tief im Walde unbemerkt und da keine Menschen da sind, spürt man ihren Duft nicht. So bildet der Weise das edle Prinzip aus, steht fest in der Tugend und ändert wegen Not und Bedrängnis seine Überzeugung nicht. Leben und Tod hängt von der Vorherbestimmung ab. Wenn der Weise in Bedrängnis ist, hat er dennoch keinen Kummer und denkt, daß er künftig dem entgehen könne. Werden seine guten Absichten nicht erreicht, so kennt er doch deren Anfang und Ende und dies genügt ihm."

Sein Schüler Tseu-kung sagte verdrießlich: „Des Meisters Prinzip ist zu hoch, drum kann es niemand fassen; könnte Meister nicht etwas davon ablassen?" Confucius antwortete: „Ein guter Ackersmann kann wohl das Korn säen, aber er kann nicht garantieren dafür, daß es auch eingeerntet werde; ein guter Handwerker kann wohl geschickt arbeiten, aber kann nicht bewirken, daß er damit Anerkennung finde. So kann der Weise oder Edle wohl sein Prinzip ausbilden, sein Netz ausspannen und die Fäden ordnen, aber er kann nicht bewirken, daß es auch angenommen wird."

Nachdem ihn der Fürst von Tschu aus seiner Bedrängnis befreit hatte, verweilte Confucius einige Zeit bei ihm; seine Anstellung wurde aber durch den Minister hintertrieben. So kehrte Confucius 62 Jahre alt nach Wei zurück. Hier erlangten mehrere seiner Schüler Beamtenstellen und der Fürst wünschte, daß Confucius die Regierung übernehme. Tseu-lu mußte ihm die diesbezügliche Anfrage übermitteln.

„Wei's Fürst erwartet, daß Meister die Regierung übernehme, was muß nach Ansicht des Meisters da zuerst geschehen?" Confucius antwortete: „Zuerst und unter allen Umständen muß der Name berichtigt werden," d. h. der regierende Fürst solle zu Gunsten seines Vaters, der in der Thronfolge eines früheren Vergehens wegen übergangen war, abdanken. Tseu-lu sagte: Ist es

das? Du bist weit vom Ziele; wäre das eine Berichtigung?" Confucius antwortete: „Du bist doch ein rechter Bauer; was der Weise nicht versteht, darüber ist er zurückhaltend. Wenn der Name nicht der rechte ist, so ist das Wort nicht entsprechend, dann wird auch der Zweck nicht erreicht; wird der Zweck nicht erreicht, so haben Etikette und Musik keinen Fortgang; befinden sich diese nicht im rechten Fortgang, dann werden Strafen und Züchtigungen nicht recht angewendet und geschieht dies nicht, so weiß das Volk nicht Hände und Füße recht zu gebrauchen. Der Weise bedient sich daher Namen die recht ausgesprochen und ausgeübt werden können und ist sehr darauf bedacht, daß in seinen Worten keine Ungenauigkeiten vorkommen.

Trotz des Gunst des Fürsten fand er aber auch in Wei kein Amt, folgte der Einladung des Fürsten von Lo und kehrte nach 14jähriger Abwesenheit in seine Heimat zurück. Aber auch hier erlangte er keine Anstellung; wohl befragte ihn der Fürst in verschiedenen Angelegenheiten, aber Einfluß gewann er nicht. Plath II. 1. S. 73 — II. 2. S. 40.

Auf diesen sowie auf seinen früheren Wanderungen begleitete ihn stets eine große Zahl seiner Schüler, die aus allen Teilen des Landes zu ihm kamen und bei ihnen erreichte er in vollem Maße, was er bei den Fürsten vergeblich suchte. (Schluß folgt.)

Gemischte Zeitung.

1. Auflösung des Antisklaverei-Komitees.

Das s. Z. mit so vielem Geräusch und so großen Erwartungen ins Leben gerufene deutsche Antisklaverei-Komitee ist nicht mehr. Ein praktisches Ergebnis hinsichtlich der Bekämpfung der Sklaverei bzw. des Sklavenhandels hat die ganze Bewegung nicht gehabt. Wohl aber hat sie viel Geld gekostet.

Die Einnahmen betrugen:

Aus der Lotterie	1959639	M.
Petersstiftung	67612	„
Deutsch-Ostafrik. G.	35000	„
Zinsen	53152	„
Sonstige Zuwendungen	8952	„
Summa:	2124355	M.

Die Ausgaben betrugen:

Wißmann-Dampfer	873175	M.[1]
Expedition Blumenau	85419	„
„ Hochstetter-Fischer	220430	„
„ Borchert-Schweinitz	312932	„
Expeditionen Gemmer und Werther	162504	„
Expedition Langheld	81902	„
Viktoria-See-Expedition	38032	„
Rufidschi-Expedition	2011	„
Petersdampfer	101310	„

[1]) Ohne die speziellen Sammlungen im Gesamtbetrage von 280000 M.

Reisekosten (?)	10334 M.
Gehälter	46363 „
Unkosten der General-Vertretung	42036 „
Bestände und Inventar	10071 „
Wertpapiere	114049 „
Summa:	2100568 M.

Da Herr von Wißmann noch 35000 M. beansprucht, bezüglich der Expedition Langheld und des Petersdampfers gleichfalls Nachforderungen ausstehen und auch sonst noch viele andere Ansprüche zu befriedigen sind, so reichen die vorhandenen Überschüsse zur Begleichung nicht aus und es ist sehr unwahrscheinlich, daß das Reich die Schulden deckt. Mit dem Gelde ist sehr generös umgegangen und die Ergebnisse stehen jedenfalls nicht im Verhältnis zur Höhe der respektabeln Summen, die aufgewendet worden sind. Der Transport des Petersdampfers nach dem Viktoria-See ist aufgegeben worden; wo derselbe heute Siesta feiert, ist mir unbekannt. Daß er für den Viktoria-See untauglich und überflüssig ist, steht nach den Erklärungen des Chefs der betreffenden Expedition außer Zweifel (Graf von Schweinitz: „Deutsch-Ostafrika 175). Nur der Wißmanndampfer ist auf dem Nyassa (nicht auf dem Tanganyika, wie ursprünglich beabsichtigt war) in Dienst gestellt und es scheint ja, als ob er auch wirklich guten Dienst thun werde. Aber jedenfalls wird sein Unterhaltung viel Geld kosten.

2. Mohammedanische Religionslehrer an den deutschen Regierungsschulen in Ostafrika.

In einem Aufsatz über „Ostafrikanische Schulen" befürwortet Dr. O. Baumann in der deutschen Kolonial-Zeitung 1894, 56 die offizielle Anstellung von Mwalims d. h. mohammedanischen Religionslehrern an den deutschen Regierungsschulen. Er thut dies nicht bloß, um dadurch den religionslosen deutschen Schulen, welche aber von den Eingebornen als christliche betrachtet und darum gemieden würden, einen zahlreichen Besuch zu verschaffen sondern fast noch mehr, weil er glaubt durch eine angemessene Besoldung und den Titel: „Kaiserlich deutscher Religionslehrer" die einflußreichen Mwalims für das deutsche Interesse zu gewinnen. Der Mohammedanismus sei einmal die herrschende Religion an der Küste, so „muß der Staat auch offiziell als Schirmer der mohammedanischen Landesreligion auftreten." Den nicht offiziell angestellten Mwalims sei die Lehrberechtigung zu entziehen. Alle Kinder, welche nun mohammedanischen Religionsunterricht von einem „Kaiserlich deutschen Mwalim" begehren, seien zu zwingen, auch „den Unterricht des deutschen Lehrers zu besuchen, während ein umgekehrter Zwang natürlich nicht zu bestehen braucht." „Damit wären alle Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst." „Auch die Zöglinge der protest. Mission könnten dann anstandslos die Schule besuchen." Also die deutsche Kolonialregierung, die offizielle Schirmherrin des Islam, der Islam Kaiserlich deutsche Staatsreligion in Ostafrika und die Zöglinge der protest. Mission Schüler der Staatsschulen mit Kaiserlich deutschen Mwalims als Religionslehrer — das ist der neueste kolonialpolitische Sirenengesang! Nun ist allerdings unsere junge Kolonialpolitik nicht gerade arm an Überraschungen; aber daß die deutsche Reichsregierung sich zur offiziellen Trägerin eines isla-

mischen Summepiskopats machen werde, das halten wir doch für außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. In ihren schlimmsten Zeiten hat allerdings die ostindische Kompani sich dazu hergegeben, Pflegerin heidnischer Kultusstätten zu sein, aber heidnische Religionslehrer hat selbst sie unsers Wissens nicht angestellt. Die niederländische Kolonialregierung ist weit gegangen in der Protektion des Mohammedanismus, aber Regierungsschulen mit offiziell angestellten Koranlehrern hat auch sie nicht eingerichtet. Wir verstehen es, daß eine christliche Kolonialregierung, die über eine nichtchristliche Bevölkerung herrscht, grundsätzlich religiöse Neutralität beobachtet, aber daß sie ein Summepiskopat über eine nichtchristliche Religion ausübt, das könnte man doch nur als ein Ärgernis bezeichnen. Es giebt auf unsern Schutzgebieten wahrlich schon Ärgernisse genug; von diesem wenigstens hoffen wir verschont zu bleiben, ganz abgesehen davon, daß solche religiös-offizielle Sanktionierung des Mohammedanismus auch eine sehr unkluge Kolonialpolitik ist, wie niederländisch Indien reichlich zu erfahren Gelegenheit gehabt hat.

3. Wie teuer eine afrikanische Eisenbahn ist.

Wie viel Geld Dampfer kosten, welche nach den afrikanischen Seeen befördert werden, zeigt u. a. die Erfahrung, welche das deutsche Antisklaverei-Komitee gemacht hat. Und die Eisenbahnen kosten noch mehr, nicht bloß Geld sondern auch Menschen. An der kleinen Strecke von 40 Kilometern, welche jetzt von der Kongoeisenbahn fertig gestellt ist, haben 7000 Farbige gearbeitet; von diesen sind 3500, also die Hälfte, gestorben. Der offizielle Bericht sagt zwar: „Tot oder desertiert;“ man wird aber kaum irren, wenn man das: „oder desertiert“ als eine Arabeske betrachtet, welche den erschreckenden Eindruck des massenhaften Sterbens dieser Eisenbahnarbeiter ein wenig mildern soll. Vermutlich ist auch von den 1500, die als „in die Heimat befördert“ angegeben werden, noch ein bedeutender Prozentsatz Kranker, von denen mancher die Heimat nie erreicht haben wird. Wie verbürgte Nachrichten bezeugen, sind unter diesen Eisenbahnarbeitern viele Sklaven gewesen, für deren Lieferung den Unterhändlern einer deutschen Firma, Wölber & Brohm, beträchtliche Summen gezahlt worden sind, pro Person 400 M. Und derselbe Staat, der diese Sklaven opfert für seinen Eisenbahnbau führt kostspielige Kriege gegen die arabischen Sklavenhändler!

4. Uganda unter britisches Protektorat gestellt.

Endlich ist die Ugandafrage, die nicht bloß die britischen kolonialen Kreise so lange Zeit in Aufregung gehalten hat, zur kolonialpolitischen Erledigung gekommen, nachdem das auswärtige Amt im Parlament die offizielle Erklärung abgegeben hat, daß es nach sorgfältiger Erwägung des Portalschen Berichts und aller einschlagenden Fragen den Beschluß gefaßt habe, Uganda definitiv unter britischen Schutz zu stellen. Behufs der Organisation der Verwaltung scheint man ganz den Vorschlägen Sir G. Portals folgen zu wollen: ein britischer Resident mit einem Stabe von 13 englischen Offizieren und 500 sudanesischen Soldaten im Lande selbst und 2 britische Kommissare als Etappenkommandanten auf dem Wege von der Küste bis zum See mit einer entsprechenden Anzahl von Offizieren, Soldaten und Trägern. (Int. 1894, 321).

5. Die politische Lage in Hawaii.

Nachdem seitens des Präsidenten und Senats der Vereinigten Staaten die Aufnahme Hawaiis in die Union abgelehnt worden ist, hat die provisorische Regierung für den 2. Mai die Wahl von 18 Delegierten ausgeschrieben, welche im Verein mit einem Komitee aus ihr selbst dem Inselreich eine republikanische Konstitution geben sollen. Die Royalisten sind von vornherein dadurch von der Wahl ausgeschlossen, daß von den betreffenden Deputierten ein Eid gefordert wird, die Restitution der Monarchie nicht zu unterstützen. Die Lage wird aber dadurch höchst verwickelt, daß unter den Antimonarchisten mehrere Parteien bestehen, welche sich unter einander heftig bekämpfen. Den Gegenstand der Differenz bilden vornehmlich die eingewanderten Japaner. Zur Zeit bildet nämlich die Zuckerproduktion die Haupteinnahme von Hawaii. Nun braucht man zu dem Betrieb der sehr einträglichen Zuckerplantagen Arbeiter von auswärts und das nächste Streitobjekt ist, ob asiatische oder europäische Arbeiter. Die Zuckerbarone sind für asiatische, weil diese billiger sind, die übrige Bevölkerung will die asiatische (chinesische und japanische) Einwanderung möglichst beschränken und Hawaii zu einer Kolonie für Weiße zu machen. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht nun dadurch, daß die japanischen Arbeiter, jetzt 21000, den Anspruch erheben, das Stimmrecht zu erhalten und daß dieser Anspruch seitens der japanischen Regierung mit aller Energie unterstützt wird, mit der Drohung: die fernere Einwanderung japanischer Arbeiter zu verbieten, wenn man ihnen das Stimmrecht nicht gewährt. Die chinesischen Arbeiter, über 15000, haben anfänglich diesen Anspruch nicht erhoben, aber jetzt macht ihn der chinesische Resident gleichfalls geltend. Die etwa 10000 Portugiesen stehen auf der Seite der Gegner der Monarchie, aber der antiasiatischen. Nun liegt auf der Hand, daß das weiße Element gegenüber den in dieser Frage einigen Asiaten sich in einer ganz bedeutenden Minorität befindet und je länger je mehr bemächtigt sich seiner die Furcht, daß Japan, gestützt auf die Stimmen der vereinigten japanischen und chinesischen Arbeiter sich ganz und gar des Landes bemächtigen könne. Denn, heißt es in unsrer Quelle, „die Japaner sind ein ruheloses und ehrgeiziges Volk mit einer hohen Meinung von seinen eigenen Verdiensten und seiner großen Bedeutung und geneigt in ihren Forderungen dreist zu sein.“ Nun sind die Zuckerbarone, welche die Majorität in der provisorischen Regierung bilden, durch die Drohung der japanischen Regierung, die Einwanderung zu verbieten, wenn ihren Landsleuten das Stimmrecht vorenthalten werde, in große Angst geraten und um sich die billigen Arbeiter zu sichern, haben sie in den Verhandlungen mit der japanischen Regierung sich bereit erklärt, für das Stimmrecht der Japaner eintreten zu wollen. Darob ist nun großer Unwille unter der Partei der Antiasiaten, welche unter keiner Bedingung für diese Konzession zu haben ist. „Die Aussicht ist eine stürmische“ (Indep. vom 26. 4.)[1])

[1]) Der Berichterstatter im Indep. steht selbst auf der Seite der das Stimmrecht der Asiaten nicht befürwortenden Partei. Überrascht hat uns nur aus seiner Feder die weise Bemerkung: „Die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts setzt eine lange nationale Erziehung voraus,“ und das richtige Urteil über den unreifen japanischen Parlamentarismus, das er gelegentlich einfließen läßt. Zu was für Einsichten doch diese Herren Amerikaner kommen, wenn ihnen Thatsachen auf die Finger brennen,

6. Neustes aus Japan.

Obgleich in Japan gesetzlich Religionsfreiheit besteht, so läßt der betreffende Paragraph (28) der Konstitution doch allerlei Hinterthüren zur Einschränkung derselben offen und jetzt, wo die fremdenfeindliche Reaktion in hohen Wogen geht, fängt man an, sich ihrer zu Ungunsten des Christentums zu bedienen. So ist jüngst seitens „eines Prinzen von Geblüt", der ein militärisches Oberkommando hat, den Truppen seines Bezirks der Befehl zugegangen, daß alle Soldaten, welche Christen sind, ihr Christentum aufgeben müssen." Mit Ausnahme eines einzigen haben die sämtlichen Soldaten zweier Garnisonen ihre Namen von der Liste der Kirchenglieder streichen lassen, ohne — wie sie erklärten — im Herzen Christen zu sein aufzuhören. Das sieht nicht nach großem Bekennermut aus! Der Wortlaut des Befehls verlangte entweder Heimlichhaltung des christlichen Glaubens oder gänzliche Lossagung von demselben. Die eingeborenen Pastoren protestieren gegen diesen Akt der religiösen Unduldung, aber er wird so dargestellt, als ob er sich nicht gegen das Christentum als Religion sondern als fremde Macht richte. Ähnliche Feindschaft beginnt wirksam zu werden in den öffentlichen Schulen, von deren Vorstehern es abhängt, ob Lehrer und Schüler ihr Christentum öffentlich bekennen dürfen oder nicht. (Indep. vom 26. 4.)

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß auch im vergangenen Jahre der Fortschritt der Mission nur ein mäßiger gewesen ist. Die betreffende Statistik stellt sich folgendermaßen:

	Missionare.	Organis. Gem.	Getaufte Erwachsene. während d. J.	Getaufte Erwachsene. Insgesamt	Theol. Studd.	Eingb. Pastoren.
1892:	219	365	3731	35534	359	233
1893:	228	377	3636	37398	367	206

Die griechische Kirche zählt 219 — aber wohl nicht lauter organisierte — Gemeinden mit 21239, die römische 283 Gemeinden mit 46682 christlichen Anhängern. Die Zahl ihrer erwachsenen selbständigen Kirchenglieder ist vermutlich nicht so groß wie die der evangelischen (Miss. Her. 1894, 187 f.)

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

Amerika.

Grönland ist mit Ausnahme der sehr spärlich bewohnten Ostküste schon seit längerer Zeit ein christianisiertes Land. Der weit größte Teil der Bevölkerung befindet sich in der Pflege der unter der Leitung des Kultus-

die mit ihrem republikanischen Doktrinarismus in Konflikt geraten. Als man in Nordamerika den freigewordenen Negern das Stimmrecht gab, besaß man diese Weisheit noch nicht; und als in Japan der Konstitutionalismus eingeführt wurde, sangen gerade die amerikanischen Missionare die begeistertsten Freiheitshymnen. Ebenso handelte der amerikanische Republikanismus auf Hawaii: er gab der unreifen heidenchristlichen Kirche die kirchliche Selbständigkeit und dem unreifen Volke den Parlamentarismus. Jetzt wird ihnen der Boden unter den Füßen heiß auf Hawaii bei dem Gedanken an die Konsequenzen, welche die Japaner von ihrem Freiheitsdoktrinarismus ziehen, da werden sie auf einmal Propheten der politischen Völkererziehung.

ministeriums stehenden dänischen Mission: 8175 Christen, welche von 3 dänischen Geistlichen und 4 eingebornen Pastoren auf 12 Stationen bedient werden. Von dieser Mission, die allerdings kaum noch Mission genannt werden kann, erfährt man sehr wenig. Die dänischen Geistlichen scheinen nur auf Zeit nach Grönland zu gehen. In Godthaab besteht ein Seminar zur Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger; die letzteren, meist Mischlinge, empfangen ihre abschließende Ausbildung in Kopenhagen.

Viel unterrichteter sind wir über die dortige Mission der Brüdergemeine, die auf 6 Stationen 1591 grönländische Christen in ihrer Pflege hat. Die sehr ins Detail gehenden jährlichen Berichte, die sich auch mit den Witterungsverhältnissen, dem Gesundheitszustande, der wirtschaftlichen Lage, den Reisebeschwerden u. dgl. mehr oder weniger eingehend beschäftigen, enthalten wesentlich Specialitäten aus der Seelsorge, welche beweisen, mit welcher Treue die Boten der Brüdergemeine sich der Pflege der Einzelnen widmen. Über das geistliche Leben werden viel Klagen laut, doch fehlt es auch nicht an erfreulichen Erfahrungen der erweckenden Kraft der züchtigenden Gnade Gottes. Je und je erhalten die Stationen Besuch von Heiden der Ostküste. So die südlichste Station Friedrichsthal im August 1892. Während des Aufenthalts dieser Leute starb eine zu ihnen gehörende Frau, deren jüngstes Kind, ein Knabe, gleichzeitig mit der Leiche der Mutter lebend ins Meer gesenkt werden sollte, damit sie nicht einsam ins Totenreich gehe. Nur durch vieles Ermahnen, Warnen und Drohen gelang es, das Kind vom Tode zu erretten. Man fand es, glücklicherweise noch lebend, ausgesetzt auf einer benachbarten unbewohnten Insel, wo es die Heiden zurückgelassen hatten und jetzt befindet es sich in christlicher Pflege. Die Anlage einer ersten Missionsstation auf der nördlichen Ostküste, die seitens der Dänen geplant war, scheint — wenigstens bis heute — nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Auch darüber herrscht zur Zeit völliges Schweigen, ob sich die Brüdergemeine ganz von Grönland zurückziehen und ihre dortigen Stationen den Dänen übergeben soll. Mit der Heranbildung eines selbständigen eingebornen Pastorenstandes giebt man sich jetzt ernstliche Mühe, aber die Hoffnungen auf Erfolg sind gering. Einzelne Nationalhelfer, wie z. B. Stefanus in Lichtenfels, thun in aller Einfalt, was sie können, aber zur selbständigen Gemeindeleitung fehlt ihnen noch Festigkeit, Energie, Autorität, Einsicht und weiter Blick (Jahresbericht 1892, 4. Miss.-Bl. der Brüdergem. 1893, 42. 44. 69. 241).

Auch in dem benachbarten dünn bevölkerten Labrador hat die Mission ihre Arbeit im ganzen vollendet. Es ist jetzt wesentlich Gemeindepflege, welche geübt wird. Von den 6 Stationen, auf welchen die Brüdergemeine hier 1329 Eskimo- und Mischlingschristen gesammelt hat, ist im vorigen Jahre Zoar aufgehoben, dagegen die Anlegung einer neuen Station südlich von Hoffenthal auf dem Vorgebirge Ailik ins Auge gefaßt worden und zwar wesentlich um einer regelmäßigeren Bedienung der europäischen und amerikanischen Ansiedler willen. In Zoar hatte sich nämlich die Bevölkerung durch Wegzug auf die Nachbarstationen bedeutend verringert, weil eine Revolte der dortigen Eskimo die Schließung des Missionskaufladens notwendig gemacht hatte. Es wird in Zukunft nur eine Nebenstation bleiben, die von Zeit zu Zeit von den benachbarten Missionaren besucht wird. Im ganzen lauten die Berichte über das geistliche Leben der Labradorgemeinden günstiger als die über die

grönländischen Gemeinden, besonders von Okak und Nain; auch in Hebron, wo eine bedauerliche Auflehnung gegen die Missionare stattgefunden hatte, ist ein erfreulicher Wandel eingetreten.[1]) Im April 1893 fand in Nain die alle drei Jahre zusammentretende allgemeine Konferenz der Labradormissionare statt, deren Ergebnis neben der Aufhebung von Zoar als selbständiger Station u. a. die Herausgabe eines eskimoischen Lesebuchs für den Schulgebrauch ist.

Zum Beweise dafür, daß die dortigen Eskimo nicht bloß etwas auf ihre Missionare halten, sondern auch nicht auf den Kopf gefallen sind, eine kleine Geschichte. „In der Nähe von Okak lag ein Fischerschuner aus Neufundland vor Anker. Ein Eskimo begab sich an Bord, um ein Geschäft zu machen; er hatte eine Partie jener leichten warmen Stiefel aus behaartem Seehundsfell, die er selbst gefertigt, bei sich. Sofort von der Mannschaft umringt, mußte er erst ein längeres Examen über die Beschaffenheit der Missionare bestehen, und die Frager hätten, das verrieten sie deutlich, gern irgend etwas Mißgünstiges vernommen. Aber der Okaker mit seinem bescheidenen Vorrat an englischen Worten blieb allen Zweifeln und versteckten Angriffen gegenüber beharrlich bei seinem very good men. Dann kam das Stiefelgeschäft an die Reihe.

„Was forderst du von diesen sehr guten Männern für ein Paar deiner Stiefel?"

„Fünf Schilling, sechs Pence."

„Nun, dann her mit den Stiefeln, soviel wollen wir dir auch geben."

„Hat je einer von euch im Winter sich um die Eskimo gekümmert und ihnen zu essen gegeben, oft ohne Bezahlung dafür zu nehmen?"

„Nein."

„Hat je einer von euch die Eskimo gelehrt, wie sie sollen selig werden und ihnen von Jesus erzählt wie unsre Lehrer?"

„Nein."

„Nun, weil unsre Lehrer das thun, ist es ganz in der Ordnung, daß sie nur fünf Schilling sechs Pence für die Stiefel bezahlen; ihr aber, die ihr nicht so seid und nicht so thut, ihr müßt mehr bezahlen."

Einen wichtigen aber sehr beschwerlichen Zweig der Thätigkeit der Labradormissionare bilden die Besuche der schon früher erwähnten Ansiedler, die teilweis tiefer stehen als die Heiden, obgleich es auch an Kindern Gottes unter ihnen nicht ganz fehlt. Die meisten leben in den armseligsten Verhältnissen, und die Reisen zu ihnen sind ebenso gefährlich wie entbehrungsreich. Leider erlaubt uns der Raum nicht, eine solche Besuchsreise detailliert zu schildern. Das Missionsblatt aus der Brüdergemeine 1894, Nr. 4 giebt eine solche Schilderung noch dazu aus der Feder einer Missionarsfrau, die den Mut hatte, ihren Mann auf solch einer winterlichen Tour bei einer Kälte von 24 Grad R. und zum Teil unter den heftigsten Schneestürmen über Eisberge und auf Eisschollen zu begleiten und in Hütten zu herbergen, die

[1]) Zu was für Mißverständnissen die Benennung der Missionsstationen mit biblischen Namen führen, davon erzählt der Bericht über Hebron ein ergötzliches Beispiel. Als nämlich ein dasiger Schulknabe gefragt wurde, wo Sara begraben worden sei, antwortete er: „In Labrador." Und als der Lehrer diese Antwort als Unsinn rügte, rechtfertigte ein andrer Knabe seinen Kameraden, indem er mit großer Siegesfreudigkeit sagte: „Ja, Lehrer, das ist ganz richtig: hier in Labrador; denn im Buche steht: Sara wurde in Hebron begraben."

oft nur dürftigen Schutz gegen das Wetter gewährten und in denen sich kaum etwas Ordentliches zu essen fand. Allen Respekt vor solchen Frauen und Männern, die sich um der Pflege einzelner Seelen willen solchen Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen aussetzen! In dieser mehr innern Missionsthätigkeit unter den namenchristlichen Ansiedlern wird die Brüdergemeine jetzt unterstützt durch die englische von den Methodisten betriebene Mission unter den Hochseefischern, die 1892 zum ersten Male eins ihrer 13 Missionsschiffe an die Labradorküste sandte. 1893 kam das mit einer vollständigen Hospitaleinrichtung versehene Schiff zum zweiten Male und besuchte auch die sämtlichen Stationen der Brüdergemeine, überall auch von den Eskimo freudig bewillkommnet. Der Leiter dieser Mission, ein erfahrener Missionsarzt, Dr. Grenfell, fand reichlich Gelegenheit, vielen Kranken und Verwundeten zu helfen, auch rüstete er die Stationen mit allerlei ärztlichen Hilfsmitteln freigebig aus. Es waren Tage erquicklicher Brudergemeinschaft, welche dieser Besuch den einsamen Missionaren brachte. Auch insofern hatten sie einen Vorteil von demselben, als Dr. Grenfell den Neufundländern das Gewissen geschärft, daß es ihre Pflicht sei, auch ihrerseits für die Mission in Labrador etwas zu thun, eine Anregung, die das Versprechen einer Unterstützung der Schule auf der neu zu begründenden Station Ailik zur Folge gehabt. Der ausführliche Bericht über diese Rundfahrt, den das Missionsblatt aus der Brüdergemeine dem englischen Blatte Toilers of the Deep entnimmt, ist voll des interessantesten Details und zeigt, wie segensreich diese aufopferungsvolle Hochseefischer-Mission nicht bloß für die Ansiedler ist, sondern auch für die Eskimo und ein wie willkommener Bundesgenosse für die Sendboten der Brüdergemeine. Schwerlich machen die Rhetoren der „ethischen Kultur" den Pietisten ein solches Werk der christlichen Nächstenliebe nach (Missionsblatt aus der Brüdergemeinde 1893, Nr. 5 u. 6; 1894, Nr. 3—5).[1])

Wir kommen nun zu dem riesigen Gebiet nördlich von den Vereinigten Staaten. Von demselben gehört zur Union **Alaska** die wesentlich von Eskimo (ca. 10100) und Indianern (ca. 13700) bewohnte nordwestliche Ecke. Von der Zeit her, in welcher dieses Land Rußland gehörte, existiert hier noch eine russisch-orthodoxe Mission, die in 8 Gemeinden einige tausend ihrer Qualität nach freilich ziemlich tief stehende Eskimochristen in ihrer Pflege hat. Von evangelischen Missionsgesellschaften sind 10 hier thätig, mit zusammen einigen 20 Stationen und ca. 4200 Christen. Die bedeutendste ist die der nordamerikanischen Presbyterianer mit 1700 Christen auf 8 Stationen, von welchen Sitka die zahlreichste aus Indianern bestehende Gemeinde (870 Christen) hat, und die der protestantischen Episkopalen mit ca. 1500 Christen auf 4 Stationen. In erfreulicher Entwicklung befindet sich die noch junge dortige Mission der Brüdergemeine, die unter der Eskimobevölkerung der Westküste am Kuskokwim- und Nuschagakflusse jetzt 3 Stationen hat, eine vierte ist geplant, aber noch nicht zur Ausführung gekommen. Die kleinen Gemeinden sind nicht nur an Zahl gewachsen sondern auch im geistlichen Leben, das immer mehr umgestaltend auch auf das ganze äußerliche Leben wirkt. „Was uns besonders

[1]) Glücklicherweise haben Spirituosen noch fast keinen Eingang bei den Eskimo gefunden. Dafür lieben sie aber so starken Kaffee, daß der Genuß desselben gesundheitschädlich wirkt. Es klingt fast unglaublich, daß sie ein Pfund Bohnen auf nur wenige (2—3) Tassen verbrauchen. A. a. O. 1893, 240.

ermuntert," schreibt Missionar Killbuck, „ist das, daß unsre Verkündigung des Wortes augenscheinlich durch die Arbeit des Geistes Gottes unterstützt wird. Denn infolge dieser Arbeit vollzieht sich immer deutlicher eine klare Scheidung in unserm Volk. Einige unsrer Leute machen vollen Ernst mit ihrer Bekehrung. . . . Sie beweisen es mit der That, daß das Wort, das wir verkündigen, Kräfte des ewigen Lebens hat." Freilich viel Herablassung und Geduld müssen die Missionare besitzen, denn die Bevölkerung, mit der sie es zu thun haben, steht auf einer tiefen Stufe der Gesittung und die Abgelegenheit und Unwirtlichkeit des Landes bringt anstrengende Arbeit und reichliche Entbehrung mit sich. Um zu veranschaulichen, was alles dort von einem Missionar bezw. von einer Missionarin angegriffen werden muß, nur ein paar Worte aus einem Briefe einer Lehrerin: „An dem Tage, ehe ich die Schule begann, säuberten wir die Kinder, schoren ihr Haar und schickten sie dann ins Badehaus, damit sie dort selber, was sie könnten, fortschaffen sollten. . . . Ich habe sie gelehrt, wie sie ihren Hals und ihre Ohren waschen müssen und lasse sie es oft machen. Jede Woche werden sie einmal von uns gekämmt, und der gute Erfolg dieser Maßregel hat sich schon gezeigt. Sie sind ganz gelehrig und fangen an einzusehen, daß es das beste ist, sich gleich das erstemal rein zu scheuern, denn sind sie nicht rein genug, so schicke ich sie zurück, um es noch einmal zu thun." „Zarte Personen, die sich nicht zu helfen wissen, kann man nicht nach Alaska schicken" (Jahresber. 6. Missionsblatt aus der Brüdergem. 1893, 187).

Von besonderem Interesse unter den Alaskamissionen ist noch die an der Südgrenze des Landes auf der Annetteinsel befindliche Niederlassung christlicher Indianer (823) zu Neu-Metlakahtla unter der Leitung des Herrn Duncan. Bekanntlich hatte dieser seinerzeit vielgenannte Missionar eine außerordentlich erfolgreiche Indianermission im Dienste der Ch. M. S. zu Metlakahtla in Brit.-Kolumbien begründet. Das christliche Gemeinwesen, das hier entstand, zog die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich (A. M.-Z. 1878, 197). Leider fügte sich später Duncan nicht den Ordnungen der englischen Kirche, so daß er mit der Ch. M. S. zerfiel und mit dem größten Teile seiner Indianerchristen nach Alaska auswanderte, wo er in Neu-Metlakahtla bald eine ähnlich blühende Ansiedelung zustande brachte, von der man aber nur selten etwas zu hören bekommt.

Mit Ausschluß von Alaska steht das ganze nördlich von den Vereinigten Staaten liegende Gebiet unter britischer Oberherrschaft. Es führt jetzt den offiziellen Namen Dominion von Kanada. Von der nur ca. 5 Millionen starken Bevölkerung, die dieses ungeheure Gebiet bewohnt, sind 121638 Indianer und unter diesen 46500 Heiden, die übrigen Christen und zwar zu ziemlich gleichen Teilen, katholische (38000) und evangelische (37135). Die meisten der letzteren (20801) stehen in der Pflege der anglikanischen, 15342 der der methodistischen Kirche, 700 gehören zu den kanadischen Presbyterianern, 292 zur Brüdergemeine. Die Behandlung der Indianer ist in Britisch-Nordamerika eine viel humanere gewesen als in den Vereinigten Staaten; Indianerkriege sind hier, mit Ausnahme der Bekämpfung der sog. Riel-Revolte, nicht geführt worden. Unter dem Einfluß der Mission sind große Scharen von Indianern Ackerbauer geworden und diese zeigen keine Neigung zum Aus-

sterben, im Gegenteil sie vermehren sich langsam. In der überwiegend katholischen Provinz Kanada selbst ist fast die ganze indianische Bevölkerung christianisiert und wenigstens der evangelische Teil derselben wird unter der Oberleitung weißer Geistlicher vielfach von eingebornen Predigern pastoriert. Dagegen leben in den weiten Ebenen von Rupertsland, oder wie man früher sagte Hudsonia, noch 20500 heidnische Indianer, welche das Objekt eifriger Missionsthätigkeit beider christlicher Konfessionen bilden. Obenan steht die anglikanische Kirche, die durch die Errichtung von 8 Diözesen mit einem Erzbischof als Primas von ganz Kanada an der Spitze bereits eine feste kirchliche Organisation getroffen hat, von der zu hoffen steht, daß sie in absehbarer Zeit die dortige Indianermission selbst in die Hand nehmen wird. Heute wird dieselbe noch von der Church Miss. und der S. P. G. betrieben; namentlich die erstere hat hier ein ungeheuer ausgedehntes Stationennetz, das sich bis zur Mündung des Mackenzieflusses ins nördliche Eismeer erstreckt (ca. 12000 Christen). Hier im weit abgelegenen Norden zwischen dem Felsengebirge und Alaska ist 1891 die jüngste Diözese Selkirk eingerichtet worden; aber einen großen Teil der dortigen Indianerchristen, der bereits im Gebiete von Alaska wohnt, hat man der Pflege der bischöflichen Kirche von Nordamerika übergeben. Einen großen Verlust erlitt die Ch. M. S. durch den Tod des Bischofs der Diözese Moosonee, Horden, der im Januar 1893 starb nach vierzigjähriger Missionsthätigkeit, eines gerade für die Indianermission mit besonderen Gaben ausgerüsteten Mannes, der schwer zu ersetzen ist. Im ganzen sind es sehr erfreuliche Berichte, welche gerade von den einsamsten Stationen einlaufen; nicht nur, daß unter den ungünstigsten Verhältnissen der Kirchenbesuch meist ein sehr guter ist, sondern auch das tägliche Leben der Indianer steht unter dem umwandelnden Einfluß der Gnade Gottes in Christo, die sie im Glauben ergreifen. Die Reisebeschwerden, denen sich die Missionare unterziehen, sind — wie in Grönland — ungeheure, und man muß eine besondere Bewahrung des schützenden Gottes darin erkennen, daß besonders die heftigen Schneestürme, von denen sie oft überfallen werden und vor denen sie sich in schnell gebauten Schneehäusern manchmal tagelang bergen müssen, nicht manchem das Leben kostet. Auch die Einsamkeit legt große Entbehrungen auf; es vergeht manchmal ein Jahr ohne jede Nachricht aus der Heimat (Rep. Ch. M. S. 1892/93).

Neben den Anglikanern haben in diesem ausgedehnten Gebiete die kanadischen Methodisten und Presbyterianer weitverzweigte Missionen, die ersteren auf 44 Stationen mit 43 Missionaren, 20 eingebornen Predigern und 28 eingebornen Lehrern 15342; die letzteren auf 13 Stationen mit 7 Missionaren und 19 eingebornen Gehilfen etwa 700 Christen. Besonders bezüglich der neueren nördlichen Indianer-Missionen lauten die Berichte sehr erfreulich. Nicht nur die Sonntagsheiligung und die christliche Liebesthätigkeit wird gerühmt, sondern auch bezeugt, daß kein Eid vorgekommen, keine Trunkenheit in den christlichen Gemeinden geduldet werde trotz der Verführung zu ihr durch die weißen Ansiedler. Groß sei auch die Anhänglichkeit an die Missionare, mit denen die christlichen Indianer den letzten Bissen teilten und zu deren Schutz in den winterlichen Gefahren sie das eigene Leben einsetzten. Einer der tapfersten, erfolgreichsten und selbstverleugnendsten Pioniere dieser Mission, G. Macdougal, der selbst bei den wildesten Heiden das größte Ansehen genoß,

ist leider den Strapazen seines Berufes in der pfadlosen Prairie erlegen (Indep. 22./3. 1894).

Das westlichste Gebiet der kanadischen Dominion ist Britisch-Kolumbia mit den vorliegenden Inseln. Von den 35416 Indianern, die dieses mit einem milderen Klima gesegnete Land bewohnen, sind 5584 evangelische Christen, meist Anglikaner und Methodisten und etwa 12000 katholisch. Auch unter den zahlreichen chinesischen Ansiedlern (9127) arbeitet die evangelische Mission nicht ohne Erfolg. Diese Provinz ist seitens der anglikanischen Kirche in 3 Diözesen geteilt, von denen die älteste, Kolumbia, die Vancouver- und Charlotteinseln, die beiden andern die Nord- und Südhälfte des festländischen Teils umfassen. Am bekanntesten unter den dortigen Stationen ist Metlakahtla, das jetzt nach dem Abzug Duncans und seines Anhangs allerdings nur noch eine christliche Indianergemeinde von 175 Seelen hat, aber sich in Frieden baut. Noch erfolgreicher als die Ch. M. S. ist die S. P. G., die unter den Indianerstämmen am Fraser- und Thompsonfluß über 3200 Christen in 30 gut geordneten Niederlassungen gesammelt hat. Auch hier sind neben den Anglikanern vornehmlich die kanadischen Methodisten eifrig thätig. (Eine gute Übersicht über das gesamte britisch-nordamerikanische Missionsgebiet in Gundert 443—456.)

Im Bereiche der Vereinigten Staaten bilden das erste Missionsobjekt die Indianer, deren es heute noch 249273[1]) giebt, von denen 70740 evangelische und vermutlich ca. 45000 katholische Christen[2]) sind, so daß die größere Hälfte: ca. 133500 noch immer aus Heiden besteht. Das ist für das nordamerikanische Christentum gerade kein glänzendes Zeugnis. Von den 5 sog. „civilisierten" Stämmen, die im Indianerterritorium jenseits des Mississippi eine Art Freistaat bilden, sind in Wirklichkeit kaum ²/₃ getaufte Christen, nämlich von 65453 nur ca. 40000, 35000 evangelische und 5000 katholische. Selbst die ca. 5000 Seelen zählenden New York-Indianer sind nicht sämtlich Christen; ebenso scheint es unter den 30738 Indianern, welche durch Erwerbung von Landbesitz das nordamerikanische Bürgerrecht erlangt haben, noch genug Heiden zu geben, desgleichen unter den 80474 auf Reserven angesiedelten. Es fehlt ja nicht an missionarischen Bemühungen seitens der verschiedensten Kirchengemeinschaften, ja im Verhältnis

[1]) Diese Zahl, die wir Gundert (S. 460) entnehmen, stimmt ziemlich überein mit der nach dem Indep. (vom 5./4. 1894) seitens des indianischen Bureaus offiziell angegebenen: 248340. Demnach ist die von uns (S. 119 nach der Ev.-luth. K.-Z.) eingesetzte: 285730 zu hoch.

[2]) Bezüglich der Zahl der katholischen Indianer bringt der Independent vom 5. April d. J. einen lehrreichen Artikel. Wie immer ist die katholische Statistik selbst verwirrend und unzuverlässig. Zwei katholische Quellen: Der Catholic Almanac pro 1894 von Sadlier und der von Hoffmann geben ganz verschiedene Zahlen, der erstere 58750, der letztere 97850 katholische Indianer. Der jedenfalls gut orientierte Verfasser des Independent-Artikels analysiert die von diesen beiden Autoren aufgestellten Tabellen aufs speciellste unter Berufung auf das indianische Bureau, mit dem humoristischen Ergebnis, daß in verschiedenen Gebieten der katholische Statistiker die Zahl der katholischen Indianer höher angiebt als die Zahl der Indianer überhaupt ist, während er in andern konstatiert, daß sie größer sein muß als die katholische Quelle ansetzt. Die Schätzung von 45110 katholischen Indianern, welche das Endresultat der Untersuchung ist, bezeichnet er als eher zu hoch denn zu niedrig. Nach Gundert (460) beträgt die Zahl der katholischen Indianer nur ca. 21000.

zur Zahl der noch heidnischen Indianer ist das Missionspersonal ein großes; auch die Unionsregierung steht freundlich zu den Missionsbestrebungen und verwendet selbst auf den Unterricht der Indianerkinder jährlich die beträchtliche Summe von 9249540 M., von welcher ein erheblicher Bruchteil den Missionsschulen, allerdings zumeist den katholischen, zugute gekommen ist.[1]) Aber man wird den Eindruck nicht los, daß die alte Blutschuld, mit welcher die unmenschliche Behandlung der Indianer die Weißen belastet hat, wie ein Bann auf den Bestrebungen liegt, durch die man jetzt das Los dieser Enterbten zu bessern sucht. Auf Grund authentischen Quellenmaterials giebt P. Kurze in Gundert (S. 459—478) eine ebenso zuverlässige wie spezialisierte Rundschau über die Indianermissionen durch das gesamte Gebiet der Vereinigten Staaten, eine präcise Monographie, wie sie uns bisher noch nirgends zu Gesicht gekommen ist und auf die wir für das Detail verweisen.

Neben der indianischen Urbevölkerung bildet das zweite Missionsobjekt innerhalb der Union die chinesische und japanische Einwanderung. Die erstere, die durch eine inhumane und illiberale Gesetzgebung aufs äußerste erschwert wird[2]), beträgt nach dem Census von 1890 107475 Männer, von denen 72472 allein auf Kalifornien kommen. Angesichts der schmachvollen Behandlung, welche diesen Einwanderern zuteil wird, ist es ein erstaunliches Ergebnis der evangelischen Mission, daß sie 1892 2262 christliche Chinesen in der Union zählte, und vielleicht wäre die Zahl doppelt so groß, wären nicht so viele bekehrte Chinesen wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt. Auch unter den 2039 Japanern, welche sich fast alle in Kalifornien aufhalten, wirkt die evangelische Mission mit sichtlichem Erfolge (400 Christen). Besonders sind es die Presbyterianer, bischöflichen Methodisten, Baptisten und die Am. Miss. Association, welche die Chinesenmission treiben. Mit besonderem Eifer wird die Schulthätigkeit gepflegt. Die 261 Chinesenschulen werden von 6295 Erwachsenen regelmäßig besucht. In San Francisco hat auch ein presbyterianischer Womans Occidental Board seinen Sitz, der sich

[1]) Für uns ist es schwer verständlich, daß die evangelischen Kirchengemeinschaften 1893 auf den Staatszuschuß für ihre Indianerschulen verzichtet haben und darauf bestehen, daß die staatlichen Gelder lediglich auf die religionslosen Regierungsschulen verwendet werden, die man allgemein auch für die Indianerkinder verlangt. Uns scheint, daß die Katholiken, welche ihre Konfessionsschulen durch Staatsmittel unterstützen lassen, viel klüger handeln.

[2]) Die Geary Anti-Chinese Bill vom 5. Mai 1892 erschwert den Aufenthalt von Chinesen in den Vereinigten Staaten so sehr, daß sie thatsächlich einem Einwanderungsverbot gleichkommt. Infolge diplomatischer Verhandlungen mit China ist neuerdings folgende — noch der Zustimmung des Senats bedürfende — Einschränkung dieses Verbots eingetreten: der Aufenthalt ist solchen chinesischen Arbeitern gestattet, welche ein gesetzliches Weib, Kind oder einen Vater in den Vereinigten Staaten haben, oder in denselben ein Eigentum im Werte von 4000 M. besitzen und durch specielle Legitimationspapiere über ihre Person und Verwandten sich ausweisen. Kehren sie vorübergehend nach China zurück, so darf die Abwesenheit nicht über ein Jahr dauern. Ausgenommen von diesen Bestimmungen sind — außer dem diplomatischen Personal — Lehrer, Studenten, Reisende und Kaufleute. Der chinesischen Regierung wird das Recht zugestanden, ähnliche gesetzliche Bestimmungen zu treffen bezüglich amerikanischer Arbeiter und die Staatenregierung ist verpflichtet, ihr eingehende Verzeichnisse aller in China sich aufhaltenden amerikanischen Bürger mit Einschluß der Missionare zu übermitteln. Die Antichinesenpartei besonders in Kalifornien macht jedoch diesem neuen Vertrage, der auf 10 Jahre gelten soll, die heftigste Opposition (Indep. vom 29./3. 1894).

mit großer Hingebung der gefährdeten chinesischen Mädchen und Frauen annimmt. Was die Aufrichtigkeit ihres Christentums betrifft, so wird den Chinesen ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt. Seit etwa 10 Jahren ist auf Anregung eines christlichen Kaufmanns auch in Britisch-Kolumbia eine erfolgreiche Chinesenmission im Gange, deren Hauptquartier sich in Viktoria befindet und heute bereits über 200 Kommunikanten zählt (Miss. Rev. 1893, 381).

Die Negerbevölkerung pflegt im ganzen als eine namenchristliche angesehen zu werden, aber sie steht ihrer großen Majorität nach religiös, sittlich und auch wirtschaftlich so tief und ist noch in so viel Unwissenheit und heidnischen Aberglauben versunken, daß sie für die amerikanische Christenheit ein sehr schwieriges Objekt innerer Missionsthätigkeit bildet (vgl. Ev. Miss.-Mag. 1894, 139: Der gegenwärtige Zustand der Negerbevölkerung nach Miss. Rev. 1893, 413). Sie beträgt 7470000 Seelen, von denen nur 152692 katholisch, die übrigen protestantisch sind.[1]) Nur ein Bruchteil steht in gliedlicher Gemeinschaft mit weißen Gemeinden; die große Majorität der Neger hat sich zu eigenen Gemeinden, ja zu besonderen Kirchengemeinschaften unter farbigen Pastoren zusammengeschlossen. Man zählt ca. 15000 Negergemeinden, unter denen die Baptisten und Methodisten allein über 2 Millionen Kommunikanten haben. An diesen Gemeinden stehen etwa 1000 durch Bildung und christlichen Charakter befähigte schwarze Pastoren, von den übrigen 14000 sind aber die meisten kümmerliche, ja zum Teil recht zweifelhafte Gestalten. Die Hauptarbeit an der Negerbevölkerung verwendet man auf ihre Schulbildung. Allein die Am. Miss. Association unterhält 6 Hochschulen und 28 Lehrerseminare für die Heranbildung schwarzer Geistlichen und Lehrer; die bischöflichen Methodisten, die Baptisten, Presbyterianer und Episkopalen haben zusammen ca. 150 höhere Negerbildungsanstalten. In den Südstaaten, in denen 1¼ Millionen Negerkinder die Schulen besuchen, sind ca. 20000 Neger als Lehrer thätig. Daß die Neger bildungsfähig sind, beweist die Thatsache, daß es heute unter ihnen 154 Zeitungsredakteure, 250 Rechtsanwälte und 749 Ärzte giebt (Gundert 481).

Gelegentlich sei auch einmal der Evangelisationsthätigkeit in dem katholischen Mexiko gedacht. Es wird die Leser überraschen, zu vernehmen, daß reichlich 12 nordamerikanische Kirchengemeinschaften mit zusammen 117 auswärtigen und 512 eingebornen Arbeitern jetzt ca. 50000 Evangelische in diesem bigott-katholischen Lande gesammelt haben, daß 7 theologische und 164 evangelische Volksschulen von mehr als 7000 Schülern besucht werden und daß 11 evangelische Zeitschriften hier erscheinen. Freilich dieses Arbeitsfeld ist märtyrerreich. Außer mehreren nordamerikanischen Sendboten sind 57 eingeborne Arbeiter dem Haß der Priester in tumultuarischen Volksaufläufen zum Opfer gefallen. Seitens der mexikanischen Regierung wird der Evangelisierungsthätigkeit kein Hindernis in den Weg gelegt und die Schulthätigkeit sogar direkt begünstigt.

Westindien hört allmählich auf, Missionsgebiet zu sein, da seine farbige Bevölkerung größtenteils christianisiert ist. Das Christentum derselben, ganz besonders das katholische, ist freilich bei den großen Massen ein bloßes Namenchristentum, dem es noch sehr an sittlichen Kraftwirkungen fehlt; es ist auch

---

[1]) Hiernach ist die S. 119 angegebene, aber sofort als zu niedrig bezeichnete Zahl von 14617 kath. Negerkommunikanten zu berichtigen.

nicht angänglich, daß sich die dort thätigen Missionsgesellschaften von diesem Gebiete zurückziehen, weil die farbige Bevölkerung zu einer kirchlichen Selbstregierung noch weniger reif ist als zur politischen; aber die missionarische Arbeit der Kirchenpflanzung geht doch immer mehr über in die der ordnungsmäßigen Kirchenpflege und die ehemaligen Missionsdistrikte konstituieren sich als selbständige Kirchenprovinzen oder doch kirchliche Konferenzen.

Die zahlreichen Bahama-Inseln mit ihren 47500 armen Bewohnern können im wesentlichen als evangelisches Kirchengebiet gelten, das teils den Anglikanern, teils den Baptisten, teils den Wesleyanern zugehört. Trotz ihrer Armut bestreitet die Bevölkerung die Kosten für ihre kirchlichen Bedürfnisse zum großen Teil, bei den Baptisten bereits gänzlich, aus eigenen Mitteln.

Von den großen Antillen sind Kuba mit 489249, Haiti mit 1377000 und Puertorico mit 343413 Negern bezw. Mulatten katholisch, doch hat neuerdings die evangelische Mission auf allen drei Inseln einigen Fuß gefaßt. In Kuba ist es besonders der eingeborne Arzt und ehemalige Insurgentenführer Diaz, der, nachdem er in New York gläubig und zum evangelischen Prediger ordiniert worden, in Gemeinschaft von bereits 10 eingebornen Mitarbeitern eine evangelische Gemeinde gesammelt hat, die heute 2400 volle Kirchenglieder zählt. Auf Haiti, wo unter den katholischen Negern des Innern geradezu afrikanisch-heidnische Zustände herrschen und selbst Menschenopfer und Kannibalismus vorgekommen sind, mag es gleichfalls, in viele kleine Gemeinden zerstreut, gegen 2400 selbständige evangelische Kirchenglieder geben. Ein Farbiger ist seit 1874 Bischof der evangelischen Haitikirche, welche unter den Negern jetzt 15 Stationen hat.

Dagegen ist Jamaika mit seinen 610579 Negern und Mulatten eine wesentlich evangelische Insel, obgleich sie auch noch ca. 200000 Heiden hat. Die meisten Anhänger haben die Anglikaner (116224) und die Baptisten (115000), ihnen folgen die Methodisten mit vielleicht 70000, die Presbyterianer mit ca. 30000, die Brüdergemeine mit 17300 und die übrigen evangelischen Denominationen mit zusammen etwa 50—60000 Christen. Katholiken giebt es auf Jamaika 12500. Alle evangelische Missionen arbeiten mit Eifer daran, einen tüchtigen Bestand an eingeb. Geistlichen heranzubilden, die Gemeinden finanziell unabhängig von der Heimat zu machen und sie je länger je mehr zur kirchlichen Selbständigkeit zu erziehen, doch wird bis zur wirklichen Erreichung dieser Ziele noch manches Jahr vergehen; das letzte liegt noch in blauer Ferne und wird sich im Sinne einer völligen Unabhängigkeit von weißer Oberleitung wohl überhaupt niemals erreichen lassen. Ziemlich hoffnungsvoll schreibt der Jahresbericht der Brüdergemeine (S. 8): „Es wird immer deutlicher, daß die Leute das Gehen lernen und mit vollem und freudigem Bewußtsein als eine Christenpflicht üben.“ Und ähnlich heißt es im Rec. der unierten schottischen Presbyterianer (1894, 82): „Leben und Fortschritt.“ Die mit dieser sehr missionseifrigen Kirchengemeinschaft in Verbindung stehenden 52 jamaikanischen Gemeinden brachten zu ihrer Selbstunterhaltung 165000 M. auf, d. h. es kamen auf jedes volle Kirchenglied etwa 16 M., doch eine respektable Leistung. Auch die zur Brüderkirche gehörenden Gemeinden haben fast ihre sämtlichen Kirchenunterhaltungskosten selbst aufgebracht; selbst für das Lehrer- und Lehrerinnenseminar war nur noch ein Zuschuß von 6000 M. notwendig.

Auch die kleinen Antillen sind zu einem bedeutenden Teile christianisiert. Auf den drei dänischen Inseln St. Thomas, St. Jan und St. Croix mit zusammen 32700 Bewohnern giebt es über 18000 evangelische und 10000 katholische Christen, die ersteren wesentlich zur anglikanischen Kirche und zur Brüdergemeine gehörig. Der nördliche Teil der kleinen Antillen: Barbuda, Antigua, Guadeloupe, Dominika, Martinique ꝛc. zählt über 100000, der südliche: Sta. Lucia, Barbados, Tabago ꝛc. über 215000 evangelische Christen und auf Trinidad giebt es ihrer gegen 10000. Auf Tabago erschwert, wie bereits im Beiblatt S. 41 berichtet worden ist, neuerdings eine gehässige römische Gegenmission das gesegnete Werk der Brüdergemeine. Die Gesamtzahl der evangelischen farbigen Bevölkerung mit Einschluß der importierten Kulis in ganz Westindien stellt sich demnach viel höher als man bisher berechnet hat, nämlich auf rund 795000 Seelen. Auf eine Specialisierung können wir uns aus Mangel an Raum nicht einlassen. (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **Karsten**: „Die Geschichte der evang.-luth. Mission in Leipzig von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart dargestellt.“ Zweiter Teil. Güstrow 1894. 5 M. Nachdem wir uns bereits gelegentlich der Anzeige des ersten Teils dieser umfänglichen Monographie über die Anlage des Gesamtwerkes ausgesprochen haben (1893, 576) begnügen wir uns jetzt mit der Bemerkung, daß die Disponierung des Stoffes im zweiten Teile im wesentlichen dieselbe ist wie im ersten: Heimat; innere Entwicklung, äußere Entwicklung. Das Missionsgebiet; allgemeine Orientierung, äußere und dann wieder innere Entwicklung. Das chronologische Schema brachte diese Monotonie der Gliederung, die eine Auseinanderreißung des Stoffes und teilweise Wiederholungen in ihrem Gefolge hat, notwendig mit sich, und der Leser muß sie nun mit in Kauf nehmen. Dagegen bietet das Buch inhaltlich eine große Fülle. Allerdings laufen auch eine Menge Kleinigkeiten mit unter, die ohne Schaden hätten entbehrt werden können; eine sorgfältigere Sichtung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, des typischen Illustrationsdetails von dem bloß zufälligen, eine Verdichtung der vielen Einzelnotizen zu anschaulichen Gesamtbildern würde einen größeren Zug in die überaus fleißige Arbeit gebracht und sie fesselnder gemacht haben; aber der Reichtum des dargebotenen Details entschädigt für diesen Mangel an Komposition. Was der Verfasser wollte: den Hauptinhalt des Organs der Leipziger Missionsgesellschaft zusammentragen, so daß der über diese Gesellschaft Vorträge haltende Pastor alles hübsch bei einander hat, ohne erst mühsame Quellenstudien machen zu müssen — das ist in dem vorliegenden Buche geleistet. Und darin liegt seine Bedeutung: es ist ein Sammelwerk, welches durch Gruppierung des im Missionsblatt durch viele Jahrgänge zerstreuten berichtlichen Stoffs denjenigen wesentliche Handlangerdienste leistet, deren Aufgabe es ist, die heimatliche Missionsgemeinde in die Specialgeschichte ihrer Mutter-Missionsgesellschaft einzuführen. Unter diesen Gesichtspunkt gestellt können wir das Werk nur empfehlen. Wir wollen uns daher auch auf eine weitere Kritik, zu der uns allerdings noch manches Veranlassung böte, nicht einlassen; nur zwei Be-

hauptungen möchten wir doch nicht unwidersprochen lassen, 1. daß die Leipziger Mission „nicht bloß eine lutherische Mission neben andern lutherischen Missionen, sondern die Mission der lutherischen Kirche" „aller Länder" und als solche „im Bewußtsein der lutherischen Kirchen fest begründet sei" (S. 20 f.) und 2. daß England „Kirchenmission" habe im Gegensatz zur freigesellschaftlichen Form der Sendungsveranstaltung bei uns (S. 28). Beides entspricht nicht den Thatsachen.

2. **Von Brenner**: „Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Battak-Lande." Würzburg 1894, Wörl. Der Titel hätte etwas weniger sensationell gewählt werden können. Es ist richtig, daß der Verfasser zum ersten Male die Reise von Deli aus durch das Gebiet der von der holländischen Regierung noch nicht unterworfenen Battaken über die Tobainsel und den Tobasee gemacht hat; aber wer mit den Berichten der Rheinischen Missionare unter den Battaken vertraut ist, weiß, daß diese „erste Durchquerung", die beiläufig bemerkt ungefähr einen Monat in Anspruch nahm, uns nicht etwa eine neue Welt erschlossen hat, wenigstens mit den Leuten auf der Tobainsel hatten uns auch schon vor 1887, wo die „Durchquerung" geschah, diese Berichte einigermaßen bekannt gemacht. Es ist auch wahr, daß diese Reise unter Menschen führte, bei denen noch Kannibalismus vorkommt, aber der Titel des Buchs kann doch leicht zu der übertriebenen Vorstellung verleiten, als ob man auf Schritt und Tritt hier der Menschenfresserei begegnete. Einer ernstlichen Gefahr war der Reisende nur in einem Dorfe (Lontong) auf der Tobainsel ausgesetzt und auch bei der Schilderung derselben können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß wenigstens die Besorgnis vor dem Aufgefressenwerden nicht begründet war. Die Insulaner hielten den Reisenden mit seinem Begleiter, weil sie in ihnen holländische Spione erblickten, in einer allerdings höchst fatalen Gefangenschaft, waren aber doch bereit, sie frei zu lassen, wenn der Rheinische Missionar Nommensen, auf den die beiden sich beriefen und der bei den Insulanern in hohem Ansehen stand, ihren Verdacht widerlegte und daraufhin geleiteten sie sie wirklich ins Tobaland, was sie sicher nicht gethan haben würden, wären sie so gar hungrig nach Menschenfleisch gewesen.[1]) Seit Mai des vorigen Jahres ist der

[1]) Missionar Pilgram in Balige am Tobasee, zu dem damals die ganze Gesellschaft kam, berichtete über den Vorfall s. Z. in die Heimat. Der Bericht findet sich im Barmer Missionsblatt 1887, S. 85 und lautet etwas abweichend von dem des Herrn v. Brenner: „Am 21. April kamen plötzlich zwei Herren aus Deli hier an, Herr Baron v. Brenner, ein geborener Wiener und Herr v. Mechel, ein Pflanzer in Deli, von Geburt ein Schweizer; der letztere konnte ein wenig die Battasprache. Sie waren von Deli aus übers Gebirge an den See gekommen und hatten sich dann nach der großen Insel Samosir übersetzen lassen. Dort aber gerieten sie mehr als einmal in Todesgefahr. Man führte sie in eine Versammlung der Häuptlinge auf einen freien Platz, dort sollte über sie beschlossen werden. Die Häuptlinge sagten zu ihnen: „Ihr seid Holländer, unsere Feinde, ihr seid nur gekommen, um hier unser Land auszukundschaften und aufzuzeichnen, bald werden dann eure Soldaten euch folgen und uns verderben." Da hätten sie ihre Karte von der ganzen Gegend, die sie schon gemacht, vor den Augen der Häuptlinge, wenn auch mit blutendem Herzen, verbrennen müssen. Aber sie würden doch noch nicht los gekommen sein, wenn sich nicht der Pflanzer des Namens Nommensen erinnert hätte. Da sagten die Leute: „Wir sind Freunde von den Panditas, von Nommensen. Bist du denn ein Pandita?" — wurde er gefragt, und um sich zu retten, hätte er nun ja gesagt. Aber da seien sie erst ins Examen gekommen! Wer hat die Welt er-

Sohn des Schreibers dieser Zeilen auf dieser selben „Kannibalen"-Insel als Missionar stationiert und seit Anfang dieses Jahres hat er sogar eine junge Frau in sein dortiges Heim eingeführt. Dieses Heim befindet sich allerdings nicht auf der Ostseite der Tobainsel, wo dem Freiherrn sein gefährliches Abenteuer passierte, sondern auf der Südseite; die Menschen sind aber hier wie dort wesentlich die gleichen und den jungen Missionar und erst recht seine Frau haben sie bis heute mit aller Freundlichkeit behandelt. Soviel nur zur Beleuchtung des etwas romantischen Titels und zur Ehrenrettung der verschrieenen Battaken, die, wie der bisherige Erfolg der Mission unter ihnen beweist, jedenfalls keine „unverbesserlichen" Menschenfresser sind, wie es gar im Globus heißt (Bd. 65, S. 113).

Das gut ausgestattete Buch zerfällt in zwei Hauptabschnitte: den eigentlichen Reisebericht und den wissenschaftlichen Ertrag der Reise. Die Reise ging von der bereits unter holländischem Regiment stehenden Landschaft Deli und zunächst durch das Gebiet der Karo-Battaken, „welche keine Kannibalen sind". Erst im Angesichte des Tobasees (von Norden her) kam man zu Leuten, die noch keine Weißen gesehen hatten und als Menschenfresser galten. Der Pakpakhäuptling, der den Reisenden erzählte, daß er allein in den letzten 6 Monaten 11 Chinesen verspeist habe, hat aber vermutlich ein wenig aufgeschnitten. Den interessantesten und ergiebigsten Teil der Reisebeschreibung bildet der Bericht über das Gebiet nordöstlich vom See (Timor) wie über die Ostseite der Tobainsel. Hier bewegt sich der Verfasser zu einem großen Teil auf noch unbetretenen Reisepfaden und was er da erlebte und beobachtete, das ist auch für uns um so lehrreicher, als die Rheinische Mission ihr Arbeitsgebiet jetzt auch auf die große Tobainsel ausgedehnt hat, die Herr von Brenner allerdings mit einer kleinen rhetorischen Hyperbel als „das Herz der Battaklande" bezeichnet.

Von der Rheinischen Mission, deren Geschichte er einige Seiten widmet, spricht der Verfasser mit Anerkennung. Nach seinem Urteil sind ihre Boten „jene evangelischen Missionare, die den katholischen am nächsten kommen, denen ihr Beruf wirklich ernst ist und die in demselben ohne jeden Eigennutz aufgehen." Nun, die Rheinischen Missionare protestieren gegen diese Ausnahmestellung unter ihren evangelischen Kollegen, aber daß der doch wohl katholische Autor ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, darf sie immerhin mit einiger

---

schaffen? Wie hießen die ersten Menschen? Wie hießen die Söhne Adams? Wer ist Abraham? Wer ist Tuhan Jesus? und noch viele andre Fragen hätten sie beantworten müssen. Dann hätte man sie wenigstens wieder in ihre Wohnung und zu ihren Sachen zurückkehren lassen. Aber alles Mißtrauen gegen sie war noch nicht geschwunden, sie mußten noch drei Nächte lang wachen, weil sie immer noch fürchteten, man wolle sie im Schlafe ermorden. Endlich hätten die Leute gesagt: „Der Tuhan Nommensen muß an den See kommen, euch die Hand zu geben und sagen: Es sind meine Freunde, dann sollt ihr frei sein, wo nicht, dann fahren wir mit euch und euren Sachen wieder hierher und ihr gehört uns." Mit diesem Bunde kamen sie mit den beiden Herren in Laguboti an, weil aber Bruder Nommensen nicht dort war und auch der Herr Kontrolleur auf Reisen, so kamen sie schließlich hierher (nach Balige) zu mir. Alle Wertpapiere der Herren waren noch in den Händen der Häuptlinge, und erst als ich den Herren vor den Augen der Häuptlinge die Hand gegeben und erklärt hatte, daß es unsere Freunde und Landsleute seien, erst da freuten sich die Häuptlinge und ließen sie los. Die Herren blieben nur noch zwei Nächte bei uns und reisten dann weiter."

Befriedigung erfüllen. Dem großen Respekt, in welchem diese Männer stehen, selbst bei den „Kannibalen“ der Tobainsel, verdankte er ja auch seine Rettung aus der Gefangenschaft. Was für bedeutende Fortschritte unterdes die Battakmission gemacht hat, geht schon daraus hervor, daß aus den 4856 Christen, die Herr von Brenner für 1880 angiebt, 1893: 29177 (ohne die 7224 Katechumenen) geworden sind. Bei der ungeheuren Eile, mit der er das christianisierte Battakgebiet von Balige bis Siboga in wenigen Tagen durchflog, konnte er leider über die große sittliche und kulturelle Umwandlung, welche seit Beginn der Mission hier vor sich gegangen ist, sich wenig informieren. Und das ist schade, daß die Herren Reisenden diesem Umwandlungsprozeß, der doch von ungleich höherem Werte ist — als alle Körpermessungen, nicht mehr Zeit und Interesse widmen.

Der zweite Hauptteil des Buchs, der in wissenschaftlicher Systematisierung Geographie, Geschichte, Bevölkerung, Kannibalismus, Strafrecht, Kultus, Kultur, Kriegführung, Verwaltung und Naturgeschichte der betreffenden Battakländer behandelt, giebt zwar nicht lediglich die Ergebnisse der eignen Forschung — wozu die Reise auch viel zu kurz war — dafür aber eine desto sorgfältigere Bearbeitung eines großen Teils der bereits vorhandenen Battakliteratur. Die Kenner derselben erhalten daher nur eine mäßige Ausbeute an eigentlich neuen Erträgnissen; so sind uns z. B. die Schrift- und Poesieproben, das vergleichende Wörterverzeichnis und die Beilage mit der specialisierten Angabe der Einwohnerzahl besonders wertvoll gewesen; aber was sie enthalten, das ist eine gediegene Gesamtorientierung, die in ihren Grundzügen auch auf diejenigen Battakgebiete paßt, welche außerhalb der noch unabhängigen Stämme liegen.

Besondere Anerkennung verdienen die vielen und meist recht guten Illustrationen wie die treffliche Specialkarte des Tobasees und seiner Umgebung.

Bezüglich des Dampfbootes für den Tobasee hat die holländische Regierung den am Schlusse seiner Vorrede ausgesprochenen Wunsch des Verfassers leider bis heute noch nicht erfüllt, dagegen hat die evangelische Mission gethan, was er als zweiten Wunsch geäußert hat: die berüchtigte Tobainsel besitzt ihre erste Missionsstation.

3. **Graf von Schweinitz**: „Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden.“ Berlin 1894, Walther. 4 M. Der Verfasser, ein Artillerie-Lieutenant, war Chef der deutschen für den Viktoriasee bestimmten Antisklaverei-Expedition, die den speciellen Auftrag hatte, an demselben eine Werft für den Petersdampfer anzulegen. Er erzählt die Geschichte dieser gänzlich mißlungenen Expedition mit ihren vielen Mißgeschicken und benutzt diese Erzählung, um eine Reihe kritischer Bemerkungen und praktischer Vorschläge anzuschließen, von denen die meisten durch ihre Offenheit und Gesundheit uns überrascht haben. Geradezu tragisch ist es, daß derselbe Mann, der mit Begeisterung an die Ausführung des Auftrags gegangen war, dem seinerzeit mit so großen Erwartungen nach Ostafrika geschickten „Petersdampfer“ Bahn zu machen auf dem Viktoriasee, nachdem er an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen gelernt hat, dieses ganze Unternehmen für verfehlt erklärt. Zwar er ist sehr niedergeschlagen darüber, als er erfährt, daß man auf den Transport des in Bagamoyo lagernden hoffnungsvollen Dampfers „verzichte“ und beklagt diesen Verzicht, weil dadurch ein Projekt aufgegeben wurde, „für das sich ganz

Deutschland erwärmt hatte und das über die ganze Erde verkündet worden war". Aber als er sich nun am See selbst die Frage vorlegt: „Hat der Dampfer einen Zweck?" mußte er sich sagen, daß „ein Dampfer von der Größe, wie ihn das Antisklaverei-Komitee hatte herstellen lassen, heute und in absehbarer Zeit ein Luxusartikel sei," ganz abgesehen von der Kostspieligkeit des kaum zu bewerkstelligenden Transports. Die Gründe, die er für die Zwecklosigkeit anführt, sind so überzeugend, daß nur verstockte Kolonialenthusiasten von ihnen ungerührt bleiben können. Tragisch sind auch die Mißgeschicke, die den braven Premierlieutenant fast auf dem ganzen Zuge verfolgen. In Tabora, wo er 99 Tage festgehalten und in sehr übereilte und unnütze Kämpfe wider seinen Willen verflochten worden war, erreichte die Tragödie ihren Höhepunkt. Er nannte diese kaiserliche Station „den Ort unsrer 99tägigen Qual, an dem wir unsre beste Kraft gelassen". Wer einen Einblick bekommen will in das verhängnisvolle Treiben auf diesen inländischen Militärstationen, der lese nur die Tabora betreffenden Kapitel des vorliegenden Buches. Man versteht dann auch das scharfe Verdikt, welches dieser Soldat über das ganze Militärstationen-System fällt, wenn er z. B. schreibt: „Wir hätten an der Küste bleiben sollen und uns nur ganz allmählich in das Innere vorschieben dürfen." „Erst wenn die Stationen fortfallen, hört die Quelle vieler Unruhen auf und werden wieder, soweit dies überhaupt möglich ist, friedliche Zustände eintreten." „Die Militärstationen werden stets eine Quelle von endlosen Verwicklungen sein, ebenso wie das übliche Tributeinziehen." „Allein das Tributeinziehen halte ich für eine Quelle von Verwicklungen, die dem Gouvernement mehr kosten wird als der Tribut einbringt." Mit der rücksichtslosesten Schärfe verurteilt dieser Offizier auch die unnötige harte und herrische Behandlung der Eingebornen und illustriert durch eine ganze Fülle von verblüffenden Einzelthatsachen die bösen Folgen, die man durch dieselbe verschuldet hat. Man nenne dann Notwehr, was man bei den Arabern als Grausamkeit bezeichne und was nur die traurige Konsequenz vorhergegangener Mißgriffe sei. Sehr viel Beherzigenswertes enthält das Kapitel über die Karawanenverhältnisse und auch über die Sklavenfrage wird viel Zutreffendes gesagt, nur scheint es uns, als ob die Araber in ein zu günstiges Licht gestellt werden.

Gegen Ackerbaukolonien in Ostafrika, bezüglich deren Gründung er übrigens „die Hoffnung, daß sie glücken möchte, längst aufgegeben", macht der Verfasser u. a. geltend, daß die „Angehörigen der untern Klassen, die zu diesem Zweck in größerer Zahl dorthin geführt werden müßten, den dortigen Einflüssen den wenigsten Widerstand entgegenzusetzen vermögen." Es sind ganz wahre Worte, die er bei dieser Gelegenheit sagt: „Jeder Mensch nimmt an moralischer Qualität dort ab, um so mehr, je geringer seine Energie ist" — nur beweisen die Thatsachen, daß diese „geringe Energie" des Widerstandes gegen den demoralisierenden Einfluß des dortigen Aufenthalts sich ebenso bei vielen Angehörigen der höheren Stände findet. Diese Widerstandsenergie hängt eben noch von etwas anderem als von gesellschaftlicher Stellung und Bildung ab, besonders die Widerstandsenergie gegen die fleischliche Versuchung, an die allerdings in diesem Zusammenhange der Kritiker nicht denkt. Sein Buch, das wir sonst durchweg mit hoher Achtung vor dem sittlichen Ernst des Verfassers gelesen haben, enthält aber eine Passage, die wir lieber nicht

darin gesehen hätten. Wir wollen nichts zwischen den Zeilen lesen; aber die Annahme „des hübschen, frischen, muntern“ Negermädchens, das ihm der Sultan Roma zum Geschenk machte, „ein Geschenk, das im Innern durchaus nicht selten ist und das er schon in Tabora zum ersten Male erhalten hatte, — und das anzunehmen ihm auch nicht allzu schwer wurde, da die junge Dame nicht häßlich war,“ dürfte wohl schwerlich durch den Scherz vor ungünstiger Auslegung genügend gesichert sein, daß er sie „schon seines Antisklavereicharakters wegen nicht ausschlagen durfte.“ Was mag wohl aus dem auf diese Weise freigewordenen Sklavenmädchen geworden sein!

Über die Mission äußert sich der Verfasser durchweg sehr anerkennend; ihren Stationen schreibt er eine viel größere und sichrere Eroberungsmacht zu als den Militärstationen. Nur darin irrt er, daß er behauptet: „Ein Missionar, der sich irgendwo niederläßt, hütet sich, seine eigentlichen Absichten zu sagen; er wird suchen, Einfluß auf das Volk zu gewinnen und darauf seinen Ideen Eingang zu verschaffen.“ Freilich wird er das letztere thun, aber nicht indem er seine „eigentlichen Absichten“ verbirgt.

Die Kolonialliteratur schießt jetzt sehr ins Kraut; hier liegt aber ein Buch vor, dem wir sorgfältige Beachtung sonderlich in den einflußreichen Kreisen der Kolonialpolitiker wünschen. Freilich, „es sind betrübende Bilder, die es entrollt; man muß sie aber entrollen, wenn man beitragen will zur vollen Erkenntnis der Verhältnisse in unsern Kolonien.“ Der Verfasser ist sehr „abgekühlt“ aus Ostafrika zurückgekehrt und seine Erzählung wirkt auch sehr abkühlend; aber ehe die Kolonial-Sanguiniker nicht abgekühlt werden, kann es nicht zu einem gesunden Betriebe der Kolonialpolitik kommen. Und nach so vielen und schmerzlichen Verfehlungen ist es Zeit, daß endlich solcher gesunde Betrieb beginne.

4. **Richelmann**: „Die Nutzbarmachung Deutsch-Ostafrikas. Betrachtungen und Erwägungen.“ Magdeburg 1894. Auch der Verfasser dieses Schriftchens ist Soldat und war ehemals Stationschef von Bagamoyo. Auch er ist ein Mann von gesundem Urteil, der viel Beherzigenswertes sagt. Z. B. „die Wahl des richtigen Personals zur Leitung der Angelegenheiten in der Kolonie ist eine der wichtigsten Fragen, von deren richtiger Lösung das Wohlergehen der Kolonie abhängt.“ „Je einfacher und ungekünstelter alles gestaltet ist, um so praktischer, leichter durchführbar, nutzbringender und billiger wird es sein.“ „Vertrauen und Anhänglichkeit der Eingebornen werden erst durch eine sachgemäße Behandlung erworben.“ „Um sie richtig zu behandeln, muß man sie verstehen und um sie zu verstehen, muß man ihrer Sprache mächtig sein.“ „Gerechte Strenge, gepaart mit Wohlwollen, Festigkeit und freundlichem leutseligem Wesen, ist der Schlüssel zum Negerherzen.“ „Prügelstrafe ist nur anwendbar, wenn der zu Bestrafende schuldig und sich seiner Schuld bewußt ist, und diese Schuld muß eine solche sein, daß sie nach der landesüblichen Auffassung eine körperliche Strafe rechtfertigt.“ Zu bezweifeln erlauben wir uns die Angaben über den Umfang des Kindesmords, daß „noch nicht die Hälfte der Kinder, vielleicht nur ein Drittel, am Leben bleibe.“ Was über die Verkehrsverhältnisse, Wegebau, Nachrichtenwesen u. s. w. gesagt wird, ist durchweg praktisch. Möchten alle diese schönen Grundsätze nur in der Praxis befolgt werden. Wck.

Der indische Regierungs-Census von 1891.[1])

Von F. M. Zahn.

Nicht amüsant, aber sehr interessant ist die Statistik zu lesen, welche die Resultate der am 26. Februar 1891[2]) in Britisch-Indien vorgenommenen Zählung bringt, die im Herbste letzten Jahres endlich veröffentlicht werden konnten. Als leichte Unterhaltungslektüre wird niemand diese 299 mit Zahlen bedeckten Seiten in die Hand nehmen, aber wer Zahlen zu lesen versteht, wird viel aus ihnen lernen können.

Schon die Massenhaftigkeit dieses Census imponiert. Englische Zeitungen haben hervorgehoben, wieviel Arbeit die Zählung gemacht hat, wie viele tausende Angestellte und Gehilfen mitwirken mußten, wieviel Tonnen die Bogen mit den Zahlen wogen, wie viele Kilometer sie nebeneinander gelegt bedecken würden und wieviel der Census gekostet hat (5 Millionen Mark) u. s. w. Das alles ist gewaltig, aber die Zahlen an und für sich sind es noch mehr. Eine Zählung von diesem Umfang ist noch nie vorgenommen worden. Ein Census im römischen Reich ist eine Kleinigkeit gegenüber diesem Census in Britisch-Indien, in welchem 287 Millionen, der fünfte Teil der Menschen, gezählt wurden. Es handelt sich um ein Gebiet, in welchem jährlich die Bevölkerung so zunimmt (2,7 Mill.), daß die Zunahme mehr als hinreicht, um die Provinz Sachsen zu füllen, in welchem der Statistiker, wenn er nach einem Jahrzehnt wiederkommt, 27,9 Millionen, d. h. fast so viel als die Bevölkerung Preußens, mehr zu zählen hat, als das letzte Mal. Wenn Gott dem alttestamentlichen Missionar wider Willen sein Mitleiden mit der „großen Stadt Ninive“ durch die Bemerkung verständlich macht, daß in ihr „mehr denn 120000 Menschen sind, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist,“ mit welchen Gedanken muß man dieses Zählungsgebiet ansehen, in welchem fast soviel Kinder unter fünf Jahren leben (45 Millionen), als das deutsche Reich Einwohner zählt! Es ist alles

[1]) Statistical Abstract relating to British India from 1882/83 to 1891/2. Twenty Seventh Number. London 1893.

Nach Besprechungen in englischen Zeitschriften, unter andern im Ch. M. Intelligencer, März 1894, muß der Vorsteher des indischen statistischen Amtes, Herr J. A. Baines, zu diesem Abstrakt, der nur die Tabellen ohne Erklärungen bringt, noch eine Art von Kommentar geschrieben haben, welcher allerlei Erläuterungen und Detail bietet, das aus den Tabellen nicht zu entnehmen ist. Mir ist dieses Buch nicht zu Gesicht gekommen.

[2]) Die Zählung bezieht sich darum eigentlich auf das Jahr 1890 trotz der im Titel des Stat. Abst. genannten Zahlen.

massenhaftig, auch das Verbrechen und das Elend. Man braucht nur sich sagen zu lassen, daß dort 22,6 Millionen Witwen, von denen fast eine Viertelmillion noch nicht 14 Jahre alt sind, leben. Man kann diese gewaltigen Zahlen, die von Menschen, ihrem Leben und Sterben, ihrem Gedeihen und Verderben reden, nicht gut lesen ohne den Eindruck zu bekommen, daß das einzelne Individuum dieser Gattung, von der so viele Millionen jährlich geboren werden und sterben (in 1890 in diesem Gebiet 5,9 Millionen registrierte Todesfälle), nicht viel zu bedeuten hat.

Und doch sehen Missionsleute diese Massen noch mit andren, erhebenderen Gedanken an. Sie wissen, daß auch diesen Millionen der Heilsratschluß des Gottes gilt, der nicht will, daß jemand verloren gehe. Und die Hoffnung, daß dieser Ratschluß einmal erfüllt sein werde, kann auch dieser Census stärken. Schon die Thatsache, daß eine christliche, protestantische Macht in diesem ausgedehnten, völkerreichen Gebiete eine solche Zählung vornehmen kann, ist bemerkenswert. Ihre Macht muß sehr fest begründet sein, daß sie so vielen Vorurteilen gegenüber dies wagen darf. Und doch ist das herrschende Volk oder vielmehr die herrschende Rasse nur in einer kleinen Minorität vertreten. Unter den 287 Millionen leben nicht mehr als 247 790 Europäer und Eurasier. Die ganze Heeresmacht, welche den Frieden nach außen und innen wahren muß, zählt nur 218 230 Mann, und selbst mit den 143 574 Mann Polizei ist die bewaffnete Macht ein verschwindend kleiner Haufe gegen die Massen der Bevölkerung, die der Mehrzahl nach andrer Abstammung, andrer Farbe, andrer Religion ist als die Herrscher, und doch sich von den Wenigen regieren läßt. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß diese fremden Herrscher einen Frieden, eine Sicherheit, eine Rechtspflege und ein Wohlergehen gebracht haben, wie es den Beherrschten seit Jahrhunderten nicht bekannt war. Diese herrschende Macht aber ermöglicht es auch dem christlichen Missionar mit einer Freiheit, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt, in den weiten Länderstrecken seine Arbeit zu treiben.

Damit ist nicht gesagt, daß sie alles gut macht, noch daß was sie Gutes bringt, den beherrschten Völkern auch gut thut. Wie der Census selbst, so sind viele fremdländische Dinge von den Europäern nach Indien gebracht, die unvermeidlich eine Umwälzung herbeiführen müssen. So kann es z. B. nicht ohne Folgen sein, daß die Fabrikthätigkeit in Indien zunimmt. Wir sehr dies schon der Fall ist, zeigt die augenblickliche Aufregung über eine Zollvergünstigung, die fremden Baumwollenwaren verwilligt werden soll. Die Inder klagen, daß man Manchester begünstige

gegenüber den indischen Baumwollenfabriken. Ein anderes Zeichen ist, daß die Engländer scheinbar aus Philanthropie, wie einige behaupten, in Wahrheit aus Gewinnsucht die englischen Fabrikgesetze auf Indien ausdehnen, damit nicht die billigere indische Fabrikarbeit der englischen Konkurrenz mache.

Einstweilen ist freilich Britisch-Indien noch kein Industrieland. 171,7 Millionen beschäftigen sich mit und leben vom Ackerbau. Auch ist die städtische Bevölkerung noch sehr in der Minderheit; 27,2 Millionen Städter sind gezählt, und der bei uns so sehr bemerkbare und von vielen beklagte Zudrang in die großen Städte ist noch nicht eingetreten. Der Census zählt 28 Städte mit 100000 und mehr Einwohnern, in denen 6173000 Menschen wohnen. Übrigens ist keine Millionenstadt darunter; Bombay (mit Cantonment) kommt der Million mit seinen 821764 Einwohnern am nächsten. Nun haben freilich diese großen Städte zugenommen und einzelne stärker als die Bevölkerung im allgemeinen, so z. B. Hyderabad (16,9 Prozent) und Madras (11 Prozent), aber im ganzen beträgt die Zunahme dieser Großstädte nur 10,6 Prozent, während die Gesamtzunahme 10,9 ist.

Der Sauerteig europäischer Kultur durchsäuert nicht so rasch diese Massen, aber ohne Einfluß kann nicht bleiben, was alles auf das indische Leben eindringt. Man kann die Inder nicht zwingen Witwen zu heiraten, aber wenn Millionen am Leben bleiben, weil der Staat die Verbrennung hindert, so muß das doch auf Leben und Denken einwirken. Es ist eine sehr fragwürdige Humanität, daß man den Aussätzigen — es sind ihrer 126000 — gestattet, sich zu verheiraten, aber daß man nicht erlaubt, sie wie früher lebendig zu begraben, muß doch der Bevölkerung neue Anschauungen geben. Auch die Verkehrsmittel, welche das herrschende Volk dem Lande giebt und verbessert, werden Spuren im Geistesleben zurücklassen. Gegen die 1861,7 Millionen Postsendungen aller Art, welche die deutsche Post 1891/92 beförderte, ist allerdings der ostindische Umsatz von 655,5 Millionen Sendungen im Jahre 1890 nicht viel. Aber denkt man an alle die Schranken, welche dort Menschen von Menschen trennen, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß diese Sendungen hin und her eine Änderung anbahnen müssen. Das wird noch mehr gelten von den Eisenbahnen. 1887/88 — mit diesem Jahre beginnt in Beziehung auf Eisenbahnen der Census — gab es 21920 km Eisenbahn, die 1891/2 auf 27077 km angewachsen sind. Das ist gegen 42269 km normalspurige Eisenbahnen in Deutschland gehalten wenig, aber dieser Eisenbahnverkehr muß in Indien noch mehr als bei uns zur Nivellierung

der Verschiedenheiten des Volkslebens beitragen. Grundemann hat gewiß recht (Missionsstudien u. Kritiken S. 37) zu behaupten, daß die Eisenbahn den Kastengeist nicht tötet. Der ist auch bei uns noch lebendig. Aber vielleicht unterschätzt er doch den Einfluß, den es zunächst — und das ist nicht unwichtig — auf die Lebensformen, dann aber auch auf die Anschauungen üben muß, wenn so viele Menschen aus ihrer Abgeschlossenheit herausgerissen und in den Verkehrsstrom geworfen werden. Im Jahre 1887 fuhren auf den indischen Eisenbahnen 95,4 Millionen Menschen, 1890 schon fast ein Drittel mehr, nämlich 126,6 Millionen. Da muß gewiß eine Gärung entstehen.

Diesem Prozeß steht freilich ein großes Hindernis im Weg, nämlich die Sprachverschiedenheiten unter diesen 287 Millionen Menschen. Wenn auch nur etwas an dem Wort ist, daß jede Sprache einen besonderen Geist hat oder repräsentiert, so müssen die irren, welche bei der Charakterisierung die Inder alle über einen Kamm scheren. Es giebt keine Sprache, die von allen Bewohnern des britischen Indiens gesprochen wird; auch das Hindi, welches das größte Geltungsgebiet hat, sprechen nur 85,6 Millionen, d. h. von 100 Indern sprechen nur 29 diese weitverbreitetste Sprache. Der Census bringt sehr interessante Tabellen über die Verbreitung der Sprachen. Die Zählung ergab nicht weniger als 117 verschiedene Sprachen. Darunter sind allerdings 5 indische, 8 asiatische und 23 europäische Sprachen, die zusammen nur von 5601 Menschen geredet werden. 17 andere Sprachen haben einen Geltungskreis von 1000—10000, 22 von 10000—100000 Menschen und 22 Sprachen bleiben unter einer Million. Wenn diese vielen kleinen Sprachgebiete etwas von der Zähigkeit besitzen, mit welcher in unserem deutschen Vaterland die 131000 Litthauer oder die 134000 Wenden ihre Sprache und ihre Eigenart bewahren, so wird der Volksgeist des britischen Indiens noch für länger vor Uniformierung bewahrt sein. Aber sollten sie auch verschwinden, so bleiben doch noch 20 Sprachen übrig, die von einer Million und mehr gesprochen werden. Von diesen hat das Paschtu die geringste Zahl 1080931; die oberste Stelle nimmt, wie schon erwähnt, Hindi mit 85,6 Millionen; ihm folgt Bengali mit 41,3 Millionen, und noch fünf andere Sprachen, darunter Telugu und Tamil, werden jede von mehr als 10 Millionen gesprochen.

Eine Tabelle giebt die Sprachfamilien, in welche diese 117 verschiedenen Sprachen zusammengefaßt werden. Es sind nicht weniger denn 17. Die wichtigsten sind die arisch-indische Sprachfamilie, der 17 in Indien von 195,4 Millionen Menschen gesprochene Sprachen angehören, und die

dravidische Sprachfamilie, die in 14 Sprachen vorkommt und von 52,9 Millionen gesprochen wird. Diese massigen Sprachgebiete sind ein Schutzwall gegen die Fluten, welche die Eigenart der indischen Völker zu ertränken drohen könnten; sie sind allerdings auch ein Hindernis für die schnelle Einführung von solchem, was für alle diese vielzüngigen Menschenmassen gleich heilsam und nötig ist.

Für die Herrscher dieses großen Reiches wäre es freilich viel bequemer, wenn die 287 Millionen nur eine Sprache redeten, oder wenn man ihnen eine als gemeinsame aufdrängen könnte. Aber das eine ist nicht der Fall und das andere unmöglich. Es ist doch wohl ohne Beispiel, daß man einem großen Volke seine Sprache genommen und eine fremde gegeben hat. Jedenfalls müßte diese fremde Sprache stärker vertreten sein, als die englische in Britisch-Indien. Die viertel Million Europäer und Eurasier dort werden alle Englisch reden; dazu kommen nach dem Intelligencer noch 386 000 Eingeborne, die Englisch gelernt haben. Aber was wollen diese 5—600 000 Englisch Redenden bedeuten gegen 85 Millionen Hindi Redende? Es ist ganz aussichtslos, Indien sprachlich zu anglisieren. Ist dem so, dann sollte man auch die Folgerung daraus ziehen, daß die englische Sprache nicht das Medium sein darf, durch welches diese Völker eine höhere Bildung empfangen. Für die höhere wie die einfache elementare Bildung muß die Muttersprache die Unterrichtssprache sein, wenn man den Gefahren der Verbildung, die in jedem Fall sehr groß sind, möglichst entgehen will. Man legt es ordentlich darauf an, Karikaturen zu erzeugen, wenn man, wie die englische Regierung und auch andere Kolonialmächte, unter Vernachlässigung der Muttersprache die Sprache der Kolonialmacht poussiert. In fremder Sprache unterrichten ist ebenso thöricht, wie in fremder Sprache missionieren. Solche gefährliche Erscheinungen, wie sie der indische nationale Kongreß mit seinen „Gebildeten" d. h. Englisierten darbietet, hat die indische Regierung meines Erachtens hauptsächlich ihrer Bevorzugung englischer Bildung zu verdanken. Es würde eine heilsame Reaktion, wenn man es so nennen will, sein, wenn die englische Regierung bestimmen wollte, daß kein Inder eine öffentliche Stellung bekommen kann, der nicht in seiner oder doch einer indischen Sprache seine Bildung empfangen und seine Examina bestanden hat. Verlangsamt würde dadurch allerdings der Fortschritt werden, aber er würde gesunder und gründlicher sein.

Insbesondere käme dies dem Schulunterricht zugute, der unter den das indische Volksleben beeinflussenden Neuerungen eine der wichtigsten

ist. Freilich ist es an und für sich noch nicht viel, wenn alles in allem 1891/92 59 Millionen Mark hierfür ausgegeben wurden. Aber es ist auch erst ein halbes Jahrhundert verflossen, seit sich die Regierung entschlossen hat, die Erziehung durch Schulen in die Hand zu nehmen. Der Census unterscheidet zwischen public institutions, die ganz vom Staate erhalten werden, und aided institutions, die staatliche Unterstützung erhalten und unaided-private institutions, die ganz aus eigenen Mitteln bestehen. Die mittlere Klasse hat von 1883/84 bis 1891/92 abgenommen, die erste dagegen und am meisten die dritte haben zugenommen. Von den Schülern gehen immer noch zwei Drittel in die freien oder nur subventionierten, ein Drittel in die Staatsschulen. Die Schulen der zweiten und dritten Klasse zählen je 60000, der öffentlichen Staatsschulen sind 21235. Von diesen 142038 Schulanstalten in Indien geben 139 Universitätsbildung, 154 sind Seminarien für Lehrer; 10496 Schulen sind Sekundärschulen (advanced) und 130874 fördern die Elementarbildung. Vom Abc-Schützen bis zum Studenten, der sich um das B. A. oder M. A. bewirbt, Jus, Medizin oder Technik studiert, wird also eine große Mannigfaltigkeit von Bildungszielen angestrebt. In den Elementarschulen zählte man 3284751 Schüler, der Mittelschüler sind 548036 und der Seminaristen und Studenten 21632. Übrigens ist die Zahl derer, welche die akademischen Grade erlangen, nicht so groß, wie die der Studenten. Die fünf Universitäten, welche examinieren, scheinen sich mit jeder deutschen Examenskommission messen zu können, was die Kunst des Durchfallenlassens anbetrifft. In den fünf letzten Jahren hatten sich 81086 zu den verschiedenen Examinibus gemeldet, 26940 haben aber nur bestanden. Wie im Intelligencer bemerkt wird, giebt es aber auch schon eine gewisse sociale Stellung, wenn man ein Examen nicht bestanden hat. Der Wille Baccalaureus zu werden ist in Indien zwar nicht genug, aber doch etwas.

Es ist hier übrigens vielleicht die passende Gelegenheit zu bemerken, daß dieser Census bei aller Vortrefflichkeit keineswegs vollkommen ist. Auf nicht wenigen Tabellen findet sich eine Rubrik „Unspecified“ d. i. „unbestimmbar“. Z. B. in der Statistik des Civilstandes werden unter dieser Rubrik 24,8 Millionen angegeben, d. h. so viele Männer und Frauen, von denen man nicht herausbekam, ob sie ledig, verheiratet oder verwitwet seien. Auch die Einer in den obengenannten Zahlen der Schüler dürfen nicht zu der Meinung verführen, als ob die Zählung schon ganz perfekt sei. Von einer kleineren Differenz zwischen Nr. 104 und 105 abgesehen, ist eine nicht unbedeutende Verschiedenheit zwischen der in diesen beiden

Tabellen genannten Zahl von Schülern und der Zahl derer, die Nr. 18 unter der Rubrik „Im Unterricht" nennt. Da werden nämlich nur 3195220 genannt, also 676955 weniger als in Nr. 104 u. 105. Im Intelligencer wird hierfür die Erklärung gegeben, daß Betrügereien vorkommen, daß z. B. ein Schulherr seine Schule zweimal in zwei Distrikten zählen ließ, um zwei Schulverwilligungen zu bekommen. Doch das wird kaum hinreichen, um eine Differenz von fast 700000 zu erklären. Doch auch die kleinere Zahl von über 3 Millionen Schülern, wenn diese die richtige, erinnert an eine große geistige Macht, die unaufhaltsam an der Umwandlung Indiens arbeitet. Darf man annehmen, daß die Schulzeit durchschnittlich sechs Jahre ist — sie wird kürzer sein — so senden diese Schulanstalten jährlich eine halbe Million Menschen, die lesen und schreiben können, in die Massen hinein.

Freilich ist dies in anbetracht der Bevölkerung, um die es sich handelt, noch sehr wenig. Die Schulen gehören verschiedenen Altersstufen an, insbesondere in den Missionsschulen werden auch an dem elementaren Unterricht viele teilnehmen, die nicht mehr Kinder sind. Und doch beträgt die Schülerzahl nur 3 Millionen, während in Indien im Alter von 5—14 Jahren, also im „schulpflichtigen" Alter, 70,4 Millionen leben, d. h. von 100 schulpflichtigen Kindern bekommen nur 4—5 Unterricht. Überhaupt wer noch in dem Wahne lebt, die sogenannten Kulturvölker der Heidenwelt seien Völker, bei denen die Lesekunst einigermaßen verbreitet sei, kann sich durch diesen Census aufklären lassen. Die 287 Millionen sind zum größten Teil Analphabeten. Nr. 18 bringt die Zahlen derer, die Unterricht empfangen, also Lesen und Schreiben lernen wollen und derer, die nicht mehr im Unterricht, die beiden Künste verstehen und derer, die sie nicht erworben haben. Auch hier ist ein großer Haufe, 25,3 Millionen, unbestimmbar; man darf wohl von ihnen annehmen, daß sie nicht lesen und schreiben können, während man die ersten beiden Rubriken wird addieren müssen, um die Zahl der des Lesens und Schreibens Kundigen zu erhalten. Die Zahl beläuft sich auf 15,2 Millionen, d. h. von 100 Indern können 94,7 nicht schreiben und lesen. Allerdings steht es etwas besser, wenn man die Männer allein nimmt; von 100 können fast 10 (9,9) lesen, während die Unwissenheit unter den Frauen um so größer ist. Unter 1000 indischen Frauen finden sich immer nur 4, die lesen und schreiben können. Könnte man kleinere Gebiete vergleichen, so würden ohne Zweifel sehr große Verschiedenheiten hervortreten. Auch große Gebiete miteinander verglichen zeigen nicht geringe Unterschiede. Z. B. in den folgenden 5 Kreisen, die von der Gesamtzahl der Leser

$12^1/_2$ Millionen haben, bestehen solche Unterschiede, daß in Barma unter 1000 Einwohnern 142, in Bombay 69, in Madras 66, in Bengalen 54, in Nordwestprovinzen und Audh 32 sich finden, die wenigstens diese elementare Schulbildung besitzen.

Man darf annehmen, daß in manchem kleinen Christendorf das Verhältnis sich noch günstiger stellen wird, obgleich die Annahme irrig ist, daß etwa die Christen im allgemeinen in dieser Hinsicht obenan stehen. Der Census hat nämlich in Nr. 19 eine sehr interessante Statistik über die Verteilung der Schulbildung im Verhältnis zur Religion. Man kann aus den Zahlen einen Vergleich anstellen: 1. wieviel Männer, 2. wieviel Frauen, 3. wieviel im Durchschnitt Einwohner a) unterrichtet werden, b) lesen und schreiben können. Da ist es bemerkenswert, daß die Parsi in allen sechs Vergleichen den ersten Rang behaupten und die Juden den zweiten. Bei den Parsis können von 1000 Männern 773, von 1000 Frauen 498 lesen und schreiben, bei den Juden 518 und 214. Beide Religionsgemeinschaften sind klein und zeichnen sich darum schon, wie gewöhnlich, durch Strebsamkeit aus; bei den Juden ist überhaupt der Trieb vorwärts zu kommen groß, und die 90000 Parsi sind meistens reiche Leute. Den äußersten Gegensatz hierzu bilden die Religionen, welche unter dem Sammelnamen Aborigines zusammengefaßt werden; sie nehmen in jeder Hinsicht die unterste Stufe ein. Unter 10000 Männern können bei ihnen nur 58, von 10000 Frauen nur 3 lesen und schreiben. Sie sind die ärmsten und wohl auch die stumpfesten. Die Gebildeten werden einmal die Leiter des Volkes sein. Einer der Parsis ist von einem Londoner Wahlkreis ins Unterhaus gewählt und neulich bei seinem Besuch in Indien mit großer Begeisterung aufgenommen. Kann die Mission, was wohl nicht sehr oft geschieht, ihr Arbeitsgebiet ganz frei wählen, so wird sie vielleicht nicht nur die Empfänglichkeit, sondern auch das berücksichtigen müssen, ob ein Volk mutmaßlich zur Führerrolle berufen ist. Der Bildungsdrang wird ein Zeichen sein, an dem man dies erkennt.

Die Christen nehmen erst den dritten Platz ein, und in bezug auf die Männer, welche lesen und schreiben gelernt haben, müssen sie den beiden Religionsgemeinschaften, die sonst ihnen folgen, den Buddhisten und Dschains den Vorrang lassen und sinken auf die fünfte Stufe hinab. Der Intelligencer bedauert mit Recht, daß keine konfessionelle Scheidung im Schulcensus gemacht worden ist. Dies Bedauern stammt wohl aus dem begründeten Verdacht, daß die Protestanten allein genommen eine höhere Rangstufe einnehmen würden. In der That werden die römisch-katholischen Christen, vielleicht auch die syrischen, den Christen die Ehre geraubt

haben, unter den nach Bildung strebenden die ersten zu sein. In den Missionsstatistiken sind unter den Schülern allerdings auch heidnische mitgezählt, aber ein Vergleich ist doch wohl erlaubt. Der Missionscensus von 1890 gab 648 843 Protestanten und 295 349 Schüler[1]) d. i. über 45 Prozent. Nach der offiziellen katholischen Statistik kommen auf ca. 1 Million römischer Missionschristen etwa 80—90 000 Schüler, d. h. 8,5 Prozent. Die protestantischen Missionschristen für sich stehen also hinsichtlich ihrer Schulbildung auf einer weit höheren Rangstufe als der offizielle Regierungscensus, der übrigens die Zahl der christlichen Schüler überhaupt zu niedrig angiebt, die indischen Christen registriert.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß diese Statistik auch einen **Religionscensus** bringt; das ist eine Neuerung, die ihre volle Bedeutung erst bekommen wird, wenn man, wie bei manchen diesmal neu eingeführten Zählungen, 1900 einen zweiten Census vergleichen kann. In diesem Stück ist die britisch-indische Statistik der heimatlichen britischen voraus. Daheim zählt man noch nicht nach Religion und Konfession. Die Anglikaner behaupten, die Nonkonformisten fürchteten, es werde an den Tag kommen, wie sehr sie in der Minorität seien. Von den Gegnern eines Religionscensus wird als Grund angegeben, es sei eine Verletzung der Gewissensfreiheit, jemand nach seinem Glauben zu fragen. Diese zarte Rücksicht hat man zu Hause gelassen, als man in Indien zählte. Bei dieser Zählung scheint man auch seiner Sache so gewiß zu sein, daß man hier gar keine „Unbestimmbaren" hat. Man wird vielleicht etwas bezweifeln dürfen, ob in Wirklichkeit die Zahlen alle so sicher sind. Aber man muß die Zahlen nehmen, wie man sie bekommt und zwar mit Dankbarkeit nehmen.

Es wird angebracht sein, diesen Religionscensus hier mitzuteilen. Es waren:

1.	Hindus	207 731 727
2.	Mohammedaner	57 321 164
3.	Aborigines	9 280 467
4.	Buddhisten	7 131 361
5.	Christen	2 284 380
6.	Sikhs	1 907 833
7.	Dschains	1 416 638
8.	Parsis	89 904
9.	Juden	17 194
10.	Andere	42 763
	Summa:	287 223 431.

[1]) Ceylon ausgeschlossen. Vgl. A. M.-Z. 1893, 371.

Danach nehmen die Christen im indischen Reich unter den Religionen die fünfte Stelle ein und in Vorderindien, wo der Buddhismus nur etwa eine Viertelmillion Anhänger zählt, die vierte Stelle. Wenn es dem Christentum gelänge, sämtliche Religionen Indiens bis auf die zwei an erster Stelle genannten zu gewinnen, so würde es doch mit 22 Millionen gegen 265 Millionen in der Minorität stehen. Indien kann demnach nur christianisiert werden, wenn die 265 Millionen Hindu und Mohammedaner oder was dafür gilt, erobert werden.

Es würde zu weit führen, zu beschreiben, wie diese Religionen sich über das weite Gebiet verteilen. Wir müssen uns beschränken, auf die Christen noch etwas näher einzugehen. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß das Verhältnis von Männern und Frauen bei den Christen (47,7 Prozent Frauen) fast ganz dem in der Bevölkerung überhaupt (48,9 Prozent) entspricht. Dagegen ist auffallend, daß sich das Verhältnis der Witwen zu den Frauen bei den Christen nicht besser gestaltet. Bei den Hindus ist es am schlimmsten, von hundert weiblichen Wesen sind 17 Witwen.[1]) Am günstigsten steht es bei den „andern" und bei den Aborigines (8,2 Prozent). Dann kommen die Dschains, denen die Christen mit 12,3 Prozent folgen.

Die christliche Bevölkerung verteilt sich über das ganze indisch-britische Reich, aber selbstverständlich in sehr verschiedener Dichtigkeit. Die kleineren geographischen Kreise eignen sich nicht zur Vergleichung. Von den größeren giebt es solche, wo sich, wie in den zum Pandschab gerechneten Staaten unter 100 000 Einwohnern nur 7 oder wie in den Nordostprovinzen nur 9 Christen finden. In den Centralprovinzen kommt schon auf 10 000 Bewohner ein Christ, in Pandschab und Bengalen bereits auf 1000 2 Christen. Am meisten zusammengedrängt sind die Christen in der Präsidentschaft Madras und in den dazu gehörigen Staaten, in Madras sind unter 1000 Menschen 24, in den Staaten 193, im ganzen 40 Christen. Etwa ¾ sämtlicher Christen Indiens wohnen hier.

Diese indischen Christen sind freilich nicht alle als Frucht der Missionsarbeit anzusehen. 35 645 europäische, 36 082 eurasische und auch wohl 200 449 syrische (letztere bis auf 5 alle in Madras) sind abzuziehen. Von dem Rest von 2 012 197 Christen sind dann noch 1 243 529 nicht Frucht der evangelischen Mission; es sind die Glieder der römischen Kirche.

Es ist erfreulich, wenn wir durch den amtlichen Census einmal zur Klarheit über die numerischen Erfolge der römisch-katholischen Mission kommen. Die Statistik der Propaganda, wie sie in den Missiones Catholicae gegeben

[1]) In Deutschland ist das Verhältnis 8 Prozent.

wird, ist nur wenig nütze. Es ist ganz verständig, daß für 1893 gar kein Bericht ausgegeben ist. Was hatte es auch für einen Zweck, jahraus jahrein fast ganz denselben Bericht zu geben? Man hätte den Bericht von fast 700 Seiten stereotypieren und dann jedes Jahr einen Bogen neu herausgeben können, auf dem alle Veränderungen des neuen Jahres reichlich Platz gehabt haben würden. In bezug auf Vorderindien wurde die Zahl der unter portugiesischer Jurisdiktion lebenden römisch-katholischen Christen von den Miss. Cath. an einer Stelle auf 350 000, an der andern auf 300 000 angegeben, beide Mal mit der Bezeichnung forte, circiter. An erster Stelle war aber noch hinzugesetzt: Hic numerus accurate nondum dari potest. Das hat man ein paar Jahre immer wieder abgedruckt, bis es der Propaganda zu langweilig wurde und sie im letzten Bericht dieses Zeugnis der Unvollkommenheit gestrichen hat. In Wahrheit würde es ein passendes Motto für römisch-katholische Statistik sein, wenn man darüber druckte: Hi numeri accurate nondum dari possunt. Solange werden die Zahlen zweifelhaft bleiben, bis man sie an einer staatlichen Statistik kontrollieren kann.

In bezug auf Indien scheint übrigens die Propaganda an einem Fehler gelitten zu haben, den man ihr gewiß sonst nicht vorwerfen kann, an übergroßer Bescheidenheit nämlich. Für das Jahr 1892 giebt sie nämlich die römisch-katholischen Christen Indiens auf 1 080 320 an. Davon fallen aber 233 060 nach Ceylon, während andrerseits 34 230 Christen Barmas von der Propaganda in Hinterindien berechnet sind. So bleibt für das britische Indien die Summe von 881 490 Christen. Davon wäre noch abzuziehen, was von den 213 000 Christen Pondicherys französisch ist. Sollten in den Zahlen der Propaganda auch noch die europäischen und eurasischen Christen mitgezählt sein, so würden noch weitere Abzüge nötig werden. Aber schon die Zahl von 881 490 bleibt hinter der Zahl des amtlichen Census (1 243 529) um 461 510 zurück. Zuwenig und zuviel ist beides ein Verdruß. Wenn jemand bei jedem hundert, das er zu zählen hat, 37 fallen läßt, kann man zu seiner Statistik nicht viel Vertrauen haben. Leider sind die einzelnen Zahlkreise der beiden Statistiken nicht miteinander zu vergleichen und wo man es kann, erscheint die Sache noch dunkler. So steht der kirchliche Census in Barma mit 34 230 gegen die staatlichen mit 24 542, in Mysore mit 31 400 gegen 26 518, während die Propaganda in Bengalen nur 65 440 zählt, der Regierungszähler dagegen 90 117.[1]) Man wird die höhere Zahl des Census der Regierung als richtig nehmen müssen. 1 243 529 Christen, von denen 1 008 000 in Madras leben, ist die Frucht einer 350jährigen römischen Missionsarbeit. Erst 1900 wird man eine sichere Zählung mit der andern vergleichen können und erkennen, welche Fortschritte die römisch-katholische Mission in der Gegenwart macht.

Der Protestanten, von denen gleichfalls die Hauptmasse, 371 692, in Madras sitzt, während 102 367 Bengalen und 96 226 Barma an-

---

[1]) Ich weiß nicht, wie der Intelligencer dazu kommt, zu schreiben: The Roman figures correspond fairly with those given by Missiones Catholicae. Wie oben gezeigt, ist dies keineswegs der Fall.

gehören und der Rest von 198 275 sich auf die übrigen Bezirke verteilt, sind 768 650. Dabei sind aber Europäer und Eurasier mitgezählt. Der eingebornen Protestanten sind nur 592 612.[1]) Eine zweite Tafel verteilt dieselbe freilich etwas summarisch auf die einzelnen Konfessionen. Der Intelligencer bemerkt, daß Herr Baines hierbei die Missionsstatistik zur Hilfe genommen hat. Die Zahlen sind folgende:

Anglikaner	164 028
Presbyterianer	30 915
Protestanten	49 223
Lutheraner	64 243
Baptisten	186 487
Bischöfl. Methodisten	13 412
Andere	84 304
Summa:	592 612.

Wer die „Protestanten" unter den Protestanten sind und wen alles der Gesamttitel „Andere" deckt, weiß ich nicht. Es ist auch nicht zu ersehen, ob bei den Baptisten, wie von Rechtswegen geschehen sollte, nur Getaufte gezählt sind.

Dieser Census kann wie der römisch-katholische mit früheren privaten Zählungen verglichen werden und hier zeigt sich der entgegengesetzte Fehler, zwar nicht, daß gar keine Zunahme eingetreten wäre, aber doch, daß keine so große Zunahme zu bemerken ist, als nach früheren Zählungen zu erwarten wäre. Die Zahlen sind lediglich für Vorderindien folgende:

1861:	198 087	Protestanten.			
1871:	286 987	„	Zunahme	88 890 = 44,9	Prozent.
1881:	492 882	„	„	205 895 = 41,7	„
1891:	592 612	„	„	99 730 = 20,2	„

Das ist ein verhältnismäßig sehr starkes Abnehmen des Wachstums, aber es wird sich erst 1900 zeigen, ob diese Erscheinung auf Zählfehlern hüben oder drüben beruht, oder ob wirklich im Wachstum ein langsames Tempo eingetreten ist.

Sollte sich dies herausstellen, so bleibt doch die Zunahme erfreulich.

Es ist ein recht unnützer Versuch, sich und andern die Freude zu verderben, wenn man sagt, wie jetzt häufig geschieht: Ach, was wollen eure Erfolge sagen! In einem Jahre nehmen die Menschen im britisch-indischen Reich um 2,7 Millionen zu, während die Christen alles in allem nur 2,2 Millionen zählen. Am Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung hätte jemand ähnlich reden können und hätte, wie wir jetzt

---

[1]) Mit Ausschluß von Barma.

wissen, die Situation ganz und gar nicht verstanden. Es handelt sich darum, ob der Sauerteig in dem Mehl wirkt und ob man erkennen kann, daß er wirkt, und ob sein Einfluß sich immer weiter erstreckt. Das ist aber an dem Wachstum der Christen zu bemerken. Wenigstens die Protestanten, nur bei ihnen kann man vergleichen, wachsen viel schneller, als die Bevölkerung. In der Zählperiode haben sie um 20,2 Prozent zugenommen, die Bevölkerung um 10,9 Prozent. Diese Zunahme verteilt sich allerdings nicht gleichmäßig über alle Gebiete, das Verhältnis stellt sich vielerorts noch bedeutend günstiger. In Bengalen steht das Verhältnis der Bevölkerungszunahme zur Protestantenzunahme wie 7,3 Prozent : 22,4 Prozent, in Madras wie 15,9 Prozent : 24 Prozent, in den Centralprovinzen wie 12 Prozent : 58 Prozent, in den Nordwestprovinzen wie 6,2 Prozent : 271 Prozent. In Bombay, Pandschab ist es noch besser.

Diese letzteren Zahlen erklären sich zum Teil daraus, daß christliche Gemeinschaften, wenn sie einmal wachsen, in den hunderten und tausenden prozentmäßig schneller wachsen, als wenn sie in den zehn- und hunderttausenden stehen. Zum andern ist die allgemeine schnellere Zunahme der protestantischen Christen nicht bloß direkte Frucht der Mission. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die protestantischen Ehen, weil sittlich gehoben, fruchtbarer als die heidnischen. Leider läßt sich ein allgemeiner Vergleich nicht machen. Als Beispiel kann die Baseler Mission in Indien dienen. Wenn man zusammenstellt, wie viele „Neugeborene von Gemeindegliedern" in dem Zeitraum 1882—1891 getauft sind und davon die Verluste durch Todesfälle in derselben Periode abzieht, so hat die 1882 : 7557 Seelen zählende Gemeinde in diesem Jahrzehnt durch Geburten einen Reingewinn von 1875 Seelen oder 24,8 Prozent. Wenigstens diese christliche Gemeinschaft kommt bei den heidnischen Gemeinschaften schon durch die natürliche Vermehrung vor, da letztere im allgemeinen in Indien nur 10,9 Prozent beträgt. Allein an eben diesem Beispiel kann man auch sehen, daß damit nicht alles erklärt ist. Die Baseler Mission nahm in dem Zeitraum um 2329, also um 30,8 Prozent zu. Diese weiteren 6 Prozent mußte sie aus den fremden Religionsgemeinschaften sich holen und da sie an Ausgeschlossenen und Weggezogenen einen Nettoverlust von 1100 Seelen oder 14,5 Prozent hatte, so mußte sie auch diesen durch frische Eroberungen gut machen. Mit andern Worten: diese protestantische Kirchengemeinschaft hat um 24,8 Prozent durch natürliche Vermehrung, um 20,5 Prozent durch Eroberungen ihre Zunahme bewirkt. Wenn ähnliche Erfahrungen durchgehend gemacht sind, so darf man den Fortschritt

der evangelischen Mission als einen gesunden ansehen und braucht nicht an der Wirksamkeit evangelischer Predigt zu verzweifeln.

Nicht so günstig urteilt Dr. Cust in einem Artikel über den Religionscensus von 1890. Höchst abfällig spricht er von den protestantischen Missionaren, die er nicht nur einem Paulus, Columbanus und Bonifatius, sowie den heutigen römischen Missionaren nachstellt, sondern auch den Lehrern der Hindus und Mohammedaner. Er findet, daß sie den Indern in keiner Weise the most excellent gift of self sacrifice zeigen, welche jene auszeichneten. Wenn das ein Freund sagt, was sollen dann die Feinde sagen! Mir scheint, daß der Stand der protestantischen Missionare sich gefallen lassen muß, in Bausch und Bogen auch von Freunden verurteilt zu werden, wie es keinem andern Stande, auch nicht dem viel getadelten Pastorenstande, widerfährt. Dr. Cust erwartet, daß, wenn einmal das britische Regiment weggefegt werden sollte, die indischen Kirchen wie Lehmhütten zusammenfallen würden. Der Hauptgrund ist, daß man sie nicht „auf selbständigen, sich selbst erhaltenden, apostolischen Grundlagen“ erbaut hat, daß nach einem Jahrhundert Missionsarbeit noch keine einzige unabhängige eingeborne Kirche, von ihrem eigenen Bischof und Priesterschaft in einer Synode oder von ihrem eigenen eingebornen Presbyterium oder regierenden Rate verwaltet, existiert.

Wir würden diesem Urteil mehr Gewicht beimessen, wenn wir nicht am Schluß des Artikels Dr. Cust das Beispiel Westafrikas anführen sähen, indem er warnt, in Indien den Fehler zu machen, den man hier gemacht, als man dem afrikanischen Bischof einen europäischen Nachfolger gab. Dr. Cust ist von der Verderblichkeit dieses Schrittes so überzeugt, daß er beim Tode dieses Nachfolgers auch in der Times mit sehr energischen Worten sich gegen die Wiederholung des Fehlers ausgesprochen hat. Nun, wenn am Niger und in Yoruba Fehler gemacht sind, so liegen sie nicht nach der Seite, daß man die Eingebornen zu sehr in der Selbständigkeit beschränkt hat. Es scheint in der That so, als ob mit diesen vielversprechenden Anfängen an einem wichtigen Thor Westafrikas mehr hätte zum Heile Afrikas ausgerichtet werden können, als mit manchem Missionsabenteuer in Centralafrika. Wenn es nicht geschehen ist, so hat es darin seinen Grund, daß man im Mißbrauch eines guten Gedankens glaubte, *der Afrikaner könne ohne altchristliche Leitung auskommen*. Ein Vergleich der Yorubakirche mit der Baseler Mission auf der Goldküste zeigt, wie wenig das zum Guten ausschlägt. Diese zählte ihre Christen nur nach hunderten, als jene schon tausende hatte. Schon 1887 aber hatte die Kirche der Goldküste die

von Yoruba um 1000 Glieder überholt und in den folgenden fünf Jahren ist sie ihr um 3000 vorgekommen. Der Hauptgrund ist, daß Basel die einheimischen wertvollen Kräfte aufs höchste anspannt unter kräftiger altchristlicher Leitung, während man in Yoruba dem Afrikaner die Führung überließ.

Nach allem scheint aber der Afrikaner zur Selbständigkeit viel mehr geeignet als der Inder. Dieser wird in noch höherem Grade der Anregung und Leitung von altchristlichen Führern bedürfen. Die Zukunft ist auch dadurch in keiner Weise gesichert, daß man den Gemeinden einen eingebornen Bischof und Archidiakon und Presbyterien und Synoden giebt. Die werden schnell zustande kommen, wenn die Stunde geschlagen hat, falls nur selbständige Christen und selbständig werdende Gemeinden da sind. Wenn die allerdings fehlen, dann wäre mit dem numerischen Wachsen nur wenig geholfen.

Confucius.

Leben, Wirken und Einfluß.

Von Missionar Dietrich.

5. Den Einfluß,

den Confucius dadurch ausübte, daß er in allen Fragen auf die anerkannte Autorität der ältesten Geschichte des Kaiserreiches zurückging, und daß er, vermöge seiner eingehenden Studien nachzuweisen vermochte, wie diese großen Moralprinzipien die Basis der Gesetzgebung bilden müßten, war außerordentlich und erstreckte sich über das ganze Reich. Auch war es ihm bewußter Ernst, diesen Einfluß nicht nur auf seine Generation sondern auf ferne Geschlechter auszudehnen. Bei Gelegenheit eines Spazierganges am Wasser sagte er zu seinen Schülern: „Das Wasser fließt Tag und Nacht unaufhaltsam dahin; seit den Tagen des Yao und Schun ist die reine Weisheit ununterbrochen auf uns gekommen. Lasset uns ernstlich bemüht sein, dieselbe unsern Nachkommen zu übermitteln, damit diese wieder unser Exempel auf ihre Nachkommen übertragen und so fort, bis an das Ende der Zeiten.“ Dies war sein Ziel. Dasselbe zu erreichen gelang ihm dadurch, daß seine, von seinen Schülern sorgfältig gesammelten Belehrungen in moralischer und politischer Beziehung ein außerordentliches Ansehen erlangten, und, daß er es verstand die Gelehrten in eine Art höhere Kaste, „zu einer Verbindung gut disciplinierter Geister“ zu vereinigen. Er erreichte dies durch die Macht seiner Persönlichkeit. Durch diese hingerissen waren seine Schüler ihrem Meister in enthusiastischer Be-

wunderung und rückhaltsloser Begeisterung ergeben. Sie begannen schon bei seinen Lebzeiten den Ruhmeshymnus auf ihren unvergleichlichen Meister, der seitdem durch alle Jahrhunderte forttönt, und durch sie erlangte der „thronlose König" einen viel weitergehenden und nachhaltigeren Einfluß auf seine ganze Nation, als dies möglich gewesen wäre, wenn er auf dem kaiserlichen Thron gesessen hätte.

Da rühmt einer: „Confucius ist so viel höher und erhabener, als alle seine Genossen, wie der Thaiberg höher ist, als alle Berge von Schan-tung." „Die Talente und Tugenden großer Männer gleichen Hügeln und Bergen, die zu ersteigen vermocht werden, aber Confucius ist wie die Sonne und der Mond, die schlechterdings nicht erstiegen werden können." „Unser Meister kann nicht erreicht werden, gleichwie der Himmel auf den Stufen einer Leiter nicht erstiegen werden kann." „Von der Entstehung des Menschengeschlechts, war niemals einer so vollkommen als Confucius." In D. M. heißt es: „Wo immer das Himmelsgewölbe ragt und die Erde gegründet ist, wohin immer Sonne und Mond scheint, Reif und Tau niederfällt, ja alles, was Blut und Atem hat, muß ihn — Confucius — aufrichtig lieben und verehren, denn er ist genannt: der Genosse des Himmels."

Als der ideale Lehrer wird er so gezeichnet:

„Er ist redlich, aufrichtig und vollkommen in der Liebe; er ist edel, großmütig, gütig und voller Geduld. Er ist reines Herzens, frei von Selbstsucht und niemals abweichend in seinen Handlungen von dem Pfad der Pflicht und Treue. Er ist tief und wirksam wie eine Quelle und bringt seine Tugenden stets zur rechten Zeit hervor. Er wird gesehen und die Menschen verehren ihn, er redet und die Menschen glauben ihm, er handelt und die Menschen sind von ihm entzückt. Er besitzt alle himmlischen Tugenden, er ist eins mit dem Himmel."

So bilden Himmel, Erde und Confucius die Dreieinigkeit seiner Schüler, und durch sie ist er der größte Liebling und Götze seines Volkes geworden. Er ist ihnen der absolute Heilige, „der niemals gesündigt hat, weil er nicht sündigen konnte." Auch Unfehlbarkeit legt man ihm bei, sowie alle andern sündlosen Vollkommenheiten. Selbst seine eignen Worte, womit er seine Unvollkommenheit bezeichnet, läßt man in ihrer wahren Bedeutung nicht gelten, sondern erklärt: „Das sind nichts weiter als demütige Worte, die nur um so deutlicher beweisen, daß Confucius makellos war."

Daß bei dieser unkritischen Ergebenheit seine vorhandenen Fehler und Mängel völlig ignoriert werden, ist kaum zu verwundern. Aber trotz aller Verherrlichung seiner Wahrheitsliebe, kann ihm doch Mangel an Wahrhaftigkeit nachgewiesen werden. Einen Beweis davon giebt er in seiner „Geschichte eines tapfern Offiziers." Derselbe erbat sich, weil er als Feigling das Treffen fürchtete, in höflicher Weise das Kommando

über die Nachhut, indem er bescheiden darlegte, sein Pferd werde nicht schnell genug vorwärts kommen. Confucius rühmt ihn, weil er es so geschickt verstanden habe, der Angelegenheit einen andern, als den wahren Grund beizulegen.

Auch erzählt einer seiner Schüler: will Confucius einen Besucher nicht empfangen, so schützt er Unwohlsein vor. Als er aber bei einer Gelegenheit dem Besucher zeigen wollte, daß er ihn geringschätzig behandle, nahm er seine Harfe, setzte sich in die Nähe des Thores und spielte, so daß es der Abgewiesene hören mußte. Nach dem Kommentar ist freilich eine solche beabsichtigte Täuschung keine Lüge. —

Auf seiner Reise von Tschhin nach Wei kam er nach Pu, das im Kriege lag mit Wei. Als die Leute von Pu von seinem Vorhaben Kenntnis erhielten, hielten sie ihn fest. Confucius versprach darauf mit einem Schwur, er werde nicht nach Wei gehen, worauf er in Freiheit gesetzt wurde. Er ging aber doch nach Wei. Einer seiner Schüler sagte: Darf man denn einen Eid brechen? worauf er antwortete: Es war ein erzwungener Eid, die Götter hören solche nicht. (Du Bose p. 110.)

6. Die letzten Jahre, Tod und Begräbnis.

Confucius, im 68. Lebensjahr von seinen unruhevollen Wanderungen nach Lu zurückgekehrt, lebte noch fünf Jahre. Diese Zeit benutzte er zum ordnen seiner literarischen Arbeiten:[1]) Nach Beendigung dieses Werkes sammelte er seine Schüler um sich und weihte in einem feierlichen Akte diese Bücher dem Himmel. Draußen vor der Stadt auf einem Opferhügel, ließ er einen Altar errichten und legte seine Bücher darauf nieder. Dann wandte er sich gegen Norden, betete den Himmel an und dankte demütig für die Erhaltung seines Lebens und Gewährung der Kräfte, um dieses mühevolle Werk zur Vollendung zu führen und schloß mit der Bitte, der Himmel möge aus demselben einen großen Nutzen für seine Landsleute erwachsen lassen. Er hatte sich auf diesen Akt der Darbringung mit Gebet und Fasten vorbereitet. Eine in Stein gehauene Darstellung dieser Handlung zeigt, wie, während Confucius auf den Knieen liegend im Gebete verharrt, ein Lichtstrahl vom Himmel sich über ihn und seine Bücher ergießt.

---

[1]) Der Schuking — Geschichte — und Schiking — Liederbuch — wurden von ihm gesammelt und redigiert; zum Yiking — Buch der Wandlungen — schrieb er einen Kommentar; den vergessenen Siki — Buch des Anstandes — und Yoki — über Musik — zog er wieder ans Licht und verfaßte den Tshün tshin — Geschichte. — Näheres über diese Literatur siehe Plath: II. Leben des Confucius 2. S. 43—80.

Als seine Schwäche größer wurde besuchte ihn sein Schüler Tseu-kung. Confucius wankte ihm entgegen und empfing ihn mit den Worten:

„Der große Berg muß zerbröckeln!
Der starke Balken zerbrechen und
der Weise hinwelken wie eine Pflanze.“

Hierauf brach er in Weinen aus und sagte: „Schon lange ist das Reich ohne Grundsätze und keiner vermag mich würdig zu ehren. Kein einsichtsvoller Monarch ist aufgekommen und im ganzen Reiche ist niemand, der mich als seinen Lehrer begehrt; meine Zeit zu sterben ist gekommen.“ (Reich der Mitte S. 516—517.) Hierauf traf er noch sein Begräbnis betreffende Anordnungen und 7 Tage darnach hauchte er, 72 Jahre alt, aus. Sein Ende war Trübsinn und die Gewißheit seines Erfolges war ihm entschwunden.

Nachdem seine Schüler sich über die Art der ihm gebührenden Trauer geeinigt hatten, wurde er, mit seinen Staatskleidern angethan, in einem doppelten Sarg, auf einem, von seinem Enkel käuflich erworbenen Grundstück von 100 Morgen, beigesetzt. Über dem Grabe wurde ein hoher Hügel errichtet und mit Cypressen bepflanzt. Seine Schüler eilten von allen Enden des Reiches herbei, um den Tod ihres großen Meisters zu beweinen. In der Nähe des Grabes wurden Hütten zu ihrer Aufnahme errichtet; in einer derselben weilte Tseu kung 6 Jahre lang in Trauer um seinen Meister. Die übrigen, 100 an der Zahl, kehrten nach 3 Jahren zurück. Als sie zur Abreise gerüstet waren, verabschiedeten sie sich von Tseu kung uud weinten, bis allen die Stimme versagte. Mencius III. 1. 4, 13.

7. Anerkennung, die Confucius nach seinem Tode fand.

Confucius teilte mit vielen großen Männern das gleiche Los, bei Lebzeiten nicht recht erkannt und nach Verdienst gewürdigt zu werden. Sein Rat wurde nirgends begehrt und sein sehnlicher Wunsch nach einem Regierungsamt blieb unerfüllt. Aber er ruhte noch nicht lange im Grabe, da schallte sein Name durchs ganze Kaiserreich und die von ihm vertretenen Regierungsprinzipien fanden allgemeine Anerkennung. Durch kaiserliche Erlasse wurden ihm die schmeichelhaftesten Namen beigelegt, wie: „Confucius, der vollkommene, erhabene und makellose Lehrer des Altertums, der perfekte Heilige.“ Einige Jahrzehnte nach seinem Tode gründete ein Fürst einen Tempel und richtete regelmäßige Opfer für Confucius ein. Diesem ersten Tempel sind im Laufe der Zeiten viele andere gefolgt, so daß heute 1560 Confucius-Tempel vorhanden sind und jede Kreisstadt im ganzen Reiche einen solchen besitzt. Der großartigste ist der in seiner Geburts-

stadt Khen-fu in der Provinz Schan tung. Innerhalb dieser heiligen Mauern befindet sich noch der Stumpf eines Baumes, den Confucius mit eigener Hand pflanzte und der Brunnen, aus dem er schöpfte, und an Stelle der Halle, worin er seine Schüler unterrichtete, ist ein Pavillon errichtet. An der Vorderseite befindet sich unter einer Baumgruppe das Bibliotheksgebäude mit einer Anzahl monumentaler Platten. Zur rechten des Eingangs ist die Residenz des jeweiligen obersten Würdenträgers des Stammes. Innerhalb dieser befinden sich Räume, deren einer eine Statue vom Vater des Confucius und eine Gedächtnistafel für seine Mutter enthält. In einem andern Raum ist ein Pavillon mit dem Drachenthron, Sitz des Kaisers, und daneben in einem kleinen Raume werden Scenen aus dem Leben des Confucius in Stein gegraben dargestellt. Die Haupthalle enthält eine vergoldete Statue des Confucius und in seiner Nähe die Bilder seiner 12 verehrtesten Schüler und sich diesen anschließend die 72 Schüler zweiten Ranges. In den übrigen Confuciustempeln sind keine Statuen sondern nur Tafeln mit der Inschrift: „Des größten Heiligen und vornehmsten Lehrers Confucius Geistertafel.“

Sein Grab ist das Mekka Chinas geworden. Zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, ist es mit dieser durch eine prächtige Allee verbunden. Das 100 Morgen große Areal ist mit einer hohen Mauer eingefriedigt und die ganze Anlage bildet einen Eichenwald. Neben dem Grabe des Confucius befinden sich auch die seiner Nachkommen; die Gräber der Würdenträger zeichnen sich durch Größe aus. Daneben ist eine Halle zur Andachtsübung für die Pilger errichtet. Eine kleinere Einfriedigung umschließt das Grab des Heiligen, welches einen Hügel von 12′ Höhe und 13′ im Durchmesser bildet. An der Vorderseite ist eine Reihe Menschen- und Löwen-Figuren aufgestellt und ein Monument errichtet, auf welchem Confucius als König betitelt wird. An der Stelle, wo sein großer Schüler Tseu kung sechs Jahre trauerte, ist eine Halle errichtet. Es gab Zeiten wo kein großer Kaiser an Lu vorüberzog, ohne am Grabe des Confucius sich zu verbeugen und kein Minister ein Amt übernahm, ohne dort anzubeten. Der Gründer der Han Dynastie brachte bei seinem Besuche ein Opfer von geschlachteten Rindern, und der berühmte Kaiser Kanghi gab das Exempel des dreimaligen Niederwerfens vor dem Bilde des Confucius. „Der Kaiser besucht jährlich zweimal den Tempel der Hauptstadt und verehrt Confucius ähnlich wie den Himmel. Diese Anbetung wird mit besonderer Feierlichkeit vollzogen. Der Kaiser selbst leitet als oberster Priester die Feier. Unter mancherlei einleitenden Ceremonien und indem der Kaiser zweimal niederkniet und sechsmal mit der Stirn den Boden

berührt, geschieht die Anrufung des Geistes des Confucius." Dies ist aber nicht nur eine Verehrnng, einem Heiligen erwiesen, sondern eine Huldigung einem Gotte dargebracht wie folgende Doxologie beweist:

„Wir preisen dich, o Confucius, denn du bist außerordentlich in der Vollkommenheit, gegründet in der Weisheit und vermögend zu begreifen Himmel und Erde. Du Priester der gesamten Natur, dessen Ankunft durch ein Einhorn angekündigt wurde! Wir verherrlichen dich, du Welt durchflutendes Licht! Wir kommen und bringen dir unaufhörlich dar Opfergaben. O du Unvergleichlicher! Du Heiligster, der du harmonierst mit der Sinnesart der Götter und das Volk beeinflussest zur Tugend. Du fährst fort mit deiner tiefsinnigen Unterweisung unsere Füße zu leiten auf den rechten Weg. Du Civilisator der Völker! Du Lehrer der Liebhaber der Weisheit! mit dem vollendeten Ceremoniel dienen wir dir. Du einzig Großer! Deine Tugend ist erhabener, denn die 1000 Heiliger und deine Unterweisungen besser als die von 100 Königen. Gleich Sonne und Mond bist du zu erleuchten die Menschen. Wir verehren dich, o Begründer der Wissenschaft. Beliebe anwesend zu sein und nimm gnädig auf den Wohlgeruch unserer Opfer, welche wir mit größter Andacht darbringen, um darzuthun unsere aufrichtige Bewunderung." (Du Bose p. 118—119.)

Nachdem vorausgesetzt wird, daß der Geist des Confucius der Einladung gefolgt ist, spricht der Kaiser folgendes Gebet:

„Ich der Kaiser bringe dar ein Opfer dem Philosophen Confucius, dem Lehrer des Altertums, dem vollkommenen Heiligen und sage: O Lehrer, an Tugend dem Himmel und der Erde gleich, dessen Gelehrsamkeit die vergangene und gegenwärtige Zeit umspannt; ehrfurchtsvoll beobachtend die alten Verordnungen bemühe ich mich dir darzubringen Opfer an Tieren, Seide, Wein und Früchten. Mögest du gnädig aufnehmen dieses Opfer."

Ein anderes Gebet lautet: „Groß bist du vollkommener Heiliger. Deine Tugend ist völlig und dein Lehrsystem lückenlos. Unter allen Sterblichen ist keiner dir gleich. Alle Könige verehren dich; deine Verordnungen haben großen Ruhm erlangt. Du bist das einzige Vorbild der kaiserlichen Akademie. Ehrfurchtsvoll sind deine heiligen Geräte aufgestellt und erfüllt mit Ehrfurcht rühren wir unsere Trommeln und Becken." Du Bose p. 123.

Am Geburtstage des Confucius werden in dem Tempel jeder Kreisstadt von dem höchsten Ortsbeamten, der begleitet ist von den Graduierten und vornehmsten Bürgern, dem Heiligen Opfer dargebracht. Alle verneigen sich vor der Geistertafel, während sanft lautende Saitenmusik ertönt. Das größte Opfer findet kurz vor Tagesanbruch statt. Ein Ochse, eine Anzahl Schafe und Schweine werden gehäutet und gereinigt aber unzerlegt während des Ceremoniels vor dem Altar aufgestellt. Nach Beendigung des Opfers wird das Fleisch von den Beamten und ihrem Gefolge verzehrt. Der oberste Beamte pflegt des Priesteramtes nach der im „Buche der Riten" vorgeschriebenen Weise. Mit pomphaftem Aufzug

versammeln sich die Festteilnehmer im hell erleuchteten Tempel und ein Chor singt in herzbeweglicher Melodie folgende Strophe:

„Confucius! Confucius! Wie groß ist Confucius!
Vor Confucius gab es nie einen Confucius!
Seit Confucius ist nie ein Confucius gewesen!
Confucius! Confucius! Wie groß ist Confucius!"

Man hat berechnet, daß jährlich 66000 Tiere dem Confucius geopfert werden.

Auch in jeder Schule ist die Namenstafel des Confucius aufgehängt, vor der sich beim Eintritt der Schüler verneigt und am ersten und fünfzehnten des Monats seine Lichter und Weihrauchstengel anzündet. Und hier ist wohl der Grund der allgemeinen Verehrung, die Confucius im ganzen Reiche genießt, zu finden, denn mit dem ersten Zeichen, dessen Erfindung ebenfalls vom Volke Confucius zugeschrieben wird, lernt der Knabe auch die Verehrung des „großen Heiligen".

Ist nun ein Knabe in der glücklichen Lage, am Studium bleiben zu können, so macht ihn dies, und zwar dies ganz allein zu einem Jünger des Confucius. Nach der gewöhnlichen Bedeutung wird in China unter Confucianist nichts weiter verstanden als ein vornehmer und gelehrter Mann, und wenn ein solcher kaum einmal im Jahre dem großen Philosophen seine Ehrenbezeugungen erweist, er gehört doch zur Gemeinde. Die chinesische Bezeichnung für Confucianismus heißt „Yü kan", Gesellschaft der Gelehrten. Du Bose sagt: „Wollte man den Confucianismus als eine religiöse Genossenschaft betrachten, so könnte man sagen, seine Klassiker sind seine heiligen Schriften, die Schulen seine Versammlungslokale, die Bücherleser seine Priester, die Ethik seine Theologie und die geschriebenen Zeichen seine Symbole." Allein die Bezeichnung „religiös" ist in Anwendung auf den Confucianismus völlig unzutreffend. In keiner Religion auf der ganzen Welt ist wohl ein so großer Mangel an wirklich Religiösem vorhanden, als im Confucianismus. Ein echter Confucianer ist religionslos, ein Skeptiker vom reinsten Wasser; er glaubt weder an Gott, Himmel und Hölle, noch an ein künftiges Leben mit Vergeltung, und die Frage: „Was ist Wahrheit?" ist wohl noch nie in dem Herzen eines Jüngers des Confucius aufgestiegen. Dagegen beweisen sie in erschreckender Weise, daß, wo der Glaube an diese Fundamental-Wahrheiten fehlt, dem Aberglauben Thor und Thür offen stehen. So glaubt der Confucianer an Fung-schui, an die Drachenformation der Berge mit ihrem Glück und Unglück bringenden Einfluß, an das männliche und weibliche Prinzip und was des abgeschmacktesten Aberglaubens mehr ist. So hochmütig spöttisch

er alles Wahre und Heilige belächelt, so sehr ist er ein in den Banden des Aberglaubens gefesselter Knecht der Furcht. Da er an kein künftiges Leben glaubt, so erwartet er mit Sicherheit den Lohn seiner Tugend schon in dieser Welt, und wo dieser zu langsam erfolgt oder gar auszubleiben droht, hält er es für seine Pflicht mit kräftiger Selbsthilfe in die Speichen seines Glücksrades zu greifen, um dasselbe in ein schnelleres Tempo zu versetzen. Worin besteht nun das höchste Glück eines Confucianers? In den sog. Ng-fuk, d. h. fünf Glücken: langes Leben; Reichtum, Gesundheit und Ehre; Liebe zur Tugend; zahlreicher Nachkommen und einem vollkommen glücklichen Lebensabend. Aber über diesen allen steht ein Staatsamt, denn Anstellung im Staatsdienst ist das ersehnte Paradies eines jeden Confucianers.

Johannes Chrysostomus und die Heidenmission.

Von Edmund Hartung, Pastor in Oppin (bei Halle a. S.)

Nicht erschöpfen sollen die nachfolgenden Zeilen das oben genannte Thema, nur ein bescheidener Fingerzeig wollen sie sein auf eine große Sache und Berufene anregen, diesen bedeutsamen Stoff gründlicher zu behandeln.

Allerdings bietet schon Neander in seiner Biographie „der heilige Johannes Chrysostomus“ reiches Material zur Beurteilung des Chrysostomus in seiner Stellung zur Heidenmission. Und wie Tauscher in seinem volkstümlich geschriebenen „Leben des Johannes Chrysostomus, eines Jüngers der Liebe,“ so hat neuerdings auch V. Schultze in dem bedeutenden Buche „Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums“ (Bd. I. 314 ff.) auf die missionarische Bedeutung des Chrysostomus aufmerksam gemacht. Aber eine Monographie ist zur vollen Würdigung der Stellung des Chrysostomus in der Missionsgeschichte dringendes Bedürfnis.

Der große Exeget, der hinreißende Redner, der gewaltige Bußprediger, der in Antiochien und Konstantinopel mit der Leuchte des Wortes Gottes in den Abgrund sittlichen Verderbens hineinleuchtet, ein rechter Hofprediger, der, Johannes dem Täufer ähnlich, ohne Furcht und Connivenz mit dem Bußhammer an das Herz der rach- und ränkesüchtigen Eudoxia klopft, ein treuer Seelsorger, der mit der Jesusliebe des Apostels Johannes das Heil der Einzelnen sucht: so ist Chrysostomus bekannt. Weniger ist er bekannt als Mann der Innern Mission, der zur Armen- und Krankenpflege das Diakonen- und Diakonissenwesen neu belebt und zur Aufnahme der Fremden in Konstantinopel Hospitäler baut. Am wenigsten als unermüdlicher Förderer der Heidenmission.

Die Kirche hatte, seit Konstantin im Glanze kaiserlicher Huld sich sonnend, die ursprüngliche Spannkraft verloren und ihres besondern Missionsdienstes fast vergessen. Um so heller leuchtet in diesem Dunkel mit seiner flammenden Missionsliebe Chrysostomus, eine Lichtgestalt der Missionsgeschichte nicht nur des 4. und 5. Jahrhunderts, sondern aller Zeiten. Er wirkte nicht bloß mit glühendem Eifer für die Ausbreitung des Christentums, sondern hatte auch, lebend und webend in der heiligen Schrift, ein klares Verständnis für das Wesen der Mission. Er erkannte nicht bloß die Missions*pflicht*, sondern auch die rechte Art ihrer Ausführung. „Es ist," um mit V. Schultze zu reden, „ein interessantes Stück Missionsgeschichte, das uns hier entgegentritt."

Versuchen wir zunächst ein Bild von der Missions-*Wirksamkeit* des Chrysostomus zu zeichnen, um sodann einen Blick in sein Missions-*Verständnis* zu thun und endlich seine Missions-*Methode* zu beleuchten.

I.

Seine Missions-*Wirksamkeit* entfaltet Chrysostomus 1. in seinen Predigten, 2. schriftstellerisch in Abhandlungen und Briefen, 3. durch thatkräftiges Eintreten für die Mission.

1. Nicht als hätte Chrysostomus besondere Missionspredigten in unserm heutigen Sinne gehalten; aber, wie er immer auf die praktische Seite des Christentums hinweist, so kommt er oftmals in seinen Predigten auf die Missionssache zu sprechen: ein Zeichen, wie sehr er sie auf seinem Herzen trug.

Bald weist er in apologetischem Interesse hin auf die Unüberwindlichkeit der christlichen Kirche trotz der Verfolgungen, bald auf die scheidende Macht des Christentums; bald auf die Expansivkraft, bald auf die intensive Erneuerungsmacht des Evangeliums. Hier weist er hin auf die falsche, dort auf die wahre Missionsmethode; hier fordert er seine Zuhörer auf, die heilige Schrift zu studieren, damit sie den Heiden Rechenschaft geben können von dem Grunde der Hoffnung, die in ihnen ist, dort mahnt er sie immer und immer wieder, den Heiden das Christentum vorzuleben; hier deutet er hin auf die tiefen Nöte des götzendienerischen Heidentums, dort auf das schöne, durch die Macht des Gekreuzigten bewirkte christliche Leben der christlichen Gemeinden.

Derartige Missionsgedanken finden sich schon in seinen in Antiochien gehaltenen Predigten, wo er, im Jahre 386 zum Presbyter geweiht, durch die Macht seiner Rede auch Heiden in die Kirche zog; so in seinen berühmten 21 Reden über die Bildsäulen (Montf. II, 1 ff.).

Gab es in der Stadt selbst noch Heiden, so hielt sich naturgemäß auf dem Lande das Heidentum am längsten, namentlich infolge der Gleichgiltigkeit der christlichen Gutsherren gegen das Seelenheil ihrer heidnischen Untergebenen.

Diese herzlosen Herren mahnt er in seiner Homilie zu Apostelgeschichte 8, 25 (Montf. IX, 149) mit allem Ernste an ihre Missionspflicht. Für die Anlage von Badeanstalten und Wirtschaftsgebäuden sorgten sie eifrigst, nicht im mindesten aber für das Seelenheil ihrer Sklaven. Durch Menschenliebe, Milde und Freundlichkeit sollten sie, eingedenk der einstigen Rechenschaft vor dem Hausherrn, ihre Arbeiter für das Christentum zu gewinnen suchen (πεῖσαι) und Kirchen bauen. Sie möchten ihn um Rat angehen; er werde thun, was in seinen Kräften stehe (ebenda, p. 150).

Nicht weniger voll Missionsgedanken sind seine Predigten, die er in Konstantinopel hielt, auf dessen Bischofsstuhl er im Jahre 397 durch Vermittelung des Eutropius, des allmächtigen Ministers des schwachen Arkadius, berufen worden war. Wie er hier die Reste heidnischen Aberglaubens, heidnischer Lebensweise und heidnischer Leichtfertigkeit und Unzucht in Cirkus und Theater unermüdlich bekämpfte, so richtete er seinen Blick auch auf die Bekehrung der Heiden. Insbesondere wandte er sein Missionsinteresse den heidnischen Goten zu. Gotischen Söldnern im kaiserlichen Heere räumte er eigens eine Kirche ein, ließ Bibelabschnitte in gotischer Sprache (Übersetzung des Ulfilas) verlesen und gotische Geistliche, die er dazu vorgebildet hatte, in ihrer Muttersprache predigen. Oder er predigte auch selbst und ließ seine Worte durch einen Dolmetscher sofort ins Gotische übertragen. So ließ er gleich zu Anfang seines Episkopats in der Paulskirche einen gotischen Presbyter vor gebildeten Griechen predigen. Dann nahm er selbst das Wort, um diesen Griechen an einem konkreten Beispiele die auch Barbaren göttlich erneuernde Kraft des Evangeliums zu zeigen. (Montf. XII, 371 ff.).

2. Auch schriftstellerisch trat er für die Mission ein. Hier ist vor Allem seine Abhandlung „Beweis wider die Juden und Heiden von der Gottheit Christi" zu nennen. (Montf. ed. 2, tom. I, 682 bis 712).

In dieser Schrift hat er eine Fülle von Missionsgedanken niedergelegt. Im ersten Teile weist er nach, wie schon das Alte Testament voller Missionsgedanken sei, wie schon da von den Propheten die Berufung der Heiden, die Universalität des Heils, die rechten Missionsmittel u. s. w. vorherverkündigt seien, immer zugleich auf die neutestamentliche Erfüllung hindeutend. Im zweiten Teile führt er die Weissagungssprüche Jesu selber an, zeigt, wie das große Wort des Herrn Matth. 16, 18 in bezug auf die Expansiv- und Intensivkraft des Christentums bereits erfüllt sei und gründet darauf seine Missionshoffnung für die Zukunft. Wir werden später auf diese Schrift zurückkommen.

Von seinen 242 Briefen (Montf. III, 527 bis 736) kommen namentlich 7 in betracht, die er zum Teil schon auf seiner Reise in die Verbannung, meist aber in der Verbannung selbst geschrieben hat. Aus diesen Briefen ersehen wir, wie mitten im schwersten Leiden sein Herz von der Sorge für die Ausbreitung des Reiches Gottes bewegt wurde. Wir skizzieren ihren Inhalt im Zusammenhange mit dem, was wir 3. über sein thatkräftiges Eintreten für die Mission zu sagen haben.

In Konstantinopel war ihm ein Bischofssprengel angewiesen, der noch ganz heidnische Gegenden umfaßte. So entschloß er sich, Missionare auszurüsten, welche in den entlegenen Heidenländern das Wort vom Kreuze verkündigen sollten. Und zwar suchte er das Mönchtum aus seiner stillen Beschaulichkeit herauszuheben und für den Pionierdienst der Mission fruchtbar zu machen, zumal die Mönche durch ihr an Entbehrungen und körperliche Abhärtung gewöhntes Leben für die mühereiche, leidensvolle Missionsarbeit sehr geeignet waren. Die Geldmittel aber zu den großen Missionsunternehmungen spendeten ihm großenteils fromme, begüterte Frauen, unter denen Olympias, seine innigste Freundin, hervorragt.

Weit war das Missionsgebiet, das er in den Kreis seiner Gedanken zog, von Deutschlands Grenze an der Donau bis tief nach Asien hineinreichend.

Hatte er sich schon der gotischen Söldner in Konstantinopel angenommen, so richtete er auch auf ihre Landsleute draußen, die Ostgoten, welche an den Grenzen des römischen Reiches am schwarzen Meere und an der Donau saßen, seinen Blick. Nicht nur Missionare sandte er zu ihnen, sondern er trug sich auch mit dem bedeutenden Plane, aus dem Volke selbst Missionare und Geistliche heranzubilden. Zu den Tetraxitengoten auf der Halbinsel Krim ordnete er den Bischof Unila ab. Als Chrysostomus bereits (seit 404) in Kukusus in der Verbannung lebte, wurde ihm dessen Tod gemeldet. So schreibt er der Olympias in seinem 14. Briefe (Montf. II, 600/601), marsische und gotische Mönche hätten ihm berichtet, der Diakonus Moduarius habe den Tod des Bischofs Unila gemeldet. Der Gotenkönig aber habe ihn brieflich um einen neuen Bischof gebeten. Da liegt es ihm in der Verbannung sehr am Herzen, daß ein würdiger (γενναῖος), gläubiger Nachfolger des Unila zu den Goten geschickt werde, um so mehr, als zu befürchten sei, daß seine Gegenpartei (in Konstantinopel) einen unwürdigen sende.

Aber auch zu den Völkern Asiens richtete sich sein Missionsblick, zu den Arabern, Ciliciern, Phöniciern und Persern. Diese Missionen, namentlich die in Phönicien, lernen wir aus seinen Briefen kennen.

Wurde auch Chrysostomus auf Betrieb der Kaiserin Eudoxia im Jahre 404 seines einflußreichen Amtes als Patriarch von Konstantinopel enthoben und nach Kukusus in Klein-Armenien verbannt, so zeigte sich gerade hier das Walten der göttlichen Hand: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.“ Denn frei von allen Amtsgeschäften konnte er sich nun mit um so größerer Kraft und Inbrunst des Herzens dem geliebten Werke der Heidenmission widmen.

Ja, schon auf seiner Reise in die Verbannung beschäftigte ihn nicht etwa die Sorge um sein künftiges Schicksal, sondern die große Angelegenheit der Reichsgottesausbreitung.

In Nicäa angekommen, fand er einen frommen Klausner und überredete ihn, das beschauliche Leben aufzugeben und sich der Missionsanstalt in Antiochien für den Missionsdienst in Phönizien zur Verfügung zu stellen.

Noch war er von Nicäa nicht aufgebrochen, da erkundigte er sich schon brieflich bei dem Presbyter Konstantius in Antiochien, ob jener Einsiedler bereits eingetroffen sei.

In diesem Briefe (Montf. III, 721, Nr. 221) erinnert er den Konstantius, dem er die Leitung der Mission in Phönizien übertragen hatte, an seine Pflicht, den heidnischen Aberglauben auszurotten (*τοῦ Ἑλληνισμοῦ τὴν καθαίρεσιν*), Kirchen zu bauen und für das Heil der Seelen zu sorgen. Die mißlichen Zeitumstände sollten ihn nicht mutlos machen. Gerade in kritischen Momenten bewährten Steuermann und Arzt ihre höchste Kunstleistung. So solle auch er in dem mächtigen Kampfe Mut beweisen und sich die Kirchen Phöniziens, Arabiens und Asiens (*τῶν κατὰ τὴν Ἀνατολὴν,*) angelegen sein lassen. Ihn aber solle er durch Berichte über die Mission auf dem Laufenden erhalten.

Solche Missionsberichte ließ er sich auch von andrer Seite zuschicken, als er sich bereits in der Einsamkeit seines Exils befand. Von hier aus unterhielt er lebhafte Korrespondenz nicht nur mit seinen Freunden in Konstantinopel, sondern auch mit den Missionaren. So wurde Kukusus das geistige Centrum, wo alle Fäden der Mission zusammenliefen, gleichsam der Sitz des Missions-Direktoriums, von welchem die mannigfachsten Direktiven ins Missionsgebiet ausgingen.

In Cilicien, dem Vaterlande des Heidenmissionars par excellence, leitete der Presbyter Elpidius das Missionswerk. Aus dem Briefe an Agapet, einen angesehenen Mann (Montf. III, 699/700 Nr. 175), erfahren wir, daß Elpidius mit großer Kraftanstrengung (*πολλοὺς καὶ συνεχεῖς ὑδρῶτας ὕδρωσεν*) die Bewohner des Amanus-Gebirges in Cilicien von dem heidnischen Irrtum bekehrt und Kirchen und Klöster daselbst gebaut hatte. Diesen ausgezeichneten Missionar empfahl er angelegentlichst dem Edelmute (*εὐγενείᾳ*) Agapets.

Am meisten erfahren wir aus seinen Briefen über das Missionswerk in Phönizien. Schon von Jesu Wirksamkeit wurde dieses Land berührt Matth. 15, 21; Luk. 6, 17. Bald bildete sich in Tyrus eine Christengemeinde. Auf seiner Reise nach Jerusalem verweilte der Apostel Paulus daselbst. Apostg. 21, 3—7. Auch in Sidon fand er Christenfreunde, die ihn bei seiner Überführung nach Rom verpflegten (Apostg. 27, 3). Später hatten Tyrus und Sidon Bischöfe. Auf dem Lande jedoch herrschte noch Heidentum, Reste des uralten, mit schändlichen Lastern verbundenen Baals- und Astarte-Dienstes. Dieses Heidentum zu überwinden hatte Chrysostomus in Antiochien die Mission organisiert und diese Mission zu fördern, dafür setzte er bei allen Leiden und Gefahren der Verbannung seine ganze Kraft ein.

Wie er Mönche und Geistliche als Missionare hinaussandte, so setzte er auch alle Hebel in Bewegung, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. So hatte ihm ein reicher Mann, Namens Diogenes, eine bedeutende Geldsumme durch Aphraates als Geschenk überbringen lassen. Für sich lehnte er das Geld ab und bestimmte es für die Mission in Phönizien (Brief an Diogenes, Montf. III, 620/21 Nr. 51). Im Hinblick auf die Hoheit des Werkes solle Diogenes den Aphraates unverzüglich mit dem Gelde nach Phönizien schicken, ja ihn überreden, daß er sich selbst der Mission widme; (*τῆς καλῆς ταύτης οἰκονομίας*).

In demselben Jahre 405 erließ er ein dringliches Ermahnungsschreiben (Montf. III, 623/24, Nr. 54) an den Presbyter Gerontius, den von ihm verlassenen Missionsposten in Phönizien wieder einzunehmen.

Gerade jetzt müsse alles gethan und ertragen werden, um das schöne Saatfeld nicht wüste liegen zu lassen. Je schlimmer das Wetter, desto mehr solle er sich ermannen und auch andre zum Aufbruch bewegen. Solche Missionsreisen unternehmen (*ἀποδημίας ἀποδημεῖν*) sei weit herrlicher, als zu Hause sitzen. Nicht zu Hause, draußen könne er Frucht bringen, nämlich das Heil vieler Seelen. Der Presbyter Konstantius werde die zum Kirchenbau und Lebensunterhalt der Missionare (*εἰς χρείας ἀδελφῶν*) nötigen Mittel in reichem Maße überbringen. Die Einsamkeit der Verbannung werde er vergessen, wenn er höre, daß er, Gerontius, alles wirke und dulde, um des Seelenheils der dortigen Einwohner willen.

Bald darauf erließ er eine Art Cirkulare an sämtliche Missionare, „an die Presbyter und Mönche in Phönizien“ (Montf. III, 663/64, Nr. 123), da dieselben wegen entstandener Unruhen entmutigt worden waren.

Unter keinen Umständen sollten sie Phönizien verlassen. Gott vermöge den Unruhen ein Ende zu machen und er werde ihre Ausdauer belohnen. Ausdauer und Geduld sei dem Felsen gleich, an dem sich die wider die Kirche

entstandenen Unruhen brechen würden, wie die Wogen, die sich in ihrem eigenen Schauen verlieren (διαλυομένοις εἰς οἰκεῖον ἀφρόν). Im Hinblick auf die Apostel, besonders den Paulus, der sogar im Gefängnisse Missionsdienst verrichtet habe (ἐμυστάγωγε = in das Geheimnis des Glaubens einführen) sollten sie feststehen und unbeweglich (vgl. 1. Kor. 15, 58).

Da, im Jahre 406, brach der Sturm los. Zu seinem größten Schmerze mußte Chrysostomus erfahren, daß die Missionare von den heidnischen Bauern überfallen, teils gemißhandelt, teils getötet worden waren. Sofort forderte er den Presbyter Rufinus in Antiochien, auf welchen er großes Vertrauen setzte, auf, sich schleunigst nach Phönizien zu begeben (Montf. III, 671/72, Nr. 126).

Durch sein bloßes Erscheinen werde er kraft seines Gebets, seiner Milde und Freundlichkeit und bewährten Mannhaftigkeit die Gegner entwaffnen und die niedergeschlagenen Freunde aufrichten. Aber Eile thue not, den Brand in Phönizien zu löschen. Wie ein tapfrer, kriegskundiger Feldherr, das sei seine Überzeugung, werde Rufinus handeln, niederwerfend des Teufels ganze Macht (φάλαγγα). Denn er kenne ja seine Wachsamkeit, Sorgfalt, Einsicht (τὸ συνετόν), Takt (τὸ ἐμμελές), Milde (τὸ προσηνές), Mut, Kraft (τὸ εὔτονον) und Beständigkeit. Nicht erst von Phönizien, sondern schon von den einzelnen Stationen seiner Reise dorthin solle er ihm täglich einen Reisebericht schicken, damit er, sollten sich unerwartete Hindernisse einstellen, dieselben energisch zu heben suche. Um so mehr solle er sich beeilen, daß er noch vor Eintritt des Winters die dächerlosen Kirchen unter Dach bringen könne (ἀπαρτίσαι).

Endlich erfahren wir aus dem 14. Briefe an Olympias, wie ihm auch die Bekehrung der Perser am Herzen lag. Dort hatte der Bischof Maruthas von Tagrit die Missionierung in der Hand. Er schrieb 2 Missionsbriefe an ihn, welche er der Olympias zusandte. Diesen Mann, dessen er zur Missionierung der Perser dringend bedürfte, solle sie kräftigst unterstützen, ihm aber über die Erfolge und weitern Pläne der persischen Mission berichten.

II.

1. a) Was ist Mission? Seelenrettung. Klar erkennt das Chrysostomus, wenn er in der 6. Predigt wider die Juden spricht:

„Der Mensch ist teurer, als die ganze Welt. Bedenke also die hohe Würde dessen, der (durch dich) gerettet werden soll und achte die Sorge für ihn nicht gering. Denn wenn einer unzählige Summen Geldes herzählte, so hätte er doch das bei weitem nicht gethan, als der, welcher eine Seele rettet und vom Irrtum zur Gottseligkeit führt." (Montf. I, 661). Ähnlich in der 3. Predigt zu 1. Kor. (Montf. X, 22).

Darum erinnert er die reichen Gutsbesitzer in der Predigt zu Apostg. 8, 25 b) an ihre Missionspflicht:

„Kann es einen größeren Gewinn geben, als Seelen in die himmlische Scheuer einzusammeln? Ach, daß ihr nicht wißt, wie groß es ist, Seelen

zu gewinnen." (Montf. IX, 150). Zur allgemeinen Missionspflicht mahnt er in der Predigt über die Worte: Wenn deinen Feind hungert Röm. 12, 20 mit den Worten: „Wenn er uns das Salz, den Sauerteig und das Licht der Erde nennt, so zeigt er, daß wir nicht allein für unsre Wohlfahrt, sondern auch für die Seligkeit vieler andern Menschen sorgen müssen. Du bist auch ein Licht, nicht, daß du allein des Lichtes genießen, sondern auch den Verirrten zurückführen sollst. Was nützt ein Christ, wenn er niemanden gewinnt und zur Tugend bringt?" (Montf. IV, 159). Wohl meint er hier zunächst die lauen Christen, die man zum Kirchgang bewegen solle; sicherlich aber sind auch die Heiden nach seinem Sinne mit eingeschlossen.

c) Zur Erfüllung dieser Missionspflicht drängt *α*) der Heiden Elend. Dasselbe schildert er in der Predigt über die Worte: „Der Sohn thut nichts von ihm selber": „Ehe (Christus) Mensch wurde, übte die Bosheit ihre ganze Gewalt (*ἐτυράννωσε*), tiefe Nacht hielt alles bedeckt; überall waren Altäre und Götzentempel, Ströme Blutes, nicht nur von Schafen und Rindern, sondern auch der Menschen, wurden vergossen (zum Götzenopfer) . . . Wenn dieses das Volk der Weissagung und des Gesetzes that, so bedenke, in welcher Lage die übrigen Teile des Erdkreises (die Heiden) sich befanden, von bösen Geistern rasend gemacht (*βακχευόμενοι*), von Bosheit tyrannisiert, von allerlei Leidenschaften geknechtet . . . Holz und Steine anbetend" (Montf. VI, 259).

Aus diesem Jammer die Heiden herauszuheben, verpflichtet *β*) die Bruderschaft aller Menschen.

„Mit allen Menschen haben wir vieles gemein," sagt er in der ersten Predigt an das Antiochenische Volk, „sie haben denselben Herrn, haben dieselben göttlichen Gesetze empfangen und sind mit uns zu denselben Gütern berufen" (Montf. II, 19).

In dieser Erkenntnis hat er eine hohe evangelische Anschauung bezüglich der Sklaverei, damit seiner Zeit weit vorauseilend.

So bekennt er in der 6. Predigt über den reichen Mann und armen Lazarus: „Nicht auf den Adel (*περιφάνεια*) der Väter, sondern auf die eigne Tugend kommt es an. Ich nenne den Knecht, auch wenn er in Ketten liegt, einen Edlen und Herrn, wenn ich den Adel seiner Seele (*αὐτοῦ τὸν τρόπον*) erkenne. Andrerseits ist mir auch einer, der in hohen Würden steht, ein Unedler (*δυσγενής*), wenn er eine sklavische Seele hat . . . Uranfänglich gabs keine Sklaverei; denn Gott hat nicht einen Sklaven, sondern einen freien Menschen geschaffen." (Montf. I, 9; 2. Ausgabe). „Da Christus erschien, hat er auch diesen Fluch (sc. der Sklaverei als Strafe der Sünde) aufgehoben; denn in Christo Jesu ist kein Knecht noch Freier" (40. Pred. zu 1. Kor.; Montf. X, 385).

An derselben Stelle deutet er sogar an, daß, wenn überall die reine christliche Gesinnung herrsche, die Leibeigenschaft aufhören müsse: „Wenn ihr für die Menschen sorgtet, so würdet ihr sie kaufen, sie ein Handwerk lernen lassen, daß sie sich selbst ernähren könnten (*ἀρκεῖν ἑαυτοῖς*) und dann sie frei lassen."

Vor allem aber verpflichtet zur Mission γ) der **universale Heilswille** Gottes.

„Ließe sich Gott nicht," sagt er in der Predigt zu Apostg. 8, 25, „die Rettung auch nur einer einzigen Seele so angelegen sein, würde ihm das Verderben (einer einzigen) so großen Zorn verursachen?" (Matth. 18, 6). Und in der 33. Predigt zu 1. Kor. macht er darauf aufmerksam, daß der Apostel, vom Gebet für alle Menschen redend (1. Tim. 2, 1 ff.), auch die Ursache des Gebets hinzufüge: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde 2c. (Montf. X, 306). Auf den Missionsbefehl des Herrn aber deutet er hin in der Predigt vom kananäischen Weibe (Montf. III, 437).

2. Wie wird die Seelenrettung **bewirkt**? Durch das Evangelium.

a) Die durch alle Hindernisse der Verfolgungen hindurchgehende **Siegesmacht** des Evangeliums preist Chrysostomus in immer neuen Weisen z. B. in der 4. Predigt vom Lobe des Apostels Paulus.

Zum Beweise für die wunderbare (*παράδοξον*) Kraft der Predigt des Evangeliums sagt er: „Ich will dir zeigen, daß sie eben dadurch, daß sie bekämpft wurde, nur mehr zugenommen und sich ausgebreitet hat" (Montf. II, 496). „Keine Gefahr vermochte ihren Fortschritt und ihre unverwüstliche Kraft aufzuhalten, nicht die Tyrannei alter Gewohnheit, nicht die Stärke väterlicher Sitten und Gesetze, nicht die Schwierigkeit, die Gebote des Evangeliums zu erfüllen" (ebenda p. 498). „Der Irrtum vergeht, auch wenn nichts seinen Fortgang hemmt. Die Wahrheit dagegen wird immer kräftiger, wie viele auch dagegen ankämpfen" (ebenda p. 499). Ähnlich in der 7. Predigt über denselben Gegenstand (Montf. II, 516), in der 16. und 17. Predigt über die Bildsäulen (Montf. II, 165 und 191) und an vielen andern Stellen. Wir können uns nicht versagen, die schönen Worte aus der Abhandlung „Beweis wider die Heiden u. s. w." anzuführen: „Dieses (sc. das Kreuz) hat den Tod aufgehoben, die ehernen Pforten der Hölle zerschmettert, die eisernen Werkzeuge des Krieges zermalmt, die Festung (*ἀκρόπολιν*) des Teufels geschleift (*κατέλυσε*), die Nerven der Sünde zerhauen, die ganze Welt der Verdammnis, unter der sie lag, entrissen, die von Gott unsrer Natur geschlagenen Wunden geheilt."

Diese dem Evangelium immanente Siegesmacht wirkt nun auch nach außen hin

b) als **Expansivkraft**. Diese sieht er schon im Alten Testamente geweissagt.

„Seine Herolde wird Christus in alle Welt aussenden, und jeder soll die Predigt des Evangeliums hören" Ps. 19, 5; 18, 2. Jes. 11, 9 (Beweis wider die Heiden Montf. I, 691). Dieselbe Stelle Ps. 19, 5 zieht er in der 3. Predigt über die Aufschrift der Apostelgeschichte heran: „Daß die heil. Schrift über die ganze Erde ausgebreitet werde, das bekräftigt der Prophet in diesen Worten. Du magst zu den Indern oder zum Sonnenaufgang oder aufs Meer oder auf die britannischen Inseln oder in die südlichen Gegenden der Welt gehen, so wirst du überall Menschen finden, welche die Lehren der

heil. Schrift haben . . . Die Sprache ist anders, der Glaube ist derselbe . . . Sie sind Barbaren der Sprache nach, aber nach der Anschauung christliche Weise φιλοσοφοῦσι δὲ τῇ γνώμῃ)" (Montf. III, 71). Ja, daß auch die rohsten Naturvölker in den Bannkreis des Evangeliums gebracht werden, sieht er in Jes. 11, 6 vorausgesagt: „Der Prophet redet von den ungesitteten unter den Menschen, von den Scythen, Mauren, Thraciern . . . alle diese Völker sollten zugleich unter ein Joch gebracht werden (Zeph. 3, 9) . . . allenthalben auf Erden soll der Herr angebetet werden" (Beweis wider die Heiden Montf. I, 692).

Während so das Evangelium nach außen hin immer mehr Terrain erobert, durchdringt es die Völker

c) mit seiner fermentartig wirkenden Intensivkraft. Diese ruft α) eine Gärung hervor. Mit lebhaften Farben schildert er in der Predigt vom Ruhme der Trübsal, wie die Predigt des Evangeliums Rumor mache in der Völkerwelt, Gegensätze hervorrufe unter den Heiden, die ihre mit Götzendienst durchquickten Gebräuche bedroht sähen, ja eine scheidende Macht in den Familien sei.

„Der Vater verleugnete der Religion wegen den Sohn, die Mutter war wider die Tochter, . . . die Herren ergrimmten wider die Knechte; denn das Wort des Herrn drang durch wie ein Schwert und indem es die kranken Glieder von den gesunden trennte, erfüllte es alles mit mächtigem Aufruhr und bewirkte, daß überall unzählige Feinde wider die Gläubigen aufstanden." (Montf. III, 142). In demselben Zusammenhange macht er (p. 143) auf die Gefahren des Abfalls für die jungen Heidenchristen aufmerksam, „welche eben erst von den Altären, von den Götzen, von Schwelgerei und Trunkenheit zum Glauben bekehrt, an die hohen Gedanken des ewigen Lebens noch nicht gewöhnt waren."

Auf die scheidende Macht des Evangeliums wird auch in der 4. Predigt vom Lobe des Apostels Paulus und in der 5. Predigt wider die Juden verwiesen (Montf. II, 497 resp. I, 632/33).

Die Sauerteigskraft des Evangeliums wirkt β) auch erneuernd und umgestaltend. In dieser Beziehung sagt er in der 4. Predigt vom Lobe des Apostels Paulus:

„Durch das Evangelium wurde alles verändert und verwandelt. Gleichwie vor dem Feuer die Stoppeln und Disteln weichen, von der Flamme allmählich verzehrt, und die Felder gereinigt werden, so verschwand auch vor der Predigt des Paulus . . . aller Götzendienst, . . . väterliche Sitten, verderbliche Gesetze . . . Wie vor dem anbrechenden Tage die Finsternis weicht, so wurde, als durch die Predigt des Paulus das Licht des Evangeliums überall aufging, der Irrtum verjagt; Opferrauch, Zimbeln, Trommeln, Trunkenheit, Gelage, Hurerei, Ehebruch und alle unsäglichen Schändlichkeiten, die in den Tempeln getrieben wurden, verschwanden und wurden verzehrt wie Wachs vom Feuer" (Montf. II, 498). „Die Perser, welche vorher sich nicht schämten, sogar ihre Mütter zu ehelichen, erfüllen jetzt das Gelübde der Jungfrauschaft;

und diejenigen, welche sonst ihre Söhne und Töchter verbannten und schlachteten, sind nunmehr die sanftmütigsten unter den Menschen.“ (Predigt über „der Sohn thut nichts von ihm selber,“ Montf. VI, 260/61). Insbesondere preist er die unter der bekehrten Landbevölkerung erwiesene herzumwandelnde Macht des Christentums, das den Menschen nicht bloß an Ordnung und Arbeitsamkeit gewöhne, sondern zuvor sein Herz besser mache, als das der Weisesten unter den griechischen Philosophen. „Ihr Verstand ist voll geistlicher Weisheit und ihr Leben richtet sich (μιμεῖ) nach ihren Lehren ... Entblöße ihre Seele, so wirst du erstaunen über ihre Schönheit und ihren Reichtum in ihren Worten, ihren Lehren und der ganzen Einrichtung ihrer Sitten erblicken.“ (19. Predigt über die Bildsäulen, Montf. II, 189). „Wer wird nicht daraus die Macht Christi erkennen?“ so fragt er ebenda. Ja, die Mission ist nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk. In dem sieghaften Worte wirkt

d) die Siegesmacht des Herrn selbst. „Woher kommts denn, daß alle Götzentempel zerstört worden sind, daß der dodonäische und klarische (Apollo) schweigt? ... Geschieht es nicht durch die Macht des Gekreuzigten?“ (4. Predigt vom Lobe des Paulus, Montf. II, 493). „Was machte denn den Apostel so mächtig? Ist es nicht offenbar, daß solches die Wirkung einer göttlichen und unaussprechlichen Macht ist?“ (p. 495/96). „Gott that ihnen das Herz auf, daß sie darauf acht hatten, was von Paulus geredet ward (Apostg. 16, 14), Gott giebt dem Worte Kraft, in das Gemüt einzudringen.“ (Predigt über „die Ernte ist groß“, Montf. XII, 387 f.).

Namentlich aber beschreibt er in immer neuen Wendungen die Siegesmacht des Gekreuzigten in der Abhandlung „Beweis wider die Heiden.“

„Bei den Königen sinkt mit dem Tode alles dahin; bei Jesu geschah das Gegenteil. Vor seiner Kreuzigung waren seine Angelegenheiten in einem Schwächezustande ... Als er getötet war, wurde seine Sache viel glänzender und majestätischer ... Könige und Heerführer, Fürsten und Standespersonen (ὕπατοι) Knechte und Freie“ (unterwarfen sich ihm) (Montf. I, 696). „Wenn auch keiner widerstritten hätte, so würde es ein Beweis göttlicher Kraft sein, daß die ganze Welt plötzlich von ihren seit langer Zeit eingewurzelten bösen Sitten losgerissen und zur Annahme weit schwererer Sitten hat bewogen werden können“ (p. 702). „Wie aber und durch was für Kraft (bekehrten die Apostel die Welt)? Durch die Kraft desjenigen, der es ihnen befohlen. Er selbst bahnte ihnen den Weg (προοδοποιῶν ἦν)“ (p. 703). „Sie hatten als Mitstreiterin und Gehilfin die unüberwindliche (ἄμαχον) Kraft dessen, der gesagt hatte: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde“ (p. 706). Christus der Missionskönig hat also nicht bloß die große Kabinettsordre gegeben, sondern tritt auch an die Spitze der heiligen Kriegsscharen, daß sie zur Ausführung kommt.

Aus der großen Erfüllung in der Vergangenheit schöpft denn Chrysostomus auch Missionsfreudigkeit für die Zukunft. „Hieraus lerne, daß die Verheißung auch in Zukunft wahr bleiben, und niemand sie umstoßen wird.“

Damit ist 3. sein klarer Einblick in die verschiedenen Missions-Perioden angedeutet. Der Herr hat seine Stunden; sein Reich macht

einen Entwickelungsgang auf Erden durch. Daß Israel verworfen und die Heiden an seine Stelle treten würden, dafür verweist er in derselben Abhandlung (p. 693) auf Jes. 28, 11 und 12 und 65, 1; und p. 707 zeigt er Verständnis für die in verschiedenen Perioden verlaufende Entwicklungsgeschichte, wenn er sagt:

„Die Weissagung liegt aller Welt vor Augen und wird sich, wie die vorige, über alle künftigen Generationen erstrecken. Denn so sind die meisten Weissagungen beschaffen: sie werden nicht in kurzer Zeit vollendet, und ihre Erfüllung begreift nicht bloß den Zeitraum eines einzigen Menschenalters; sie erstrecken sich auf die gegenwärtig Lebenden, auf ihre nächsten Nachkommen, auf die Nachwelt dieser Nachkommen, auf die Kinder dieser Nachwelt bis ans Ende der Welt."

Die Weissagung erfüllt sich also immer mehr in den verschiedenen Perioden, und die Garantie für den Missionserfolg liegt in den Weissagungsworten des Herrn, deren Kraft und Wahrheit durch die Jahrhunderte immer mehr erhärtet wird.

4. Vorausverkündigt sind alle diese Missionswahrheiten schon im Alten Testamente. So sagt er in der 2. Predigt über die Dunkelheit der Weissagungen, wo er in dem Vorhandensein der Septuaginta die die Heiden für das Heil vorbereitende göttliche Vorsehung erkennt:

„So lange Gott mit **einem** Volke redete, blieb dasselbe (das Alte Testament) hebräisch. Da aber Christus kommen und den ganzen Erdkreis nicht allein durch die Apostel, sondern auch durch die Propheten, welche uns auch den Weg zum Glauben und zur Erkenntnis Christi zeigen (*χειραγωγοῦσιν*), zu sich rufen wollte, da wurden durch die Übersetzung die Weissagungen, die vorher durch die Dunkelheit der Sprache verschlossen waren, völlig aufgeschlossen, . . . damit alle Heiden zum Könige der Propheten kommen und den eingeborenen Sohn Gottes anbeten könnten. (Montf. VI, 183).

Wenn Chrysostomus die alttestamentlichen Stellen auch nur kurz und nach dem heutigen Stande der exegetischen Wissenschaft nicht immer richtig auslegt, zumal er nicht den Grundtext, sondern nur die Septuaginta las, so hat er doch mit klarem Blick die großen Missionsgedanken des Alten Testaments erkannt und auf ihren Zusammenhang mit der neutestamentlichen Erfüllung hingewiesen.

III.

1. Nicht durch äußere Gewalt, sondern durch Überwindung von innen heraus müssen die Heiden gewonnen werden: das ist sein oberster Grundsatz. Damit steht er hoch über seinen Zeitgenossen. Wenn der Bischof Marcellus von Amapea in Syrien in dieser Stadt selbst und in der Umgegend an der Spitze einer Militärmacht (!) die Götzentempel zerstört, wenn in Alexandrien der fanatische Bischof Theophilus zur Verhöhnung des Heidentums die Statuen der Götter öffentlich

aufstellen ließ und den Gott Serapis in seinem weltberühmten Heiligtum eigenhändig zerschlug, sodaß in wütendem Straßenkampfe zwischen Christen und Heiden die religiöse Frage ausgekämpft wurde, so sind das zwei Ereignisse, welche die damalige Zeit charakterisieren. Die Kirche hatte der neutestamentlichen Forderung von Gewissensfreiheit und Überwindung von innen heraus vergessen.

Chrysostomus dagegen steht auf echt evangelischem Boden.

So fragt er in der 4. Predigt vom Lobe des Apostels Paulus: „Wodurch siegte Paulus?“ Und er antwortet mit 2. Kor. 10, 4 f.: „die Waffen unsrer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen u. s. w.“ (Montf. II, 486). „Nicht durch Gewalt der Waffen,“ heißt es in „Beweis wider die Heiden,“ „nicht mit Hilfe eines großen Aufwandes, nicht durch eine Menge Kriegsheere oder durch andre diesen ähnliche Mittel, sondern durch das bloße Wort (ῥήματι ψιλῷ), durch ein kraftvolles Wort, richteten sie etwas aus.“ „Mit unsrer Sache ist es nicht wie mit der Sache der Heiden. Sie hängt nicht von der Gesinnung eines Regenten ab, sondern besteht auf ihrer eignen Kraft.“ (Wider die Gegner des Mönchslebens, Buch 2, Montf. I, 71). Und in der apologetischen Schrift über den Märtyrer Babylas: „Es ist den Christen nicht erlaubt, mit zwingender Gewalt (ἀνάγκῃ καὶ βίᾳ) den heidnischen Irrwahn niederzuschlagen, sondern nur durch Überzeugung, Vernunftgründe und mit Liebe dürfen sie zum Heil der Menschen wirken.“ (Montf. II, 540).

Daher 2. keine Accommodation. Infolge von Massenübertritten trat eine Mischung von heidnischen und christlichen Elementen ein. Manchen Bischöfen war es weniger um gründliche Bekehrung, als vielmehr um eine große Schar von Bekehrten zu thun, wie es noch heute die römische Missionspraxis beliebt. Auf diesen Punkt kommt er in seiner Schrift von der Buße (1. Buch) zu sprechen:

„Wir haben das Gebot Christi entkräftet, indem wir verdorbene und ungläubige, mit unzähligen Lastern befleckte Menschen ohne weiteres (ἁπλῶς) und ohne sorgfältige Prüfung (ἀνεξετάστως) zur Teilnahme an den Sakramenten zulassen, ihnen, ohne Rechenschaft von ihrer Gesinnung zu fordern, die Geheimnisse des Glaubens enthüllt und sie, die noch nicht einmal den Vorhof schauen durften, ins Heilige eingeführt haben.“ (Montf. 2. Ausg. I, 161).

Diese Bischöfe accommodierten sich den heidnischen Sitten und Bräuchen. Eine höchst interessante Schilderung dieser falschen Accommodations-Methode der Kirche jener Zeit giebt V. Schultze im 3. Teile des 2. Bandes seines Werkes. Da weist er nach, wie der Heiligen-Kultus aus dem antiken Manen-Kultus, ja Polytheismus hervorgegangen, und die Reliquienverehrung, das Tragen von Amuletten und dergleichen ebenfalls aus dem Heidentum herübergenommen sei. Durch diese Accommodationsmethode war dem Heidentum eine bequeme Brücke zum Christentume geschlagen.

Chrysostomus dagegen kämpft mit aller Entschiedenheit gegen diese *falsche* Accommodation. Zwar scheint es, als habe sich auch dieser erleuchtete Mann nicht völlig aus dem Bannkreise seiner Zeit losmachen können, wenn er z. B. in seiner 2. Ermahnung an die zu Taufenden sagt: „Mache das Zeichen des Kreuzes an deiner Stirn, so mag dir ein Mensch, ja sogar Satan begegnen, du wirst unbeschädigt bleiben, wenn er dich überall in dieser Rüstung erblickt“ (Montf. II, 244). Aber einmal ist die Möglichkeit eines spätern Einschiebsels nicht ausgeschlossen, sodann aber wird dieser Ausspruch durch andre paralysiert. So kämpft er gleich in derselben Mahnung (p. 243) wider den heidnischen Aberglauben unter den Christen mit den Worten:

„Was soll man von denen sagen, welche sich zauberischer Beschwörungen und solcher Dinge bedienen, die sie an sich hängen, welche die Münze Alexanders, des Macedoniers, auf dem Haupte oder an den Füßen tragen? . . . Du bedienst dich nicht allein solcher Amulette (*περίαπτα*), sondern brauchst auch noch Zauberformeln (*ἐπῳδάς*), indem du trunkene alte Weiber in dein Haus führst.“ Und in der 19. Predigt über die Bildsäulen eifert er wider den Aberglauben der Weiber, die sich und ihren Kindern mit großer Sorgfalt das Evangelium an den Hals hängen und überall mit sich herumtragen. „Schreibe du das Evangelium und seine Gebote in dein Herz! da wird es sicherer bewahrt, als wenn du dasselbe äußerlich mit dir herumträgst.“ (Montf. II, 197).

Wenn so Chrysostomus alle *falsche* Accommodation bekämpft, so kennt er doch andrerseits eine *rechte Accommodationsmethode*. Als Regulativ in dieser Hinsicht dient ihm das Verhalten des Apostels Paulus.

„Er wurde allen allerlei, wenn es *sein Lehramt und die Seligkeit der Menschen* erforderte. Nicht veränderte er seine Gesinnung, sondern die Worte paßte er den jedesmaligen Bedürfnissen an.“ (5. Predigt vom Lobe des Paulus; Montf. II, 502). „Alles that er nach den Umständen der Zeit im Dienste des Evangeliums“ (6. Predigt über denselben Gegenstand, ebenda p. 511). Das Verhalten des Apostels, sich in Jerusalem das Haupt scheren zu lassen und an Opfer und Reinigung teilzunehmen, erklärt er in der Predigt. „Da Petrus gen Antiochien kam“: „die Umstände der Zeit und die Anwesenheit vieler Juden erforderten dies. Wenn also Paulus sich zu accommodieren (*συγκαταβῆναι*) genötigt ward, so ward er den Juden ein Jude. Aber er that es nicht aus Herzensmeinung, sondern nur in Rücksicht auf die Umstände (*οἰκονομία*)“ (Montf. III, 372).

Und in der 4. Predigt über die Aufschrift der Apostelgeschichte läßt er den Paulus sagen: „Willst du, daß ich das Pfingstfest (der Juden) beobachten soll, ich weigre mich nicht. Wo du mich hinführst, da folge ich nach und warte, bis sich der Angelhaken des Wortes recht fest eingehakt hat, damit ich dein Volk desto sicherer von seinem alten Gottesdienste abbringen kann.“ Dann fährt er fort: „Siehst du, wie Paulus, dieser geistliche Fischer, bei dem Fischzuge, den er mit dem Worte Gottes that, nachzugeben verstand (*παρηκολούθησεν*)? Du siehst, daß sie (die Apostel) sich zur Beobachtung der Zeiten,

der Beschneidung und der Opfer deswegen anbequemt haben, nicht, damit sie selbst zur alten Lebensweise zurückkehren, sondern diejenigen, welche an den Schattenbildern (τύποις) hingen, zur (christlichen) Wahrheit bringen wollten. Denn wer in der Höhe ist, wird denjenigen, welcher in der Tiefe liegt, nicht dadurch in die Höhe bringen, daß er immer in der Höhe bleibt, sondern er muß sich zuvor herablassen (ταπεινωθῆναι), um sie dann in die Höhe zu führen." (Montf. III, 87).

„Da Paulus nach Athen kam, knüpfte er seine Mahnung an einen Altar an. Das that er nicht etwa, weil er geglaubt hätte, der Altar verdiene mehr Glauben, als die Evangelien, er hielt auch nicht die Inschrift desselben höher, als die Propheten, sondern er griff sie mit ihren eigenen Lehren an" (5. Predigt wider die Juden, Montf. I, 631). Und in der 16. Predigt über die Bildsäulen beschreibt er das Verhalten des Paulus dem Heiden Felix gegenüber so: „Er wollte ihm nicht das Schwerste vorlegen, sondern er machte es hier, wie er gesagt hatte: „Ich bin denen, die ohne Gesetz sind, geworden als ohne Gesetz (1. Kor. 9, 21) . . . Er mag erst Geschmack an der Predigt gewinnen. Er ist noch schwach und irdisch . . . Wenn er gleich anfangs hört, daß, wer Christ wird, gar bald mit Ketten und Banden umgeben wird, so wird er sich scheuen und die Predigt des Wortes nicht hören" . . . „Er richtete sich nach der Schwachheit der Heiden." (Montf. II, 165).

Überhaupt gehts in der Mission nicht im Sturmschritt, sondern im langsamen Schritt; sie ist Geduldsarbeit. „Wenn der Heide nicht sogleich ein Gläubiger wird, so wundre dich darüber nicht und dränge ihn nicht, erstrebe nicht alles auf einmal!" (33. Predigt zu 1. Kor., Montf. X, 307).

3. Das rechte Missionsmittel. Wenn nur durch Überzeugung die Heiden gewonnen werden sollen, so kann diese Überzeugung nur durch das Wort Gottes bewirkt werden. „Durch die Predigt vom Gekreuzigten und durch Verrichtung vieler Wunder haben sie (die Apostel) die ganze Welt unterworfen" (Montf. I, 690). Und zwar ist das Evangelium in der Landessprache zu verkündigen. „Die an den äußersten Grenzen der Welt wohnen, haben diese Lehren in ihre eigne Landessprache übersetzt" (Montf. XII, 371).

Eins der kräftigsten Förderungsmittel der Mission ist ihm

4. das Leben, der vorbildliche Wandel der Christen.

a) Auf das Ärgernis, das die Heiden an dem schlechten Wandel der Christen nehmen, weist Chrysostomus oftmals mit scharfem Tadel hin.

So geißelt er diejenigen, welche zu den circensischen Spielen laufen. „Sie sind eine Schmach vor den Juden und vor den (Heiden), welche geflissentlich unsern Glauben verspotten." (Montf. 2. Ausgabe I, 968). „Wie wollen wir sie bewegen und überreden, zum Christentum überzutreten, wenn sie sehen, daß unsre Glaubensgenossen sich mit ihnen durch den Besuch jener verderblichen unheilvollen Schauspiele verunreinigen?" (ebenda p. 969).

Gegen die Lästerer und Verleumder wendet er sich in der 3. Predigt über die Bildsäulen. „Überdies hast du der ganzen Kirche geschadet; denn die es hören, verdammen nicht bloß den (betreffenden) Sünder, sondern schmähen [illegible]ze Christenheit . . . du bist auch schuld, daß der Name Gottes ver-

lästert wird." Und in der Schrift „daß man weder die Lebenden noch die Toten verdammen darf" straft er die Rachsucht der Christen, wodurch „unsre Religion zum Gespött der Ungläubigen gemacht wird." „Welche (sc. diese Christen) sich weder eines guten Wandels befleißigen, noch Gutes zu thun gelernt haben." Christus sei doch nicht zu dem Zwecke gekommen, daß wir uns gegenseitig im Haß verzehren sollten, vielmehr fordere das Christentum als die vollkommenste Religion einen größern Umfang der Liebe" (Montf. I, 691/92).

„Wenn wir keinen bessern Wandel führen als jene, (3. Predigt zu 1. Kor.) werden wir nichts gewinnen. Die Heiden hören nicht auf unsre Worte, sondern prüfen unsre Handlungen und sagen: Folge du zuerst deinen Worten und dann ermahne andre . . . das ist es, was die Ungläubigen hindert, Christen zu werden. Durch unsre Liebe müssen wir sie anziehen . . . Wenn ich aber sage, man soll nicht Böses mit Bösem vergelten und ich füge doch dem Heiden tausendfach Böses zu, wie kann ich ihn durch Worte gewinnen, wenn ich ihn durch meine Handlungen zurückstoße?" (Montf. X, 21/22).

Denjenigen gegenüber, welche sich für die Kraft des Christentums auf die Mönche beriefen, läßt er in der 26. Predigt zu Röm. die Heiden sagen: „Wenn es nicht möglich ist, mitten im Verkehr der Städte ein echt christliches Leben zu führen (φιλοσοφεῖν), so ist das eine starke Anklage gegen diese Religion. Zeige mir einen Menschen, der Frau und Familie hat und ein echt christliches Leben führt!" Was sollen wir dazu sagen? Müssen wir nicht vor Scham die Augen niederschlagen?" (Montf. IX, 717/18).

Nicht Anstoß sollen die Christen den Heiden geben, sondern b) Vorbilder für dieselben sein. In dieser Hinsicht erzählt er in der ersten Schrift an eine junge Witwe:

„Ich selbst habe in meiner Jugend bemerkt, daß (Libanius) mein Lehrer, der doch allzu götterfürchtig war, meine Mutter sehr oft außerordentlich bewundert hat. Als er seine Schüler gefragt, wer ich wäre und die Antwort erhalten hätte, daß ich der Sohn einer Witwe sei . . . die, 40 Jahre alt, schon 20 Jahre im Witwenstande gelebt hätte, hat er voll staunender Verwunderung ausgerufen: „O, was für Frauen müssen unter den Christen sein!" (Montf. I, 340).

„Die Griechen, Juden und Barbaren," so apostrophiert er ferner in der 21. Predigt über die Bildsäulen den Kaiser, „sehen alle auf dich, was du für ein Urteil über die verübten Frevelthaten (das Crimen laesae majestatis wider die Bildsäulen) fällen wirst. Wenn du ein menschenfreundliches, mildes Urteil sprichst, werden sie Gott preisen und untereinander sagen: „O, wie groß ist doch die Macht des Christentums! Es dämpft und zügelt ja den Zorn desjenigen, der auf der Erde keinen Ebenbürtigen (ὁμότιμον), vielmehr die Macht hat, alles zu verderben. Fürwahr! Groß muß der Gott der Christen sein, der aus Menschen Engel macht und sie über alle Herrschaft (ἀνάγκη) des natürlichen Menschen erhebt!" (Montf. II, 220). „Sagt euren Kindern davon" (sc. von dem christlichen Sinne des Kaisers und des Bischofs, welcher am kaiserlichen Hofe für die Stadt Antiochia um Gnade gefleht hatte) (ebenda p. 223), „damit alle Menschen durch solche Beispiele zur Annahme des Christentums bewegt werden."

Diejenigen Christen, welche in irgend welchem Dienstverhältnis zu einem heidnischen Herrn standen, ermahnt er zum freimütigen Bekenntnis ihres Glaubens und zum sanftmütigen, liebevollen Betragen.

„Wir müssen uns das Wohlwollen der Heiden zu erwerben suchen (εὐνοϊκῶς διαθῶμεν). Das aber wird geschehen, wenn wir ihnen nicht nur kein Unrecht zufügen, sondern auch bereit sind, unrecht (von ihnen) zu leiden" (4. Predigt zu 1. Kor. Montf. X, 32). „Die Heiden werden dich nie so sehr bewundern, als wenn sie dich sanftmütig und milde sehen, ein liebreiches Wesen (γλυκὸν τρόπον) bei dir finden ... Nichts vermag so sehr anzuziehen, als die Liebe. Indem sie zuerst deine Person lieben, werden sie allmählich auch die Wahrheit von dir annehmen." (33. Predigt; ebenda, 306).

„Vielmehr als durch Worte, laßt uns durch das Leben die Heiden schlagen ... Unwiderleglich ist der Beweis der That." (3. Predigt; ebenda, 21). „Kannst du die Juden nicht mit Worten beschämen?" so fragt er in der 1. Predigt über die Aufschrift der Apostelgeschichte. „Beschäme sie durch deinen Wandel und mache, daß auch die Heiden durch dein verändertes Wesen erschüttert werden. Denn wenn sie sehen, daß ein Mensch, der zuvor wollüstig, lasterhaft ... war, durch die Gnade verändert ist und diese Veränderung in seinem Wandel zeigt, werden sie sich schämen und sprechen: „„Dieser ists; er ists nicht, ja er ists!"" (Montf. III, 59/60; vgl. Joh. 9, 8. 9). Ferner in der 43. Predigt zu Matth. „Wenn die Heiden uns einen guten Lebenswandel führen sehen, werden sie das Himmelreich selbst vor Augen haben. Wenn sie Menschen voller Milde vor sich sehen, welche rein von Zorn, ... überhaupt mustergiltig sind (τὰ ἄλλα πάντα κατορθοῦντας), werden sie sagen: „„Wenn die Christen schon hier Engel geworden sind, was werden sie erst nach dem Abscheiden aus diesem Leben geworden sein!"" ... Die Auferweckung eines Toten kann auf den Heiden nicht so viel Eindruck machen, als ein Mensch voll christlicher Lebensweisheit. Jenes wird ihn in Erstaunen setzen, von diesem wird er bleibenden Gewinn haben." (Montf. VII, 465/66.)

„Wir schließen mit den schönen Worten aus der 9. Predigt über die Bildsäulen (Montf. II, 104):

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes durch ihren bloßen Anblick (φαινόμενοι μόνον). Laßt uns also auch die Ehre Gottes erzählen, nicht allein mit Worten, sondern auch mit Schweigen, indem wir nämlich durch einen hellleuchtenden Lebenswandel alle in Verwunderung setzen. Denn wenn ein Ungläubiger sieht, daß du, der Gläubige, gesetzmäßig und tugendhaft bist, so wird er in Verwunderung geraten und sprechen: „„Fürwahr, groß ist der Gott der Christen! Welche Menschen hat er aus ihnen gemacht! Geschmäht, schmähen sie nicht wieder; wenn man sie schlägt, werden sie nicht zornig; thut man ihnen unrecht, so beten sie für ihre Beleidiger."" Laßt uns doch ihnen Anlaß geben, so von uns zu reden!"

Um eines Hauptes Länge überragt Chrysostomus seine Zeitgenossen durch seine begeisterte und begeisternde Thätigkeit für die Mission, durch sein klares Verständnis derselben und seine gesunde missionsmethodische Anweisung. Es sind evangelische Missionsgrundsätze, welche dieser doctor ecclesiae vertritt.

Der Babismus in Persien.[1])

Von Sup. a. D. Meyer.

In den letzten fünfzig Jahren ist in Persien eine neue Sekte, der sog. Babismus, entstanden, deren Anhänger nach zehntausenden zählen. Obwohl aus dem Islam entsprungen wendet sich der Babismus dennoch feindlich gegen denselben. Manche weissagen dieser Bewegung eine große Zukunft. Weil sich manche Babis freundlich zum Christentum stellen, so glauben die Missionare, diese neue Sekte sei ein Weg zu den Herzen der Mohammedaner. Besonders hoffnungsvoll sieht der Missionar der Ch. Miss. Soc. Stileman in seinem Tagebuche (Intell. p. 512 ff.) den Babismus an. Er konstatiert, daß viele der Babis das Evangelium lesen und in ihm das nicht zu bezweifelnde Wort Gottes sehen. Hierdurch wäre die Möglichkeit gegeben, sie von den ihnen noch anhaftenden Irrtümern zu überzeugen. Deshalb verdient der Babismus gewiß unsre Beachtung.

Im folgenden soll ein geschichtlicher Bericht nach den vorliegenden Quellen gegeben werden.

Der Lebensgang des Stifters ist in hohem Maße interessant, ja ergreifend.

Mirza Ali Mohammed, der Gründer der neuen Sekte, war der Sohn eines Tuchhändlers in Schiras. Im Jahre 1843, etwa 25 Jahre alt, machte er zuerst von sich reden. Er hatte, selbst wenn man die persischen Verhältnisse in betracht zieht, eine sehr geringe Bildung erhalten, aber da er eine tief religiöse Natur war, gab er sich gern frommen Betrachtungen und religiösen Studien hin. Dadurch erreichte er eine große Beweglichkeit des Geistes und eine nicht geringe Gewandtheit der Rede.

Als er Kerbela, den Mittelpunkt der theologischen Gelehrsamkeit der Schiiten in Persien, besuchte, genoß er einige Monate hindurch den Unterricht eines bekannten, aber etwas mystisch gerichteten Lehrers des Islam. Er wurde dessen begeisterter Schüler. Besonders fesselte ihn die in der persischen Theologie eine hervorragende Stelle einnehmende Lehre von dem „Unsichtbaren Imam, der da kommen soll", mit dessen Wiederkunft als „Imam Mahdi" nach der Meinung der Muselmänner das mohammedanische tausendjährige Reich anbricht."

Die dortige Schule lehrte über diesen Punkt etwas fortschrittlich, ja häretisch. Die Eindrücke, welche Ali Mohammed von dieser Lehre empfing, hat er in einer seiner frühesten Schriften mit folgenden Worten ausgesprochen. Sich an den abwesenden Imam wendend sagt er: „Wann kommt der Tag deiner Herrschaft, daß ich für dich kämpfen darf? Und wann der Tag deiner Herrlichkeit, daß ich die Seligkeit deines Anblicks genieße? Und wann die Tage deines Königreichs, daß ich Rache nehmen kann an deinen Feinden? Und wann kommt der Tag deiner Offenbarung, daß ich von allem andern unabhängig sein und nur dir anhängen darf? Und wann kommt der Tag, da deine herrliche Macht erscheint, daß ich in deiner Vollmacht sagen kann: „Es werde! und es wird?"

Die ernste Beschäftigung mit diesem Gegenstande gab ihm bald die Gewißheit, daß er sich eines besondern Verkehrs mit dem Imam erfreue. Es war nur ein Schritt weiter und er sah seine exaltierten Gedanken als wirk-

[1]) Nach Church at home and abroad. Vol. 14.

liche Inspirationen der höchsten Quelle aller Wahrheit und sich als einen inspirierten Propheten an. Nach seiner Rückkehr von Kerbela sammelte der jugendliche Schwärmer seine Freunde um sich und offenbarte ihnen, daß er von Gott zum Propheten berufen sei. Er verkündigte sich als Bab d. h. als das Thor, das zur Gnade des „Unsichtbaren Imam“ führe.

Er begann in den Moscheen gegen die herrschende Irreligiosität zu predigen, eiferte gegen das lasterhafte Leben der mohammedanischen Priesterschaft und deren Unfähigkeit die geistlichen Führer des Volkes zu sein und forderte eine Sittlichkeit, welche sich nicht in Worten und Ceremonien, sondern durch die That erweisen müsse. Er verteidigte die Mäßigkeit und trat dem überhandnehmenden Genusse des Opiums entgegen, wobei er weder Kaffee trank noch Tabak rauchte. Er verwarf die Polygamie, das Konkubinat, die Askese, die Bettelei, untersagte den Ehebruch und lehrte die Gleichheit der Geschlechter; er empfahl die Ausübung der Gastfreundschaft und forderte gleiches Recht für alle Staatsbürger.

Obgleich er keine einzige Glaubenslehre des Islam antastete, hatte doch seine ganze Lebensauffassung etwas Heterodoxes.

Die neuen Lehren wurden schnell populär und in weiten Kreisen seiner Mitbürger glaubte man an seine Sendung. Missionare verkündeten und erklärten seine Lehre. Wohin sie kamen fanden sie bei Menschen aus allen Ständen, bei Gelehrten und Ungelehrten, willkommene Aufnahme und diese wurden wieder eifrige Sendboten des Bab.

Diese schnelle Popularität darf man nicht bloß der Neuheit seiner Gedanken zuschreiben, sondern vor allem dem Rufe seiner persönlichen Heiligkeit, für welche das orientalische Gemüt so empfänglich ist. Einen besondern Zauber übte er durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters und durch seine Beredsamkeit auf seine Zuhörer aus. Selbst auf die, welche ihm feindlich gesinnt waren, machte er einen ungewöhnlichen Eindruck.

Etwas später unternahm Ali Mohammed als ein guter Muselmann eine Wallfahrt nach Mekka, welche für ihn einen ähnlichen Erfolg hatte wie für Luther seine Reise nach Rom: sein Glaube an die Religion seiner Väter wurde immer mehr erschüttert. Noch aber hielt er an der Autorität des Mohammed als eines Propheten fest.

Seine Rückkehr hatte erneute Zwistigkeiten zwischen seinen Anhängern und der orthodoxen Partei zur Folge, und diese führten endlich zur Festnahme und Einkerkerung des Bab durch den Gouverneur von Schiras. Später brachte man ihn nach Ispahan. Inzwischen setzten die Anhänger des Bab ihre missionarische Thätigkeit mit großem Ernste fort. Unter diesen ragten zwei reguläre mohammedanische Priester durch ihre Gelehrsamkeit und Gewandtheit hervor, die Mullahs Husein und Haji Mohammed Ali. Während der Bab selbst Milde gegen Andersdenkende predigte, jede Gewaltthat mißbilligte und seinem Fürsten anhing, bemühte sich Husein die Anhänger des Bab mit kriegerischem Geiste zu erfüllen.

Mit beiden im Bunde stand eine Frau, welche eine in den Annalen Persiens bisher unerhörte Berühmtheit erlangt hat. Freund und Feind bezeichnen sie als eine Frau von wunderbarer Schönheit und seltenen geistigen Fähigkeiten. Als die Tochter eines Gelehrten hatte sie eine vorzügliche Erziehung genossen und zeichnete sich aus durch eine genaue Kenntnis der ara-

bischen Sprache, der Tradition und der Philosophie des Islam. Hierzu kam ein nicht geringes Dichtertalent und eine hinreißende Rednergabe. Ihr Name war eigentlich Zerryn Taj, aber sie ist bekannter unter dem Namen Kurratu'l Ayn d. h. „Augentrost". So nannte man sie wegen der ungewöhnlichen Anmut und Lieblichkeit ihres Gesichts. Sie hat den Bab während ihres Lebens nie gesehen, sondern ihn und seine Offenbarungen nur durch Husein kennen gelernt. Durch ihren Briefwechsel mit dem Bab erhielt dieser eine so hohe Meinung von ihren Eigenschaften, daß er sie in die Reihe der achtzehn Würdenträger der ersten Babi-Hierarchie aufnahm. Sie verließ alles, was ihr teuer war, und ward eine begeisterte Verkündigerin der Offenbarungen des Bab. Sie predigte zum großen Ärgernis der orthodoxen Mohammedaner unverschleiert auf den Straßen und öffentlichen Plätzen und ließ es sich besonders angelegen sein, den Frauen die Befreiung aus ihrer unwürdigen, drückenden Lage zu verkündigen. Die Babis nannten sie nur: „Ihre Hoheit, die Reine."

Allmählich wurden die neuen Sektierer kühner und hatten die ernste Absicht, den alten Glauben des Landes umzustürzen. In allen Hauptstädten des südlichen und des innern Persiens jubelte man der Bewegung zu. Die Sendboten des Bab beschränkten sich zuerst auf die Ausbreitung ihrer Lehren durch das Wort. Als aber in einer Zeit der Anarchie den Anhängern des Bab Gewalt angethan wurde, griffen sie zu den Waffen und es kam zu Zusammenstößen zwischen den Babis und den Behörden. Dies öffnete der Regierung die Augen über die Gefahr, welche hier dem Staate und seiner Religion drohte und die orthodoxe Priesterschaft geriet in Aufregung, als sie ihre religiöse Oberhoheit in Gefahr sah. Das erste Mittel, welches die Minister des Königs ergriffen, um die Bewegung zu unterdrücken, war die Wegführung des Bab nach Täbris, einem festeren und sichereren Orte. Dies geschah 1847, vier Jahre nach dem Auftreten des jugendlichen Ali. Bald brachte man ihn auch von dort weg nach der Festung Maku am Fuße des Ararat. Seine Haft war aber keine strenge, denn er durfte mit seinen Freunden verkehren und mit seinen entfernteren Anhängern einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Um diesen Verkehr zu hemmen internierte man ihn endlich in der Festung Cherick bei Salmas. Hier war er gänzlich von der Außenwelt abgeschlossen. Die Ruhe, welche er hier zwei Jahre hindurch genoß, benutzte er zu Andachtsübungen, zur Entwicklung seiner theologischen Ansichten und zur Abfassung eines bürgerlich-socialen Gesetzbuches. Er schrieb eine Fülle von Briefen und mehrere theologische Abhandlungen, unter welchen das am sorgfältigsten ausgearbeitete Werk „der Beyyan" d. h. die Auslegung ist und öfter der „Koran der Babis" genannt wird. Stufenweise nahm er eine immer höher steigende Autorität für sich in Anspruch bis er sich selbst als „Imam Mahdi" ankündigte.

Unterdessen war der von den Anhängern des Bab entzündete Krieg zu hellen Flammen angefacht und es erforderte die ganze Energie der lokalen Behörden ihn zu ersticken. Da starb Mohammed Schah, und sein Sohn Nasr ed Din, der gegenwärtige Herrscher Persiens, bestieg den Thron. Dieser ernannte Mirza Taki Khan, einen sehr geschickten Staatsmann, zu seinem ersten Minister. Dieser ließ es, sofort nach seinem Amtsantritte, seine erste Sorge sein, die Babi-Unruhen zu unterdrücken. Dies gelang nicht so leicht. Die Feste Schech Tebersi trotzte drei Armeen. Der vierten Armee ergab sich die Stadt erst dann, als sie die entsetzlichste Hungersnot, wobei man Mehl

aus Totengebeinen mahlte, dazu trieb. Man entschloß sich zu kapitulieren. Aber die persischen Offiziere hielten ihr Wort nicht, sondern ließen die Belagerten, 214 an der Zahl, darunter viele Frauen, unter den gräßlichsten Martern hinrichten. Dasselbe Schicksal erfuhren die Babis in Zenjan.

Während sich die Belagerungen noch hinzogen, beschloß die Regierung den Tod des Bab in der Meinung, erst dadurch die völlige Beruhigung des Landes herbeiführen zu können. In Ketten wurde er nach Täbris gebracht, wo er verhört und hingerichtet werden sollte. Auf dem Wege dahin kam er durch Urmia. Hier sah ihn der Missionsarzt Dr. A. H. Wright und er erzählte sehr interessante Einzelheiten über die Sensation, welche der Bab erregte. Große Haufen sammelten sich an, um ihn zu sehen, und selbst der Gouverneur fühlte Sympathie mit dem Gefangenen. Das Volk vergoß Thränen, als es den jungen, interessanten Mann sah und fast alle hatten den Wunsch, er möchte der von den Mohammedanern so heiß ersehnte Imam Mahdi sein. Wenn der Bab in das Bad ging, so trug man sein Badewasser als heiliges Wasser in Gefäßen hinweg. In Täbris aber war die Beamtenschaft und die sehr bigotte Bevölkerung anders gesinnt. Der Bab wurde von den mohammedanischen Oberpriestern verhört und verurteilt, zugleich mit zwei seiner Gefährten, als Ketzer erschossen zu werden. Einer von diesen widerrief jedoch und rettete sein Leben. Er spie dem Bab ins Gesicht, weil ihm um diesen Preis die Freiheit versprochen war. Der Treugebliebene rief aber dem Bab noch im Sterben zu: „Meister, bist du zufrieden mit mir?“ Der Bab wurde von einem Oberpriester zum andern geführt, damit von beiden sein Todesurteil bestätigt würde. Auf dem Wege hin und zurück wurde er von dem fanatischen Pöbel gröblich insultiert. Endlich war man auf der Hinrichtungsstätte, einem öffentlichen Platze der Stadt angelangt. Die Gefangenen wurden an einer Wand an den Armen aufgehängt, damit alle das Schauspiel sehen könnten, und eine Compagnie Soldaten marschierte auf, um sie zu erschießen. Nach der ersten Salve blieb der Gefährte tot, der Bab aber am Leben. Merkwürdigerweise hatten die Kugeln nur die Stricke, an welchen der Bab aufgehängt war, durchschnitten, so daß er unversehrt zur Erde fiel. Es ist durchaus denkbar, ja, vom persischen Standpunkte aus im höchsten Grade wahrscheinlich, daß, wenn der Bab aufgestanden wäre und im Vertrauen auf das leichtgläubige Volk seine Befreiung als ein Wunder der göttlichen Macht und als eine Bestätigung seiner Ansprüche erklärt hätte, die ganze Stadt, früher oder später auch das ganze Land, seine Autorität anerkannt haben würde. Indessen, es fehlte ihm die nötige Geistesgegenwart. Er floh in ein Nachbarhaus und wurde dort von den ihm nacheilenden muselmännischen Soldaten erschlagen. Dies geschah im Jahre 1850.

Das traurige Ende des Bab entmutigte den Glauben und den Eifer seiner Anhänger in keiner Weise. Im Gegenteil, die Hinrichtung erbitterte sie im höchsten Maße gegen die Regierung und sie machten verzweifelte Anstrengungen dieselbe zu stürzen. Nur durch die größten militärischen Anstrengungen konnte man im Lande mit den Aufständischen fertig werden. Doch der Geist der Rache für ihren ermordeten Propheten glühte überall in den Gemütern der Sektierer fort. Er kam zum Ausbruch in einer Verschwörung gegen das Leben des Schah. Während er mit seinem Gefolge einherritt, wurde er von drei Babis überfallen. Der Versuch schlug fehl und der Schah kam mit einer

leichten Verletzung davon. Die Rache gegen die Babis war fürchterlich. Einer der Angreifer wurde auf der Stelle getötet, die beiden andern marterte man in geradezu teuflischer Weise, um sie zum Geständnis ihrer Mitverschworenen zu bringen. Aber ohne jeden Erfolg. Einige dreißig Bewohner der Hauptstadt, welche im Verdacht des Babismus standen, wurden festgenommen und nachdem man ihnen einen Monat Frist zur Überlegung gegeben, in der barbarischsten Weise zu Tode gemartert. Eine große Zahl aus dem Adel, der Priesterschaft und der Bürgerschaft Teherans mußte bei den Hinrichtungen selbst mit Hand anlegen, um ihre Ergebenheit für den Schah zu bezeugen. Unter den Hingerichteten war auch die vorhin erwähnte Frau Kurratu 'l Ayn, die man schon seit einigen Monaten verhaftet hatte. Ihr Ende war ergreifend. Ihr Richter, Mahmud Khan, gerührt von ihrer Tugend und besorgt wegen ihrer Beliebtheit beim Volke, versprach ihr das Leben, wenn sie nur auf die Frage, ob sie zu den Babis gehöre, das kurze Wort „Nein" sagen wolle. Sie wies dieses Rettungsmittel mit Entrüstung von sich und weissagte: „Ich weiß, daß du mich morgen lebendig verbrennen wirst." So kam es auch. Weiter traf auch ein, was sie ihm verkündigte: „Der König, dem du jetzt so eifrig dienst, wird dich nicht belohnen, sondern dir auch ein grausames Ende bereiten." Nach vier Jahren starb er unter Rutenstreichen.

Alle die Opfer, darunter auch Frauen und Kinder, ertrugen ihre Martern mit stoischer, beinahe übermenschlicher Kraft und wollten von der Gnade nichts wissen, welche man ihnen für den Fall des Widerrufs anbot. Einige sangen Triumphlieder z. B., mit Berufung auf des Bab eigne Worte, folgendes: „Wahrlich, von Gott kommen wir und zu Gott kehren wir zurück." Manche von diesen Unglücklichen haben den Mann nie gesehen, welchen sie ihren Herrn nannten, und für den sie ihr Leben willig hingaben. Am gleichen Tage mit Kurratu 'l Ayn starb auch der reuige Gefährte des Bab, welcher aus Todesfurcht seinen Meister verleugnet hatte, getröstet in seiner Qual durch die Liebe, welche seine Glaubensgenossen ihm wieder zugewendet hatten.

Diese grausame Rache drängte den Babismus zwar zurück, rottete ihn aber keineswegs aus. Das Feuer glimmte unter der Asche fort. Zwei Brüder, welche in der Sekte einen hervorragenden Platz einnahmen — einen derselben hatte der Bab zu seinem Nachfolger ernannt —, fanden es geraten, sich in die Türkei zu flüchten und nahmen für einige Zeit Aufenthalt in Bagdad. Hier bildete sich infolge davon ein Mittelpunkt missionarischer Bestrebungen. Aber die persische Regierung schlug Lärm, und auf ihre ernstliche Requisition hin ordnete die türkische Regierung die Überführung jener zwei Brüder nach der europäischen Türkei an. Endlich ward der eine von ihnen, Mirza Jahya, auf die Insel Cypern geschickt, wo er noch lebt und der andere, Mirza Husein Ali, nach der befestigten Hafenstadt Akka an der syrischen Küste gebracht.

II.

Fassen wir nun den Babismus als Lehre näher ins Auge.

Nach der Lehre des Bab giebt es keine abgeschlossene Offenbarung, die seinige war eine der letzten, aber nicht die letzte Offenbarung der Gottheit in Menschengestalt. Viele Stellen in seinen Schriften deuten an, daß er nur ein Vorläufer des Einen ist, der kommen soll. Häufig findet man den Ausdruck, „der, welcher Gott offenbaren soll." Seine Anhänger sind aber über die

Bedeutung dieses Wortes nie einig gewesen. . Der Gefangene von Akka bezog dieses dunkle Wort auf sich und erhob den kühnen Anspruch, er sei der Eine Vorausgesagte, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sein Bruder vom Bab zum Nachfolger ernannt worden war. Der größere Teil der Babis erkennt seine Ansprüche an und erweist ihm göttliche Ehre. Er nahm den Namen Beha d. h. Licht an. Oft wird er als Beha Ullah d. h. Licht Gottes bezeichnet. Seine Anhänger sind ebenso bekannt als Behais wie als Babis. Der jüngere Bruder wird gewöhnlich Subh i Ezel d. h. Licht der Ewigkeit genannt und seine Schüler heißen Sabh i Ezelis.

Obgleich der Beha den Anspruch erhob, das fleischgewordene göttliche Wesen zu sein, so maßte er sich doch nicht an Wunder zu thun, sondern gründete, wie der arabische Prophet und der Bab, seinen Anspruch einzig und allein auf die Kraft und Tiefe seiner Offenbarungen. Bis zur Zeit seines jüngst erfolgten Todes lebte er ganz behaglich in Akka. Seine Wohnung, welche ihm die türkische Regierung gewährte, war von Orangenwäldern umgeben. Ein zahlreiches persisches Gefolge umgab ihn und wachte ängstlich darüber, daß kein Unberufener dem göttlich verehrten Mann nahte.

In seinen Schriften ist mehr von ihm selbst und seiner Lehre als von dem Bab und dessen Vorschriften die Rede. Unter den Erzeugnissen seiner Feder sind mehrere Schreiben bemerkenswert, welche an die Fürsten Europas und Asiens sowie an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichtet sind. Kraft göttlicher Autorität fordert er dieselben auf, den Krieg abzuschaffen, internationale freundliche Beziehungen zu pflegen, Recht und Gerechtigkeit herrschen zu lassen und vor allem, ihn als den gegenwärtigen Repräsentanten der Gottheit auf Erden anzusehen.

Wer nach seinem Tode von seinen Anhängern als Nachfolger angesehen wird, ist nicht bekannt, aber das steht fest: durch ganz Persien hin gewinnen die Behais viele Anhänger.

Der hauptsächlichste Glaubensartikel in dem Bekenntnis des Babi-Glaubens ist folgender: es ist fortwährend ein autoritativer Interpret des göttlichen Willens in der Welt vorhanden. Die Babis machen den Christen den Vorwurf, sie seien wie die Juden mit Blindheit geschlagen, daß sie den Propheten des Babismus nicht als den mit einem neuen Evangelium wiederkommenden Christus anerkenneten. Der Babismus ist ein System unklarer, mystischer Ideen, alles geistlichen Wertes für die Menschheit bar. Nach ihm besteht die Religion hauptsächlich in einer Anbetung Gottes, wie er sich in der jedesmaligen Inkarnation offenbart. So gut wie nichts wird gelehrt von der Heiligkeit Gottes, von Sünde, von Reue. Mit Recht hat man diesen Mangel die Erbsünde aller pantheistischen Religionen genannt. So hört man auch nichts von der Liebe Gottes, von einem Heilande, von einem heiligen Leben.

Die sittlichen Grundsätze des Babismus stehen allerdings etwas höher als die landläufigen mohammedanischen. So wird großer Wert auf die Lauterkeit als auf einen Wesensbestandteil der Religion gelegt, etwas, was den Schiiten ganz fremd ist. Dies geschieht jedoch meist nur in der Theorie, die Hauptsache ist den Babis die Freiheit von den Forderungen des mohammedanischen Gesetzes. Sie fasten nicht, sie beten nicht, letzteres höchstens über den Toten, und sie sind dem Weintrunk ergeben. Die Lehre der Gleichheit von Mann und Weib ist nur zum Teil praktisch geworden. Dasselbe gilt

von den andern Lehren, welche sich auf die Hebung der Frauen beziehen. Es ist verwunderlich, daß sich Menschen für einen Glauben, welcher durchaus keinen praktisch-religiösen Wert hat, so willig in den Tod gaben. Man kann sich das wohl nur aus einem bei den Mohammedanern oft hervortretenden Fanatismus erklären. Das Schlimmste dabei ist, daß dieser Fanatismus zur Ermordung von Gegnern des Babismus geführt hat und nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß, wenn der Babismus je zur Herrschaft käme, er die intoleranteste Sekte sein würde.

Unsere Sympathie aber wecken die schrecklichen Leiden, welche die Babis für das, was sie in ihrer Blindheit als Wahrheit ansahen, erduldet haben. Die Haupttugend der Babis ist die brüderliche Liebe untereinander. Diese und die von ihnen vertretene religiöse Freiheit sind die beiden hauptsächlichsten Bänder, welche die Sekte zusammenhalten. Hierin liegt wohl auch das Geheimnis ihres beständigen Wachstums.

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

Amerika. (Schluß.)

In den fünf von fast lauter Namenkatholiken bewohnten Republiken von Mittelamerika giebt es in San Salvador gar keine, in Guatemala und Costarica nur eine dürftige evangelische Mission, die auf wenigen Stationen kaum ein paar hundert wesleyanische, baptistische und presbyterianische Anhänger zählt. In Honduras ist die Zahl der evangelischen Stationen und Christen etwas größer, vielleicht 2500, in Nicaragua hat seit 1892 die Brüdergemeine auf einer ersten Station, Dakura, unter den Indianern zu arbeiten begonnen. Die umfassendste und wohl auch gründlichste Missionsarbeit in Mittelamerika thut die Brüdergemeine, die auf der Moskitoreserve unter den Kreolen und Indianern 11 Stationen mit 5171 Christen hat. In der letzten Zeit entwickelt sich besonders hoffnungsvoll die Inlandstation Quamwatla, zu welcher öfters ganze Scharen Indianer aus dem heidnischen Sumustamme kommen, von denen bereits eine ganze Anzahl hat getauft werden können. Gelegentlich der großen Verwüstungen, welche 1892 ein furchtbarer Orkan in den Dörfern und auf den Pflanzungen der Indianer angerichtet, hat sich die helfende Bruderliebe glänzend bewiesen. Nach den neusten Nachrichten hat Nicaragua im Vertrauen auf Unterstützung seitens der Vereinigten Staaten einen Putsch versucht, um das kleine Moskitoländchen, dem durch einen Vertrag mit England 1860 seine politische Selbständigkeit gewährleistet ist, in seinen Besitz zu bringen, was für die evangelische Mission vermutlich sehr verhängnisvoll werden würde.[1]) Glücklicherweise erschien zur

---

[1]) Von welchem Geiste der Unduldung die dortige katholische Geistlichkeit erfüllt ist, davon giebt die folgende Proklamation Zeugnis, welche gegen einige nach Leon gekommene Bibelboten erlassen worden ist: „Achtung! Katholiken! Der Wolf des Protestantismus hat seinen Weg gefunden in die katholische Herde. Ein Diener der Sekte Luthers und Voltaires ist in Leon, begleitet von einigen Mietlingen, welche geschäftig sind, in den Straßen protestantische Bibeln und gefälschte Evangelien zu verkaufen. Christen, kauft keine solchen Bücher! Verhöhnt diese Propagandisten einer ehebrecherischen Sekte, die sich geschieden hat von der katholischen Kirche Jesu Christi, geschieden von der Wahrheit, und die entschlossen ist, uns des kostbaren Erbes zu

rechten Zeit ein englisches Kriegsschiff, welches die Nicaraguatruppen ohne Blutvergießen zum Abzug nötigte. Die Moskitoneger protestierten mit allem Nachdruck gegen die beabsichtigte Einverleibung in den Raubstaat Nicaragua und erbaten den englischen Schutz. Bis jetzt ist auch der amerikanische Konsul mit dem englischen eines Sinnes bezüglich der Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Moskitos. Leider hat allerlei fremdes Gesindel die Gelegenheit benutzt, in dem beunruhigten Ländchen zu rauben, auch in das Missionshaus ist eingebrochen worden. Wie die Zeitungen melden, bereitet Nicaragua einen neuen Einfall vor, der aber hoffentlich auch seitens der Vereinigten Staaten auf Widerstand stoßen wird (Jahresbericht 12. Missionsbl. Brüdergem. 1893, 333. 1894, 118. 152).

Endlich besteht noch eine anglikanische und wesleyanische Mission in Britisch-Honduras auf der Halbinsel Yukatan mit einer größeren christlichen Gemeinde in der Hauptstadt Belize und mehreren anderen Stationen, zusammen etwa 3000—4000 Christen zählend.

Das einzige wirklich bedeutende evangelische Missionsgebiet in dem großen Südamerika ist Guayana, mit Ausschluß des französischen Teils. Im britischen Guayana mit seiner sehr gemischten Bevölkerung von 288000 ist die anglikanische Kirche Staatskirche und in ihrer Pflege befindet sich mehr als die Hälfte (150000) der gesamten Bevölkerung. In ihrer eigentlich missionarischen Thätigkeit unter Negern, Indianern und Kulis, die sie auf vielen Stationen mit großem Eifer treibt, wird sie von der Ausbreitungs-Gesellschaft unterstützt. Neben der anglikanischen Kirche missionieren hier aber auch die Wesleyaner (etwa 12000 Christen), die Plymouth-Brüder (2000 bis 3000), die Brüdergemeine (778) und einige andre Gesellschaften, auch Freimissionare. Ende 1892 starb der um die Pastorierung und Christianisierung Britisch-Guayanas hochverdiente anglikanische Bischof Austin, dem es vergönnt gewesen, fünfzig Jahre lang hier wirksam zu sein. In Niederländisch-Guayana (Suriname) mit nur 56873 gleichfalls sehr gemischten Einwohnern, wo eine jüdische Plutokratie das eigentliche Regiment führt, liegt die Mission wesentlich in den Händen der Brüdergemeine. Zu den 27446 in ihrer Pflege befindlichen Christen kommen noch 9140 andre evangelische und 9734 katholische. Der Rest besteht aus Juden (1208), Mohammedanern (1683), Hindus (5981) und sonstigen Heiden. Bezüglich der großen Schwierigkeiten hinsichtlich der gesetzlichen Eheschließung, welche die ärmeren Klassen der Negerbevölkerung von der Trauung abhielt, hat die Regierung endlich Erleichterungen geschafft,[1]) dagegen hat sie eine Erhöhung der Schulunterstützung

berauben, das wir von unsern Vätern empfangen haben. Duldet es nicht, daß eure Religion gekränkt werde von diesen Knechten des Bösen. Laßt sie uns hinausstoßen! Kein Gesetz gestattet ihnen hier, uns zu entchristlichen. Religionsfreiheit existiert hier nicht und diese Hausierer mit gefälschten Bibeln und Evangelien gehören einer fremden Herde an. Nicaragua gehört Gott, der Protestantismus dem Teufel. Also hinweg mit ihnen" (Miss. Rev. 1893, 876).

[1]) Zum Verständnis dieser Schwierigkeiten nur eine kurze Darlegung der betreffenden Verhältnisse. In den Zeiten der Sklaverei bis 1863 war den Sklaven die Schließung einer gesetzlichen Ehe und den Missionaren die Einsegnung der Ehe verboten. Da bedienten sich die letzteren eines Ersatzmittels, um der kirchlichen Sitte einigermaßen zu genügen, ohne gegen den Buchstaben dieses gottlosen Gesetzes zu verstoßen. Wo immer die Verhältnisse es gestatteten, veranlaßten sie nämlich die christlichen Negersklaven, welche als Mann und Frau miteinander lebten,

abgelehnt, deren die Brüdergemeine für ihr dortiges ausgedehntes Schulwesen, dessen Unterhaltung ihre Kräfte übersteigt, dringend bedarf. Was das geistliche Leben in den einzelnen Gemeinden betrifft, so wechselt Licht und Schatten oft sehr rasch. In Paramaribo mit seinen allerdings in verschiedene Gemeinden geteilten 9600 Christen ist eine Stadtmission eingerichtet worden, die gute Dienste thut, nur nicht Arbeiter genug hat. In den Plantagengemeinden lebt die alte heidnische Zauberei immer wieder auf und macht viel Kampf und Kirchenzucht nötig. Im Buschlande und an der oberen Suriname ist eine geistliche Bewegung im Gange, von welcher hoffnungsvolle Berichte eingehen. Unter den Aukanern an der obern Cottica hat eine neue Station, Wanhatti, eröffnet werden können, auf der, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten, der Anfang eines guten Werkes gemacht ist. Ein großes Bedürfnis ist eine wachsende Zahl tüchtiger eingeborner Gehilfen, die wirklich Autoritäten für ihre Volksgenossen sind, was leider bisher noch wenig der Fall ist, ein Übelstand, der nicht bloß in Mängeln dieser Gehilfen, sondern wesentlich in der Unwilligkeit der Eingebornen begründet ist, die sich von ihresgleichen nichts wollen sagen lassen (Jahresber. S. 14. M.-Bl. 1894, 3. 73).

Das übrige Südamerika, das neben seiner namenkatholischen Bevölkerung noch hunderttausende von rein heidnischen Indianermassen enthält, ist von der evangelischen Mission teils noch gar nicht, teils nur sehr sporadisch besetzt. Ausgedehnter als die eigentliche Heidenmission ist das Evangelisierungswerk unter den religiös wie sittlich sehr tief stehenden Katholiken, aber im Verhältnis zur Größe der Bevölkerung (ca. 34 Millionen) ist auch dieses noch

---

sich in ihrer und einiger Zeugen Gegenwart das Versprechen gegenseitiger Treue bis in den Tod zu geben, ohne jedoch den Bund einzusegnen. Diese Form der Eheschließung nannte man **Verbond**. Dieser Verbond hatte jedoch keine Rechtsgiltigkeit. Als nun die Sklaverei aufgehoben wurde, durften auch die Schwarzen rechtsgiltige Ehen schließen, aber nur nach den sehr bureaukratischen Vorschriften des Civilstandsgesetzes. Gegen diese bürgerliche Eheschließung, die der Trauung vorhergehen mußte und viel Geld kostete (21 M. 25 Pf.), hatten aber die Neger eine unüberwindliche Abneigung, auch sahen sie die Notwendigkeit einer doppelten (bürgerlichen und kirchlichen) Eheschließung umsoweniger ein, als sie sich in der Sklaverei an das eheliche Zusammenleben ohne jede gesetzliche Eheschließung gewöhnt hatten. Dazu waren ihnen die umständlichen Formalitäten der Civileheschließung geradezu verhaßt. Die Folge war, daß jede Form einer Eheschließung bei den meisten unterblieb trotz der strengen Kirchenzucht, welche Ausschließung vom Abendmahl über die ungesetzlich miteinander lebenden Ehepaare verhängte. So sah sich die Mission genötigt, den Verbond wieder einzuführen, um den kirchlichen Charakter der Ehe wenigstens einigermaßen zum Ausdruck zu bringen. Diese ungesetzliche Form der Eheschließung brachte nun aber die Mission in Konflikt mit der Kolonialregierung, welche die Beseitigung derselben von den Missionaren forderte. Nach langen Verhandlungen erleichterte endlich die Regierung die Formalitäten und gewährleistete an einem bestimmten Tage in der Woche die kostenlose bürgerliche Eheschließung. Daraufhin erklärte die Missionsleitung am 1. November 1893, daß sie ihrerseits den Verbond nicht mehr in Anwendung bringen werde und forderte von ihren Gemeindegliedern den Gehorsam gegen die modifizierten civilgesetzlichen Bestimmungen, selbstverständlich daneben auch die Trauung. Ob sie damit durchdringen wird, das muß die Zukunft lehren. Zugleich hat sie ein Gesuch an den Gouverneur gerichtet, diejenigen Ehepaare, welche bisher nur Verbond geschlossen und einander treu geblieben, als gesetzlich getraut anzuerkennen. Antwort auf dasselbe ist noch nicht erfolgt (Missionsblatt aus der Brüdergemeine 1894, 79 und die eingehende Darlegung dieser verwickelten Verhältnisse in Schneider, Ein Besuch in Paramaribo, Kap. 16).

sehr dürftig, so daß man Südamerika mit Recht einen evangelischerseits „vernachlässigten Kontinent“ nennen kann.

„Venezuela, noch einmal so groß als Frankreich, mit seinen 2323000 Einwohnern, hat einen einzigen Prediger des Evangeliums; Kolumbia, fast doppelt so groß wie Östreich, mit nahezu 4 Millionen Seelen, 8 evangelische Stationen; Ekuador, halb so groß als Deutschland, mit einer Bevölkerung von 1270000, nicht einen einzigen Zeugen der Wahrheit, da es keine andre Religion als die Roms duldet. Peru mit seinen etwa 3 über eine Fläche so groß wie Frankreich und die Schweiz zerstreuten Millionen hat nur einen protestantischen Pastor, der die zwei kleinen evangelischen Gemeinden in Lima und Callar versorgt. Ein Bote der amerikanischen Bibelgesellschaft, Penszoki, hat eben das Gefängnis verlassen, in welches ihn die römischen Priester geworfen. Bolivia, 2½ mal größer als Frankreich, hat für seine 1200000 Einwohner einen einzigen Missionar, den ein paar Bibelboten unterstützen. In Chili mit seinen 2800000 Bewohnern, unter denen 500000 Indianer sind, haben die nordamerikanischen Presbyterianer 5 von 10 Geistlichen besetzte Stationen und die südamerikanische Missionsgesellschaft 5 mit 8 Missionaren. Die Argentinische Republik, fünfmal so groß als Deutschland und mit 4 Millionen Bewohnern, von denen Dreiviertel Indianer und Mischlinge sind, wird von 19 Sendlingen der südamerikanischen Missionsgesellschaft und der episkopalen Methodisten evangelisiert. Paraguay mit seinen 330000 Einwohnern hat 5 Boten der südamerikanischen Missionsgesellschaft und Uruguay mit seinen 700000 7 Stationen derselben Gesellschaft“ (Miss. Her. 1894, 79). Eine eigentliche evangelische Heidenmission existiert nur unter den nomadischen Indianern des Chacogebietes (Paraguay) und unter den wilden Stämmen des Steppenlandes Patagonien; beide sehr beschwerlich und bis jetzt von nur geringem Erfolge.

Der bedeutendste unter den südamerikanischen Staaten ist Brasilien mit 14 Millionen Einwohnern, darunter 600000 wilden Indianern in seinen Urwäldern. Auch hier existiert eine evangelische Heidenmission bis heute nicht, wohl aber ist die evangelistische Thätigkeit unter den Katholiken hier bedeutender als in den übrigen südamerikanischen Republiken. Die Baptisten haben 12 Gemeinden mit zusammen 453, die episkopalen Methodisten, die der Schul- und literarischen Thätigkeit besonderen Fleiß zuwenden, 25 Gemeinden mit 796, die Presbyterianer 74 Gemeinden mit ca. 4800 Kirchengliedern; außerdem bestehen noch mehrere unabhängige Evangelisationscentra mit vielleicht 500 Kommunikanten (Miss. Rev. 1893, 860).

Eine wirkliche Heidenmission treffen wir erst wieder unter dem armen Fischervolk der Pescherä im unwirtlichen Feuerlande. Hier ist die Hauptstation von Uschuwaya erst auf die Bayly-Insel und jetzt nach Lagutoia am Tekenikasund auf der Ostküste der Hoste-Insel verlegt. Die Gesamtzahl der evangelischen Feuerländer beträgt heute 210. Ein Katechist und 4 Lehrer aus den Eingebornen stehen den Missionaren bereits helfend zur Seite. Das Evangelium Lukas und Johannes wie die Apostelgeschichte sind bereits in die sehr kunstvoll entwickelte und wortreiche Volkssprache übersetzt worden (Hundert 513).

Wck.

Zur Geschichte der katholischen Missionsstationen am Tanganjika.

Von Pastor Graßmann-Zudar (Rügen).

Seit derselben Zeit wie in Uganda, seit 1879, ist auch am Tanganjika eine römische Mission thätig. Beide werden durch Sendboten Lavigeries betrieben. Die letztere hatte das Glück, im Jahre 1885 von der „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“ die beiden Stationen Karema und Mpala am Tanganjika zu übernehmen, welche neben Kibanga sogleich zu den Hauptstützpunkten dieser Mission wurden. Es dürfte von Interesse sein, nachzuweisen, wieviel diese Gesellschaft der Mission vorgearbeitet, welche Opfer an Geld und Menschen sie gebracht, und wie die katholische Mission die gegebenen Grundlagen zur Weiterentwicklung benutzt hat.

Die Belgische „Association internationale Africaine“ unter dem Protektorat König Leopolds von Belgien schickte seit 1877 vier Expeditionen an den Tanganjikasee, um Centralafrika dem europäischen Einfluß zu erschließen.

Die erste Expedition unter Lieutenant Cambier errichtete am Ostufer des Tanganjika, auf der Grenze zwischen Kawende und Fipa die Station Karema im Jahre 1878.

Im Jahre 1879 wurde der Kapitän Popelin mit dem Auftrage ausgesandt, in Nyangwe am Kongo eine zweite Station zu errichten. In Karema durch kriegerische Wirren festgehalten, starb er, im Begriff seinen Auftrag auszuführen, auf der Station der Londoner Missionsgesellschaft Mtoa.

Die dritte Expedition unter Kapitän Ramäkers 1880 hatte den Zweck, Cambier abzulösen. Bei ihr befand sich Lieutenant Becker, dessen Buch „La vie en Afrique“ wir unsere Angaben entnehmen. Ramäkers und nach ihm Becker, der einzig Überlebende von dieser Expedition, bauten Karema aus.

Die vierte Expedition unter Lieutenant Storms löste Becker 1882 ab. Mit Hilfe der beiden deutschen Reisenden Reichard und Böhm gründete derselbe 1883 die Station Mpala am Westufer des Sees gegenüber von Karema im Gebiete der Marungu.

Das „Fort Leopold“ in Karema liegt auf einem niedrigen Hügel. Ursprünglich unmittelbar am See, ist es jetzt durch allmähliches Sinken des

Wasserspiegels um 8 m 1500 m vom Ufer entfernt. Das Fort ist als Sechseck von 243 m Umfang aus Luftziegeln gebaut (Bulletin 86, S. 64 der „Missions d'Afrique" des Organes der unter Kardinal Lavigerie stehenden Missionen). Drei vorspringende Türme flankieren die Mauern. An diese, die etwa 40 m lang sind, lehnen sich innen Schuppen, die teils zu Magazinen, Küche, teils zu Wohnräumen der Garnison, anfangs auch der Weißen, eingerichtet sind.

Ramäkers baute in die Mitte ein großes Haus mit 75 cm dicken Wänden aus Luftziegeln. In das Erdgeschoß wurden die Magazine verlegt. Das Obergeschoß enthielt fünf Zimmer, Speisesaal und Veranda. Zu frühes Einziehen brachte Ramäkers den Tod.

Alle diese Arbeiten wurden durch die in Bagamoyo gemieteten schwarzen Soldaten, die Askaris ausgeführt, welche dieselben indessen nur mit Widerstreben und lässig verrichteten. Darum kaufte Becker gegen 100 Marungu — Sklaven, darunter 39 Männer, deren Arbeit sich fünfzigmal billiger stellte wie die der Askaris (Vie en Afrique II, 343).

Diese Losgekauften siedelte Becker auf einem dem Fort benachbarten Hügel an, erbaute ein Wohnhaus für einen zweiten Kommandanten in Karema und umgab das Dorf mit einer Verpalisadierung, welche später von Storms durch eine Mauer mit Schießscharten ersetzt wurde. Mit diesen Leuten nahm er auch die Kultivierung der Ebene um das Fort in Angriff, um die nötigen Lebensmittel selbst zu bauen. Versuche, die freien Umwohner zur Arbeit zu mieten, waren fehl geschlagen. Dieselben fanden es bequemer, ihre selbstgebauten Lebensmittel zu unverschämten Preisen in Karema zu verkaufen.

Das Fort Mpala, welches Storms gründete, war kleiner, es umfaßte 900 □m. An Mauern von 60 cm Dicke lehnten sich auch hier die Gebäude, in der Mitte einen Hof frei lassend. — Sie umfaßten 17 Räume und waren vorn mit einer Galerie versehen. Sieben Monate nahm der Aufbau in Anspruch.

Durch einen Brand wurde die Station zerstört, aber wieder durch Storms aufgebaut. Kurz darauf Juli 1885 übergab Storms beide Stationen den „Pères blancs" von der Algerischen Mission Lavigeries.

Die Opfer an Menschen, welche die beiden Stationen gekostet haben, sind recht beträchtlich. Von 19 Europäern, welche die belgische Gesellschaft ausschickte, sind nur 5 nach ausbedungenem dreijährigen Aufenthalt in Afrika nach Europa zurückgekehrt. Sechs wurden durch das Fieber, zum Teil schon an der Küste zur Umkehr genötigt. Sechs erlagen dem Fieber, zwei wurden durch Eingeborne erschlagen.

Auch die Opfer an Geld waren nicht unbedeutend. Becker berechnet die Kosten einer Karawane von 200 Mann unter Führung eines Weißen „quantité minima pour une année de séjour" auf 160 000 Fr. (II,

462), für jeden ferneren Weißen 30 000 Fr. mehr. Die erste Expedition bestand aus 446 Mann, die dritte aus 198, die vierte aus 126 Köpfen, eine Verstärkungskarawane aus 108 Mann. Wir dürfen den Durchschnitt dieser 5 Karawanen auf mindestens 200 Köpfe annehmen. Das macht 800 000 Fr., dazu 14 Weiße à 30 000 Fr. = 420 000 Fr. Zwar kehrten Einige von diesen bald um, dafür berichtet Becker (II, 101) von der Ankunft einer Verproviantierungskarawane (caravane de ravitaillement), deren Unkosten diese Ersparnis reichlich aufheben. Die Kosten bis 1882 werden sich kaum auf weniger als 1¼ Millionen Fr. belaufen, zumal, wenn man bedenkt, daß die Garnison von ca. 50 Askaris in Karema „einige 20 000 Fr." (I, 325) pro Jahr kostete.

Da nach Storms Aussendung keine größeren Karawanen ausgeschickt zu sein scheinen, werden sich die Kosten bedeutend ermäßigt haben. Indessen die Anlage und der Wiederaufbau von Mpala, die kriegerischen Unternehmungen dort, welche die Anwerbung von 150 Ruga-Ruga (eine Art afrikanischer Landsknechte) nötig machte, wird ohne bedeutende Kosten nicht möglich gewesen sein. Nehmen wir an, daß dieselben nur 250 000 Fr. betrugen (die römische Mission braucht zur Anlage einer Station 200 000 Fr.), so sind die Gesamtkosten, welche Karema und Mpala verursacht haben, sicher nicht unter 1½ Millionen Fr. anzusetzen.

In Tabora unterhielt die Gesellschaft einen Agenten, da für die Karawanen neue Träger gemietet werden mußten. Auch Nachsendungen von Waren und Briefposten konnten nur bis zu diesem Centralpunkt des Handels nachgeschickt werden.

Die Tembe, welche die Gesellschaft dort besaß, verkaufte sie schon 1881 an die Pères für 5000 Fr. Becker, dem das eine sehr unangenehme Überraschung ist, schreibt: „5000 Fr. für ein ähnliches Gebäude, das ist geschenkt" (II, 12). Da damals die Gesellschaft kaum daran denken konnte, ihre Stationen am Tanganjika aufzugeben, so ist dieser Verkauf jedenfalls als eine Liebenswürdigkeit gegen die katholischen Missionen (vielleicht mit politischem Hintergrund) aufzufassen.

Anders scheint es mit der Übergabe von Karema und Mpala zu stehen. Mit der Gründung des Kongostaates war König Leopold genötigt, sich auf dieses Gebiet zu beschränken, zumal Karema in die deutsche Interessensphäre fiel. Auch Mpala war ein verlorner Posten und lohnte die ungeheuren Kosten nicht.

Es war ihm vielleicht nicht unwillkommen, beide Stationen auf gute Art loszuwerden. Zunächst wurden allerdings die Stationen nur interimistisch der französischen Mission übergeben. Becker berichtet: „Der junge

Kommandant (sc. Storms) übergab die beiden belgischen Stationen den algerischen Vätern, welche sich der Gesellschaft angeboten hatten, pour y faire l'interim" II, 520). Die Missions d'Afrique von 1886 sprechen S. 413 von einer „abandon provisoire der beiden Stationen, welche die internationale Gesellschaft gegründet hatte." Doch ist kaum anzunehmen, daß die Mission auf eine Stellvertretung eingegangen wäre, eine angefangene Station (Chanza, Bull. 73, S. 483) verlassen hätte, wenn sie nicht die bestimmte Aussicht hatte, in den völligen Besitz beider Stationen zu gelangen. Es liegt nicht fern, zu vermuten, daß „l'interim" eben nur eine Form war, um zu verdecken, daß diese Stationen kostenlos in den Besitz der katholischen Mission übergingen. Die Missions d'Afrique erwähnen auch in späterer Zeit nichts von einer Bezahlung für diese beiden Stationen.[1])

Wir dürften kaum fehl gehen in der Annahme, daß Karema und Mpala den algerischen Missionen umsonst überlassen wurden.

Für die katholische Mission war das ein Geschenk von größtem Wert. Die Bulletins, welche im übrigen sehr selten Angaben über die Kosten der Mission machen, geben die Kosten für die Gründung „d'une station complète" im äquatorialen Afrika auf 200 000 Fr. an (Bull. 70, S. 327). Da der Kern der katholischen Missionen große Waisenhäuser (orphelinats) losgekaufter (rachetés) Sklavenkinder sind, so eigneten sich Karema und Mpala mit ihren weiten Räumlichkeiten vorzüglich für ihre Niederlassungen. Sie wuchsen auch bald zu den Hauptstationen neben Kibanga oder Lavigerieville heran. Beide Stationen hatten reichlich den Wert von 400 000 Fr. für die französischen Missionen.

Ihr größter Wert für dieselben lag aber in anderen Verhältnissen: Wie schon erwähnt, hatte Lieutenant Becker gegen 100 Marungu-Sklaven angekauft und als Hörige angesiedelt. Gegen gewisse Frondienste durften sie unter dem Schutz der Station das Land bebauen. Sie wurden untereinander verheiratet und die Paare in eine Liste eingetragen. Polygamie war verboten. Welch ein wertvolles Missionsobjekt für die Katholiken. Sie wie alle andern „losgekauften" Sklaven können sich in einem Lande wie Afrika nur als Sklaven betrachten. Losgerissen aus ihrem Volk, haben sie nur die Wahl, entweder auf der Station zu bleiben und zu gehorchen oder von den Bewohnern des Landes aufgegriffen und wieder zu Sklaven gemacht zu werden. Letzteres geschah thatsächlich, als einige Marungu dem Lieutenant Becker entwichen. Die erste Bedingung katho-

---

[1]) Allerdings fehlen dem Verfasser aus der Zeit der Übergabe einige Bulletins, aber für eine „provisorische" Übergabe kann auch kaum etwas gezahlt sein.

licher Frömmigkeit, der Gehorsam gegen die Kirche, hier gegen die Pères, ist bei „losgekauften Sklaven“ ohne Zweifel immer vorhanden. Das mit Emphase wiederholte Wort „autant de rachetés, autant de convertis“ (Bull. 88, S. 172) bestätigt diese Auffassung.

In Mpala lagen die Verhältnisse anscheinend noch bedeutend günstiger. Im Gegensatz zu Karema, wo die umwohnende Bevölkerung sich stets gleichgiltig oder feindlich gegen die Station bewies, schloß sich an Mpala gleich von Anfang ein großer Kreis von umwohnenden Marungu an. Viel bedeutendere Dörfer als in Karema siedelten sich im Schutze des Forts an.

Nach der Niederwerfung eines größeren Sklaven jagenden Häuptlings stellten sich zahlreiche Völkerschaften unter das belgische Protektorat. Dieses erstreckte sich über 1000 □Meilen (sc. französische), wie Becker berichtet (II, 516). Die Missions d'Afrique geben die Entfernung bis zu der Grenze des Einflusses der Station auf „trois jours“ an (Bull. 90, S. 243). Ein Halbkreis, den doch das Gebiet am Ufer des Sees darstellen muß, von 1000 □Meilen hat einen Radius von ungefähr 26 Meilen, d. i. etwa 16 deutschen Meilen. Diese Strecke kann in Afrika wohl kaum in drei Tagen zurückgelegt werden. Mögen 1000 □Meilen von Becker etwas sehr summarisch gerechnet sein, jedenfalls übte die Station politischen Einfluß über eine ganz beträchtliche Fläche Landes. In diesem leitete Storms die Einsetzung der Häuptlinge, entschied über Krieg und Frieden und unterdrückte den Sklavenhandel. Den katholischen Missionaren, welche in Chanza, nicht weit von Mpala sich niedergelassen hatten, kam dieser Einfluß sehr zu gut (Bull. 73, S. 482).

Dieser Friedenszustand konnte den Sklavenjägern im Gebiete der Marungu nicht gefallen. Der einflußreichste derselben empörte sich Mai 1885, wurde aber von Storms geschlagen. Da griff ersterer zur List und zündete die Station an. Nur Pulver und Waffen wurden gerettet. Die ganzen Vorräte gingen verloren. „Unter diesen Verhältnissen kam die Nachricht von der Cedierung Mpalas an die Missionare“ (Bull. 73, S. 482). Indessen baute Storms die Station vor seinem Abmarsch wieder auf.

Trotzdem sich die Aufrührer unterwarfen, blieb die Situation für die Priester kritisch. Eine Räuberbande überfällt ein Missionsdorf und äschert es ein. Die Väter sind ratlos. Da fordern die untergebenen Häuptlinge die „Autorisation“ sich zu rächen. Die Väter zögern, alles steht auf dem Spiel. Sie senden nach Karema an den Vicaire apostolique. Die

Antwort kommt zurück, sie ist bejahend. Der Rachezug wird ausgeführt (Bull. 73, S. 483).

Indessen jeder Augenblick konnte in ähnliche Lagen führen. Darum sandte man aus Algier den Kapitän Joubert „ancien Zouave pontifical“, welcher schon früher, seit 1880 (Bull. 86, S. 69) sich den Missionaren am Tanganjika sehr nützlich gemacht hatte (Bull. 73, S. 483).

So war den arbeitenden Missionaren die politische, kriegerische Thätigkeit abgenommen und einem Militär übergeben. Derselbe stand aber unter Missionsleitung, er war „mandé par le cardinal Lavigerie“ (Bull. 86, S. 72) und war auch dem apostolischen Vikar des Haut-Kongo (d. h. von Mpala und Kibanga) untergeben. Es heißt Bull. 78, S. 642: „Der Kapitän, dem Monseigneur (d. i. der apostolische Vikar Bridoux) empfohlen hat, selbständig nach den Umständen zu handeln ....“ So muß doch für gewöhnlich Joubert an die Weisungen von Bridoux gebunden gewesen sein.

Joubert siedelte sich in St. Louis 15 Stunden südlich von Mpala mit 30 Familien von „Losgekauften“ an (Bull. 94, S. 432). Von seiner militärischen Organisation wird berichtet: „Er bildete aus dem Stegreif (ex improviso) Soldaten, indem er die Kinder der Mission bewaffnete“ (Bull. 86, S. 72). Er arbeitete also auch mit Missionspersonal. Waffen und Munition sind ihm sicher auch aus Missionsmitteln beschafft worden.

Durch Übernahme von Mpala ist die katholische Mission am Tanganjika zu einer bedeutenden politischen Macht geworden, der bedeutendsten neben den Arabern, sie ist Landesherrin in einem Gebiet von 700—1000 □Meilen.

Diese Stellung gefährdete aber die ganze französische Mission am Tanganjika, denn sie mußte die Eifersucht der Araber reizen.

Die Pères versuchten daher klüglich den ganzen Sachverhalt zu verheimlichen. Einer von ihnen sagte zu einem Araber, der eben von Joubert geschlagen war: „Im übrigen weißt du, sein (d. i. Jouberts) Werk und das unsere sind sehr verschieden. Wir wollen nur den Frieden und sind gekommen, jedermann ohne Unterschied Gutes zu thun. — Ich weiß es, sagte er, ihr seid die padri Franza und er ist ein Deutsch.“ Der Araber war also höflich genug, auf die Unterscheidung einzugehen. Daß er die Sachlage begriff, zeigt der Zusatz: „Wenn euer Großer (Mgr. Bridoux) nach Udschidschi gehen wird, wird er mit Rumaliza (seinem Auftraggeber) eure Angelegenheiten und die des Kapitän Joubert

ordnen" (Bull. 85, S. 22). „Sie thaten, als ob sie mich für einen Deutschen hielten," berichtet Joubert (Bull. 91, S. 288).

Mit Kapitän Joubert scheint Lavigerie übrigens einen guten Griff gethan zu haben. Derselbe hat bis jetzt, also über sieben Jahre lang, die Stellung Storms gegen die Araber gehalten, trotzdem er zwei Jahre lang, während des Araberaufstandes an der Küste von aller Munitionszufuhr abgeschnitten war. Allerdings standen die Verhältnisse öfter wie einmal auf der Schneide des Messers. In seinem Gebiet unterdrückte Joubert zum größten Teil die Sklavenjagd. Durch häufige Expeditionen züchtigte er die Räuber (Bull. 86, S. 73, Anm.), ohne daß je eine empfindlichere Schlappe von ihm gemeldet würde.

Eine ähnliche Stellung wie in Karema nahm die katholische Mission in der dritten Station am Tanganjika in Kibanga oder Lavigerieville auf der Halbinsel Ibwari gegenüber von Udschidschi ein. Dort hatten sie den Isthmus von Ibwari, eine fruchtbare aber wüst liegende Ebene von ca. 16000 ha (Bull. 96, S. 523) dem Häuptling Poré abgekauft. „Der alte Poré wollte, daß wir eine vollkommene Unabhängigkeit genössen; unsere Beziehungen zu ihm beschränken sich auf gute Nachbarschaft" (Bull. 67, S. 226). Sie fühlten sich also als Landesherrn auf ihrem Gebiet.

Eine Befestigung gab hier Sicherheit für die großen Waisenhäuser, welche 1892 300 Zöglingen Zuflucht boten. In der Nähe wurden die verheirateten Losgekauften angesiedelt; hier sammelten sich bald auch Flüchtlinge aus allerlei Stämmen, die den Schutz der Station suchten.

Diese politische Stellung aber kreuzte die Eroberungspläne der Araber.[1]) Bis 1884 verfolgten die Araber kein politisches Ziel am Tanganjika. In diesem Jahr kam Mohammed ben Kelfan (genannt Rumaliza, d. i. der Allesverwüstende) wahrscheinlich im Auftrage von Saïd Bargasth, um den Tanganjika zu unterwerfen und sich dort eine ähnliche Stellung zu schaffen, wie sie Tipu-Tip in Manyema hat. „Auf alle Fälle sagt man, daß der englische Konsul allen beiden (auch Tipu-Tip) die Mittel geliefert hat, deren sie sehr bedurften" (Bull. 91, S. 286).

In den ersten Jahren verwüsteten die Horden Rumalizas den ganzen Norden des Sees und zwangen die katholische Mission, ihre Stationen in Usige (N.-O.), Uvira und Masanze (N.-W. des Sees) zu verlassen und sich auf Kibanga zurückzuziehen. Auch hier wurden die Razzien fortgesetzt und nur durch bewaffnetes Eingreifen bewahrten die Väter Dezember 1887 das Stationsgebiet.

Von dort aus fanden die Araber einen kürzeren Weg nach Manyema

[1]) Das Folgende ist im wesentlichen ein Auszug aus dem Berichte Jouberts an den Kardinal (Bull. 91, S. 286 ff.).

als den über Mtoa. Um diesen zu sichern, schlossen sie die Missionsstation von allen Seiten durch bewaffnete Posten ein, so daß die Lage derselben immer mißlicher wurde.

Schon 1885 hatten sie Itawa, einen Posten am südlichen Westufer nicht weit von St. Louis gegründet, um die Sklavenroute in die volkreichen Distrikte um den Merusee zu schützen. Seit 1887 drohten sie: „Rumaliza würde die Datschi von Mpala schlagen.“ Durch fortwährend sich steigernde Ränke, besonders Aufhetzen der Eingebornen versuchten sie Joubert zu reizen. Anfang 1890 entschloß dieser sich, im Vertrauen auf die verheißene Hilfe der Antisklaverei-Gesellschaft, sie zu verjagen: „Ich hatte von der großen Antisklaverei-Bewegung gehört, welche in Europa den Kreuzzug, den eure Eminenz predigte, hervorrief. Und ich hatte Nachricht empfangen, daß mir Mittel durch das Antisklaverei-Komitee bewilligt wären“ (S. 288). Vor seinem Nahen entflohen die Araber, aber der casus belli war gegeben.

Schon vorher hatte Rumaliza seinen Verwüstungszug nach Süden fortgesetzt, Uguha und Ugoma, die Landschaften zwischen Kibanga und Mpala verheert. Mai 1890 ließ er durch einen seiner Untergebenen einen Angriff auf die Station Mpala unternehmen. Nur der Untergang von drei Barken, welche mit Kriegsmaterial beladen waren, vereitelte denselben (Bull. 85, S. 18).

Eine Rückberufungsordre von der Küste wurde von Rumaliza nicht beachtet. Im Gegenteil die Ereignisse an der Küste erbitterten ihn und verschärften die Lage. Andererseits hinderten sie ihn aber auch, es in Kibanga zum Äußersten kommen zu lassen, weil er die Deutschen fürchtete: „Unsere Sklaven werden sich miteinander schlagen und die Herrn werden sie gewähren lassen,“ sagte er zu P. Moinet.

Da erschien Ende 1891 die sehnlichst erwartete Hilfe. Kapitän Jacques kam mit einer Expedition der Antisklaverei-Gesellschaft. Vom Lukuga aus bedrohte er die Araber in Mtoa. Einige Erfolge vertrieben Anfang 1892 die Araber von dort. Da lähmte eine Niederlage, bei welcher er einen Begleiter verlor, die Kraft des Kapitäns. Die Berichte melden darüber nur vom 17. Oktober 1892: „Seit der Niederlage des Kapitän Jacques vor Mtoa werden wir mehr und mehr auf dem Tanganjika verjagt. Wir sind von allen Seiten blockiert“ (Bull. 98, S. 73).

Nun drohte in Kibanga Hungersnot, vergebens versuchten die Missionare dreimal, Schiffe nach Mpala zu senden. In Mtoa hatten die Araber den See durch Barken gesperrt und verhinderten ein Durchbrechen.

Eine Katastrophe schien nach den mir vorliegenden letzten Nachrichten unvermeidlich.

Wenden wir jetzt unsern Blick auf die innere Entwicklung der Stationen. Die Verhältnisse sind auf allen ziemlich dieselben. Mgr. Bridoux berichtet: „Unsere Missionen sind alle ein wenig einander ähnlich" (Bull. 86, S. 62).

Das Rückgrat und der Kern aller dieser Stationen sind große „Waisenhäuser", in denen die Mission die „Losgekauften" sammelt und erzieht. Zu diesem Zweck werden Sklavenkinder aufgekauft. In den Anstalten sind die Kinder durchweg nach den Geschlechtern getrennt. Die Kinder unter sieben Jahren werden von Negerinnen gepflegt. Die Mädchen sind in Mpala an christliche Familien ausgethan (Bull. 94, S. 434); in Kibanga ist ein besonderes Gebäude für sie errichtet, in der Erwartung, daß Ordensschwestern bald ihre Erziehung übernehmen sollen (Bull. 96, S. 523).

Die Loskaufungen nehmen einen großen Umfang an. In Kibanga waren bis 1889, d. h. in 5 Jahren 623, in Karema einmal in einem halben Jahr 351 losgekauft. In Mpala betrug die Anzahl der Losgekauften 1890: 126 und 1891: 192. Demnach mögen jährlich 150 Losläufe auf jeder Station der Durchschnitt sein. Wenn nun doch nur 300 Orphelins in Kibanga und 200 in Mpala angegeben werden, so ist zu bedenken, daß unter den Losgekauften eine Anzahl Erwachsener war, die in ähnlicher Weise wie die Hörigen in Karema durch Becker angesiedelt wurden (Bull. 63, S. 77). Auch verlassen die erwachsenen Zöglinge die Anstalt, werden verheiratet und ebenfalls angesiedelt. Endlich ist die Sterblichkeit unter den von den Strapazen des Sklaventransportes erschöpften Kindern eine ganz enorme. Einmal starben von 110 Kindern 50 (Bull. 88, S. 171, vergl. 174).

In die innere Einrichtung, die Erziehung in den Orphelinaten lassen die Berichte keinen Blick thun. Auch das Büchlein: „Près du Tanganika" (par les missionnaires d. S. Em. le card. Lavigerie), welches Schilderungen und Stimmungsbilder aus Mpala bringt, schildert wunderbarerweise das Leben in den Waisenhäusern nicht. Aus Tabora berichtet Becker, daß in der dortigen Station eine Tischlerwerkstätte eingerichtet war, daß die Kinder mit Gartenarbeit beschäftigt wurden. Mit ähnlichen industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiten werden auch am Tanganjika die Kinder neben ihrem Unterricht beschäftigt sein. Die Intelligentesten erhalten in Kibanga 1887 einen sorgfältigeren Unterricht „in der Hoff-

nung, so Hilfsarbeiter für uns in der Thätigkeit als Katechisten zu bilden" (Bull. 66, S. 194). Von dem Erfolg dieser Bemühungen erfahren wir wenig, nur in St. Louis werden „besondere Katechisten, welche für diesen Dienst ausgebildet sind," erwähnt (Pr. du Tang., S. 51).

Die erwachsenen Zöglinge verheiratet man, wie schon oben erwähnt, untereinander und siedelt sie in geschlossenen Dörfern an. So wird von Mpala 1892 berichtet: „Alle Jahre verlassen Dutzende von Haushaltungen das Orphelinat, um sich auf ihre Rechnung niederzulassen und von ihrer Hände Arbeit zu leben." Als Ausstattung erhält jede Familie eine neue Hütte, 2 Hacken, 2 irdene Töpfe, 2 Matten und ein Hochzeitskleid (Bull. 94, S. 435 f.). Auch in die heidnische Bevölkerung hinein werden solche Christendörfer vorgeschoben. So wurde St. Louis mit 30 christlichen Familien gegründet, so St. Michel anderthalb Tagereisen nach Norden von Mpala (Pr. du Tang., S. 35), jedenfalls ein militärischer Posten gegen die Araber in dem benachbarten Mtoa. Noch zwei andere Dörfer wurden bei Mpala angelegt.

Die Losgekauften müssen zwei Tage in der Woche Stationsarbeiten thun. Es wird ihnen, um den Schein der Sklaverei zu vermeiden, ein kleiner Lohn bezahlt, den sie in Wertmarken aus Zink erhalten (Bull. 67, S. 227). Die übrigen vier Tage der Woche arbeiten sie für sich.

Wie weit die freiwillig sich Ansiedelnden zum Frondienst herangezogen werden, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls stehen sie unter der Disciplin der Station: „Die Bevölkerung der Mission ist in allem, in religiöser und bürgerlicher Beziehung der Leitung der Väter unterworfen" (Bull. 67, S. 226). Die „Leitung" erstreckt sich auf die Erledigung aller Rechtsstreitigkeiten, auf das ganze tägliche Leben, selbst Arbeitszeit und Gebet:

„Jeden Morgen bei Sonnenaufgang ruft sie eine schöne Glocke zum Gebet. . . . Ist das Gebet beendigt, so zerstreuen sich Männer und Weiber auf den Feldern. Es thut einem wohl, sie lebhaft die Hacke handhaben zu sehen, indem sie sich mit dem Gesang von Liedern begleiten. . . . Gegen 11 Uhr, dann wenn die Hitze die Feldarbeiten zu beschwerlich macht, vereinigt die Glocke sie von neuem, um die religiöse Unterweisung zu empfangen. . . . Die Übungen (exercices) dauern nur kurze Zeit, eine halbe Stunde höchstens. Der Nachmittag unterscheidet sich nur sehr wenig vom Vormittag. Um 2½ Uhr zerstreuen sie sich von neuem auf den Feldern. Sie verweilen dort bis zum Sonnenuntergang. Sind die Arbeiten beendigt, so sammelt sich alles von neuem zu den Füßen des Altars, um Gott zu danken für die Gnaden. . . ." Dann sind sie sich selbst überlassen. „Gegen 9½ Uhr hören auf ein Signal des Père alle Unterhaltungen auf, und jeder sucht in erquickendem Schlaf die Ruhe . . ." (Bull. 67, S. 227).

Den Orphelins und den durch das Orphelinat Gegangenen wird ein gutes Zeugnis über ihr sittliches Verhalten ausgestellt. Z. B. sind Diebstähle in den Missionsgärten „presque inouïe“ (Bull. 78, S. 640).

Wie oben erwähnt, sammelte sich um den Kreis der Losgekauften noch ein zweiter Kreis freiwillig sich Ansiedelnder aus allerlei Stämmen, welche nach dem Grundsatz: „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ (Bull. 94, S. 433) den Schutz der Station aufsuchten. In Kibanga waren es 1888 ca. 1500 (Bull. 72, S. 443), 1891 ca. 1600 (Bull. 96, S. 524). Auch von Mpala werden solche Ansiedlungen berichtet (Bull. 86, S. 74, Anm.). Von den 2000 Umwohnern von Karema waren die meisten von dieser Art. Dort waren unter 5 Dörfern nur 2 von Losgekauften bewohnt, die andern 3 waren durch Wasipa und Wangwana, d. i. arabisierte Eingeborne besetzt, welche fast durchweg Heiden blieben (Bull. 86, S. 62). Diese Leute waren politisch und social von der Station abhängig. Die „conditions ordinaires“, unter denen sie angesiedelt wurden, waren: „Auf die Polygamie zu verzichten, unsere religiösen Unterweisungen zu hören und in allem wie unsere losgekauften Kinder unsern Gesetzen und unsern Gebräuchen zu folgen“ (Bull. 63, S. 77).

So waren diese Ansiedler die nächstliegenden Missionsobjekte, ja in Kibanga nach der Verwüstung der Umgegend durch die Sklavenjagden, die einzigen. In Karema hielten sich die eingebornen Stämme noch 1892 absolut ablehnend ja feindlich gegen die Station, so daß P. Dupont eine Schutzgarde aus dem Stationspersonal bildete und einexerzierte. Jedoch wurde um diese Zeit von der Absicht gesprochen, einen Versuch zu machen, die feindlichen Umwohner zu evangelisieren (Bull. 97, S. 34). In Mpala allein war Gelegenheit, den Heiden, die in ihrem Volksverband blieben, zu predigen. Freilich standen auch diese, wie oben gezeigt, unter dem politischen Einfluß der Station. Aber auch hier konnten erst 1889 die ersten mehrtägigen „tournées apostoliques“ unternommen werden (Bull. 80, S. 697 ff.).

Hauptsächlich in Gleichnisform werden die grundlegenden Heilsthatsachen verkündigt, die zehn Gebote erklärt, die Thorheiten des Götzendienstes nach Jes. 44, 14 ff. klar gemacht und Zauberei, der Gerichtstrank Mwavi u. dergl. bekämpft (Bull. 80, S. 698 ff.).

Der Eifer der Eingebornen wird anfangs gerühmt: „Er (d. i. der Missionar) sieht all die armen Wilden zunehmen, wachsen in dem Wunsch, das Gute zu thun, in dem Verlangen (amour), sich weiter zu unterrichten, um Christen zu werden“ (Bull. 66, S. 195). Aber bald wird geklagt (Febr. 1889 von Kibanga): Die Eingebornen „wissen in sehr großer Anzahl ihre Gebete und das Wesentliche des Katechismus . . . und trotzdem fordern

wenig Erwachsene selbst die Taufe. Wenn ihre kleinen Kinder krank sind, unterlassen sie nicht, den Missionar zu rufen, um sie ihnen zu geben." Ebenso lassen sie sich selbst todkrank taufen, „aber von selbst, wenn sie sich wohl befinden, ist das eine fast unerhörte Sache." (c'est chose presque inouïe (Bull. 78, S. 640).

Von andern Mitteln der Christianisierung wird uns berichtet, daß nur den Heiden, welche ein Kreuz schlagen, von den Missionaren eine Bitte erfüllt wird (Bull. 54, S. 299, vergl. Bull. 97, S. 35). Kinder, welche gute Antworten geben, erhalten ein Stück Salz. „Diejenigen, welche drei Gebete aufsagen (réciter) können wie le Pater, l'Ave, l'acte de contrition, erhalten ein Stück alten Stoff (ebenda).

Die Pères bewegen die Wilden, ihre Amulette wegzuwerfen und geben ihnen dafür „jolies petites medailles", welche diese „Geld des guten Gottes" nennen (Bull. 57, S. 404). Wenn auch auf Reisen solche Medaillen verteilt werden (Près d. T. S. 63), so ist kaum anzunehmen, daß den Beschenkten deren Bedeutung klar geworden ist; und der Gedanke liegt nahe, daß sie wie ein neuer Fetisch benutzt werden.

Die Berichte unterscheiden zwischen postulants, catéchumènes und chrétiens (neophytes) (Bull. 86, S. 66, Bull. 96, S. 523). Die postulants werden einem besondern Examen unterworfen, bevor sie unter die Katechumenen aufgenommen werden. In diesem Examen werden etwa die Gebote und einfache biblische Geschichten verlangt (Bull. 66, S. 194). Andrerseits unterscheiden die Berichte zwischen chrétiens, von denen 3—4000 (Bull. 86, S. 80) und chrétiens baptisés, von denen nur 1000 (Bull. 85, S. 7) in Mpala und Kibanga im Jahre 1890 gezählt werden. Es giebt also schon vor der Taufe chrétiens. Wie diese sich von den Katechumenen unterscheiden, ist nicht ersichtlich. Die sehr vage Zählung von 3—4000 Christen legt die Vermutung nahe, daß nicht nur die Katechumenen, sondern auch die postulants zu diesen Christen gezählt werden, also in den bulletins chrétiens in sehr weitem Sinne gebraucht wird.

Die Araber geben den schwarzen Christen das Zeugnis: „Man kann nichts mehr mit Schwarzen machen, welche die Missionare kennen gelernt und mit ihnen gelebt haben. Diese setzen ihnen irgend ein Mittel in den Kopf, gegen welches wir absolut ohnmächtig sind" (Bull. 94, S. 433).

Die Taufe wird neu sich Ansiedelnden nur nach vierjähriger Probezeit erteilt (Bull. 94, S. 433).

Sehr eifrig wird dagegen die Taufe „sub articulo mortis" geübt. Bei einer Blatternepidemie nahmen die Missionare die von ihren Angehörigen verjagten Unglücklichen auf und verpflegten sie. Von 150 werden 100 geheilt, „50 noch glücklicher haben dieses Leben verlassen, um in den Himmel zu gehen, bekleidet mit dem weißen Kleide ihrer Taufe" (Bull. 57, S. 401). Von den „Wilden rings um uns" wird 1888 von Kibanga berichtet: „Wir können sie wenigstens in der Todesstunde fast alle taufen" (Bull. 73, S. 471).

Die Einwohner von Masanze, welches die Mission später vor den Arabern räumen mußte, waren hartnäckiger: „Sie haben uns niemals gerufen, um die Todkranken zu taufen. Man mußte sie im Augenblick des Todes überraschen, um sie in dem Wasser des Sakraments umwandeln (régénérer) zu können“ (Bull. 56, S. 364). So wurde die Taufe auch nicht Verlangenden aufgedrängt. Jedenfalls war in Todesgefahr keine lange Vorbereitung und Unterweisung erforderlich. Ein Mädchen, welches eine Sklavenkarawane mit zerschmettertem Schädel zurückgelassen hatte, lebte noch drei Tage, „eine Zeit welche genügte, um unterrichtet zu werden und gen Himmel zu fliegen mit den weißen Flügeln der Taufe“ (Bull. 84, S. 882).

Das Verhältnis der Zahl dieser Taufen „sub articulo mortis“ zu den gewöhnlichen Taufen läßt sich ungefähr berechnen. Die Übersicht Bull. 85, S. 7 giebt an: Das Vikariat Haut-Kongo (d. i. Mpala und Kibanga) „zählte das letzte Jahr (1890) 1000 getaufte Christen.“ Damit steht die Angabe über Kibanga (Januar 1891) Bull. 88, S. 174 anscheinend im Widerspruch, daß dort seit Gründung der Station 1104 Taufen stattgefunden haben. Von Mpala wird uns über das Jahr 1891 berichtet: „Die Zahl der Taufen . . . hat sich dieses Jahr auf 456 erhoben“ (Bull. 94, S. 434). Nimmt man die Zahl der Taufen in Mpala bis Ende 1890 auf 400 an, so ergäben sich für Haut-Kongo bis Ende 1890 1500 Taufen und nur 1000 getaufte Christen. Es wäre also der dritte Teil der Getauften gestorben. Die Annahme ist gerechtfertigt, daß die meisten von diesem Drittel die Taufe sub articulo mortis erhalten haben. Eine Bestätigung findet diese Berechnung in der Angabe Bull. 66, S. 192: „Die Totalsumme der Taufen während dieses ersten Halbjahres ist 124. Die Todesfälle sind bis 45 gestiegen“ (von denen 24 in unsern Dörfern und Waisenhäusern und 21 bei den Eingebornen der Umgegend, alle getauft).

Fragen wir nun: Wieviel von diesen „1000 getauften Christen“ waren denn freie, d. h. nicht losgekaufte Leute? Bulletin 94, S. 435 berichtet, daß 1891 „die drei Missionen von Lavigerieville, Karema und Mpala vereinigt nicht weniger als ein Tausend Waisen zählen.“ Wenn man bedenkt, daß doch seit 1885 eine bedeutende Anzahl das Orphelinat verlassen haben und in Dörfern angesiedelt sein mußte (in Mpala waren es jährlich „Dutzende von Haushaltungen“), so liegt, wenn man sich des Wortes erinnert: „autant de rachetés autant de convertis“, die Vermutung nahe, daß bei weitem die Mehrzahl dieser getauften Christen unter den Losgekauften zu suchen ist.

Eine genauere Statistik als in den oben angeführten Zahlen zu geben, welche über die Entwicklung der Stationen Licht gäbe, erlauben leider die Bulletins nicht. Die Schriftleitung liebt kleine Zahlen nicht. So sind die Angaben aus den ersten Jahren sehr mangelhaft und oft nicht maßgebend.

Jedenfalls dürfte als Resultat unserer Untersuchungen feststehen, daß

es der katholischen Mission am Tanganjika nicht gelungen ist, trotz eines gewaltigen Aufwandes von politischen Mitteln einen nennenswerten religiösen Einfluß auf die eingebornen Völker zu gewinnen.

Man wird diesen Mißerfolg nicht allein auf die politisch aufgeregten Zeiten schieben können. Der hauptsächliche Grund zu demselben liegt in dem System, der Methode der Missionsarbeit. Die Beaufsichtigung solch großer Institute wie der orphelinats, ferner das Rechtsprechen in allen Dingen, die bis ins Kleinste gehende Bevormundung und Leitung der Missionsdörfer muß die Kräfte einer nicht geringen Anzahl von Priestern völlig in Anspruch nehmen. Freilich werden sie von einer Anzahl Frères (einer Art Handwerkerbrüder) unterstützt. Besonders bei Bauarbeiten hören wir von deren Thätigkeit. Aber trotzdem fanden die eigentlichen Missionare, die Pères wenig oder keine Zeit zur Verkündigung des Evangeliums unter den freien Heiden.

Auch große Bauarbeiten nahmen die Kräfte der Stationen sehr in Anspruch, namentlich in den letzten Jahren.

In Karema wurde 1890 eine „dreischiffige Kathedrale" (à trois nefs), 50 : 12 m groß, mit gewölbten Bogen gebaut (Bull. 85, S. 17). Die Gebäude an der Umfassungsmauer im Fort daselbst drohten mit Einsturz und machten einen Neubau nötig. Im Jahre 1892 wird von dem Bau eines Hauses, 31 : 12 m groß, „aus Steinen und mit Ziegeln gedeckt," mit Erdgeschoß unter den Wohnräumen berichtet (Bull. 97, S. 34).

Ebenso wird in Mpala etwas früher ein Wohnhaus, 30 : 7 m groß, „mit Ziegeln gedeckt und mit Kalk getüncht" erbaut. In Mpala war nämlich (schon von Storms) Kalkstein gefunden, der jetzt zubereitet wurde (Bull. 94, S. 437 f.).

Diese Bauten erregten die höchste Bewunderung der Eingebornen, namentlich war es ihnen unbegreiflich, wie die Steine in Thür- und Fensterbogen „in der Luft" schweben können (Près d. T., S. 44).

In Kibanga mußte 1892 die ganze Station um 1½ km verlegt werden. Der zurückweichende See ließ rings um die Station Sümpfe zurück, welche die Luft verpesteten. Die Priester „bauten eine gewaltige Tembe, zwei Waisenhäuser für die Knaben und Mädchen und mehrere Dörfer für die Unterbringung der christlichen Familien" (Bull. 96, S. 523).

Zum Gedächtnis Theodor Wangemanns.

Am 18. Juni ist der langjährige Direktor der Berliner M.-G. I, D. Th. Wangemann, heimgegangen. Zunehmende Schwäche hatte ihn schon vor einigen Monaten bewogen, um Entbindung von seinem verantwortungsvollen und arbeitsreichen Amte einzukommen und sein Entlassungsgesuch war von dem Komitee angenommen worden. Leicht war ihm dieser Schritt nicht geworden und er hatte sich lange bedacht, ehe er ihn gethan; denn sein Herz hing an seinem Amte und die Zukunft der Gesellschaft, deren Leitung ihm anvertraut war, erfüllte ihn mit Besorgnis. Aber gegen die zunehmende Schwäche mußten zuletzt doch alle Bedenken in den Hintergrund treten. Und nun hat es der allmächtige Gott, der Zion Hirten giebt und nimmt, also gefügt, daß sein Knecht abgerufen worden ist, als er noch in dem Amte stand, aus dem in die Ruhe eines Emeritus zu scheiden, ihm so schwer wurde.

29 Jahre lang ist Wangemann Missionsdirektor gewesen. Im reiferen Alter stehend, ein kräftiger 47jähriger Mann, ausgerüstet mit einer reichen pastoralen und pädagogischen Erfahrung und ein theologischer Schriftsteller von Ruf, wurde er zum Nachfolger Wallmanns berufen, und er ist ein seinem bedeutenden Vorgänger nicht unebenbürtiger Missionsleiter geworden. Mit eisernem Fleiß, jugendlicher Arbeitsfrische und ganzer Herzenshingabe lebte er sich in das neue vielgestaltige Amt ein, so daß er bald alle Gebiete desselben beherrschte. Schon kaum ein Jahr nach seinem Amtsantritt war er so orientiert, daß er eine Visitationsreise nach Südafrika antreten und erfolgreich durchführen konnte. Diese Visitationsreise, die ca. ein Jahr in Anspruch nahm, diente nicht bloß dazu, seine eigene Kenntnis des unter seine Oberleitung gestellten Missionsgebietes zu vermehren und zu rektifizieren, auch nicht bloß dazu, ein persönliches Vertrauensband mit den bereits im Dienste stehenden Missionaren anzuknüpfen, sondern wichtige Organisationen teils sofort zu schaffen teils die Materialien zu späteren Missionsordnungen zu sammeln. Das ausführliche Tagebuch, in welchem er öffentlich Bericht über diese Reise erstattete: „Ein Reisejahr in Südafrika“ (1868), ist eins der wertvollsten literarischen Erzeugnisse, die aus seiner rastlosen Feder geflossen sind. Auch die folgenden schriftstellerischen Ergebnisse dieser Reise: neben den „Lebensbildern aus Südafrika“ vornehmlich „Maleo und Sekukuni“ sind treffliche Arbeiten, die einen bleibenden Wert in der missionarischen Volksliteratur behalten werden und die viel dazu beigetragen haben, die südafrikanische Berliner Mission in weiten Kreisen der Heimat bekannt und

geliebt zu machen. Weniger Anklang scheint dagegen das größere (erst 1881 erschienene) mehr wissenschaftlich gehaltene Werk: „Südafrika und seine Bewohner“ gefunden zu haben. Wangemann hat 18 Jahre nach der ersten noch eine zweite Visitationsreise unternommen. Das war eine kühne That für einen 66jährigen Mann, aber ihrer Notwendigkeit gegenüber ließ er alle Bedenken fallen. Auch diese Reise, über welche „Ein zweites Reisejahr in Südafrika“ berichtet, hat bleibende Ergebnisse gehabt, wenngleich sie der ersten an Bedeutung nicht gleich kommt. Die Reise selbst wurde tapfer zu Ende geführt, aber recht ermüdet kehrte der dem Greisenalter nahestehende Direktor zurück, so daß er mehr als einmal sich mit dem Gedanken der Amtsniederlegung trug; nur die gegen sich selbst rücksichtsloseste Arbeitsenergie hat es ihm ermöglicht, auch in oft lange anhaltenden Zeiten großer körperlicher Schwäche das Steuer fest in der Hand zu behalten, zu lehren, zu schreiben und zu reisen.

Kaum ein andrer Missionsdirektor ist literarisch so fruchtbar gewesen als D. Wangemann. Von 1872 bis 1877 erschien seine vierbändige „Geschichte der Berliner M.-G. und ihrer Arbeiten in Südafrika mit einer Übersichtskarte und vielen Bildern,“ wohl die umfangreichste Monographie über eine einzelne M.-G., frisch, durch ihr vieles Detail konkret und anschaulich, aber nicht ohne Breite und Wiederholungen, jedenfalls eine bleibende Fundgrube für das grundlegende Specialstudium der von ihm geleiteten Gesellschaft. Mit Ausnahme der gleichfalls sehr umfangreichen „Una Sancta“, die aber nicht die von dem Verfasser erhoffte Aufnahme fand, der Biographie Knaks, die sich aber viel wenigstens mit dem heimatlichen Missionsleben beschäftigt, und einer Reihe kleinerer Gelegenheitsschriften, z. B. „Pearsall Smith und die Versammlungen zu Brighton“, beschränkte sich die literarische Thätigkeit Wangemanns seit dem Antritt seines Missionsamts wesentlich auf die Mission und zwar speciell auf die Arbeit seiner eigenen Gesellschaft. In dieser Beschränkung lag seine Stärke, aber wie das mit dergleichen Specialisten immer ist, auch seine Schwäche. Er sah wenig nach rechts oder links und verlangte auch von den mit Berlin I verbundenen Freunden, daß sie ganz vornehmlich die Geschichte dieser Mission studierten und in Missionsstunden u. s. w. lediglich mit ihr die heimatliche Missionsgemeinde bekannt machten, ein Standpunkt, dessen Konzentrationsenergie man voll anerkennen kann ohne jedoch gegen seine Einseitigkeit blind zu sein. In der direktorialen Fürsorge für das Wohl der ihm anvertrauten Gesellschaft und in dem Bestreben, Eingriffe in ihr traditionelles heimatliches Hinterlandgebiet abzuwehren, hat Wangemann auch manche Fehde und in dieser Fehde

manchmal eine etwas scharfe Feder geführt, so daß zu Zeiten das Verhältnis mit andern Missionsgesellschaften ein ziemlich gespanntes gewesen ist. Im Laufe der Jahre hat er auch eine ziemliche Reihe von „Denkschriften" veröffentlicht, mehrere im Umfange von selbständigen Broschüren, welche sich mit speciellen Notlagen der Gesellschaft, Organisationsfragen u. dergl. beschäftigten und in kraftvoller, unverblümter Sprache den heimatlichen Freunden die Gewissen schärften. Besonderen Fleiß verwendete er auf die Redaktion der monatlichen Berichte, die im geordneten Rundgange, der sich freilich häufig weit über ein Jahr ausdehnte, Specialübersichten über jede einzelne Station unter charakteristischen Überschriften brachten. Auch in diesen Berichten zeigt Wangemann seine Stärke als Missionsspecialist, der durch Mitteilung der detailliertesten Vorgänge den Lesern einen anschaulichen Einblick in das äußere wie innere Leben und Treiben auf den fernen Missionsstationen verschaffen will, freilich nicht ohne immer die Gefahr zu vermeiden, durch diese Kleinmalerei sich in nebensächliche Kleinlichkeiten zu verlieren. Große orientierende Gesichtspunkte, Aufschlüsse über missionarische Fragen von principieller Bedeutung u. dergl. haben diese Berichte nur selten gegeben.

Hervorragend ist die Thätigkeit Wangemanns als Organisator. Bald nach der Rückkehr von seiner ersten Reise begannen die ersten Entwürfe zu neuen Missionsordnungen, es dauerte jedoch über ein Jahrzehnt, ehe sie zum Abschluß und zur Einführung gelangten. Unter diesen Arbeiten ist weit die bedeutendste die „Missions-Ordnung der Gesellschaft zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden", die zusammen mit den „Motiven und Erläuterungen" (beide 1882) eine stattliche Schrift bildet. In demselben Jahre erschien auch die „Hausordnung für die Bewohner des Missionshauses" und die Unterrichtsordnung des Berliner Missionsseminars", beide als 4. und 5. Abteilung des in Anknüpfung an den Bau des neuen Missionshauses erschienenen Buchs: „Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner". Auch diese „Ordnungen" tragen ganz das Gepräge der schriftstellerischen Arbeiten Wangemanns: sie sind etwas breit angelegt und gehen zu sehr ins Kleine. Neben viel Gesundem und Praktischem, das man geradezu als mustergiltig bezeichnen muß, enthalten sie auch nicht wenig Selbstverständliches, das der Kodifizierung nicht bedarf und manche beengende Reglementierung, die einen zu gesetzlichen Geist atmet. Zuletzt beschäftigte den verstorbenen Direktor vornehmlich die Organisation der heimatlichen Missionsgemeinde in Provinzialvereinen und die Vertretung derselben im Komitee und einer geordneten Generalversammlung, ein Gegenstand, den er nicht nur einmal

in einer ausführlichen Denkschrift, sondern wiederholt in längeren Artikeln besonders in den Monatsberichten behandelt hat. Diese Organisation ist wenigstens so weit zum Abschluß gekommen, daß Vorstände von Prov.-Vereinen geschaffen worden sind.

Neben seiner literarischen und organisatorischen Arbeit hat Wangemann auch seine über die sechs alten preußischen Provinzen ausgedehnte Missionsgemeinde fleißig besucht, oft auf Missionsfesten gepredigt und viele zum Teil wochenlange Missionspredigtreisen unternommen. Zu den letzteren benutzte er meist die Ferien, und die anstrengende Thätigkeit, die er sich da zumutete, indem er beinahe jeden Tag, ja an manchem Tage mehreremal predigte, war dem unermüdlichen Manne, der Schonung nicht kannte, Erholung.

Und nicht bloß die rastlose Arbeit war es, die ihn auszeichnete, sondern daß er alles, was er hatte, und alles, was er war, an diese Arbeit setzte, und mit vollster Selbsthingabe ganz aufging in dem Dienste, zu dem er verordnet war.

Sein Direktorat, unter dem die Berliner M.-G. wie an innerer Konsolidierung so auch an Ausbreitung ihres Stationennetzes bedeutend zugenommen hat, wird in der Entwicklungsgeschichte dieser Gesellschaft immer eine hervorragende Epoche bilden. Wck.

Gemischte Zeitung.

1. Das schöne Ende eines großen Defizits.

Die meisten großen englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften haben zu klagen, daß ihre Einnahmen nicht gleichen Schritt halten mit den wachsenden Ausgaben und schließen ihre Jahresrechnungen ab mit einem mehr oder weniger bedeutenden Fehlbetrag. Auch die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, die Church Miss. Society, hatte, trotz der erheblichen Einnahme von 5133244 Mk., am Ende des Berichtjahres 1893/94 eine Unterbilanz von 252203 Mk. Nicht infolge verminderter Beiträge; diese waren vielmehr im Laufe der letzten 7 Jahre um 700000 Mk. gestiegen, sondern weil durch die wachsende Ausdehnung des Werks und speciell durch die Aussendung von 60 neuen Missionaren in 1893/94 die Ausgaben sich beträchtlich vermehrt hatten. Schon 1892/93 war ein Rest von 74000 Mk. geblieben, man hatte aber seiner kaum erwähnt, jedenfalls keine bedeutenden Anstrengungen zu seiner Tilgung gemacht, weil man des festen Glaubens lebte, daß „der lebendige Gott die Herzen seines Volkes neigen werde, die zur Ausführung seines Werkes nötigen Mittel darzureichen“. Kurz vor dem Jahresfeste sind dann auch auf eine einfache Darlegung der Sachlage hin nicht nur die fehlenden 252200 Mk., sondern noch 80000 Mk. darüber hinaus in Zeit von 12 Tagen zusammengekommen und zwar zumeist durch wohlhabende

Missionsfreunde in 12 Gaben zu je 20000, der Rest in Beiträgen von 1000 bis zu 10000 Mk., so daß man wohl Grund hatte, auf die Verkündigung dieser Noblesse mit dem Gesange der Doxologie zu antworten (Int. 1894, 401: The deficit; its end and its lessons). Wir wünschen dieser Noblesse im Geben seitens der Reichen Nachfolge auch in Deutschland.

2. Die Rheinische M.-G. in 1893.

Von den deutschen Missionsgesellschaften liegt uns zur Zeit nur der ausführliche Jahresbericht pro 1893 seitens der Rheinischen vor. Die Ausgabe dieser Gesellschaft betrug in dem genannten Jahre 469750 Mk., die Einnahme nur 427321 Mk. Von dem Fehlbetrage 42423 Mk. konnten durch die Gabe eines Ungenannten 32466 Mk. gedeckt werden, so daß nur ein Rest von 9956 Mk. verblieb. Die Zahl der aus den verschiedenen Missionsgebieten getauften Heiden ist wieder eine beträchtliche: 4204, größer als in irgend einem früheren Jahre, besonders groß in der Batamission: 3229. Dazu getaufte Christenkinder: 2309, also in Summa Getaufte: 6513. Die Gesamtzahl der in der Pflege dieser Gesellschaft stehenden Heidenchristen beträgt jetzt 53816, die sich auf die einzelnen Gebiete folgendermaßen verteilen: Afrika (Kapkolonie, Nama-, Herero- und Ovamboland) 21512, Niederländisch Indien (Borneo, Nias, Sumatra) 32068, China 236, Neuguinea bis jetzt noch niemand. Die Gesamtzahl der Abendmahlsberechtigten beträgt 16741, die der Schüler 9450, die der Katechumenen 8683. An finanziellen Leistungen sind seitens der Heidenchristen aufgebracht worden 90976 Mk., ungerechnet Arbeiten und Beiträge zu Kirchen- und Schulbauten. Missionsinspektor Dr. Schreiber wird von seiner südafrikanischen Visitationsreise, die nach den bisherigen Berichten glücklich von statten gegangen ist, demnächst zurückerwartet.

3. Aus dem Visitationsberichte des Leipziger Missionsdirektors von Schwartz.

Kurz vor dem Jahresfeste der Leipziger M.-G. ist der Direktor derselben von seiner indischen Visitationsreise zurückgekehrt. In seinem Jahresberichte hat er sich über dieselbe folgendermaßen geäußert (Ev.-luth. Missionsblatt 1894, 214 ff.):

„Zuerst drängt es mich, der treuen Fürsorge der Missionsgeschwister und der hingebenden Mitarbeit der Missionare zu gedenken, der ich es nächst der Gnade Gottes verdanke, daß ich gesund hier stehe, und daß ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit von sechs Monaten das gesamte Gebiet unserer Mission ziemlich eingehend kennen lernen konnte. Jede Visitation ist eine Arbeit nicht bloß für den Visitator, sondern auch für die Visitierten, die mancherlei Vorbereitungen zu treffen, mancherlei Listen auszufüllen und viele Fragen zu beantworten haben, und wenn jeder Tag seine Plage hat, ist es nicht leicht, die Zeit zu solchen außerordentlichen Geschäften herauszufinden. Aber es ist von den Brüdern und auch von den Landpredigern geschehen, was möglich war, um mir die Grundlagen für meine Arbeit zu schaffen. Und durch den Besuch mehrerer Hermannsburger und Baseler Missionsstationen, auf denen mir eine sehr freundliche Aufnahme gewährt und bereitwillige Auskunft erteilt wurde, war ich auch in den Stand gesetzt, Vergleichungen anzustellen, ohne

welche ein wirklich begründetes Urteil über den Stand der Dinge und die etwa einzuschlagenden Wege nicht möglich ist.

Soll ich nun den Eindruck, den unsere 50jährige Missionsarbeit auf mich gemacht hat, zusammenfassen, so kann ich nur wiederholen, was ich schon der Synode in Trankebar gesagt habe, daß ich trotz aller Schwachheiten und Mängel im einzelnen mit Dank gegen Gott bekennen muß, daß wirklich etwas Erhebliches geleistet ist zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, daß die Grundlage unserer Arbeit gesund ist, und daß die Ansätze zu einer wirklichen lutherischen Volkskirche vorhanden sind, in der Bürger und Bauern, Handwerker und Beamte, Tagelöhner und Gelehrte ohne künstliche Verwischung der Standesunterschiede, ohne künstliche Isolierung von ihren heidnischen Volksgenossen in der Einheit des Glaubens, unter der Zucht des Wortes Gottes und unter der seelsorgerlichen Pflege der Missionare und der eingebornen Pastoren stehen. Und wie die treue hingebende Arbeit der heimgegangenen Väter es ist, der wir dies Ergebnis zumeist verdanken — ich nenne statt aller anderen nur die drei Namen: Cordes, Schwarz und Kremmer — so darf unsere Missionsgemeinde das Vertrauen hegen, daß unsere Mission in Indien auch gegenwärtig in treuer, zuverlässiger und besonnener Weise geführt wird.

In besonders erfreulicher Weise traten mir die Erfolge unserer Mission entgegen auf der tamulischen Synode. In der That eine Versammlung von Männern, wie ich sie nicht zu finden erwartet hatte, die Blüte unserer Gemeinden, unsere Pastoren und Ältesten, unter ihnen nicht wenige Männer von durchgebildeter christlicher Erkenntnis, feinem Takt, besonnenem Urteil, welche verschiedene, zum Teil recht schwierige Fragen mit lebhaftem Interesse und vollem Verständnis behandelten. Niemals verlegenes Schweigen, niemals Mangel an Stoff; im Gegenteil, die Zeit reichte meist nicht aus, um alles zu Wort kommen zu lassen, was man auf dem Herzen hatte. Wenn man bedenkt, wieviel dazu gehört, um mitten in der vergifteten heidnischen Umgebung solche Männer zu erziehen und auszubilden, wieviel treue Arbeit und wieviel Gottessegen, dann wird man von dankbarer Bewunderung ergriffen. Auch sonst habe ich hin und her in den Gemeinden Männer gefunden im Ältestenamt, im Schulamt oder im schlichten bürgerlichen Beruf, von denen man den Eindruck hatte: siehe da, ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein christlicher Charakter! Je weicher und je unselbständiger, um nicht zu sagen charakterloser, die Tamulen von Natur sind, um so mehr ist damit gesagt.

Ein anderes Stück unserer Arbeit, auf dem das Auge in mannigfacher Hinsicht mit Wohlgefallen ruhen kann, sind unsere Kost- und Waisenschulen. Wie sehr sie unsern Missionaren ans Herz gewachsen sind, bewies die Verhandlung über die von mir der deutschen Synode vorgelegte Frage: In welcher Weise ist die erforderliche Beschränkung in der Zahl der Kostschüler ohne Härte und Ungerechtigkeit durchzuführen? Denn der von der Synode fast einstimmig gefaßte Beschluß, die Höchstzahl der Kostschüler auf 3% der Seelenzahl unserer Gemeinden festzusetzen, 2% Knaben und 1% Mädchen, ohne Anrechnung der Kinder von Missionsdienern, — dieser Beschluß würde, wenn durchgeführt, eher eine Erhöhung als eine Verminderung der Schülerzahl bewirken. Die Verhältnisse sind eben oft so mächtig, daß auch wohl überlegte

Vorsätze und Grundsätze gar leicht scheitern. Bei der Visitation in Tandschaur hatte ich die Notwendigkeit, neue Kostschüler vorerst nicht aufzunehmen, sehr ernst betont. Am Abend erschien eine junge Witwe, deren Mann, ein Katechet unserer Kirche, wenige Tage zuvor von der Cholera hinweggerafft worden war, abgehärmt, mit einem Kinde auf der Hüfte, zwei anderen an der Seite, außer stande sich und ihre Kleinen zu erhalten, auch wenn es ihr gelänge, außer der schmalen Witwenpension noch einen geringen Verdienst sich zu verschaffen, was ja für Sudrafrauen außerordentlich schwer ist. Ich gestehe, daß ich nicht den Mut hatte, meinen Grundsatz durchzuführen und ihre Bitte um Aufnahme ihres etwa sechsjährigen Knaben in die Waisenschule abzuschlagen. Und ich denke, wenn es unseren Missionaren bisweilen ebenso ergeht, wird unsere Missionsgemeinde trotz allen berechtigten Drängens auf Sparsamkeit dies wohl verstehen und verzeihen. Viel Segen, das kann ich versichern, ist schon von unseren Kostschulen ausgegangen. In den Pariadörfern z. B. erkennt man die Frauen, die in unserer Mädchenschule zu Majáweram erzogen worden sind, oft auf den ersten Blick heraus.

Was unsere Tagesschulen betrifft, so entsprechen ihre Ergebnisse, wie mir scheint, nicht ganz dem, was man billig erwarten sollte. Das liegt gewiß nicht daran, daß wir auf diese Schulen verhältnismäßig mehr verwendet haben, als sich rechtfertigen läßt. Im Gegenteil: wir thun für sie im Verhältnis zur Seelenzahl unserer Gemeinden weniger als irgend eine andere Mission, mit Ausnahme etwa der römischen. Auch ist meines Erachtens nicht der Umstand daran schuld, daß diese Schulen zum großen Teil unter Aufsicht der englischen Regierung stehen. Unsere Missionare sind sich darüber einig, daß die Lösung dieser Verbindung, so wie die Dinge jetzt stehen, im ganzen keinen Vorteil, sondern entschiedenen Nachteil bringen würde, und die Mehrzahl der Missionare hegt den Wunsch, daß auch die Pariaschulen auf den Dörfern, bei denen es bisher noch nicht der Fall ist, der Regierungsaufsicht unterstellt werden möchten. Was aber durchaus not thut, obgleich es durch die weite Entfernung der Außenstationen, zumal in der Regenzeit, oft sehr erschwert wird, ist die regelmäßige, liebevolle und sachkundige Beaufsichtigung der einzelnen Schulen durch den Missionar oder Landprediger und die sorgfältige Benutzung der Anknüpfungspunkte, den der Besuch unserer Missionsschulen durch 2500 Heidenkinder bildet, um mit den Eltern in Beziehung zu treten. Der Bildungsdrang in Indien ist sehr groß; die Bitte um Errichtung von Hochschulen ist in wenigstens 6 Städten an mich gerichtet. Wie großen Vorteil es bietet, wenn unsere lutherische Schuljugend möglichst allen Unterricht in unseren eigenen Schulen erhalten kann, liegt auf der Hand. Auch die Erziehung der Mädchen, die früher sehr vernachlässigt wurde, beginnt man zu schätzen. Unsere Mädchenschulen in Madura, Tritschinopoli, Tandschaur und Madrás, die letztere vom Pastor Dewasagäjam in vorzüglicher Weise geleitet, machen einen sehr wohlthuenden Eindruck. Von unseren drei großen Schulbauten sind zwei, die Fabriciusschule in Madrás und die Mittelschule in Rangun vollendet. Unser Landprediger in Rangun ist von der Regierung zum Ehrenmitglied des Unterrichtsrats ernannt worden; um ihn von der Schularbeit etwas zu entlasten, haben wir einen eigenen Schulleiter hinübergesandt. Der Neubau unserer Centralschule in Schiäli, zu welcher ich

am 23. Februar, dem Todestage Ziegenbalgs, den Grundstein legen durfte, wird jetzt rüstig gefördert.

Aber neben manchem Erfreulichen fehlt es auch in unserer indischen Missionsarbeit nicht an dunkeln Punkten, unter denen am meisten in die Augen fällt das überaus langsame Wachstum der Seelenzahl in den letzten sieben Jahren. Es sind ja mancherlei Gründe, die dabei mitwirken. Das Hauptarbeitsfeld unserer Mission am Kawöri ist in der That ein besonders schwieriges. Gerade hier steht des Satans Stuhl, hier sind die Hochburgen des Brahminentums, die großen Heiligtümer, mit denen das Land übersäet ist, mit ihren ungeheuren Reichtümern, mit ihrem Schaugepränge, das so viel tausende von Pilgern anzieht, die immer von neuem wieder hier fanatisiert werden. Hier sind die Brahminen besonders mächtig, die Sudras besonders streng und stolz, die Parias besonders arm, bettelhaft und unselbständig, viel mehr als weiter südlich oder nördlich. Dazu kommt die zerrissene Lage unserer Gemeinden, die weite Entfernung von Madura bis Bangalur, von Kudelur bis Koimbatur, die ein Zusammenwachsen, eine Bildung kirchlichen Gemeingefühles so sehr erschwert. Endlich die Mitarbeit so vieler anderer Missionen auf demselben Gebiet, der römischen wie englischen, eine große Erschwerung in der Übung heilsamer kirchlicher Zucht und eine große Versuchung für die Eingebornen, welche so sehr geneigt sind, die Güte einer Mission nach der Freigebigkeit zu beurteilen, mit der sie irdischen Wünschen entgegenkommt — und dabei fährt die arme deutsche Mission natürlich schlecht im Vergleich mit den reichen englischen und amerikanischen. Aber das alles genügt nicht zur Erklärung des schmerzlichen Stillstandes, sondern wir müssen die Gründe bei uns selber suchen, und ein Hauptgrund wenigstens liegt nicht fern. Unter den 24 ordinierten Missionaren, die ich bei meiner Ankunft in Indien vorfand, waren nur 6, die länger als 8 Jahre im Missionsdienst standen. Die große Lücke, welche im Kreise der Arbeiter dadurch entstanden ist, daß 8 Jahre lang, von 1877 bis 1885, nicht ein einziger Missionar hat ausgesendet werden können, macht sich sehr empfindlich geltend, am empfindlichsten jetzt, wo die alten teils entschlafen sind, teils in den Ruhestand getreten, wie es im Laufe des letzten Jahres wieder von seiten der Missionare Herre und Brunotte geschehen ist. Auch der Gesundheitszustand des Missionars Just ist von der Art, daß seine Rückkehr nach Indien ausgeschlossen scheint. Und dazu kam nun noch die schmerzliche Notwendigkeit, zwei junge Missionare, von denen der eine sechs, der andere sogar erst vier Jahre in der Arbeit gestanden hat, aus dem Missionsdienst zu entlassen, weil sie uns die Abendmahlsgemeinschaft verweigerten und den Gehorsam grundsätzlich versagten. Derselbe Geist, welcher schon vor 18 Jahren einen schmerzlichen Riß verursachte, hatte sich auch jetzt wieder eingenistet und machte das vertrauensvolle Zusammenarbeiten unserer Brüder unmöglich. Aber heute so wenig als damals kann unsere Mission sich Zumutungen unterwerfen, deren Annahme nicht ihre Förderung, sondern ihre Zerstörung zur Folge haben müßte. Jedes Ding wird nur erhalten durch die Kräfte, durch die es entstanden ist. So wird auch unsere Mission, welche von Anfang an auf das gute Bekenntnis unserer Kirche gegründet war, um alle die zu sammeln zu gemeinsamer Arbeit, welche nichts weiter wollen, als die Verkündigung des lauteren Evangeliums unter den Heiden und den Bau

einer lutherischen Kirche in Indien, nur dann bestehen und gedeihen, wenn sie dieses Bekenntnis voll und ganz, aber auch dies Bekenntnis allein zur Richtschnur ihres Handelns macht und nach demselben treulich ausrichtet, was ihr befohlen ist, ohne sich zu mischen in den Kampf der Geister hier in der Heimat, wozu wir als Missionsleute, Gott sei Dank! keinen Beruf haben, und wozu wir auch keine Zeit haben sollten, weil der Kampf der Geister in Indien uns wahrlich noch genug zu thun giebt.[1]) Möchte es nur nicht fehlen an tüchtiger junger Mannschaft, die bereit ist, in diesen Kampf einzutreten mit demütigem, freudigem und hingebendem Geist, und möchte es uns nicht fehlen an Mitteln, sie zu senden und das ganze Werk draußen zu erhalten und auszubauen."

4. Allerlei Todesfälle.

Einen großen Verlust hat die Universitäten-Mission erlitten durch den unerwarteten Tod ihres Bischofs Smythies. Mitte April wurde er in Sansibar nach seiner Rückkehr von einer Visitationsreise in Usambara von heftigem Fieber befallen und aufs äußerste geschwächt. In der Hoffnung, der Aufenthalt auf dem Meere werde ihn wieder kräftigen, trat er am 4. Mai eine Seereise nach Aden an, aber sein Schwächezustand verschlimmerte sich zu-

[1]) In der Generalversammlung sagte der Direktor über diesen traurigen Fall (die Entlassung der beiden Missionare Näther und Mohn) noch folgendes: „Den Anlaß zu der im vorigen Jahre geführten Korrespondenz des Miss. Näther mit dem Kollegium gab die von ihm selbst mitgeteilte Thatsache, daß er dem ihm persönlich unbekannten Redakteur der Neuen Lutherischen Kirchenzeitung gegenüber die Hälfte seiner Amtsbrüder hinter ihrem Rücken als irrgläubig in der Lehre von der Inspiration denunziert hatte. Die Rüge, welche ihm wegen dieses unbrüderlichen Verfahrens erteilt wurde, wollte er nicht annehmen, sondern ging dazu über, die Zustimmung zu dem Lehrinhalte eines von ihm im Februar 1892 gehaltenen, dem Kollegium aber überhaupt nicht vorgelegten Vortrages zum Kennzeichen der Rechtgläubigkeit zu machen und die Umgestaltung unserer Missionsordnung, weil sie mit Gottes Wort in Widerspruch stehe, zu fordern. Da Näther, dem sich Mohn völlig anschloß, die Teilnahme am heiligen Abendmahle, wie er selbst am 2. November dem Direktor schrieb, „gerechterweise suspendiert" hatte, bis die beiden von ihm an das Missionskollegium gerichteten Fragen (Miss.-Bl. 1894, Nr. 4, S. 71 f.) in befriedigender Weise beantwortet wären, wurden die beiden Missionare von der Versammlung zur Vorbesprechung für die Visitation am 5. und 6. November ausgeschlossen. Denn einerseits habe der Direktor die Verantwortung nicht auf sich nehmen können, in Verhandlungen, deren ernster Ausgang mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen war, einzutreten, ehe er nicht der Zustimmung des Kollegiums zu seiner Auffassung der Sachlage versichert gewesen sei; andererseits sei ihm daran gelegen gewesen, der Gemeinde das Ärgernis des Wegbleibens der beiden Missionare vom heiligen Abendmahle zu ersparen, ihnen selbst aber die Tragweite ihres Schrittes zum Bewußtsein zu bringen und Zeit zur Überlegung zu geben, sowie andere ihnen nahestehenden Missionare vor übereilten Schritten zu bewahren. Letzteres sei denn auch gelungen. Denn obwohl begreiflicherweise durch diese Angelegenheit die Gemüter sehr bewegt worden seien, habe sich die Erregung nach der von ihm gern gestatteten Aussprache auf der Synode am 12. März d. J. gelegt, so daß dieselbe friedlich und mit gemeinsamer Abendmahlsfeier geschlossen werden konnte. Es handelte sich in dieser ganzen Sache nicht um die Autorität des Wortes Gottes, welche von keiner Seite in Frage gestellt ist, wie die Erklärung unserer sämtlichen Missionare (Miss.-Bl. Nr. 4, S. 72) deutlich zeigt, sondern es wurde, wie vor 18 Jahren, der Versuch gemacht, unsere Mission in missourische Bahnen zu lenken, wie das Miss. Näther auch einmal ausdrücklich zugab. Dem konnten wir jetzt so wenig wie damals Raum geben."

sehends und schon am 7. Mai starb er auf dem Schiffe und wurde im Meere begraben. Er ist gerade 50 Jahre alt geworden und hat an der Spitze der Universitäten-M. seit 1883 gestanden: ein selbstloser Missionar, fleißiger Visitator, praktischer Organisator und besonnener Leiter (Central-Africa 1894, 81 u. 97).

Schon am 12. Januar nach nur 1½jährigem Aufenthalt in Ostafrika ist auch ein Missionar der Berliner M.-G. III, Göttmann, dem Fieber erlegen, der erste Todesfall, mit dem diese Gesellschaft heimgesucht worden ist (Nachr. aus der ostafrikan. M. 1894, N. 2 u. 3). — Auch die Neukirchener M. hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Am 9. Mai starb, nachdem er kaum den Boden Europas betreten, zu Marseille Missionar Würtz, einer der Pioniere der Tanamission, der sich besonders der Erforschung der Sprache gewidmet (Miss.- u. Heidenbote 1894, Beibl. 23 u. 27).

Schnell hintereinander hat auch die durch Todesfälle besonders schwer geprüfte Norddeutsche M.-G. wieder zwei junge Brüder, die beide erst im Juli vorigen Jahres ins Eweland abgeordnet worden, verloren: am 14. Februar starb Missionar Barendamm und am 16. Mai sein treuer Kamerad Schröder, beide hoffnungsvolle Arbeiter, von denen gute Dienste erwartet wurden (Monats-Bl. 1894, N. 4 u. 6).

Endlich gedenken wir noch des schmerzlichen Verlustes, den die Pariser M.-G. durch den Tod Adolph Mabilles erlitten hat, der 34 Jahre lang unter den Bassuto ein Arbeiter von ungewöhnlicher Thätigkeit und Tüchtigkeit gewesen ist: Stationsmissionar von Morija mit einer ca. 1700 Christen zählenden Gemeinde und ihren 26 Filialen, Leiter einer großen Schar eingeborner Evangelisten, eines Seminars mit 50 Schülern, einer Druckerei, eines Buchhandels rc., ein Mann von höchstem Ansehen im ganzen Volke der Bassuto, eine Autorität für seine Häuptlinge und für die englische Regierung, ein Meister der Sprache, und was mehr ist als das alles: ein Christ, in dem Christus lebte, an dem Gottes Gnade nicht vergeblich gewesen war (Journal des Miss. evang. 1894, 269).

5. Drei neue Missionen.

Das Werk der evang. Mission gewinnt immer mehr eine solche Ausdehnung, daß es auch bei dem fleißigsten Studium kaum möglich ist, sich eine lückenlose Gesamtkenntnis desselben anzueignen. Immerfort mehren sich auch, trotz aller Bedenken, welche die missionarische Nüchternheit dagegen erhebt, die heimatlichen Missionsherde, und die Zahl der Freimissionare mit oft genug ungesundem Enthusiasmus wird immer unübersehbarer. So erhielten wir gelegentlich aus einem Artikel der Miss. Rev. of the World (1894, 424) Kenntnis von einer neuen undenominationellen südafrikanischen M.-G., welche sich South Africa General M. genannt habe und die wir weder bei Vahl, Missions to the heathen in 1891 u. 1892 (Kopenhagen 1894) noch bei Gundert, Die christl. Mission, 3. Aufl. notiert finden. „Direktor" derselben ist ein Herr Spencer Walton, der 1883 nach der Kapstadt kam und zuerst dort in Anlehnung an die innere Missionsthätigkeit einer englischen Generalswitwe und in Verbindung mit Rev. Andrew Murray Erweckungsversammlungen durch die Kolonie hielt. 1889 kehrte er nach England zurück mit dem Plane,

auch auf die noch heidnischen Eingebornen, zunächst in Swaziland, seine Arbeit auszudehnen und gründete die Cape General M. Ein frommes, schottisches Ehepaar in Transvaal (engaged in business), John Baillie und Frau, wurden „als Pionier-Missionare“ in Swaziland stationiert, beiläufig bemerkt ein mißverständlicher Ausdruck, da es bereits eine anglikanische und eine wesleyanische Mission in diesem Lande giebt. Von der Kapstadt aus sind jetzt 9 Stationen außer im Swazilande und Amatonga in Kimberley, Pretoria (Transvaal), Pondo- und Bassutoland und dem Transkeidistrikt besetzt. Die Zahl „der Missionare und Arbeiter“ soll jetzt 50 betragen, wie es scheint Leute ohne missionarische Vorbildung und ihrer Majorität nach auch ohne Kenntnis der Eingebornensprachen. Seitdem sich die sog. „Südost-Afrika-M.“ unter einem Herrn Hare der G. des Mr. Walton angeschlossen hat, nennt sie sich South Africa General M., ein — wie uns scheint — hochtönender Name, der um so unzutreffender ist, als gerade Südafrika keinen Mangel hat an älteren Missionen, die nicht entfernt daran denken, in dieser General M. aufzugehen. Ebenso ist es mit dem Titel des monatlichen Organs der Gesellschaft: „The South Africa Pioneer“, da von einem missionarischen Pionierdienste in Südafrika doch keine Rede mehr sein kann.

Dieselbe Quelle (S. 441) berichtet von der Gründung einer Central Soudan Haussaland Association, in Erinnerung an Rev. Robinson, der mit seinem Freunde Wilmot Brooke im Anschluß an die Nigermission der Ch. M. S. eine Mission im mohammedanischen Sudan plante; beide starben in Lokoja (A. M.-Z. 1889, 527; 1892, 539). Der nächste Zweck dieser G. ist, Männer zu gewinnen, welche die Haussasprache, „die lingua franca des Central-Sudan“ gründlich studieren. Zu diesem Zweck hat sich ein Bruder des verstorbenen Robinson bereits nach Nordafrika begeben, von wo er in den innern Sudan einzudringen gedenkt. Die geplante Expedition ist auf zwei Jahre berechnet und ihre Kosten auf 32 000 Mk. veranschlagt. Dieses gewagte Unternehmen wäre ja insofern nüchtern fundamentiert, daß man es mit der Erforschung der Sprache wie des Landes und des Volkes beginnt; aber wie es scheint, hat sich seiner bereits wieder der ungesunde Enthusiasmus bemächtigt. Es langten nämlich in Lagos drei junge Leute an, ohne Geld und ohne Chinin, die ohne Sprachkenntnis und irgend welche Reisevorbereitung via Niger in den Sudan vorzudringen beabsichtigten auf einer Route, die sich bisher für Europäer als unwegbar erwiesen hat. Einer wurde todkrank und mußte das Unternehmen aufgeben, die beiden andern gingen vorwärts. Selbst die Miss. Rev. wagt nicht diesen „Glauben“ zu verteidigen und redet von Abenteurerei, die sich in Unternehmungen wagt, deren Kosten sie nicht vorher überschlagen hat (540).

Zum dritten ist die Thibetan Pioneer Mission des Fräulein A. Taylor (A. M. Z. 1894, 121) jetzt insofern eine vollendete Thatsache, als eine Gesellschaft von nicht weniger denn 17 Personen (inkl. Frauen) im Himalaya angekommen ist, wo sie vorläufig in Dardschiling Standquartier genommen hat, um die Sprache zu studieren. Sobald dies einigermaßen geschehen, soll die Karawane durch die Landschaft Sikkim in Tibet eindringen und zwar in der Richtung auf die Hauptstadt (M.-Bl. d. Brgem. 1894, 205).

6. Neu-Metlakahtla.

Die Miss. Rev. of the World bringt (1894, 514) den Bericht eines Augenzeugen, eines Senators der Ver. St., Macdonald, über diese Indianer-Ansiedelung des bekannten Mr. Duncan, dem wir zur Ergänzung unserer Rundschau (277) einiges entnehmen. Die Lage dieses neuen Indianerdorfes bei Port Chester ist in jeder Beziehung günstiger als die des alten Metlakahtla, was Landbau, Fischerei, Industriebetrieb und Kommunikation betrifft. Etwa 600 Indianer waren ortsanwesend, über 200 auswärts als Arbeiter beschäftigt: die Nachfrage nach Arbeitern aus der Schule Mr. Duncans ist so groß, daß man ihnen einen Tagelohn von 8—12 Mark zahlt. In dem schönen Schulhaus fanden die Besucher 90 Kinder gegenwärtig, welche von Duncan selbst und von indianischen Lehrern unterrichtet wurden. Ein Haus für eine Industrieschule mit einer besondern Abteilung für Mädchen, war eben vollendet worden. Die Regierung der V. St. giebt Mr. Duncan eine jährliche Unterstützung von 4800 Mk. für seine Schulen. Ein geräumiges Gästehaus gewährt fremden Indianern behagliche Unterkunft. In blühender Thätigkeit ist eine Sägemühle, welche in Verbindung mit allerlei Schreinerei einen bedeutenden Umsatz erzielt und viel Leute beschäftigt. Auch die Fischerei wirft einen beträchtlichen Gewinn ab. Unterstützt wird Mr. Duncan von einem englischen Arzt, Dr. Bluett, der ihm auch des Sonntags, an dem vier Gottesdienste stattfinden, als Hilfsprediger zur Seite steht. Die Indianer gaben den sie besuchenden weißen Gästen ein Gastmahl, an welchem 400 Personen teilnahmen und alles sehr civilisiert zuging, auch nette Tischreden gehalten wurden, in denen die Gastgeber nicht genug rühmen konnten, wie glücklich in ihrem jetzigen Zustand sie sich fühlten. Zwischen diesen Tischreden trug ein geschulter Chor nette Gesänge vor. Zucht und Ordnung wird stramm aufrecht erhalten und besonders gegen den Branntweinhandel führt Mr. Duncan einen siegreichen Kampf.

7. Massenchristianisierung in Nordindien.

Im Independent vom 24. Mai dieses Jahres berichtet der augenblicklich in Amerika weilende Missionsbischof Thoburn über eine durch einen Teil Nordindiens gehende Massenbewegung vornehmlich unter den niederen Kasten, die allein der episkopalen Methodistenmission seit 1888 72000 Christen zugeführt hat, sich aber keineswegs lediglich auf diese Mission beschränkt. Diese Bewegung begann schon vor Jahren unter den Telugu des südlichen Indiens, doch macht der Bischof den Zusammenhang zwischen beiden nicht ersichtlich. Überhaupt erfahren wir durch ihn nichts über die innern oder äußern Ursachen dieser Bewegung, es sei denn die Bemerkung, daß die Missionare den untersten Kasten der Bevölkerung besondere Aufmerksamkeit gewidmet und gelernt hätten, was für eine Macht eine christliche Gemeinschaft sei, zumal wenn die in ihr heranwachsende Jugend eine tüchtige Bildung erhielt. Der Bischof ist voll Lobes über den christlichen Zeugengeist, der die jungen Bekehrten beseelt und der nicht wenig dazu beiträgt, die Bewegung auszudehnen. „Wir haben viele indische Prediger, die eifriger sind als der Durchschnitt der fremden Missionare. Wenn alle amerikanischen Missionare morgen Indien

verließen, so würden sie hunderte von Männern hinter sich lassen, welche ihr Werk aufnähmen und vorwärts brächten." Der großen Verantwortung, die eine solche Annahme von Massen-Taufkandidaten mit sich bringt, scheinen die Missionare sich voll bewußt zu sein und zu thun, was sie können, um dieselben zu unterweisen, zu organisieren und in christliche Sitte und Lebensweise einzuführen. Was den geistlichen und sittlichen Zustand der Neubekehrten betrifft, so giebt der Bischof zu, daß sie noch sehr unwissend sind. Ihr christliches Wissen beschränke sich darauf, daß sie wissen und glauben, Jesus Christus sei in die Welt gekommen, Sünder selig zu machen, daß er auferstanden sei von den Toten und nun ihr Herr und König sei; daß Gott Gebet erhört und den heiligen Geist den aufrichtig Glaubenden gebe. Trunksucht, Opiumgenuß und Vielweiberei mache wenig Not, Unkeuschheitssünden kommen vor, aber nicht so ärgernisvoll als oft genug in der alten Christenheit. Erweckungen fänden wiederholt statt, Gebetsversammlungen seien häufig, die eingebornen Evangelisten begnügen sich mit einem sehr geringen Gehalt, seien demütig und eifrig; auch die Ältesten, von denen einigen Briefe mitgeteilt werden, fleißig in der Werbung für den neuen Glauben. Jedenfalls ist die Bewegung ein Ereignis von großer Bedeutung: Gott schenke nur denen, die sie leiten, viel nüchterne Weisheit, daß sie sich nicht durch große Zahlen bestechen lassen und von Anfang an reinigende Zucht üben.

8. Japanische Unabhängigkeit.

Am 3.—6. April hielten die Kumi-ai-Gemeinden (kongregat. Vereinigung) Japans ihre Jahressynode. Der Versammlungsort war die Kobekirche, ein Gotteshaus mit 1300 Sitzplätzen. Diese Synode besteht nur aus den Deputierten der Gemeinden, und zwar fast ausschließlich Laien, unter denen nur die Abgeordneten sich selbst erhaltender Gemeinden das Stimmrecht besitzen. Eingeborne Pastoren, welche nicht durch Gemeindewahl abgeordnet sind, dürfen der Synode allerdings beiwohnen, haben aber kein Stimmrecht. Die Missionare sind von der Wahl wie vom Stimmrecht ausgeschlossen; ob sie Sitz in der Versammlung haben und das Wort ergreifen dürfen, ist aus den vorliegenden Berichten nicht ersichtlich, scheint aber so. Die Frage, ob auch Gemeinden, welche entweder von der Home Miss. Soc. oder von dem Am. Board noch Unterstützung erhalten, stimmberechtigte Mitglieder zur Synode entsenden dürfen, wurde nach lebhaften Debatten ablehnend entschieden. In Summa gehören zu dem Kumi-ai-Verband 94 Gemeinden, von denen 42 sich völlig selbst erhalten. Die finanziellen Gesamtleistungen aller Gemeinden betrugen 135 136 Mk., der Wert des gesamten Kircheneigentums 269 960 Mark. Den wichtigsten Gegenstand der Verhandlungen bildete die Stellung der Home Miss. Soc. zu der auswärtigen Mission. Es war eine starke Strömung dafür vorhanden, diese Home M. S. exklusiv japanisch, d. h. unabhängig von der Unterstützung des Am. Board und für sich wirkend zu stellen und verschiedene Vorschläge wurden gemacht, wie das nötige Geld aufzubringen sei. Ein in den Vorstand derselben gewählter Deputierter, ein eingeborner Pastor, lehnte die Wahl ab, weil er nicht mit den amerikanischen Missionaren zusammen wirken könne. Das gab einen Sturm, der dadurch beschwichtigt wurde, daß ein andrer Pastor beantragte, die Diskussion zu

unterbrechen und um Erleuchtung durch den göttlichen Geist zu beten. Die Frage blieb unentschieden. Ebenso stellte man den Antrag auf eine Amendierung des Glaubensbekenntnisses zurück, um eine heftige Debatte zu vermeiden, die möglicherweise zu einer Sprengung der jungen Kirche geführt hätte. Merkwürdigerweise wurde dagegen einstimmig und enthusiastisch beschlossen, Mr. Moody zu einer evangelistischen Tour nach Japan einzuladen (Indep. 17./5.; Miss. Her. 1894, 226). So löblich das Streben der jungen japanischen Missionskirche nach Unabhängigkeit von auswärtiger Unterstützung ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch viel Krankhaftes in diesem Selbständigkeitsgefühl liegt, welches die Eifersucht gegen die Apostel, die ihnen das Evangelium gebracht, so weit treibt, sie grundsätzlich von der Vertretung der Kirche auszuschließen, welche sie gegründet haben, und das während diese Kirche noch in ihrem Knabenalter steht.

9. Christenverfolgung in Korea.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß seitens der fremdenfeindlichen Partei eine Rebellion im südlichen Korea ausgebrochen ist, welche eine Intervention auswärtiger Mächte zur Folge gehabt hat. Die Rebellen marschierten gegen die Hauptstadt und der König würde entthront worden sein, wäre nicht rechtzeitig von Japan her ein amerikanisches Kriegsschiff eingetroffen. Seitdem haben sich China und Japan eingemischt und es ist nicht unmöglich, daß der Schutzeifer dieser beiden aufeinander eifersüchtigen asiatischen Mächte zu einem Kriege zwischen ihnen führt. Uns interessiert aber wesentlich, wie es um die Mission steht in dieser Zeit der Unruhe (vergl. die Rundschau über Korea S. 191 f.).[1] Ausführliche Nachrichten sind aus Pyeng Yong (im Norden), dem Moskau von Korea, eingegangen, wo der Missionsarzt der Methodisten Dr. Hall im vergangenen Winter sich niedergelassen und so freundlich aufgenommen worden war, daß er im Frühjahr seine Frau, eine Ärztin, nachholte. Da wandte sich die Stimmung. Ihre Diener wurden geschlagen, ins Gefängnis geworfen und gefoltert, auch die eingebornen Christen grausam mißhandelt. Sodann erließ man ein Verbot gegen Versorgung der Familie des Doktors mit Wasser und attaquierte des Nachts sein Haus mit Steinen. Der feindlich gesinnte Gouverneur verweigerte jeden Schutz, und als der britische Konsul telegraphierte, erklärte er, den Sinn nicht zu verstehen. Die Christen vereinigten sich in dem Hause des Dr. Underwood zu einer Gebetsversammlung und kurz darauf wurden infolge neuer Telegramme die Gefangenen freigegeben und seitens des Gouverneurs Schutz vor weiteren Mißhandlungen zugesagt. Ob die Zusage gehalten worden ist, steht dahin; jedenfalls befindet sich die junge koreanische Mission in einer kritischen Lage, aus der sie hoffentlich gestählt hervorgeht (Indep. 21./6.). Wck.

[1] Ich berichtige bei dieser Gelegenheit eine kleine Ungenauigkeit, auf die ich von Amerika aus aufmerksam gemacht worden bin. S. 189 u. 192 habe ich nämlich nur Presbyt. Church in the Unit. St. geschrieben statt hinzuzufügen: of America. Es giebt aber einen südlichen und einen nördlichen Zweig der Presbyt. Ch. in the Unit. St.; in der Rundschau war der nördliche gemeint und der muß den Zusatz haben: of America.

Geographische Rundschau.[1]

Von E. Wallroth.

Allgemeines. Daß Geographie und Mission eng verbunden sind (vgl. A. M.-Z. 1889, 35 f.), zeigte auch die Ausstellung der katholischen Missionen 1892 in Genua anläßlich der Kolumbusfeier; nur Amerika war vertreten, sehr gut Feuerland und Patagonien, Bolivia, die Altertümer aus Honduras, welche der Bischof von Comayagua gesandt hatte, sehr gering Brasilien. — An alle Missionare, welche diese Rundschau lesen, möchte ich die freundliche Bitte richten: sammelt in möglichst systematischer Weise von eurem Volk die für Völkerkunde wichtigen Gegenstände; vieles ist schon in den verschiedenen Missions-Museen — ich nenne beispielsweise nur Basel, Barmen, Berlin I. u. a. — gesammelt, vieles ist noch zu retten; manches ist, wenn es in den nächsten zehn Jahren nicht aufbewahrt wird, vielleicht auf immer verloren.

Asien. Auch in die Erdkunde dringt neben anderem Sport die Zweiradfahrt hinein: zwei Amerikaner haben auf diesem raschen Bewegungsmittel vom Bosporus aus am 3. April 1891 absausend China durchquert. In einem Dorfe des Reiches der Mitte wurden sie von den Bewohnern halbnackt aus dem Bette geholt und gezwungen, ihre Kunststücke zu zeigen. Unweit Sutschau begrüßte sie ein Mandarin, der vormalige belgische Missionar Silingart, jetzt Zollamtsvorsteher in der genannten Stadt, welcher vor etwa zwanzig Jahren den berühmten Sinologen Baron Richthofen durch China begleitet hatte. Am 22. Okt. 1892 waren die kühnen Radfahrer nach Zurücklegung von 10 050 Werst in Peking. — Die auch vom katholischen Missionar Larrieu angezweifelte (vgl. A. M.-Z. 1889, 4) chinesische Mauer ist von einem amerikanischen Ingenieur näher also untersucht und beschrieben worden: die mittlere Höhe der von ihm besehenen Mauer beträgt 5,1 m; auf je 500 m Entfernung befindet sich ein Turm von 7,50 m Höhe. Die Grundlage der Mauer ist aus Granit, sie selbst aber besteht aus Back- und Cement-Steinen. Die Erbauung ist je nach der Gegend und den natürlichen Hilfsmitteln einer bestimmten Landschaft verschieden; überall wurden die am leichtesten zu beschaffenden Baustoffe verwandt. Die Mauer hat eine Länge von 2000 km und ist weder durch Thäler noch durch Höhenzüge aus ihrer Richtung verdrängt, weist nur da Lücken auf, wo Flüsse sich Bahn gebrochen haben. Da die Mauergipfel so ausgehöhlt waren, daß ein von allen Seiten geschlossener Gang jeden Turm mit seinen beiden Nachbartürmen verband, konnten die Soldaten im Falle eines Angriffs unter sicherem Schutz durch die ganze Mauer gelangen. Man glaubt, daß diese Wunder-Mauer etwa 200 Jahre vor Christi Geburt als Schutzwehr gegen Tatareneinfälle erbaut worden ist.

Über die bisher wenig bekannten Götzen der Minussinskischen Tataren giebt D. A. Klementz wichtige Aufschlüsse. Diese so genannten Tsuji bestehen meist aus Lappen bunten Zeuges oder Fellstücken, auch wohl aus ganzen an Stäben befestigten Tierhäuten und stellen das Opfertier und dadurch das Opfer selbst dar. Zur Versöhnung eines erzürnten Geistes umgeht man den Tjus

[1] Auf Grund der früher schon oft genannten Quellen: Ausland, Globus, Petermanns geogr. Mitteilungen und einzelner geographischer Werke.

mehrere Mal, verneigt sich vor ihm und benetzt ihn mit Wasser, Milch, auch wohl Milchbranntwein; manchmal muß ein Schamane dabei sein. — Fräulein Taylor (vgl. A. M.-Z. 1894, 121), Missionarin der China Inland Mission, machte Ende September 1892 vergeblich den Versuch, Lhasa, Tibets Hauptstadt, zu erreichen, nur drei Tagereisen vom Ziel entfernt, mußte sie umkehren. Im Jahre vorher war die „Wiederverkörperung“, ein zehnjähriger Knabe zu Lhasa als Panschen Erdeni Lama oder Großpriester von Toschilumbo auf den Thron gehoben worden. Auf Befehl seines Kaisers war der chinesische Gesandte zugegen und der Statthalter der Provinz Szetschuen sandte 50000 M. als Huldigungsgabe.

Die Bewohner der Insel Groß-Sangi(r) sind am 7. Juni 1892 durch den jähen, unangekündigten furchtbaren Ausbruch des Vulkans Gunung Awu im Nordteil dieser Insel erschreckt worden, nachdem er seit 1856 nicht mehr rumort hatte. Eine Aschenschicht von einer Handbreit Höhe bedeckte die ganzel Insel, 2000 Menschen, besonders die Bergbewohner und Feldarbeiter sind umgekommen; ebenso viele starben beim Ausbruch des Jahres 1711; der Nordostteil der Insel ist zerstört, die Ernte der ganzen 40 km langen, 25 km breiten Insel vernichtet, die Kokospalmen stehn entblättert, viele Brunnen sind versiegt. Alle vier deutschen Missionsfamilien und der holländische Regierungsbeamte (Kontrolleur) blieben unverletzt. Dies Naturereignis war schauerlich, großartig. Die Lava ein fließender Feuerstrom. — Zondervan zählt die Bewohner von Groß-Sangir allein auf 70000, „welche größtenteils von den rastlos thätigen Missionaren zum Christentum bekehrt sind.“

Der holländische Marinelieutenant H. O. M. Planten hat die Kei[1]) oder Ewaf d. h. Schweine-Inseln, westlich von der Aru-Gruppe gelegen, 1889—1890 durchforscht und teilt über ihre Bewohner folgendes mit: Manche derselben sind papuanischer Herkunft, die echten Keinesen haben schwarzes Haar, stark behaarten Körper, künstlich abstehende Ohren, durch Betelkauen verdorbene Zähne; manche Frauen zeigen angenehme Gesichtsformen. Seit der holländischen Oberherrschaft hat die Insel Friede, die Dörfer sind nicht mehr auf geschützten Bergesstellen, sondern am Strande aufgebaut; gemeinsam ist das Versammlungshaus und dasjenige, welches den Fahrzeugen als Werft dient. Die Leute erscheinen gutmütig, gastfrei, fröhlich, aufgeweckt, sehr tanzlustig, wobei als alleiniges Instrument die Bambusflöte oder Tifa mitwirkt. Die Zahl der Bewohner betrug 1890 im ganzen 23253, darunter 14906 Heiden, 8325 Mohammedaner, 22 Christen, die Fremden nicht mitgerechnet. Groß-Kei (Key) oder Nuhu d. h. Insel Jut gilt als Festland, die anderen Eilande als Meeresinseln Nuhut Roa. Auf der Mittelinsel liegt an der Westküste Tual, Sitz des niederländischen Kontrolleurs, daneben hat Dullah mit fanatischer mohammedanischer Bevölkerung Bedeutung. —

Zu Ajer Madidi in der Minahassa auf Nord-Celebes hat Missionar Tendeloo die Minahassa-Bilderschriften, welche von Missionar Linemann 1803 nach Europa gesandt, zu Rotterdam im ethnographischen Museum aufbewahrt werden, entziffert. Näheres giebt Globus Bd. 63, 220.

[1]) Key oder Kei soll aus Kei wait „ich weiß nicht“ entstanden sein, als die Einwohner die ihnen unverständliche Frage beantworteten; ähnlich Ju catan = „was sagt ihr?“

Auf Malakka oder der malayischen Halbinsel zieht sich Englands rote Grenzfarbe immer mehr nordwärts (vgl. A. M.-Z. 1889, 239), jetzt sicherlich bis zum Berge Tidi-Bangoa. Statt der bisherigen Einteilung der dortigen Stämme hat der Norweger H. V. Stevens folgende aufgestellt: die Orang Tummeor, Orang Pangghan, Orang Benua (Benar) und als zahlreichste die Orang Belandas oder Blaudaß; echte Negrito wurden nicht gefunden, wohl aber Spuren der ausgestorbenen Höhlenbewohner. Die in Dschungeln wohnenden kleineren Stämme faßt Stevens als Orang Hutan d. h. Waldmenschen zusammen. Im Westen beginnen malayische Einflüsse, auch sind einige zum Katholizismus bekehrt worden. Das Blasrohr Sumpitan samt den vergifteten Pfeilen ist sehr beliebt und die Giftkocherei wird erwerbsmäßig betrieben. Die Religion der wilden Stämme ist folgende: über allem thront der Schöpfer Tuhan, die Seelen der Verstorbenen kommen in die Unterwelt, werden von einem Riesenweib gewaschen, müssen sodann auf der Schneide eines Parangschwertes über einen Kessel voll siedenden Wassers laufen; die bösen Seelen fallen hier ab, die guten gelangen nach der Fruchtinsel. Doch wird die böse Seele im Kessel, wie in einem Fegefeuer, rein gekocht und darf sodann auch nach der Fruchtinsel hinüber. Hantu, Geister, werden durch den Pavang oder Zauberer in ihrem verderblichen Einfluß gehemmt.

Missionar N. D. Schuurmanns[1]) berichtet über die Orang Ulu, die Bevölkerung von Muara Sipongi auf Sumatra nahe dem Äquator und dem 100° ö. v. Gre. Hier arbeitet der Mennonit N. Wiebe. Die Landschaft Ulu, Pakanten sowie Klein-Mandailing bildet die Unterabteilung von Angkola, welches wiederum ein Teil der Residentschaft Tapanuli ist. Während die den Ulu benachbarten, verwandten aber nördlicher wohnenden Lubu in einer früheren Rundschau (vgl. A. M.-Z. 1892, 436) beschrieben wurden, folge hier die Beschreibung der Ulu. Dieser Name bedeutet im Malayischen den Auslauf eines Flusses, auch das Ober- oder Hochland; Orang Ulu sind also Ober-Hochländer. Gleich den Lubu essen die Ulu sonderbare Leckerbissen: Würmer, Larven, Käfer, Schlangen, Tigerfleisch, Fledermäuse, selbst das verdorbene Fleisch der Büffel, Rinder, Schweine und schlürfen das in Bambugefäßen gesammelte, aber faulig gewordene Regenwasser. In ihren unreinen Hütten schlafen die Hausgenossen bunt durcheinander; mit ihnen zusammen wohnen die Haustiere; Hausgeräte und Kleidung ist äußerst dürftig, wenn auch letztere jetzt durch europäischen Einfluß anständiger geworden ist. Auf ihren Ladangs bauen sie die Maisart Djagung, den geernteten Reis verkaufen sie. Die Ehe wird gleich einem Marktpreis wechselnd geregelt und vom Datu, dem Arztpriester, eingesegnet, welcher alle guten Geister, besonders den Geist des einst gewaltigen Häuptlings Singa Tandang (Löwe) anruft. Die Leichen mit Waffen und allerlei Gerätschaften geschmückt, werden ohne Sarg bestattet, die Religion ist eine Verehrung der abgeschiedenen Geister. Diese können viel schaden und müssen als gute Freunde behandelt werden; in unsichtbarer Hülle weilen sie gerne in der Nähe ihres einstigen Grabes. Gestorbene Wöchnerinnen werden zu bösen Geistern und können als Bären und Vögel den Leuten viel Schaden zufügen. Eigenartig ist die Eidesleistung vor dem Datu. Die Padri,

[1]) Zu Haarlem in den Mennonitischen Blättern Altona 1891 Beil. 6 f.

d. h. die Reformatoren des Islam in Sumatra, religiöse Nachfolger der Wahabiten in Arabien, haben unter Anführung des Tuanku Rau um 1835 in dieser Landschaft der Ulu und Lubu als religiöse Lehrer des Fanatismus entsetzlich gehaust, Dörfer entvölkert, viele Bewohner geknechtet. Heute ist die Macht dieser Padri gebrochen, aber ihr Geist lebt dennoch in den dortigen Mohammedanern fort.

W. Svoboda schildert uns die Bewohner des Nikobaren-Archipels und erwähnt ihren reichen Geisterglauben, von welchem folgendes hier berichtet sei. Krankheitsboten, böse Geister werden auf dem Geisterschiff ins Meer gefahren und versenkt; sogenannte Geisterbäume d. h. große, bunte Bambusstämme werden am Strandmeer aufgerichtet, aber nicht, um die seichten Stellen zu bezeichnen, sondern nach Prof. Gerlands richtiger Deutung als Abbilder von Schutzgeistern, ähnlich wie die bekannten am Strande befindlichen Statuen der Osterinseln (vgl. A. M.-Z. 1889, 250). So beweist auch dies von der Kultur bis dahin unberührte Volk das Gegenteil von Religionslosigkeit.

Die nordwärts gelegenen Andamanen-Inseln lassen ihre Urbewohner dahin sterben, nur die von Süd-Andaman leben noch als die letzten ihres Geschlechts, denn die Kinder sterben schon im zarten Alter. Die graphitschwarzen, kleinen Eingeborenen gehören zu den über Insulindien zerstreuten Negrito. Die bei Port Blair 1858 errichtete Strafkolonie vorderindischer Verbrecher beschleunigte den Untergang und das von einem Kaplan 1865 begründete Orphanage oder die Waisenschule zählte 1870 sogar 40 Kinder. Willig im Anfang liefen die Knaben eines Tages ins Meer und erreichten schwimmend ihre Heimat, die Mädchen verließen den Dienst der europäischen Herrschaften und verschwanden in der verlockenden Freiheit der Wildnis. Im Lernen standen alle im zehnten oder elften Jahre still. Kindermord ist bei den Andamanen unbekannt, aber die Behandlung der Kleinen geschieht sehr ungeschickt; Lungenleiden nebst Fallsucht nagen am Volk, und die Madras-Sträflinge brachten als neues Elend die Masern mit. Für die Völkerkunde ist hier alles Erforderliche gesammelt und fürs Christentum wurde und wird bis zum Aussterben des letzten Wilden gearbeitet, vgl. H. Gundert, Evang. Miss. III. Aufl. 1894 S. 311. Der Globus Bd. 62, 168 f. giebt sehr gute Abbildungen nebst Erklärung. — Die Inseln Neu-Amsterdam und St. Paul im südindischen Ocean sind von Frankreich „annektiert." —

Afrika. Nachdem die sehr rührigen Franzosen der englischen Kolonie Sierra Leone das weitere Hinterland genommen, dadurch daß sie durch Samorys Vertreibung den Handel nach ihren Hafenplätzen in Senegambien ablenkten, gingen sie thatkräftig nördlich am Kongo vor (vgl. vorige Rundschau in A. M.-Z. 1893, 330). Während im Neger-Freistaat Liberia man mit großer Besorgnis die gewaltige Ausdehnung des französischen Besitztums verfolgt, fiel am 10. Januar 1894 Timbuktu in Frankreichs liebevolle Arme. Diese Stadt, 15 km vom Nigerfluß gelegen, einstiger Mittelpunkt des Handels in der südwestlichen Sahara, ist eine Hochburg des mohammedanischen Fanatismus und wechselt oft die Herrschaft umliegender Stämme, bald der Massina, bald der Fulbe, der Tuarik. Der Engländer Laing kam 1826 als erster Europäer, der Franzose Callie 1828 dorthin, Heinrich Barth, unser Landsmann betrat am 1. Sept. 1853 diese geheimnisvolle, schmutzige Stadt,

Oskar Lenz hielt sich 1880 drei Wochen in diesen engen Straßen auf und schätzte ihre Einwohnerzahl auf 20 000; französische Schiffslieutenants, welche 1887 und 1889 Timbuktus Hafenstadt Kariome oder Koriume oder Koromeh besuchten, hielten 5000 für die richtige Einwohnerzahl. Nach den Abmachungen zwischen England und Frankreich von 1890, wonach der ganze westliche Sudan nördlich vom Niger der französischen Republik zugesprochen wurde, gehört Timbuktu ohne allen Zweifel in die französische Interessensphäre. Die Oberherrschaft des Sultans von Marokko wird nur dem Namen nach anerkannt und bedeutet sehr wenig, aber Timbuktus Handelsbeziehungen gehen nach Marokko und Tripolis. Frankreich will Tunis, Algier, am liebsten auch Marokko mit der Guineaküste verbinden. —

Drang Lieutenant Mizon von Yola am Binuefluß südöstlich zum französischen Kongogebiet vor, so zog P. Crampel vom Ubangi bei Diukua-Mossua (5° 7′ n. Br. und etwa 19° 50′ ö. v. Gre.) in fast nördlicher Richtung ins Innere vor, bis er nach etwa 500 (?) k den Ort El Kuti nahe dem 9° 30′ n. Br. [oder 8° n. Br.?] und 19° 20′ ö. L. v. Gre. antraf. Hier herrscht schon ein mohammedanischer Häuptling, welcher sich als Vasall des Sultans von Wadai betrachtet; arabische Kleidung und Sitten machen sich geltend und die Waffen bilden eine Mustersammlung der verschiedensten Gewehre. Nun begannen schwere Leiden aufs neue; Crampels Expedition fand nicht genügende Verpflegung, Hunger und Entlaufen begann; am 25. Mai wurde der 28jährige Crampel, Ehemann einer Häuptlingstochter der M'Fang, nebst seinen Begleitern ermordet; ein neues Opfer des dunklen Afrika! — Interessant beschreibt Crampel einige Volksstämme dieser Gegenden, so die Buseru nahe dem französischen Wachtplatz Bangi am Ubangifluß. Trotz der Menschenfresserei und Raubzüge sind sie ein geschicktes Bauernvolk, wohnen in rechteckigen, aus Baumrinde gefertigten Hütten, welche zu langen Straßen vereinigt durch einen Pallisadenraum und Innengraben geschützt eine gut befestigte Ansiedelung bilden. Die Uferdörfer sind nur auf schmalen Kletterpfaden zugänglich. Der Buseru ist gut und groß gewachsen, etwas linkisch im Benehmen, von heller, mehr bräunlicher Hautfarbe mit wildem, rohem Gesichtsausdruck, starken Kinnbacken und entstellten Zähnen. An Beinen und Armen trägt er Kupferschmuck, um den Hals ein Perlenband; das Kleidungsstück besteht aus einem Stück filzartig zubereiteter Baumrinde, welches zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, ein Hut aus Ziegenfell oder ein Federbüschel schirmt gegen die Sonnenstrahlen. Als Waffen dienen breitspitzige Lanzen, allerlei Messer und aus Lianen eigentümlich geflochtene Schilde. Gehts in den Kampf, wird das Gesicht ganz oder teilweise mit schwarzer, roter oder weißer Farbe eingeschmiert; Hinterhalt und Auflauern ist beliebte Kriegsweise. Auch bei diesem Volk ist das Weib die Lastträgerin, während der Mann schwatzt, raucht, Kauri spielt; die Frauen sind deshalb sehr häßlich, haben nur sehr wenig Kleidung, aber sehr, sehr viel Schmutz an sich. Andere Volksstämme, wie die nordwestlich wohnenden N'Dri besitzen ausgedehnte Felder, bauen Bohnen, Bataten, Mais, Ölfrüchte, Bananen an, wohnen in halbrunden, oben spitz endenden Hütten, deren immer fünf zu fünf beisammen stehen, und sind besonders auf ihre Lippen- und Nasenringe stolz. Die Langwassi, nördlich im Winkel des Ubangi und Kuango beim Kemofluß, wohnen auf den wellenförmigen Ebenen des rechten

Ubangiufers, dessen Wasser sie meiden und nie mit einem Boot berühren; sie ziehen Pflanzenbau vor und verwenden auf Pflege ihres Haares viel Zeit und Geduld. Anders die am Ubangi und auf den vielen Flußinseln etwas südlicher wohnenden Bansiri, welche Handel und Schiffahrt lieben und ausgedehnte Reisen, sogar im Dienst anderer Stämme, machen. Sie sind von starkem, gut geformten Wuchs, haben hübsch gebildete Nasen, dicken oft mit falschem Haar und vielen Perlen verzierten Kopfputz; die Frauen gehen vollkommen nackt und lieben unanständige Tänze. Die nordwärts etwa 6° n. Br. und 20° ö. v. Gre. ansässigen N'Dakwa oder N'Dapwa sind nur mit einer Handvoll Blätter bekleidet; die Männer, hübscher als die magern, häßlichen Weiber, lieben Tanz, welcher bei ihnen einen eigenen Beruf bildet, aber ohne jede Maske; auch sie dienen den Fetischen. —

Der Franzose Maistre drang 1892 vom Scharifluß nach Yola vor, ein gewisser Ponel behauptete in Ngaundere[1]) Verträge abgeschlossen zu haben; nun, man mag sagen, was man will, die Franzosen raffen sich jetzt in der Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft ungemein auf, und ihre eifrigen Männer haben zwischen Binue und Kongo uns Deutschen den Rang abgelaufen. Aber die Leistungen der opfermutigen Deutschen Barth, Nachtigal, Lenz und besonders Flegels Verdienste, auch das Vordringen des Freiherrn v. Stetten Sommer 1893 (Deutsche Kolonialzeitung 1893, 155) und v. Uechtritz und Dr. Passarge Herbst 1893 sind nicht umsonst gewesen. Am 15. März 1894 kam der vielgeschmähte deutsch-französische Grenzvertrag zur Durchführung; eine Grenzlinie vom Tsadsee bis zum Sangafluß ist nun geschaffen. Eingeräumt sei, daß diese Linie einen sehr wunderlichen Verlauf nimmt, zuerst vom Tsadsee den Scharifluß entlang bis zum 10° n. Br., diesen Grad entlang hart bis zum 14° ö. v. Gre., dann südöstlich abbiegend bei Lame vorbei zum 15° ö. v. Gre., welches bis zum 4° n. Br. mit Ausschluß von Kunde die Grenze bildet; dann vom Durchschnittspunkt dieses Grades mit dem 15° zum Sanga hin und 2° n. Br., dann auf der schon festgestellten Südgrenze entlang parallel dem 2° zum Weltmeer hin. Auf der andern Seite gehts gemäß dem deutsch-englischen Abkommen vom 15. Okt. 1893 von Rio del Rey bis Yola, aber hier einen Bogen beschreibend, zum Durchschnittspunkt des 10° n. Br. und 13° ö. L. von hier nach Degella am Tsadsee, mit welchem die Namen der Deutschen Barth, Overweg, Rohlfs, Nachtigal verbunden sind.

Gewiß ist diese Konkurrenzarbeit auf Afrikas Boden keine liebliche Erscheinung, aber sie treibt die Europäer im Wettkampf zur Arbeit und Erfrischung an. Gewiß mag es bedauert werden, daß schon auf der Karte unsere Kamerungrenze eine so sonderbare Linie, im oberen Teil fast die eines Vogelkopfes, dessen Schnabel am Scharifluß liegt, beschreibt und daß nicht mehr Land uns zugesprochen ist; aber die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß französische Forscher uns nordöstlich zwischen Tsadsee und Sanga zuvorgekommen sind. Grenzfragen sind immer unbeliebt und verletzen; aber, mich deucht, in Kameruns Hinterland bleibt uns genug übrig zu thun; für ein Jahrhundert liegt Arbeit vor. Lieber etwas weniger mit Fleiß und Thatkraft,

[1]) D. h. das Ngaundere am Mbamfluß (vgl. Bild im Baseler Heidenboten 1893, 29. Globus 62, 342), nicht Flegels Ngaundere im weiteren Norden.

als weitausschauenden Trugbildern abenteuerlich nachjagen. Wir haben freien Zugang zum Tsadsee und damit zum Mittelsudan, verschiedenen Nebenarmen des Schari und dem Hauptstrom selbst, dessen linkes Ufer uns gehört: ein Gebiet von 495000 □kl, also ungefähr ein zweites Deutschland, ein sehr großes Gebiet, welches doch erst der Besiedelung und Aufschließung harrt. Bagirmi bleibt uns verschlossen, das ist ein Glück; der südöstliche Teil Bornus und der größte Teil Adamauas ist unser. Adamaua gehörte zu Sokoto und auch zu den Fuleh- oder Fellatah-Staaten, hat feuchtes nicht ungesundes Klima, mit tropischer Vegetation und ansehnlichem Baumwollenbau. Bananen, Ölpalmen, Butterbäume, Zuckerrohrarten, Erdmandeln werden später bedeutenden Absatz finden. Als die Fulbe, Fulah oder Fellata von Nordwesten her eindrangen, im Lande weit und breit sich zerstreuten, gewannen sie die Oberherrschaft über die heidnischen Einwohner. Ihre körperliche Gewandtheit, geistige Regsamkeit, Wohlhabenheit, ihr Fleiß und ihr Islam-Glaube hob sie über die früheren Landesbewohner empor. Die Hauptstadt Yola mit etwa 12000 Einwohnern liegt auf englischem Gebiet; Robert Flegel bereiste und erforschte 1882 Adamaua, fand die Quellen des Binue und empfahl dies Land seinen Deutschen zur Kolonie (Ausland 1883, 395 f.). Wenn man E. R. Flegels Briefe über die Entdeckung des Binuë-Quellgebiets vom 28. März 1883 in Lagos geschrieben im Globus 43, 301 f. liest, so erscheints doppelt erfreulich, daß wenigstens dies Quellgebiet nun deutsch ist. Zwar, was Flegel erhoffte, ist nicht erreicht; im gewissen Sinne hat sich seine Prophezeiung erfüllt: „Wenn Deutschland meinen Vorschlägen nicht Gehör schenkt, wird in wenigen Jahren die englische und auch die französische Flagge auf dem Tsad und Schari wehen.“ Beide Gewässer kann unsere deutsche Fahne nun begrüßen, wenn auch Flegels zweiter Hauptwunsch, daß der Binuë für Deutschland frei bliebe, sich nicht erfüllte. —

Auch der belgische freie Kongostaat macht bedeutende Fortschritte in der Erweiterung seines schon an und für sich großen Gebietes. Van Kerkhoven drang 1891 still den Ubangifluß (Uelle) aufwärts, nach seinem Tode der Kapitän Milz; plötzlich wurde das Manbuttu-Land und Wadelai 1893 besetzt und in vier Zonen zerteilt. Msiri, welcher sich 1891 den Kongostaat unterwarf, erhob sich wieder, drang auf den Abgesandten Bodson ein und wurde von diesem niedergeschossen. Nun ist auch Msiris Reich oder Katanga (Garanganja) vgl. A. M.-Z. 1892, 437 ein Teil dieses Freistaates; kürzlich drangen Kongo-Truppen nach Itawa (Itahua) vor, auch Manyema, östlich vom Njangwe, westlich vom Tanganjika, ist erobert. Von Banana bis zum Uelle, von hier zum Albert- und Albert-Eduardsee, von Leopoldville bis zum Kwango, von dort bis nach Katanga, von hier bis zum Tanganjika weht die blaue Fahne mit den Sternen des Kongostaates. Dies alles ist besonders das Ergebnis der Opferwilligkeit und zähen, festhaltenden Entschlossenheit des belgischen Königs Leopold. — Als 1885 dieser Kongostaat entstand, gab es 16 Stationen mit 150 Weißen, am Oberkongo drei Dampfer, die Araber waren Herren. Heute hat dieser Freistaat eine von 237 belgischen Offizieren und Unteroffizieren befehligte, gut geschulte Armee von 10000 Schwarzen, 86 Stationen mit 1300 Weißen, 45 durch Träger nach dem Oberkongo geschafften Dampfern. Der Ausfuhrhandel soll 15 Millionen übersteigen.

Das Kongobecken ist im wesentlichen durchforscht; aber große Schwierigkeiten müssen noch überwunden werden und das große Nilunternehmen erfordert noch viele Anstrengung, ebenso soll die Lokomotive vordringen. Aber es geht hier mächtig vorwärts.

Der Leopold-See beim Kongo, von Stanley 1882 entdeckt, ist vom Belgier Fern. de Meuse 1892 befahren. Unter den umwohnenden Stämmen zeichnen die Tomba durch Menschenfresserei sich aus, beten Fetische an, opfern nach dem Tode eines Häuptlings Sklaven, glauben an das Fortleben der Seele; eine Tättowierung und Beschneidung ist schon vom dritten Lebensjahr an üblich.

Der belgische Kapitän Bia zog im Oktober 1891 nach dem obengenannten Katanga-Reich, starb aber am 30. Aug. 1892 auf dem Heimwege, nachdem festgestellt worden war, daß der Lualaba zur Regenzeit die kleinen Seen seines Oberlaufes zu einem großen Wasser verbindet. Daher erklärt sich der von Paul Reichard dem Upembasee beigelegte Umfang. Bia's Karawane schloß sich in Lusambo am Sankurustrom (5° s. Br.) dem Alex. Delcommune an. Letzterer ging den Kongo und Lomani (Lubilasch) hinauf und erreichte am 19. Juli 1891 die Negerhauptstadt Kilemba Masseia (7° 44′ s. Br., 26° ö. L. v. Gre.), sodann zum Msiri nach Bunkeia und endlich zum westlichen Mussima in der Südostecke des Kongostaates am Lualaba. Mit neu erbauten Kanus ging es am 25. Febr. 1892 weiter, sieben schwere, aufregende Wochen hindurch den Lualaba stromabwärts durch gänzlich unbekanntes von keinem Europäer besuchtes Gebiet, über Klippen und durch gefährliche Strudel dahin. Von Kasembe an rast der Lualabafluß thalabwärts, 500 m in zehn deutschen Meilen fallend bis zu den Nsiloschluchten (etwa 10° s. B., Andrees Atlas III. Aufl., Ergänzungskarte 118[a]). Unter schwerer Mühe zog Alex. Delcommune vom Lualaba durch ödes Land nach dem eben genannten Bunkeia, wo unterdessen Msiri von Bodson, wie erzählt, getötet war; Bodson wurde von der Leibwache niedergemacht. Im Juni 1892 gings von der Lofoi-Station zum Nordrand des Moerosees. Es wurde festgestellt, daß der Luapula wiederum im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen, der Hauptquellfluß des Kongo ist. In Rumbi erreichte dieser kühne, glückhafte Forscher den Tanganjikasee, früh genug, um dem von Arabern bedrängten Jaques in Albertville zur Hilfe zu eilen. Am 6. Okt. 1892 brach er von Mpala am Tanganjika wieder auf, marschierte nach Kassanga (dem Ma-kasenga der Karten), dann am Lukuga entlang zum Kongo. Der Landschisee ist nicht vorhanden, bei Ankorro fließt der Lualaba mit dem mächtigeren Luapula zusammen, um von nun an den Kongostrom zu bilden. Der Luapula verläßt im Norden den Moerosee, welchen er im Süden aus dem Südende des Bangweolo-Seesumpfes herausgeflossen erreicht hat. Da der Tschambesi aus den Tschingambo-Bergen, dem Felsrücken zwischen Nyassa und Tanganjika, herabfließend den Bangweolosee an dessen Ostufer erreicht, so ist dieser Tschambesi der eigentliche Quellfluß des riesengroßen Kongo. Der Lukuga ist weder ein wichtiger Zufluß des Kongo noch ein beträchtlicher Abfluß des Tanganjikasees. Von Lusambo an nahm, wie erzählt, Delcommune Bia's Expedition mit hinein ins Kongoland. Lieutenant Francqui, ein Begleiter des Bia, hatte am Bangweolosee die von der Londoner Geographischen Gesellschaft gestiftete Gedenktafel

Livingstones inmitten des Dorfes Tschitambo, seines Sterbeortes, an einen Baum befestigt. Schon 1890 hatte Josef Thomson den Baum, unter welchem Livingstones Herz begraben liegt, vorgefunden, der See war damals wieder ausgetrocknet und zurückgewichen. Eine andere Abteilung der Bias-Karawane hatte in Katangaland zu Bunkeia während der Regenzeit, da das ganze Land zum See verwandelt war, viel viel Leiden durchgemacht, aber Bia's und besonders Delcommunes Züge haben eine gewaltige geographische Arbeit mit großem, wissenschaftlichen Erfolg geleistet. — Die neu eröffnete Eisenbahn am unteren Kongo von Matadi nach Palabella und Kenge, 40 km lang, ruht am Sonntag vollkommen.

Als Hafen des deutschen Damaralandes hat sich die Swakop-Mündung erwiesen, ein glücklicher Konkurrenzersatz für die engliche nahe Walfischbai; bei ersterer befinden sich genügend Wasserquellen, Weideplätze und eine harte Straße ins Inland hinein.

Hammond Took aus der Kapstadt hat als Ergebnis seiner eingehenden Forschungen festgestellt, daß hinsichtlich der Bezeichnung für das höchste Wesen bei den Bantu die östlichen den Namen Ukulunkulu (im Sulu und Xosa bedeutet Ukulu Gestalt), also „der große Alte" gebrauchen. Aus dieser Benennung sind die Namen bei den einzelnen Stämmen abgeleitet: Mulungulu, Molungu, Mbungu, Mlugu, Murungu, Mungu, Mungo u. s. w., bei den Herero: Muku. Bei den westlichen Stämmen ist die Bezeichnung für Gott Nzambi oder Njambi, in Loango: Zambi; er war ursprünglich ein Naturgott des Sturmes und der Wolken. Took meint, die östlichen Bantu treiben Ahnenverehrung, die westlichen Naturgottesdienst, nur die Betschuanen nennen das höchste Wesen Morimo und bringen es mit den Geistern der Toten in Verbindung. — Bei den so sehr verachteten Buschmännern hat Fräulein Kühne, Missionslehrerin in Bethanien-Orangefreistaat, Felszeichnungen entdeckt und abgezeichnet, welche Bartels der Berliner anthropologischen Gesellschaft vorlegte. Nicht nur ruhende Körper, sondern sogar fliegende Vögel sind gezeichnet worden. Auch Missionar Nauhaus stellte schon früher fest, daß Buschmänner die Fähigkeit, auf Papier zu zeichnen, bisweilen besitzen. Also auch hier sind geringe Anfänge einer rohen Kunst vorhanden.

Maschonaland, dessen Missionsverhältnisse in der A. M.-Z. 1892, 383 angegeben sind, ist nach neuerer Aufklärung im Ausland 1892, 737 durchaus nicht wasser- und holzreich und für Europäer zur Ansiedelung gut geeignet. Es liegt nordwestlich von Gasaland jetzt in der englischen Interessensphäre und wurde 1891 von der britischen Handelsgesellschaft besetzt. Auch Pondoland ist am 6. April 1894 ohne Sang und Klang der Kapkolonie einverleibt; das britische Reich erhielt dadurch einen Zuwachs von etwa 4000 englischen Quadratmeilen fruchtbaren, bewaldeten Bodens. Neben den Anglikanern, Wesleyanern und Holländischen Reformierten Südafrikas ist auch die Berliner Mission in Maschona thätig.[1]) Westlich vom Sabifluß liegt das Manicaland und westlich daran grenzt Maschona, etwa vom 20° bis 17° s. Br. und 30 bis 31½ ö. L. v. Gre. und bildet einen Teil des auf den Karten genannten Matebelelandes. Letzteres von dem jetzt oft genannten Lobengula beherrscht, mag etwa 216000 □km umfassen, das eigentliche Matebeleland

[1]) Vgl. auch die Karte in den Berliner Missionsberichten 1893, 104.

78000, Makalaka oder Banjailand 52000, Maschona 60000, Manica 26000. Der 1853 als Sohn eines Geistlichen zu Bishop Stortford in England geborne Cécil Rhodes, groß durch Unternehmungsgeist und Eigenwille, seit 1890 erster Minister der Kapkolonie, Haupt der Afrikander Partei hat seinen großen Einfluß für Kolonisation des Maschonalandes eingesetzt. Die Hochfläche mäßig gewellt, ringsum an den Rändern durch Thäler sanft eingefurcht, nördlich von einer felsigen, wildbewachsenen Hügelmasse abgeschlossen, östlich steil zum Sabifluß abfallend ist das Thätigkeitsfeld der Chartered Company für Acker- und Weidebau, sowie Goldgewinnung. Man sprach vom Zambesia Englands als El Dorado in Afrika (London 1891), lobte dies Land über Gebühr, baute Straßen, gab zwei Millionen Mark für die rohe Bearbeitung einer Wildnis aus, legte als Besatzungsforts Viktoria, Charter, Salisbury an. Aber wenn fünf Monate gut gewesen, folgen mit der Regenzeit sieben schwere, höchst ungesunde, und der Goldreichtum ist eitel Prahlerei. Man will für 12 Mill. Mark eine Eisenbahn von Joba am Weltmeer nach Massi Kesse im Bosiflußthal landeinwärts bauen und die Portugiesen wurden 1891 zu einem Verkehrsvertrag hinsichtlich des Freizuges durchs portugiesische Quiteveland gezwungen. Der tapfere, ausdauernde, unternehmende Anglo-Germane und Afrikander schiebt hier den zögernden Romanen zur Seite; Cécil Rhodes will Englands Macht vom Kap bis zum Sambesifluß befestigen. Der König Lobengula beherrschte nicht nur das Matebelenreich, sondern auch durch seine kriegerischen Matebelen die Umgegend, so daß sein Machtgebiet dem deutschen Reich fast gleich kommt. L o b e n g u l a ist blutgierig, unmenschlich, von fetter Körperform, leidet viel an Gicht, war ein ausgezeichneter Reiter und Schütze. Er wohnt stets in einem Ochsenwagen, verlegt oft ohne vorherige Ankündigung seine Residenz nach einem andern Kraal; in seinem Kraal gehts lebhaft her; vom frühen Morgen bis zum späten Abend kommen die Unterthanen, mit etwas gebeugtem Knie, die linke Schulter hoch, die rechte herabgelassen, zum Beweis, daß sie keine Waffen verbergen. Dann wird alles Mögliche berichtet; aus weiter Entfernung schon schreien sie das Lob des Königs; alles wird mit eigenartigem Gesang begleitet, selbst das Heranschleppen der Stangen und des Schilfes zum Hüttenbau seitens junger Männer. Frau Lippert-Hamburg meint aus eigener Anschauung von diesem König: dennoch jeder Zoll ein König! Im Kriege mit der englischen Gesellschaft, Herbst 1893 hat er seine beiden langjährigen Räte: Fairbairn und Usher, zwei Engländer, gegen den Angriff seiner eigenen Leute geschützt. Gu-Buluwayo, der Hauptkraal, wurde Anfang November 1893 eingenommen und das königliche Siegel: ein Elefant mit der englischen Umschrift: „Lo Bengula King of Matebele and Mashonaland“ nebst vielen anderen Sachen, seinem vergoldeten Thron, Nähmaschinen, Musikdosen und vielen nützlichen Sachen erbeutet. Er war bisher den Weißen geneigt, anders seine blutdürstigen Matebelen, welche die Weißen hassen. Er kam selten nach seiner Hauptstadt (Gu)-Buluwayo, wohin zum großen Neujahrsfest, dem achttägigen Inxwala, dem Verzehren der ersten Jahresfrüchte, alle männlichen Bewohner aus weiter Ferne zusammenströmten, dann viel, viel Bier tranken und einen religiösen Tanz, hauptsächlich ein Fußstampfen und ein Beugen des Oberkörpers, ausführten. Jetzt weht hier die Flagge der Gesellschaft: ein Löwe, welcher in seiner Vordertatze einen Elefantenzahn hält.

Nahe der Ostgrenze des englischen Gebiets, nahe auch dem Sabiflusse liegen die hier schon öfters genannten Ruinen von Simbabye (vgl. A. M.-Z. 1891, 482. 1893, 331).[1] Zimbab bedeutet nach H. Schlichter in Peterm. geogr. Mitt. 1893, 18 nicht „Hier ist ein großer Kraal", sondern simba ist Plural von imba oder umba, niumba oder numba = „Haus", „Gebäude"; mabge oder mabye = „Steine", also zusammen „steinernes Gebäude". Schon die Alten nannten diese Gegenden Agisimba als Umstellung von Simbabghi; schon de Barros meinte, daß diese Ruinen das Agisimba des Ptolemäus seien. Auch Bent läßt in seinem Buche „The ruined cities of Mashonaland" 1892 die Simbabye-Ophir-Frage noch offen; die Ruinen sind Garnison- und Gewinnstätte eines goldsuchenden Volkes aus Südarabien und er meint, daß die Bauwerke von einer vorislamitischen, arabischen Einwanderung herstammen. Gold wäre in beträchtlicher Menge von hier[2]) nach Arabien ausgeführt. Ähnliche Ruinen hat Rob. M. W. Swan in einem öden und menschenleeren Landstrich zwischen Limpopofluß und dem Matebeleland aufgefunden. Derselbe J. Th. Bent traf zwischen Fort Salisbury und Massikessi in Mangwendis, Chipunzas und Makonis-Land Trümmer alter Orte an, welche die Simbabye-Bauart nachahmen. Er sieht hierin Überreste von Ortschaften, welche im 16. und 17. Jahrhundert dem damals mächtigen Monomatapa-Reiche angehörten.

Am Loenge, dem Nebenflusse des Sambesi, unterm 14—16° s. Br. und etwa 26—28° ö. L. v. Gre., traf Dr. Emil Holub mit seiner Gattin die Maschukulumbe auf einer ziemlich feuchten Hochfläche an. Sie sind Viehpächter, Jäger und Fischer, von den Marutze staatlich frei gelöst. Ihre Gestalt ist gesund, schön gewachsen, von stolzem Gange, mit leicht gekrümmter Adlernase, einer togaähnlichen Bekleidung, aber mit hohem, nach Frauenweise aufgebautem Kopfputz. Dieser Haarschmuck ist nebst großem Rinderbesitz der höchste Stolz des Mannes. Im Gegensatz zu den Männern sind die Frauen nachlässig, fast garnicht, höchstens mit einem Fellstück bekleidet und mit glattrasiertem Kopfe. Bei den Reicheren herrscht Vielweiberei; von umwohnenden und selbst von fernen Stämmen werden im Bedarfsfalle Frauen erhandelt. Die Maschukulumbe genießen keine geistigen Getränke, die Hütten konisch wie die der Betschuanen gebaut, bilden Doppeldörfer von geringem Umfang, Rind und Hund sind die einzigen Haustiere. Streitigkeiten und Kämpfe unter den wilden und vielen Häuptlingen sind Gewohnheit. Der Schädel des besiegten Feindes am Schädelbaum aufgehängt, ist eine Freude des Mannes, welcher überhaupt mehr Räuber als Krieger ist und hauptsächlich das Assagai führt; künstliche Grasbrände sind beliebte Kampfeslisten.

Dr. Fr. Stuhlmanns wichtige Reisen mit und ohne Emin Pascha sind in dem schön ausgestatteten und inhaltreichen Buche: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika" beschrieben und wurden im kurzen Überblick durch das Daheim 1894 Nr. 20 S. 310 f. geschildert. Hinsichtlich Emin Paschas bestätigt sich das in der A. M.-Z. 1893, 332 Berichtete. Stuhlmann giebt als Völker in der Gegend des Albert und Viktoria Nyansa an: im Süden

[1]) Berl. Miss.-Ber. 1893, 187. 230 und 360 mit Plan und näherer Beschreibung des Missionars Beuster.

[2]) Auf dem Berge bei Simbabye wohnen seit kurzem reformierte Missionare.

des ersteren Sees wohnen die Wanjoro und die Waldvölker oder Bewohner der großen Baumzone zwischen den Seen und dem oberen Kongo, zerfallen sprachlich in drei Gruppen, zuerst die Wahóko mit den Wakuma, Walengola und Bawira (Babira), zuzweit die Nordgruppe mit den den Wangbatta verwandten Walumbi und Walamingo, drittens die nordwestliche Sippe der Mansu, Wambuba und Walesse, welche die wirklichen Ureinwohner des Urwaldes zu sein scheinen; ihnen gesellen sich die Akka oder Watua an. Als selbständige Familie der Bantu erscheinen die menschenfressenden Wakussu, welche sogar die Leichen austauschen. Im Süden und Osten des Albert-Eduard-Sees, am West- und Südwestufer des Ukerewe wohnen die Wahuma-Völker, welche ein schwer erkennbares Urvolk beherrschen und früher das große Reich Kitára bildeten, gegen dessen Macht Uganda mühsam ankämpfte. Die Wahuma sprachen nach Emin Paschas Darlegung meistens das Ki-ny-oro.

Durch die wichtige Reise unseres Landsmanns Oskar Baumann sind 30 Jahre nach Kapitän Speke im Quellgebiet des Kagera (3° s. Br. 29° 35′ ö. L. v. Gre.) im Norden des Tanganjika in den Missosi ya Mwesi oder „Mondbergen" die eigentlichen Quellen des Nil am 19. Sept. 1892[1]) entdeckt. O. Baumann faßt sein Reiseergebnis in seinem soeben erschienenen Werke: „Durch Massailand zur Nilquelle," Berlin, D. Reimer 1894 S. 128 also zusammen: „An 4000 km hatten wir durcheilt, wovon mehr als zwei Drittteile durch gänzlich unerforschtes Gebiet führten. Die riesigen weißen Flecken, welche die Karte des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika aufwies, waren ausgefüllt, weite Landstriche, die noch keines Weißen Fuß betreten, erforscht und Völker, die bis auf den Namen unbekannt waren, besucht worden. Zwei große Seen, der Manyara und Eyassi und eine tiefe Bucht des Victoria Nyansa (nämlich der Baumann Golf östlich von der Ukerewe-Insel) waren entdeckt und die letzten Rätsel des alten Nilquellproblems gelöst worden. Zahlreiche Kämpfe hatten wir zu bestehen gehabt, konnten jedoch mit Stolz behaupten, daß durch unsere Expedition das deutsche Ansehen in Afrika keinen Schaden gelitten hatte." S. 89: „Das uralte Problem, in welches zuerst Licht geworfen zu haben, Spekes unvergänglicher Ruhm ist, fand hier seine endgiltige Lösung, das Ziel, welches Stanley 1874 vergeblich angestrebt, war erreicht." Der Kagera wendet sich von seinem Quellland unterm 3° s. Br. nordostnord und fließt im Bogen zum Mittelufer des Viktoria Nyansa dicht bei der Grenze zwischen dem englischen und deutschen Gebiet. Das Land zwischen dem See Manjara und dem ihm parallel liegenden See Eiassi ist fast überall als eine teils wellige Weide, teils mit dichtem Walde bestandene Wildnis bewohnt. —

Der im August 1893 von einem Nashorn in den Loroghi-Bergen nordöstlich vom Kenia schwer verwundete und in die schottische Missionsstation Kibwezi in Süd-Ukumbani gebrachte bekannte östreichische Schiffslieutenant v. Höhnel besuchte 1887 vom Baringo-See aus mit Graf Teleki das nordwärts gelegene Land und entdeckte mit seinem Gefährten den Bassonarok oder Rudolf-See (vgl. A. M.-Z. 1890, 180). Am Nordende dieses Gewässers wohnen die Reschiát in weltfremder bisheriger Abgeschiedenheit, unbekannt als

---

[1]) In demselben Jahre wurde, wie oben erzählt, von Delcommune die Quelle des Kongo im Tschambesifluß entdeckt.

ein Teil der großen Gallafamilie; von den Reisenden begehrten sie zwei bestimmte Arten von Perlen. „Euer Eisen brauchen wir nicht, eure Stoffe taugen nichts, eure Perlen sind zu klein.“ Die beiden Weißen der Karawane, Teleki und Höhnel, erregten durch ihre Gesichtsfarbe nicht Furcht, sondern — Ekel; aus Mangel an passenden Perlen war von den vielen Rindern, Ziegen und Schafen nicht eins einzutauschen und mit allen ihren bei andern Negern beliebten Perlen saßen die Forscher trostlos da; sämtliche Karten und Bücher waren unterwegs verloren gegangen; eine kleine Karte Afrikas wäre ein großer Schatz gewesen; zu Gerippen fast abgemagert, kehrten sie von den Reschiat zum Baringo-See zurück.

Der Sultan Sike von Unianiyembe hat einen feierlichen Vertrag mit Deutschland am 2. Febr. 1893 abgeschlossen und sein Land der deutschen Herrschaft unterstellt. — Im Hochsommer 1893 am 25. Juli wurde der deutsch-englische Vertrag über die Kilimandscharo-Abgrenzung beiderseits unterzeichnet; die Bedeutung und Lage dieser Grenze darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Das Kilimandscharo-Gebiet bleibt uns, eine wissenschaftliche Station ist dort oben im Gebirgsland zu Marangu etwa 5300′ alsbald gegründet. Die Bevölkerung dieses Bergsmassivs ist zahlreich, die Warombo stellen allein 30000 Mann; im Norden die eben genannten als eine Abteilung der Massai, im Süden die Wadjagga. Der Berg selbst ist vulkanischen Ursprungs, steigt fast von allen Seiten ziemlich schroff aus der Steppe empor und vereinigt gürtelartig alle Zonen der Erde als Mantel um sich, bis er als Eisberg in die blaue Luft hinein ragt. Besonders vom Jipe See aus gesehen, erscheint unser Schneeberg wahrhaft riesig; unten an seinem Fuß liegt der Waldgürtel, dann der dunkelgrüne Urwaldstreifen, endlich Moos, niederes Grün und darüber flammend und strahlend in der tropischen Sonne der ewige Schnee des 6010 m hohen Kibo und die Schneerillen des scharfgezackten 5355 m hohen Mawensi.

Im übrigen deutschen Ostafrika zieht neuerdings das Gebiet des Rufidschiflusses, des Ulanga (Uranga), des Nyassa-Sees und das Hinterland von Kilwa die volle Aufmerksamkeit des Gouverneurs v. Scheele auf sich; nach seiner Meinung ist der Wert unseres dortigen Kolonialgebiets hauptsächlich in den Hochländern zu suchen. — In Kallenbergs Buch „Auf dem Kriegspfad gegen die Massai“ München 1892 fand der Kilimandscharoforscher Hans Meyer ihm sehr bekannte Schilderungen. Uns Missionsfreunde berührt aber eins wohlthätig, daß dieser Bayer „der fast zur Mode gewordenen Zurücksetzung der deutschen protestantischen Mission trotz überwallender Begeisterung für Wißmann einen gerechten Widerspruch entgegensetzt“ W. Götz im Ausland 1892, 368. Hierbei sei es dankbar ausgesprochen, daß v. Wißmann den Berliner Missionaren 1893 im Nordlande des Nyassa bereitwilligst geholfen hat (Berliner Missionsber. 1893, 452).

Auf Madagaskar besuchte der Missionar E. O. Mac-Mahon von seiner Station Raimondres aus den Stamm der Bètsiriry an der Westküste, welcher etwa 330 km südwestlich von Antanarivo zwischen 19 und 21° s. B. wohnt; in den wilden Bongolova-Bergen fand er einen großartigen Paß und die großen Flüsse Mahajilo und Mania, welche vereint als Tsiribibina ins Meer fließen. Die Bètsiriry berauben sich, ihr König Itmavera ist

von den Howa fast unabhängig, Araber vermitteln den Tauschhandel. Auch von den Höhlen- und Baumbewohnern, den Belosy, hörte der Missionar erzählen, welcher leider keine Karte dieser bis dahin unbekannten Gegend aufnehmen konnte.

Amerika. H. G. Bryant untersuchte 1891 auf Labrador vom Northwest River Post, wo ein katholischer Missionar arbeitet, an der Mündung des Grand River ausgehend letzteren Fluß bis zu den großen Fällen oder Patse-tsche-wan, welche 96 m tief hinunter tosen. Das Brausen ist 30 km weit zu hören und unterhalb des Falles ist ein 40 km langer Kañon. Das Klima des inneren Labrador erschien angenehm erfrischend und durchaus nicht so hart, wie es bisher angenommen wurde. Die Montagnais-Indianer, welche den Bryant aus Geisterfurcht nicht zu den Fällen begleiten wollten, sind dem Namen nach Katholiken, aber da sie selten mit den Missionaren in Berührung kommen, noch in sehr vielen Stücken arge Heiden. Sie unterscheiden sich streng von den Eskimo an den Küsten, gehören zum Stamme der Kri und zerfallen in Bergindianer, die westwärts bis zum St. Johnsee reichen und in die Nascopie weiter nördlich auf den Barengrounds. Der kanadische Geologe A. B. Low fand kürzlich im Innern Labradors vieles anders, als es den bisherigen Annahmen entspricht. Viele Tausende von Quadratmeilen sind mit Fichten bewachsen, welche, falls alle anderen kanadischen Wälder verschwunden sein sollten, noch viele Jahre hindurch den Bedarf decken würden. Auch solls dort vieles Eisen geben.

Paul Ehrenreichs Reise in Südamerika (vgl. A. M.-Z. 1892, 439) zerstörte auch die alte Fabel von einem elenden Leben der sogenannten rohen, wilden, brasilianischen Naturvölker, welche ohne Obdach am Notwendigsten Mangel leidend „tierisch dahin vegetierten“. Der Reisende sah z. B. Dörfer der Sambioa (Chambioa) am Araguayafluß mit etwa 60 Hütten und Straßen, in denen Ordnung und Sauberkeit herrschten; die Hütten selbst waren leicht, aber fest und schön gebaut. Interessant war die Beschwörung eines gegen Abend heraufziehenden Gewitters durch den Hauptzauberer des Dorfes. Feierlichen Schrittes trat dieser in der einen Hand die Tabakspfeife, in der andern eine lange an der Spitze mit Rochenstacheln beklebte Rute tragend vor die Hütte, blies etlichemal Tabaksrauch in die Luft und führte unter Grunzen und Gemurmel mit seiner Rute Stöße und Streiche gegen die Wolken nach allen vier Himmelsgegenden aus. Als wirklich das Unwetter sich verzog, steckte er sehr befriedigt sein Instrument wieder ein und erwiederte auf die Bitte des Reisenden, ihm diese Rute zu überlassen unter halb mitleidigem Kopfschütteln: „Ihr versteht ja doch nicht, damit umzugehen.“ Eine Stunde später strafte ein strömender Regen den Zauberer Lügen. Nachdem das Unwetter sich verzogen hatte, ließ der Häuptling des Sambioadorfes acht Männer mit Keulen, Bogen und Speeren einen Kriegstanz aufführen, welcher mit staunenerregender Genauigkeit ausgeführt wurde. — Ebensowenig darf man sich die Eingebornen Brasiliens als stumpf vorstellen; leider sind diese Stämme alzu oberflächlich und verkehrt beurteilt worden. Bei den Trauergesängen fiel dem Ehrenreich die häufige Wiederholung des Namens Kenausive auf; die Karaya sollen ein höchstes Wesen dieses Namens verehren.[1])

---

[1]) Über die unklare Ableitung dieses Namens vgl. Glob. 62, 106. Nebenbei

Ähnlich berichtet auch Karl von den Steinen auf seiner zweiten Reise durch Centralbrasilien 1887, daß z. B. die Bakairi und andere Indianerstämme im obern Quellgebiet des Xingu nicht, wie selbst der große Geograph Peschel meinte, düster, schweigsam in sich gekehrt, sondern heiter, redselig, zutraulich, ähnlich den Bewohnern der Tonga- und Samoa-Inseln sind. Faßlich erklärt dieser Forscher die Bemalung des Körpers daraus, daß dadurch z. B. die mit Lehmfarbe bestrichenen Füße den Mückenstichen weniger ausgesetzt wären u. s. w. Eigenartig ist das in jedem Dorfe befindliche Flötenhaus, wo die Flöten und Festanzüge aufbewahrt werden und welches nie von einem Weibe betreten werden darf. Während diese Indianer hinsichtlich des Schamgefühls sehr naiv und natürlich waren, gilt ihnen das Essen vor andern Personen als unanständig. Das Zählen ist bei den Bakaïri sehr wenig entwickelt. Der Daumen heißt Vater, der Kleinfinger das Kind oder Kleiner, der Mittelfinger der Mittler, der Zeigefinger Nachbar des Vaters, der Ringfinger Nachbar des Kindes. In Worten können sie nur bis 6 zählen, nur 1 und 2 haben einige Benennung, für 4 sagen sie 2 und 2, für 5: 2 und 2 und 1; zwei bildet die Grundzahl. — Der Traum gilt den Bakaïri als wirkliches Erlebnis der Seele, welche dann den Körper zeitweise verläßt; dem entsprechend ist der Tod eine dauernde Trennung der Seele vom Körper. Das Jenseits ist nicht ein Ort der Zukunft, sondern das Land der Vergangenheit, nicht ein Ort der Strafe und Läuterung, sondern für Menschen und Tiere ein Ort ähnlichen Weiterlebens, wie auf der Erde, nur mit reichlicherem Essen. Früher lag der Himmel nahe der Erde, aber er stieg hoch, um den vielen Verstorbenen Platz zu schaffen.

In **Ozeanien** hat England mancherlei in aller Stille (vgl. A. M.-Z. 1890, 186) wieder „hinuntergeschluckt": im Juli 1892 die Gardiner (Danger) und Nassau-Inseln, am 17. Juli 1892 die unbewohnte Guanoinsel Johnstone oder Cornwallis, südwestlich von Hawaii am 27. Mai 1892 die Gilbert-Inseln, wo sich die Macht der dortigen Mission zeigte (Globus Bd. 62, 366). Da fällt mir eine Bemerkung ein, welche der berühmte Forscher H. S. C. ten Kate über Tongatabu 1892 machte, als er Ethnologisches suchte. „Die Mission hat alles vernichtet" (Ausland 1892, 510). — Sehr gelobt wird neuerdings das Werk des Pastors Jesse Carey, des früheren längere Zeit wesleyanischen Missionars auf den Viti- oder Fidschi-Inseln, betitelt: „Die Könige der Riffe, ein Südsee-Epos (The Kings of the Reefs, a poëm in 117 cants. Melbourne Spectativ publishing 1891). Es behandelt in Longfellows Hiawatha ähnlichen Versen die Geschichte dieser Viti-Inseln, besonders als Haupthelden den König Seru oder Thakombau; der weiße Prophet William Croß, der erste Missionar, erschien und mit ihm die große Wendung der Geschichte.[1])

Hinsichtlich des in der letzen Rundschau (A. M.-Z. 1893, 333) erwähnten angeblichen Missionsarztes Dr. Montagues sei noch hinzugefügt,

---

bemerkt gesteht Ehrenreich keinem südamerikanischen Indianerstamm eine eigentliche Gottesverehrung als nachgewiesen zu. Ich meine: Abwarten! —

[1]) Die Fiji-Times gab 1891 folgende Erklärung des Wortes Kanaka, wie der polynesische Arbeiter genannt wird: kanaka gleich dem Fidschiwort tamata, d. h. menschliches Wesen (näheres Globus 62, 160).

daß er nach Pet. geogr. Mitt. 1892, 144 als verkappter Abenteurer, nach Glob. 62, 110. 63, 82 zweifelhaft als halber Schwindler erscheint.

Von den bei Neuguinea um den 152° ö. L. v. Gre. liegenden englischen Inseln sind wieder einige erforscht: Kitaoa (Kitawa) oder Nowau, 15—18 qkm groß, wird von einer 800 m breiten mit Bäumen bedeckten Strandfläche umgeben, hinter welcher ein 90 bis 120 m hoher, dicht bewaldeter Korallenwall sich erhebt, dann aber nach der Mitte der Insel hin sich zu einer fruchtbaren Ebene wieder senkt. Murua, Mujua oder Woodlark zählt 3 (?) Dörfer, darunter das des Wamena-Stammes mit guten Häusern; Eiland Dugumenu ist unbewohnt, Kwaiawata, ähnlich wie Kitava gebaut, hat 500 Bewohner in 13 Dörflein, jedes mit Kokospalmen umgeben; auf Gawa giebts sogar 20 Dörflein (?) mit 500 Bewohnern, jedes durch eine Kokosgruppe erkennbar. Iwa besitzt zwei von 150 Eingebornen bewohnte Dörfer, aber keinen Ankerplatz. Die Bewohner dieser genannten Inseln waren dem Forscher Sir Mac Gregor, Gouverneur vom englischen Neuguinea, gegenüber sehr entgegenkommend, freundlich und erschienen klüger, kräftiger, als die der D'Entrecasteaux-Gruppe. Sie besitzen viele Hunde und schöne Katzen, welche auf Woodlark vor etwa 46 Jahren von den damaligen Missionaren, den Maristen, in einigen Exemplaren zurückgelassen waren; ihre Schweine sind viel häßlicher, als die Neuguineas. — Die westlich gelegenen Trobriand-Inseln werden von einem fleißigen, schönen, verhältnismäßig vorgeschrittenen Volk, welches etwa 15000 Seelen zählt, bewohnt. Es herrscht dieselbe Sprache; die Hauptinsel heißt Jarab oder Mayowa, auch wohl Kiriwina, wonach die ganze Gruppe jetzt Kiriwina-Archipel genannt wird.

Zu den unbekanntesten Inseln Ozeaniens gehörten bis jetzt die Laughlin-, Nadi- oder Nadel-Inseln, östlich von Woodlark (Mujua), 7 sehr kleine Koralleneilande mit 240 seekundigen Bewohnern: die Heirat ist exogamisch, die Kinder gehören nur der Mutter, erben nicht vom Vater, genau wie auf Woodlark und den Trobriand-Inseln. Jedes Inselchen hat seine verschiedene Mundart (!), seine Kuhm oder Gemeinschaft. Der Leichnam bleibt im allgemeinen Totenhaus bis zur völligen Zersetzung liegen, die nächsten Verwandten halten dabei Wache und beschmieren sich, wie manche Bewohner des südlichen Neuguinea, mit der herabträufelnden, faulen Masse; dann wird der Leichnam für einen Monat der Erde übergeben, die Knochen müssen wieder herausgenommen und endlich nochmals begraben werden. Die Geister der Verstorbenen gehen nach Wartheum, dem Paradies, welches bei den Kiriwina (Trobriand-) Inseln liegt. Der Mond war früher ein Teil der Erde und gilt jetzt als altes Weib; ebenso sind die Sterne böse, alte Weiber, welchen der Eingang ins Paradies verboten wurde. Sternschnuppenfall gilt als vergeblicher Versuch, nach Wartheum zu gelangen.

Der östreichische Schiffslieutenant Karl Graf Lanjus, Katholik, berichtet in seinen Reiseskizzen aus der Südsee folgendes über die evangelische Londoner Mission im englischen Neuguinea: Station Moresby.[1] „Missionshaus,

---

[1]) Vgl. A. M.-Z. 1885, 379 f. Missionar Chalmers giebt die Einwohnerzahl auf den Inseln in der Torresstraße (vgl. A. M.-Z. 1885, 305 mit Karte) also an: Saibai 242, York 95, Dalrymple 62, Stephen 26, Darnley 137, Murray 340, Mabuing 195, Badu 124, Moa 92, Tauan 30, Boigu 130, zusammen 1473 Einwohner.

Schule und Kirche sind verhältnismäßig bemerkenswerte Bauten; Rev. Lawes und ein zweiter Geistlicher der Londoner Kirche gehen mit Eifer an ihren Beruf und blicken auf günstige Resultate zurück. Rev. Lawes, der neun Jahre in Elavale seinen Beruf ausübt, hat eine Grammatik der auch im Distrikt Moresby gesprochenen Motu-Sprache verfaßt und an Bord (unseres Schiffes) einzelne Exemplare davon in liebenswürdiger Weise verteilt. Die Eingeborenen, Papua-Neger, jedoch infolge langjähriger Verbindung mit dem Westteile der großen Insel vielfach auch mit malayischen Elementen vermischt, sind insgesamt zum Christentum bekehrt. Die Kinder gehen alle und willig zur Schule und wird ihnen großes Auffassungsvermögen nachgerühmt. Unterricht und Schriftzeichen werden in der Motusprache gegeben" Pet. geogr. Mit. 1893, 288. Über unsere deutsche Südsee mag nächstes Mal ausführlich berichtet werden. —

Literatur-Bericht.

1. **Hardeland**: Geschichte der luth. Mission nach den Vorträgen des † Prof. D. Plitt neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt. Leipzig, G. Böhme. 1. Hälfte. 1894. 3,50 Mk. — Die vorliegende erste Hälfte der Geschichte der luth. Mission, welche bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts geht, giebt nur unter teilweise andrer Gruppierung ganz den alten Plitt. Ich erwartete eine Neubearbeitung, und die Ergebnisse der missionswissenschaftlichen Einzelarbeit seit 1871 boten auch reichlich Stoff zu derselben. Aber zu meiner Überraschung finde ich nicht nur alte, unhaltbare Behauptungen wieder, sondern auch die neuen Forschungen fast ganz unberücksichtigt. Zu den ersteren rechne ich die verfehlte Apologie Luthers, daß „er dem Missionsbefehle mit Wort und That gerecht zu werden gesucht habe", und der alten luth. Kirche, daß sie „stets die Missionspflicht anerkannt und sich derselben nicht entzogen habe", freilich wie sofort limitierend hinzugefügt wird: „wo die Verhältnisse selbst deutlich die Aufforderung zu predigen an sie brachten", und „immer nur so weit als in der Geschichte der luth. Völker klare und deutliche Anknüpfungen und Verpflichtungen erkennbar wurden", eine Limitation, unter deren Dehnbarkeit man allerdings große apologetische Kunststücke machen kann. In der evang. Kirche darf aber nicht das Dogma oder die kirchlich-konfessionelle Parteistellung die Geschichte überwinden wollen. Luther ist nicht „durch die That dem Missionsbefehle gerecht geworden", ja man muß sagen, selbst die eigentlichen Missionsgedanken haben ihm gefehlt (vergl. meinen Abriß einer Geschichte der protest. Missionen. 2. Aufl. 7 ff.; Kleinert, Gesch. des evang. Missionsliedes A. M. Z. 1882, 529 und die sämtlichen neueren Werke über Luther). Und ebenso ist es mit der alten luth. Kirche, ganz speciell mit der deutschen. Die nordischen Kirchen machen einige schwache Missionsversuche, den deutschen fehlt jede missionarische Aktion; und diese fehlt, weil die Kirche keinen Missionssinn hat. Man kann ja dafür allerlei Entschuldigungen anführen, aber man sollte doch endlich aufhören, das künstlich zu bemänteln und gar das Gegenteil zu behaupten (vergl. meinen Wittenberger Vortrag 1883: Reformation und Heidenmission in A. M. Z. 1883, 433).

Ebenso befremdet, daß die Erträgnisse der Specialarbeiten über die ältesten Missionsstimmen in der luth. Kirche nicht voll, ja zum Teil gar nicht zu ihrem Rechte gekommen sind. Z. B. die wertvolle Monographie Größels über Justinian von Welz hat keine Verwertung gefunden; es wäre sonst unmöglich gewesen, diesen Missionspropheten aus dem Laienstande auch in dieser neuen Auflage als einen „Missionsfanatiker" abzuthun. Desgleichen vermissen wir, um nur einige Namen zu nennen, Stephan Prätorius („Zur Geschichte der evang. asketischen Literatur in Deutschland" aus dem von B. Weiß herausgegebenen Nachlaß Cosacks), Christian Gerber (Blanckmeister, eine altsächsische Stimme über Heiden- und Judenmission), Joh. Heermann (Radlach: Kirchl. Monatsschrift 1891, 34). Vereinzelte Missionsstimmen erheben sich wohl innerhalb der luth. Kirche und viel reichlicher als unser Buch sie aufführt;[1]) nur kann man nicht sagen, die Kirche selbst habe die Missionspflicht anerkannt, noch viel weniger, daß sie irgend eine Missionsthat gethan habe. Diese Missionsstimmen hätten in einer Specialgeschichte über die luth. M. sorgsam sollen zusammengesucht werden und dann war zu untersuchen: wie kam es, daß sie wirkungslos verhallten? Es ist auch streng genommen nicht das Verdienst der luth. Kirche, wenigstens nicht der Orthodoxie in ihr, daß die Dänisch-Hallesche M. zustande kam. Die luth. Kirche hat gegen diese Mission des Pietismus reichlich Opposition gemacht.

Die zweite Hälfte wird vermutlich eine wirkliche Neubearbeitung bringen. Der ankündigende Prospekt legt aber die Befürchtung nahe, daß die alte Einseitigkeit Plitts sich wiederholt, nämlich daß die bedeutende lutherische Mission Preußens fortgelassen wird. Eine Geschichte der luth. Mission sollte jedenfalls eine Begriffsbestimmung enthalten, was der Verf. unter lutherisch, bezw. luth. Kirche versteht. Wird die alte pietistische Mission unter lutherisch subsumiert, welcher Grund ist vorhanden, z. B. die beiden Berliner Missionen (I u. II) nicht als lutherische Missionen gelten zu lassen?

2. **Baierlein**: Im Urwalde. Bei den roten Indianern. 3. Aufl. Dresden, Naumann. 1894. Geb. 3 Mk. Mit 3 schönen Bildern und dem Bildnis des Verfassers. — Ich habe dieses Buch sofort bei seinem ersten Erscheinen freudig bewillkommnet und wiederhole meine Empfehlung gern für seinen dritten Gang. Ich werde oft nach geeigneter Missionsliteratur zum Vorlesen im Familienkreise oder in Frauenvereinen gefragt; nun hier ist wieder eine Lektüre, von der ich versprechen darf, daß sie fesselt. Nur weniges ist in der 2. und 3. Auflage hinzugekommen, u. a. ein Anhang über die Indianer überhaupt in den Vereinigten Staaten. Die S. 183 gegebene Statistik bedarf einiger Korrektur. Vergl. A. M. Z. 1894, 279 f.

3. **Weidmann**: Deutsche Männer in Afrika. Ein Lexikon der hervorragendsten deutschen Afrika-Forscher, Missionare &c. mit 64 Portraits in Lichtdruck. Lübeck, Nöhring. 1894. 194 S. — Eine Sammelarbeit von großem Fleiß, die als Nachschlagebuch gute Dienste thut. Allerdings kann man nicht allen den genannten Männern das Prädikat „hervorragend" geben, sonst würde schließlich jeder hervorragend, der einmal

[1]) Ich hoffe bald in dieser Z. eine Übersicht über diese vereinzelten Missionsstimmen bringen zu können.

in Afrika gewesen ist. Dagegen vermißt man unter den wirklich hervorragenden Afrikanern wenige Namen; unseres Erachtens hätte z. B. von Soden nicht fehlen dürfen, wo so viele Kolonialbeamte von untergeordneter Bedeutung genannt sind. Unter den sehr zahlreich aufgeführten Missionaren vermißt man ungern den „hervorragenden" Sprachforscher Kölle, dessen z. B. Cust in seinen Modern languages of Africa so rühmlich gedacht hat. Sehr anerkennenswert ist der große Fleiß, den der Verf. auf die Übersicht über die afrik. evangelischen und katholischen Missionen verwendet hat. Leider ist aber gerade hier eine Menge von kleinen Fehlern untergelaufen, z. B. daß die Baseler M. erst 1864 (statt 1828) ihre Arbeit auf der Goldküste begonnen, (wogegen S. 104 gesagt wird „von Anfang dieses Jahrhunderts an"), daß die Chrischona auf der Westküste gearbeitet habe, daß die Bremer M. erst im letzten Jahrzehnt, die Brüdergemeine schon 1881 in Ostafrika in die Arbeit eingetreten sei (S. 88 u. 123); daß die Berliner M.-G. I in ihrer Nyassamission 2 (statt 4) Stationen habe (S. 92), daß Basel mit Bremen (S. 105) und Neuendettelsau mit der früheren Bayrischen M.-G. für Ostafrika verwechselt wird (S. 122). Merkwürdigerweise kommt gerade die Bremer M.-G. sehr dürftig weg (S. 122), obgleich sie dem Verf. so nahe lag.

4. **Kruijf:** Geschiedenis van het Nederlandsche Zendeling-Genootshap en zijne Zendingsposten. Groningen, Wolters. 1894. Geb. 13,50 Mk. — Eine sehr dankenswerte, auf umfassendem Quellenstudium beruhende, ausführliche Monographie über die älteste und größte holländische M.-G., die 1897 ihr hundertjähriges Jubiläum feiert. Der reiche Inhalt ist gegliedert in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die Zeit von 1797—1848, der zweite die von 1849—1894 behandelt. Der erste Abschnitt zerfällt in drei Abteilungen: Die Entstehungsgeschichte und Wartezeit der Gesellschaft; Die Sendboten; Die Missionsfelder: Molukken, Timor, Südwestinseln, kleinere Gebiete. Der zweite Abschnitt in vier Abteilungen: Celebes (Minahassa, Makassar, Golf von Tomini); Am Sendungsherd; Java; Sumatra. Wir begnügen uns vorläufig mit dieser Anzeige, da wir beabsichtigen, in einem längeren selbständigen Artikel auf das bedeutende Buch zurückzukommen.

5. **Heidrich:** Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. 1. Teil: Kirchengeschichte. 2. Aufl. Berlin, Heine. 1894. 6,60 Mk. — Dieses für den Religionslehrer auf dem Gymnasium bestimmte Handbuch, das schon in den Abschnitten über die alte und mittelalterliche Kirchengeschichte gebührende Rücksicht auf die Ausbreitung des Christentums nimmt, gedenkt auch in drei Kapiteln (87—89) der katholischen wie evangelischen Mission der Neuzeit. Der dargebotene Stoff kann als ausreichend und im ganzen auch als korrekt bezeichnet werden, nur sind die statistischen Angaben nicht überall bis auf die Gegenwart fortgeführt, die allgemeinen Erfolgs- oder Mißerfolgsschilderungen nicht immer zutreffend und die charakteristischsten Missionsgebiete der Gegenwart nicht scharf genug pointiert. Auch fehlen einige von Bedeutung, z. B. das so viel besprochene Uganda, unter den deutschen: die Goldküste und Batalaud, während andere von minderer Bedeutung, z. B. Grönland, verhältnismäßig ausführlich besprochen werden. Jedenfalls ist es erfreulich, daß endlich die Thätigkeit der Kirche der Gegen-

wart für ihre Ausbreitung auch in den Lehrbüchern der Kirchengeschichte ihren festen Platz findet.

6. Endlich möchte ich noch eine Reihe neuer kleiner Schriftchen, die der Verbreitung wert sind, wenigstens registrieren.

a) Aus dem Verlage der Akademischen Buchhandlung (W. Faber) in Leipzig:

„Gott will es." Bericht über die Aussendung der ersten deutschen evang.-luth. Missionare zu den Mohammedanern. Predigten, Ansprachen und zwei Aufrufe.

„Aufruf zur Mission unter den Mohammedanern." Separatabdruck aus dem Buche Mühleisen-Arnolds: Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum.

K. Schmidt: „H. Martyn, der Vorkämpfer der Mohammedaner-Mission. Ein Lebensbild.

Kurze: „Morgenrot über den Bergen Afghanistans" und „Natal, Wanderungen durch ein afrik. Missionsfeld."

b) Aus dem Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung:

„Ein russischer Edelmann als Missionar." Aus dem Leben des Dr. Felician von Zaremba. 2. Aufl. 25 Pf.

†**Eckhardt**: „Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste." 10 Pf.

„Ins Innere von Kamerun." Eine Missionsreise. 10 Pf.

„Zwölf Bilder aus der Heidenwelt" mit kurzen Erläuterungen. Heft 5 u. 6 à 10 Pf.

„In Trübsal bewährt." Aus dem Leben eines chinesischen Christen. Zugleich ein Bild aus der chinesischen Gerichtspflege. 10 Pf.

„Der Heiden Not — der Christen Pflicht." 10 Pf.

c) Aus dem Verlage der Hermannsburger Missionshandlung:

„Unter den Bamatete in Betschuanen-Land." 2. Aufl. 10 Pf.

„David Livingstone, der große Missionar und Erforscher Afrikas." 20 Pf.

„Eben-Ezer, eine Missionsstation unter den Bapo." 10 Pf.

„Der erste Mord eines Getauften auf Inyezana im Sululand." 10 Pf.

„Der Sulukrieg in Südafrika." 20 Pf.

„Joh. Heinrich Schmelen. Ein Erstling unter den Hannoverschen Missionaren in Südafrika." 20 Pf.

d) Aus dem Verlage der Brüdergemeine (Missionsschule Niesky-Oberlausitz):

„Kleine Traktate aus der Brüdermission." 12 Heftchen à 5 Pf. 1. Nach dem fernen Norden (Alaska). 2. Zwei Winter in Bethel (Alaska). 3. Saat auf Hoffnung (Alaska). 4. Christfest in Hebron (Labrador). 5. Drei kurze Geschichten (Labrador). 6. Aus der Geschichte von Ebenezer (Australien). 7. Jens Haven (Labrador). 8. Cullen Point (Queensland). 9. In Heerendyk (Suriname). 10. Pionierarbeit (Nord-Queensland). 11. David Zeisberger (Indianermission). 12. Ein Besuch im Buschland (Suriname). Wck.

Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert.

Von Wolfgang Größel.

Fast volle zwei Jahrhunderte herrschte in der lutherischen Kirche Deutschlands die Ansicht, daß zur Heidenmission niemand verpflichtet sei, weil das Evangelium bereits seit langem in aller Welt seine Ausbreitung gefunden habe;[1]) doch erkannten die meisten Theologen die Pflicht der Obrigkeit an, für die Christianisierung eines unterworfenen heidnischen Landes Sorge zu tragen; schon Urbanus Rhegius betonte dieselbe in einer Schrift „Vom Amt und Gebühr der Obrigkeit, vornehmlich die Lehre des heil. Evangelii zu fördern.“[2]) Nachdrücklicher heben diese Pflicht hervor Leonhard Hutter[3]) und Felix Bidembach;[4]) beide empfehlen die Anwendung von Gewalt, letzterer aber warnt ernstlich vor „tyrannischem Mutwillen.“

Einer wirklichen Anerkennung der Missionspflicht begegnen wir zum ersten Male um 1620; da diktierte Balthasar Meisner in Wittenberg seinen Zuhörern über die Schäden der Kirche und führte unter den praktischen Mängeln als achten den Mangel an Missionen unter Juden, Türken und Heiden an.[5])

Ziemlich ausführlich behandelt Professor Fr. Balduin in Wittenberg die Heidenbekehrungsfrage in seinem Tractatus de casibus conscientiae

[1]) Vergl. Aegidius Hunnius, de ss. majestate etc. sacrae scripturae 1591. p. 38. — Ludw. Dunte, decisiones 1006 casuum 1648. p. 530. — Christian Eichsfeld, Orthodoxia casualis 1655. p. 22. — Joh. Ad. Osiander, Theologia moralis 1678. p. 267. — Joh. Musaeus, introductio in Theologiam 1679. p. 448 f. — Niemeier, de Gentilium statu etc. 1696. p. 146 ff., 181 ff. — Hebenstreit, diss. de moralis Theologiae quibusdam adminiculis 1704. p. 396. — Porta, Pastorale Lutheri 1591. p. 18a & 10b. — Sigwart, Eine Predigt vom Amt der Kirchendiener und Zuhörer 1609. S. 8. — Fr. Balduin, de casibus conscientiae 1628. p. 69 ff.

[2]) Vergl. G. Dedekennus, Thesaurus consiliorum & decisionum ecclesiasticorum 1671. Tom. II. p. 46.

[3]) V. G. Dedekennus, l. c. II. p. 57.

[4]) Consiliorum Theologicorum Decas III. 1608. p. 175. — Vergl. auch Melch. Sylv. Eckhard, Christianus religiosus 1651. p. 186 f. und J. Conr. Dannhauer, Disputationes theologicae 1707. p. 1321 f.

[5]) V. B. Meisneri pia desideria 1679. — Vergl. Tholuck, Die luth. Theologen Wittenbergs. S. 97. — Lebenszeugen der luth. Kirche. S. 20. — Das kirchliche Leben des 17. Jahrh. II. S. 144 u. a.

1628. Zwar betont auch er, daß schon durch die Apostel allen Heiden in der ganzen Welt das Evangelium gepredigt worden sei, aber S. 755 stützt er sich in Beantwortung der Frage, ob mitten unter den Heiden wohnenden christlichen Laien auch ohne sonderlichen Beruf das Predigen gestattet sei, auf einen Ausspruch Luthers (de potestate ecclesiae vocandi ministros): „Wenn jemand an einem Orte wohnt, wo es keine Christen giebt, so hat er keine andre Berufung nötig, als die, daß er ein Christ ist, innerlich von Gott berufen und gesalbt; er ist daher schuldig, den in Irrtum befangenen Heiden und Ungläubigen das Evangelium zu predigen, aus brüderlicher Liebe, ohne von einem Menschen berufen zu sein." Und S. 801 erklärt Balduin, daß Christen heidnische Unterthanen zu bekehren suchen und taufen müßten, ja daß, falls sich heidnische Eltern weigerten, sich und ihre Kinder taufen zu lassen, letztere denselben mit Gewalt zu entreißen und zu taufen seien. Milder urteilen hierin Leonh. Hutter, Georg König u. a.[1])

Es war natürlich, daß der Mangel an Missionen in der lutherischen Kirche zu Angriffen von seiten Roms benutzt wurde, welches ja schon damals eine ausgedehnte Missionsthätigkeit entfaltete,[2]) und es entbrannte ein heftiger Streit, der sich durch das ganze 17. Jahrhundert hindurchzog. Schon Heinrich Eckard in Gießen suchte die luth. Kirche gegen Bellarmins Vorwurf,[3]) daß sie niemals das Meer überschritten, niemals Asien, Afrika, Ägypten oder Griechenland betreten habe, zu rechtfertigen mit der Behauptung,[4]) daß eine Ausbreitung der Kirche über alle Völker durch die ganze Welt kein wesentliches Merkmal der Kirche sei u. s. w. — Auch Elias Ehinger in Augsburg entgegnet in seiner Velitatio epistolaris 1631[5]) den mit ihm disputierenden Jesuiten ganz im Sinne der damaligen lutherischen Dogmatiker, daß zwar die Apostel einen unmittelbaren Beruf gehabt hätten, das Evangelium allenthalben zu predigen, daß jetzt aber niemand mehr einen derartigen Befehl aufzuweisen habe.

---

[1]) Vergl. Leonh. Hutter, comp. loc. theol. p. 652. — G. König, casus conscientiae 1654. p. 277 ff., — Chr. Eichsfeld, orthodoxia casualis 1655. p. 211. — Christ. Kortholt, Pastor fidelis 1696. p. 167 ff. — Hebenstreit, Andr. Osiander, Dedekennus u. a.

[2]) 1622 Congregatio de propaganda fide, 1627 Collegium de propaganda fide in Rom; die Missionare Fr. Xavier (Ostindien und Japan), Matth. Ricci (China), Barth. de las Casas (Amerika) u. s. w.

[3]) Vergl. De ecclesia, quae triumphat in coelis. IV, cap. 7.

[4]) Pandectae controversiarum religionis inter A. C. Theologos & Pontificios. Lips. 1611. Cap. 8. p. 443.

[5]) Fortsetzung eines Religionsgesprächs, das Ehinger 1628 mit drei Jesuiten in Augsburg gehabt hatte.

Eine noch ausführlichere Behandlung dieser Frage liegt uns vor in der „Widerlegung der papistischen Einwürfe" von dem Hamburger Pastor Johannes Müller, welche 1631 erschien; hier ist das ganze vierte Kapitel der Bekehrung der Heiden gewidmet; speciell in § 132 sucht Müller die lutherische Kirche dem Vorwurfe der Papisten gegenüber zu rechtfertigen, daß sie keine Prediger zu den Heiden aussende. Seine Rechtfertigung gipfelt in folgenden zwei Punkten:

1. Der Befehl, in alle Welt auszugehen, betraf nur die Apostel; diese sollten die christliche Kirche in der ganzen Welt pflanzen, haben aber anderen keinen Befehl dazu gegeben, sondern einem jeglichen Lehrer seine Gemeinde befohlen, nach Act. 20, 28; 1. Tim. 1, 3; Tit. 1, 5; — folglich hat

2. ein jeglicher Lehrer in der lutherischen Kirche bei der ihm anvertrauten Gemeinde zu bleiben und die ihm befohlene Herde zu weiden nach 1. Petr. 5, 2. — Wenn also jemand ohne sonderlichen Befehl aus freien Stücken zu den Heiden ausziehen würde, so würde er wider seinen Beruf handeln.

Doch erkennt Müller im Folgenden wenigstens die Berechtigung der Heidenmission an; es dürfen nach seiner Meinung nur solche Personen zu den Heiden gehen, die sonst keine Gemeinde haben; ferner müssen sie ordentlich berufen sein von der Obrigkeit, die selbst für die nötigen Mittel sorgen muß.

Zur That wurde scheinbar der Missionsgedanke zum ersten Male im Jahre 1632, in welchem ein Lübecker Jurist, Peter Heyling, von Paris aus nach Abessinien ging; derselbe wird auch vielfach als erster lutherischer Missionar bezeichnet; doch können wir dem nicht so ohne weiteres beistimmen; denn einmal war Abessinien ein christliches Land, wenn auch die dortige Kirche an vielen Irrtümern krankte und manche Eigentümlichkeiten in Lehre und Kultus besaß, und sodann mag wohl Heyling durch das allgemeine Interesse, welches damals für Abessinien durch verschiedene aus diesem Lande herübergekommene Nachrichten[1]) geweckt worden war, mehr zu dem Wunsche veranlaßt worden sein, das merkwürdige Land und seine kirchlichen Zustände kennen zu lernen, als gerade daselbst Mission zu treiben. Auch ist über seine dortige Wirksamkeit zu wenig bekannt, als daß man ein bestimmtes Urteil darüber fällen könnte.[2]) Wenn Heyling

[1]) Vergl. Matth. Dresser, de statu Ecclesiae & religionis in Aethiopia sub precioso Johanne, Oratio. Lips. 1584. — Jobi Ludolfi Historia Aethiopica 1681. Commentarius ad hist. Aeth. 1691. Appendix 1693. — Caspar von Lilien, Das Christ-glaubige Mohrenland 1668. — J. C. Dannhauer, de ecclesia Aethiopica in Disput. Theol. I. 1664. — Fabricius, salutaris lux Evangelii 1731 & c.

[2]) S. den Aufsatz von Pauli in der Allgemeinen Missionszeitschrift 1876. S. 206 ff. — Moller, Cimbr. lit. I. p. 253 f. — Herzog & Plitt, Realencyklopädie X. S. 42.

auch reformierend zu wirken gesucht hat, einen dauernden Erfolg hat er jedenfalls nicht gehabt, zumal er auch keinen Nachfolger hatte, der sein Werk hätte fortsetzen können.

Während so das lutherische Deutschland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Mission gänzlich vernachlässigte, gelangte dieselbe im reformierten Holland[1]) und England[2]) bereits zu einiger Blüte; doch darf uns dies nicht wundern: beide Länder kamen durch ihre zahlreichen Kolonien mit den Heiden in fortwährende Berührung, und es war ganz natürlich, daß ihnen die Christianisierung derselben angelegen sein mußte. Deutschland besaß keine Kolonien und fühlte sich daher nicht berufen, in fremden Ländern Mission zu treiben, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn es selbst heidnische Gebiete besessen hätte. — So war es denn auch ein Engländer, der zum ersten Male in Deutschland für das Missionswerk Interesse zu wecken suchte; sein Name ist John Dury (Duraeus); er erließ 1650 in Kassel eine Aufforderung, die Bibel in fremde Sprachen zu übersetzen und durch Kaufleute unter den Heiden ausbreiten zu lassen; doch fand er kein Verständnis.[3])

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts bietet uns das Bild eines interessanten Kampfes zwischen den Anhängern und Gegnern der Mission; eröffnet wurde derselbe im Jahre 1663, in welchem der Freiherr Justinianus von Welz[4]) zum ersten Male die deutschen Studenten zur Missionsthätigkeit aufrief durch eine kleine Schrift, betitelt: „Ein kurtzer Bericht / Wie eine Newe Gesellschafft aufffzurichten wäre / vnter den rechtglaubigen

[1]) Justus Heurnius, de legatione Evangelica ad Indos capessenda admonitio 1618. — Über das 1622—1632 in Leyden bestehende Missionsseminar unter Waläus s. Waläus, sämtl. Werke 1643. T. II. S. 437. — Fabricius, salut. lux Evang. p. 580. — Hoornbeek, de conversione Indorum & Gentilium 1665 & c. — Vergl. Joh. Braun, la véritable religion des Hollandois 1675. p. 71, 267 & c. — W. Brown, the history of the Christian missions of the 16. 17. & c. century. I. p. 10 ff. — Epistolae de successu Evangelii apud Indos orientales ad Joh. Leusdenium scriptae 1699. — Tenzel, Monatl. Unterredungen 1694. S. 1717 ff. — Mosheim, Kirchengeschichte, deutsche Ausgabe. IV. S. 167 f. — Unsch. Nachrichten 1702. S. 387 u. a.

[2]) S. Kennet, relation de la Société établie pour la propagation de l'Evangile par le roi Guillaume III. 1708. — Tenzel, Mosheim u. a. — Über Elliot s. Fritschel, Geschichte der christl. Mission unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert 1870. u. a.

[3]) Pfaff, Introductio in histor. theol. literar. 1720. T. II. p. 184 ff. — Tholuck, Das kirchliche Leben des 17. Jahrh. II. S. 145. — Gottfried Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie II, XVII, 23 ff. u. IV, III, 18.

[4]) Über das Leben und die Thätigkeit dieses Mannes gehe ich hier kurz hinweg; man vergleiche darüber meine Schrift: Justinianus v. Welz, der Vorkämpfer der luth. Mission. Leipzig 1891. (Akadem. Buchhandlg.)

Christen der Augspurgischen Confession. Von Justiniano;"[1]) dieser folgten im Jahre 1664 die drei bekannteren: „Eine christliche und treuherzige Vermahnung an alle rechtgläubigen Christen Augsburgischer Konfession," der „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahl" und die „Wiederholte treuherzige und ernsthafte Erinnerung und Vermahnung, die Bekehrung ungläubiger Völker vorzunehmen". Bekanntlich schlugen alle Bemühungen des Freiherrn, Freunde für seine Sache zu gewinnen, in Deutschland fehl; er ließ sich deshalb nach Ablegung seiner Freiherrnwürde zum Heidenapostel ordinieren und ging nach dem holländischen Guyana in Südamerika, wo er am Flusse Serena bald ein einsames Grab fand.[2])

Es wird diesem trefflichen Manne noch jetzt vielfach zum Vorwurfe gemacht, daß er eigentlich nicht recht habe sagen können, wie er sich die Ausführung seines geplanten Missionswerkes denke; schon sein Gegner Ursinus tadelte diesen Mangel.[3]) In der That hat nun Welz seine Pläne nicht in ausführlicher Weise im Druck erscheinen lassen, weil er fürchtete, es könnten die Papisten irgendwelche Gegenmaßregeln ergreifen; und doch können wir aus seinen Schriften und Briefen, soweit sie noch vorhanden, und besonders aus einem ausführlichen Schreiben an Herzog Ernst den Frommen von Gotha ein ziemlich genaues Bild von seinen Plänen entwerfen.[4]) Wir können dieselben etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Eines jeden wahren Christen Pflicht ist es, die Kirche Christi fördern zu helfen und zwar

1. durch Hebung und Besserung des christlichen Lebens,
2. durch Bekehrung der Heiden.

Um sich diesem Werke besser widmen zu können, sollen die sich dazu bereit findenden Personen zusammenschließen zu einer „Jesusliebenden Gesellschaft". Dieselbe soll ihrer Aufgabe entsprechend aus einer „Gottesfurcht erhaltenden" und einer „bekehrenden" Gesellschaft bestehen. Während die Thätigkeit der ersteren sich lediglich auf die Hebung und Besserung der sittlichen und socialen Zustände in der Heimat erstreckt, fällt der letzteren ausschließlich die Aufgabe der Heidenmission zu und zwar in folgender Weise:

Die bekehrende Gesellschaft zerfällt in drei Klassen: Promotores, Conservatores und Missionarii.

---

[1]) Diese bisher unbekannte Schrift habe ich erst kürzlich in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufgefunden. Vergl. Fabricius, hist. biblioth. Fabric. V. p. 45.

[2]) S. Breckling, Widerlegung Ursini und seines Anhangs 1664.

[3]) Wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung an Justinianum 1664. Vergl. Größel, Just. von Welz. S. 84 ff.

[4]) Dieses Schreiben befindet sich im Geh. Staatsarchiv zu Gotha; in ihm spricht Welz obige Befürchtung wegen der Papisten aus; es ist datiert vom 19. Jan. 1664 aus Ulm.

1. Die **Promotores** haben durch ihre gesellschaftliche Stellung und Aufbringung von Geldmitteln die Gesellschaft zu befördern. In jeder größeren Stadt wird ein Kaufmann mit der Führung der Kasse beauftragt; derselbe muß Mitglied der Gesellschaft sein und jährlich Rechnung ablegen.

2. Die **Conservatores** werden von der Gesellschaft besoldet und dürfen kein anderes Amt nebenbei bekleiden; sie zerfallen wiederum in Agenten oder Secretarii und Sprachmeister.

Die Aufgabe der **Agenten**, welche je zu zweien in den großen Städten angestellt werden sollen, ist

1. mit den evangelischen Obrigkeiten, den Agenten an andern Orten, besonders denen in der Heimat und den Mitgliedern der Gesellschaft zu korrespondieren und dieselben über alle wichtigen Vorkommnisse in Kenntnis zu setzen;

2. Uneinigkeiten und Mißverständnisse zu beseitigen und zu verhüten;

3. Den reisenden Mitgliedern durch Empfehlungsschreiben und andere Mittel behilflich zu sein;

4. Die Gesellschaft besonders bei vornehmen evangelischen Christen zu empfehlen und zu verbreiten.

Die **Sprachmeister** haben diejenigen, welche sich zum Missionsberufe bereit finden, in den nötigen Sprachen zu unterrichten.

3. Zu Missionariis sollen vor allem Studenten der Theologie, daneben aber auch Juristen und Mediziner verwendet werden; doch können Kaufleute und andre junge Männer nach gehöriger Vorbildung und bestandenem Examen den ersteren als Gehilfen beigegeben werden. — Ihre Ausbildung erhalten sie in einem Collegium de propaganda fide, in welchem ihnen auf obrigkeitliche Kosten freier Unterhalt gewährt wird. Auf jeder Universität soll ein solches Collegium errichtet und (drei) Professoren angestellt werden, deren Unterricht sich zu erstrecken hat auf orientalische Sprachen, Bekehrungsmethode, Geographie und Kirchengeschichte.

In solche Collegia dürfen nur unverheiratete, gesunde junge Leute eintreten, welche Lust zum Reisen haben und fähig sind, fremde Sprachen zu erlernen und andern Unterricht zu erteilen. Auch müssen sie sich über einen tadellosen sittlichen Lebenswandel durch Testimonia der Obrigkeit und des Pfarrers ihrer Gemeinde ausweisen können. Nach bestandener Prüfung werden die Missionskandidaten zu Aposteln der Heiden ordiniert.

Ein jeder kann sich das Land selbst wählen, in dem er missionieren will; ebenso steht es jedermann frei, im fremden Lande predigend umherzureisen, oder sich eine feste Gemeinde zu sammeln; auch wird niemand auf eine bestimmte Zeit verpflichtet.

Die Aufgaben eines Missionars im fremden Lande sind:

1. Beobachtung und Beschreibung der Sitten des Landes;

2. Erkundigung nach der Lage und Beschaffenheit des Landes und nach seiner Obrigkeit;

3. Erforschung der Religion;

4. Erlernung der Sprache aus einheimischen Schriften und durch tägliche Konversation;

5. Abfassung von Grammatiken und Diktionarien zum Gebrauche in der Heimat;

6. Übersetzung des Katechismus Luthers und eines Morgen- und Abendsegens; ferner der Genesis und des Neuen Testamentes oder wenigstens eines Evangeliums und eines Paulinischen Briefes;

7. regelmäßige Berichterstattung an die Agenten und Freunde in der Heimat über den Fortgang des Werkes und alle etwaigen Vorkommnisse;

8. Sammlung von Gemeinden in den dänischen, schwedischen und holländischen Kolonien.

Der Beweis, den Welz für die Notwendigkeit der Heidenmission liefert, läßt sich in folgende sieben Punkte zusammenfassen:

1. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Tim. 2, 4); die Erkenntnis aber, d. i. der Glaube, kommt aus der Predigt (Röm. 10, 18); folglich müssen wir den Heiden das Evangelium predigen, damit auch ihnen geholfen werde.

2. Christus hat den direkten Befehl gegeben Mark. 16, 15; Matth. 28, 19; 5, 14 u. 16.

3. Die Liebe zu den Mitmenschen erfordert die Mission; denn was du willst, das man dir thäte, das thue du einem anderen; weil ich mir nun selbst die Seligkeit gönne, so muß ich auch dafür sorgen, daß andre ihr teilhaftig werden (1. Kor. 13 u. Matth. 12, 7).

4. Wir erwecken Freude bei den Engeln, wenn wir die Heiden zur Buße kehren.

5. Das Beispiel der Vorfahren, der Apostel selbst und aller Missionare seit Christi Zeiten und

6. das Beispiel der Papisten (congregatio de propaganda fide) muß uns zur Nacheiferung anspornen.

7. Wenn wir im Gebete (Litanei) Gott bitten, er wolle zur Bekehrung der Irrenden und Unwissenden helfen, so müssen wir auch dazu thun. —

Weit weniger bedeutend als Welz ist sein Freund und eifrigster Bundesgenosse Friedrich Breckling, Pfarrer der luth. Gemeinde zu Zwolle, welcher mehr berüchtigt als berühmt ist durch seine unbändige Streitsucht. Eine äußerst heftige Schreibart, großer Wortschwall, bittere und gehässige Auslassungen besonders gegen die lutherischen Theologen charakterisieren die meisten seiner Schriften,[1]) deren er nicht weniger als 64 geschrieben haben soll; auch die sechs von der Heidenmission handelnden Traktate sind nicht frei davon. Drei von ihnen finden sich in den „Unterschiedlichen Schriften Brecklings, die allgemeine Not dieser Zeit betreffend,“ nämlich die „Christliche Konsultation und Ratfragung über die Frage, wie doch dem verfallenen Reich und Kirchen Christi wieder aufzuhelfen sei;“ ferner das „Schriftliche Bedenken auf Justiniani Brief und Buch von der neuen Jesusliebenden Gesellschaft aufzurichten und das Evangelium bei den Heiden fortzupflanzen“,[2]) und endlich das „Christliche Bedenken ꝛc.,

---

[1]) S. Moller, Cimbr. liter. III. p. 75 f.

[2]) Vergl. Grössel, l. c. p. 106 ff.

worauf wir in dem Namen Jesu in alle Welt freudig ausgehen können x." In allen drei Schriftchen schließt sich Breckling eng an die Welzschen Ausführungen an.

Bittere Klagen über die Vernachlässigung der Heidenmission enthalten ferner das 1664 erschienene Buch „Summa Summarum, soli Deo gloria & nobis ignominia"[1]) und „Brecklings letzter Abschied und Ausgang".[2]) Von der sechsten Missionsschrift, der „Widerlegung Ursini" später.

So eifrig und gut gemeint nun auch die Unterstützung war, welche Welz bei Breckling fand, so war es doch kein glücklicher Griff, den er mit der Freundschaft dieses Mannes machte; sie hat ihm wohl mehr geschadet, als genützt, weil eben Breckling durch seine Streit- und Schmähsucht unter den lutherischen Geistlichen sich viele zu Feinden gemacht hatte. Ein Gleiches war mit dem Halberstädter Prediger Heinrich Ammersbach der Fall,[3]) welcher 1666 eine „Fernere Fortpflanzung und Ausbreitung der Jesusliebenden Gesellschaft zur Erbauung des wahren Christentums" schrieb, aber infolge seiner Heftigkeit und chiliastischen Ideen ebensowenig wie Breckling etwas auszurichten vermochte.

Haben es auch Welz und seine Freunde des öfteren an der nötigen Vorsicht und Nüchternheit fehlen lassen, der Hauptgrund, welcher ihre Zeitgenossen zu einer ablehnenden Haltung ihren Plänen gegenüber veranlaßte, lag in der Ansicht der damaligen Dogmatiker vom Apostolat, die sich kurz etwa so formulieren läßt:

Das Apostolat begreift zweierlei Ämter und Gaben in sich,

1. solche, die für alle Diener der christlichen Kirche Geltung haben,
2. solche, die nur den Aposteln zukommen.

Zu den ersteren gehört die Predigt des Wortes, die Verwaltung der Sakramente und das Amt der Schlüssel; zu den letzteren das Heidenpredigtamt, die Gabe des Zungenredens, des Wunderthuns und der Unfehlbarkeit und die Bedingung des persönlichen Umgangs mit Christo.

Die Behauptung, daß das Heidenpredigtamt sich nur auf die Apostel beschränkt habe, suchte man so zu beweisen:

1. Die Gaben des Zungenredens, des Wunderthuns und der Unfehlbarkeit sind unerläßliche Bedingungen des Heidenpredigtamtes; da nun mit dem Tode der Apostel diese Gaben aufgehört haben, so hat auch der Befehl, in alle Welt auszuziehen und den Heiden das Evangelium zu predigen, keine Geltung mehr.

---

[1]) S. Grössel, l. c. p. 118 ff.

[2]) S. Gottfried Arnold, l. c. IV, III, 20 & Grössel, l. c. p. 123 ff.

[3]) S. Jöcher, Gelehrtenlexikon I. S. 384 ff. — Unschuldige Nachrichten 1736. Gottfried Arnold l. c. III, 14, 14 ff. & III, 15, 18. — Seine Schrift habe ich vor kurzem in der Halberstädter Gymnasialbibliothek wieder aufgefunden.

2. Bezöge sich der Befehl Christi Matth. 28, 19 u. Mark. 16, 15 auch auf die Nachfolger der Apostel, so müßten auch jetzt noch alle Diener der christlichen Kirche ohne Ausnahme zu den Heiden hinausziehen. Nun haben aber die Apostel einem jeglichen seine Gemeinde befohlen; folglich sind die Geistlichen verpflichtet, bei der ihnen anvertrauten Gemeinde zu bleiben.

Demgegenüber betont nun Welz,[1]) daß zwar die besonderen Gaben des Wunderthuns u. s. w., keineswegs aber deshalb auch das Heidenpredigtamt aufgehört habe; er gesteht ausdrücklich den Aposteln außerordentliche Gaben zu, zieht aber nicht den obigen Schluß daraus, sondern stimmt mit den reformierten und katholischen Theologen überein, die ebenfalls behaupteten, daß das Heidenpredigtamt noch jetzt zu recht bestehe, so z. B. die katholischen Theologen Raymund Caronus,[2]) Bellarmin, Cornaeus, der reformierte Hadrianus Saravia[3]) u. a. Gegen diese hauptsächlich wendet sich Joh. Gerhard in seinen „Locis theologicis, de ministerio ecclesiastico“, p. 220; Brochmand in seinem „Universae Theologiae Systema“, II. p. 353; J. Konr. Dannhauer in seiner „Alethea victrix“, p. 169 f., der „Alethea sancta sui vindex“, p. 148, in seinem „Liber conscientiae apertus“, p. 1034, in der „Hodosophia Christiana seu Theologia positiva“ und in den „Disputationes Theologicae“ p. 1321 f.; ferner Scherzer in seinem „Theologiae Systema“ Loc. 25, p. 687 ff.; Joh. Fecht in seinen „Lectiones theologicae“, p. 283, 467, 325; Joh. Joachim Zentgrav, Professor in Straßburg, in einer Dissertation „De obligatione ministrorum evangelicorum praedicandi Evangelium per terras infidelium“, in welcher er in ausführlicher Weise alle reformierter- und römischerseits vorgebrachten Gründe für die Heidenmission prüft und widerlegt, und zwar ebenfalls in der für das 17. Jahrhundert so charakteristischen Weise, wie wir sie schon bei Joh. Müller fanden.

Zu gleichem Resultate gelangt auch Samuel Schelwig, der in seiner „Cynosura conscientiae, d. i. Leitstern des Gewissens“ ausführlich in der 22. Frage dasselbe Thema behandelt. „Unsere Meinung ist“, sagt er daselbst (S. 196) zusammenfassend, „daß niemand heutigestags zu Fortpflanzung des christlichen Glaubens Missiones, d. i. geistliche Lehrbotschaften, zu weit entfernten und weder ihm selbst, noch seiner Obrigkeit unterworfenen Völkern, die derselben nicht begehren, ja zuweilen sich widersetzen, anzustellen und auszuführen schuldig, oder auch nur, wenn ers freiwillig auf sich nähme, befugt sei.“ — Auch Schelwig betont die Not-

[1]) S. Grössel, l. c. p. 186 f.

[2]) „De Apostolatu Evangelico missionariorum regularium per universum mundum“ 1635.

[3]) „De diversis ministrorum Evangelii gradibus“ 1591.

wendigkeit einer ordentlichen Berufung, ohne die er eine Missionsthätigkeit direkt für unrecht erklärt; ferner sucht er die Nutzlosigkeit von Missionen aus den Mißerfolgen römischer Missionare zu beweisen und die römischerseits für die Mission vorgebrachten Beweise zu widerlegen. Auch auf Welz kommt er zu sprechen, dessen Bestrebungen er natürlich verwirft.

Auch auf das von der theologischen Fakultät zu Wittenberg im Jahre 1651 über dieselbe Frage abgegebene Gutachten[1]) sei hingewiesen, welches in demselben Sinne lautet, nämlich daß der Befehl, in aller Welt zu predigen, ein „personale privilegium" gewesen, „so auf die successores nicht erben," ferner daß Gott auch nicht schuldig sei, „den Völkern dasjenige zu restituieren, quod semel juste ablatum est," daß aber der weltlichen Obrigkeit, welche „solche Länder und unchristliche Völker jure belli oder auch durch andere zulässige Mittel unter ihre Botmäßigkeit gebracht", gebühre, „den rechten Gottesdienst zu befördern, Kirchen und Schulen aufzubauen und Prediger einzusetzen, damit allenthalben die wahre Erkenntnis Gottes fortgepflanzet, sein Name geheiligt, sein Reich erweitert und vermehrt werde."

Ebenfalls hierher gehört der Regensburger Superintendent Joh. Heinr. Ursinus,[2]) einer der tüchtigsten Theologen seiner Zeit. Er war es, den das Corpus Evangelicorum des Reichstags zu Regensburg um ein Gutachten anging über das Welzsche Projekt einer Jesusliebenden Gesellschaft zum Zwecke der Heidenmission. Er suchte daraufhin Welz mündlich zu widerlegen; als ihm dies aber nicht gelang, und Welz seine „Wiederholte Erinnerung und Vermahnung" hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er die „Wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung an Justinianum".

In dieser Schrift griff er Welz als einen Träumer und Phantasten und dünkelhaften Menschen aufs heftigste an; warum, ist nicht recht verständlich, zumal er sonst die Heidenmission gar nicht verwirft, sondern sie sogar Seite 23 seiner „Erinnerung an Justinianum" direkt gut heißt. — An andrer, deshalb von Andreas Müller in den Excerpta manuscripti Turcici angezogenen Stelle[3]) beklagt Ursinus sogar, daß die Chri-

[1]) S. Grössel, l. c. p. 175 ff.

[2]) Vergl. Plitt, Kurze Geschichte der luth. Mission. S. 37 ff. — Tholuck, Lebenszeugen S. 386 ff. — Das kirchliche Leben des 17. Jahrh. II. S. 145. — Gottfried Arnold, Unpart. Kirchen- und Ketzerhistorie II, XVII, 15, 24 f. — Mosheim, Kirchengeschichte, deutsche Ausgabe, VI. S. 166 ff. — Moller, Cimbria literata III. p. 75 ff. — Unschuldige Nachrichten 1702 u. 1736. — Delitzsch in Zeitschrift für Protestantismus und Kirche 1853. S. 197. — J. Fecht, select. ex univ. theol. sylloge. p. 325. — Grössel, l. c. p. 84 ff. u. s. w.

[3]) „Historisch-theologischer Bericht vom Unterschied der Religionen heutigestags auf Erden" 66, 7 u. 64.

sten so wenig für die Bekehrung der Heiden thäten, daß sie „solcher Völker Heil zu suchen so gar nicht sich bekümmert".

Übrigens blieb die Ursinsche Schrift nicht lange unbeantwortet; noch in demselben Jahre erschien Brecklings[1]) „Widerlegung Ursini und seines Anhangs", deren Inhalt in den Unsch. Nachrichten 1702 S. 252 f. kurz folgendermaßen angegeben ist:

„Breckling eifert erstlich, daß Ursinus alle Erscheinungen und neuen Offenbarungen verworfen habe, bestraft ihn hierauf als einen Pharisäer, daß er sich des Barons Vorhaben widersetzt hätte, und will seinen Gegner vornehmlich mit zwei Ursachen verdächtig machen; denn 1. giebt er ihm schuld, er habe Justiniano aus Neid widersprochen, weil er einem Politiko nicht gegönnt hätte, daß er mehr als er und seinesgleichen zur Ehre Gottes thäte; 2. vermeint er, Ursinus lasse in seiner Schrift nichts als fleischliche Vernunft blicken und verwerfe das Werk der Bekehrung der Heiden, weil es nach solchem fleischlichen Sinn ihm unthunlich scheine."

Auch die oben erwähnte Schrift H. Ammersbachs ist eine Entgegnung auf die Ursinsche (übrigens anonym erschienene) Schrift.

Nach dem bisher Gesagten möchte es fast scheinen, als ob überhaupt im 17. Jahrhundert kein Sinn für Mission bei den evangelischen Christen Deutschlands vorhanden gewesen sei; doch können wir drei Gruppen aufstellen, die sich durch ihre Stellungnahme zur Mission folgendermaßen unterscheiden:

Die erste Gruppe leugnete die Missionspflicht der Kirche, sprach aber den Kolonialpolitik treibenden Völkern die Berechtigung zu, für die Christianisierung der ihnen untergebenen Heiden zu sorgen.

Die zweite Gruppe umfaßt diejenigen, welche zwar eine Missionspflicht anerkannten, aber auf einen deutlichen Fingerzeig Gottes warten zu müssen glaubten und Zeit und Gelegenheit nicht für geeignet hielten.

Zur dritten Gruppe endlich gehören alle die, welche eine unbedingte Missionspflicht der Kirche betonten.

Mochte auch die Zahl derer, welche der dritten Gruppe angehörten, nicht allzu erheblich gewesen sein, sie ist immerhin groß genug, um die lutherische Kirche des 17. Jahrhunderts dem vielfach gegen sie erhobenen Vorwurfe gegenüber zu rechtfertigen, daß in ihr für die Mission gar kein Interesse vorhanden gewesen sei. Dazu kommt, daß viele, die wir der zweiten Gruppe zuzählen müssen, darauf bedacht waren, eine passende Zeit und Gelegenheit für die Mission zu finden. So konnte z. B. Dannhauer in Straßburg trotz seiner oben erwähnten Ansicht sich für das Welzsche Projekt begeistern und die lutherischen Christen zur Missionsthätigkeit auf-

[1]) Als Anhang zu der Synagoga Satanae gedruckt und erst kürzlich von mir in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufgefunden.

fordern, da er nicht, wie freilich manche andere, erst abwarten wollte, ob vielleicht irgend einmal vonseiten der Obrigkeit Anstalten getroffen würden zur Bekehrung der Heiden und dazu von derselben ordentlicherweise Prediger berufen werden möchten, sondern es für seine Pflicht hielt, die Obrigkeit zu derartigen Unternehmungen zu bestimmen. Daher sind seine Worte in der „Katechismusmilch", XII, S. 120, eins der schönsten Missionszeugnisse des Jahrhunderts.

Wir wissen, wie begeistert die Professoren[1]) Raith in Tübingen, Bebel in Straßburg, Joh. Ernst Gerhard in Jena (der Sohn Joh. Gerhards) und viele andere dem Welzschen Projekt zustimmten; wir sahen, wie Professor Meisner in Wittenberg bereits im Anfang des Jahrhunderts den Mangel an Missionen beklagte. — Bekannt sind ferner die Worte Speners,[2]) welcher im Jahre 1672 in der Himmelfahrtspredigt seine Gemeinde an die Missionspflicht erinnerte, bekannt sind auch neben den Mahnungen Dannhauers diejenigen Scrivers,[3]) Seckendorffs[4]) und Havemanns,[5]) die mit warmen Worten den evangelischen Christen die Heidenmission ans Herz legten. Schon Gottfried Arnold[6]) hat sie gesammelt und in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie uns überliefert. — Ein weiteres Zeugnis finden wir in Christian Gerbers[7]) „Unerkannte Sünden der Welt". Hier handelt das 105. Kapitel „Von der Nachlässigkeit und Schlafsucht in Ausbreitung und Förderung des Reiches Christi und seiner Ehre". Deutlich ist hier überall der Einfluß Welzscher Schriften zu spüren, die Gerber in feiner Weise vertieft. Viele seiner Ausführungen stimmen fast wörtlich mit denen Justinians von Welz überein.

Alle diese Zeugnisse stammen aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts; um so bemerkenswerter ist es, daß wir auch aus viel früherer Zeit eine Abhandlung über die Notwendigkeit der Mission besitzen. Es ist dies eine Rede, welche Georg Calixt in Helmstedt im Jahre 1629 gehalten hat über das Thema: „De populis a nobis in religione dissidentibus, Judaeis, Paganis et Muhammedanis ad veritatis agnitionem

---

[1]) S. Grössel, l. c. p. 19 ff. & 27 ff.

[2]) S. Plitt, Kurze Geschichte der luth. Mission. S. 44 ff.

[3]) Chr. Scriver, Seelenschatz III. S. 15.

[4]) Veit Ludw. v. Seckendorff, Commentarius de Lutheranismo III. sect. 21, § 84, 63. p. 331.

[5]) Mich. Havemann, Jüdische Wegleuchte. S. 588.

[6]) Gottfried Arnold l. c. II, XVII, 15, § 22; auch Mosheim, Kirchengeschichte VI. S. 165. — Vergl. Plitt l. c. p. 44 & Grössel l. c. p. 179 f.

[7]) Vergl. „Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes; Kulturbilder aus vier Jahrhunderten". Von Franz Blanckmeister, P. in Dresden. 8. Heft: „Eine altsächsische Stimme über Heiden- und Judenmission." Leipzig 1893.

ducendis." Sie findet sich gedruckt in den „Orationes selectae" 1659. S. 69 ff.

Wenn jemand, so führt Calixt aus, Gelegenheit findet, Heiden zum wahren Glauben zu bekehren, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit, dies nach Kräften zu thun; vor allem gilt dies denen, welche heidnischen Völkern benachbart sind, noch mehr aber Fürsten und obrigkeitlichen Personen, deren Untergebene Heiden sind. Weit ausführlicher, als über die Heiden, verbreitet sich Calixt über die Mohammedaner und Juden; ersteren müsse man vorbereitend die Philosophie, besonders die Mathematik nahe bringen; bei dem eigentlichen Bekehrungsversuche müsse man alsdann von den Punkten ausgehen, in denen Islam und Christentum übereinstimmten; am förderlichsten würde es sein, die Mohammedaner um dieser Glaubenssätze willen zu loben und dadurch zu religiösen Gesprächen zu veranlassen, in denen sie nun leicht zu überwinden sein würden.

Eine kurze Anweisung, wie man bei der Bekehrung von Heiden verfahren müsse, giebt ferner Ludw. Dante in seinen „Decisiones mille & sex casuum conscientiae" 1664.[1]) Eine ganze Sammlung aber von Erinnerungen an die Missionspflicht aus jener Zeit bietet uns das „Hundertjährige Bedenken D. Jacobi Andreae" vom Jahre 1678. Der Verfasser dieser Schrift, welcher sich einen „Obadia" nennt, ist jedenfalls Elias Veiel, welcher 1706 als Superintendent in Ulm starb, und nicht, wie Gottfried Arnold[2]) behauptet, Anton Reiser.

Veiel beklagt sich S. 100 ff. über den Mangel an Heidenmission in der lutherischen Kirche, indem er sich hierbei auf die gleichfalls dahin zielenden Klagen des Stettiner Pfarrers Christoph Skultetus[3]) beruft; sodann bedauert er, daß das von Wasmuth und Raue in Kiel geplante Collegium orientale, welches der Heidenmission dienen sollte, sich nicht habe verwirklichen lassen, indem er zugleich auf die lobende Anerkennung Raiths in Tübingen hinweist, welche dieser den Plänen Wasmuths und Raues in einem Programm hatte zuteil werden lassen.

Um dieselbe Zeit, in welcher diese Anregungen zu einer Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit in Deutschland laut wurden, begann auch das Verlangen nach einer tieferen Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen sich zu regen, und zwar oft mit dem besonderen Hinweise auf den Nutzen, den ein genaues Studium derselben für die Mission haben würde. Eine darauf bezügliche Bemerkung finden wir schon bei Andreas Müller († 1694 in Stettin), welcher im Jahre 1665 einige Früchte seiner orientalischen Studien veröffentlichte unter dem Titel: „Excerpta manuscripti cuiusdam Turcici" & c. In der Einleitung zu dieser Schrift,

[1]) Cap. 16 de Ecclesia; sect. II: de falsa religione. p. 542.

[2]) Kirchen- und Ketzerhistorie XVII, XV; Moller, Cimbr. lit. II. p. 683.

[3]) Vergl. Vorrede zu „Judas proditor Christi detectus" 1636.

S. 7, empfiehlt Müller dem Kurfürsten von Brandenburg warm die Beförderung des orientalischen Sprachstudiums; denn gerade eine genaue Kenntnis der orientalischen Sprachen helfe viele unklare Stellen der heil. Schrift aufklären und Fehler beseitigen und trage nicht wenig bei zu einer exakten Erforschung kirchlicher Altertümer, und zudem sei sie zur Bekehrung der Heiden von Nutzen.

In ähnlicher Weise äußert sich Joh. Schindler, Pastor und Senior in Braunschweig, in seiner „Geistlichen Hallposaune von Bekehrung der Juden" S. 78.

Blieb es hier bei dem bloß ausgesprochenen Wunsche, so traten wenige Jahre später zwei Männer hervor, die mit größerem Nachdrucke dem geschilderten Mangel abzuhelfen suchten. Es waren die beiden Kieler Professoren M. Wasmuth und Chr. Raue, dieselben, welche Beiel, wie oben erwähnt, rühmend hervorhob unter Hinweis auf Raiths Programm. Auch Tenzel († 1707 in Dresden) gedenkt ihrer anerkennend in den „Monatlichen Unterredungen" 1694, S. 719.

Raue († 1677 als Bibliothekar in Frankfurt a. O.) war ein sehr bedeutender und gelehrter Orientalist. Sein Interesse für die Mission bekundete er schon in einer im Anfang des Jahres 1669 erschienenen Schrift: „Spolium Orientis, Christiano orbi dicatum, seu Catalogus manuscriptorum orientalium". Am Schlusse derselben sprach er den Wunsch aus, es möchte doch unter obrigkeitlicher Protektion ein Collegium de propaganda fide gegründet werden; daselbst sollten in einem vierjährigen Kursus sechs begabte Studenten in der hebräischen, chaldäisch-syrischen, rabbinischen, arabischen, persischen, türkischen und äthiopischen Sprache und in den sonstigen theologischen Wissenschaften soweit gefördert werden, daß sie alsdann je zu zweien zur Bekehrung von Juden und Türken ausgesendet werden könnten. Aller vier Jahre sollten sie von frischen Kräften abgelöst, die Zurückkehrenden aber als Lehrer, Geistliche oder Dozenten angestellt werden.

Ist hier zunächst auch nur von einer Juden- und Mohammedanermission die Rede, so bezeugen uns doch Theophilus Spizel[1]) in seinem „Felix literatus" 1676, S. 57 ff. u. a., daß Raues Absicht gewesen sei, auch zwei Missionare zu den Heiden („ad damnificis idolatricarum umbrarum tenebris obnuptas gentes") zu senden.

Um nun seine Pläne leichter verwirklichen zu können, verband sich Raue mit seinem Kollegen Matthias Wasmuth, an dem er einen eifrigen Freund und Förderer seiner Sache fand. — Zunächst erließen beide im Oktober des Jahres 1669 ein (nach Moller, Cimbr. lit. III. p. 622 von Wasmuth verfaßtes) Cirkularschreiben an fürstliche und obrigkeitliche Personen, Pro-

[1]) Felix literatus ex infelicium periculis & casibus, sive de vitiis literatorum commentationes historico-theologicae 1676. Vergl. auch Gottfried Wegner, Pius Desiderius.

fessoren und Geistliche, von deren hilfreichem Einfluß sie sich eine bedeutende Förderung ihres Unternehmens versprachen. Den Titel dieses Cirkulars hat uns August Pfeiffer in seiner „Introductio in Orientem“ & c. 1685 überliefert; er lautet: „Christ wohlmeinentl. Vertrag wegen meines Collegii orientalis de propaganda fide & alias promovendis studiis orientalibus & c., vorgestellet von Christ. Ravio und Matth. Wasmuth.“

Pfeiffer selbst fügt den Wunsch hinzu, Gott möge dem Unternehmen Erfolg verleihen; er selbst würde nach Kräften dafür eintreten. Auch von vielen andern Seiten liefen Anerkennungsschreiben ein mit den herzlichsten Wünschen für ein glückliches Gedeihen des beabsichtigten Werkes, Briefe, die uns weitere Beweise für einen weit verbreiteten Missionssinn liefern und manchen als einen Missionsfreund erkennen lassen, an dessen Gleichgiltigkeit in dieser Beziehung man bisher kaum zweifeln zu dürfen glaubte.

War nun bisher von einer dreifachen Missionsthätigkeit die Rede gewesen, der unter Juden, Türken und Heiden, so trat der Gedanke an letztere allmählich zurück, an erstere aber um so schärfer hervor. Deutlich zeigt sich dies bereits in dem von der theologischen Fakultät zu Greifswald am 27. April 1670 abgegebenen Gutachten, um welches Raue und Wasmuth gebeten hatten.[1])

Die Fakultät erklärt darin ihr Einverständnis mit dem geplanten Werke, mahnt aber zu weiser Vorsicht. Man solle, schlägt sie vor, beim Sultan womöglich die Erlaubnis einholen, den unter den Türken wohnenden Juden das Evangelium predigen zu dürfen; wenn man dann einige Juden gewonnen hätte, so würde sich vielleicht auch mancher Türke in Erinnerung an die Verwandtschaft mit den Juden bekehren. Ferner zweifelt die Fakultät nicht, daß das Werk ein gottgefälliges sei, da es doch zu so vieler Tausend Seelen ewigem Heil und Wohlfahrt diene, und da ja in der heiligen Schrift viele Stellen die Verheißung einer künftigen Bekehrung der Juden enthielten. So würde denn auch Gott Gnade und Gedeihen zu dem Unternehmen geben. Freilich dürften auch die Christen die Hände nicht in den Schoß legen; ein jeder müsse nach Stand und Vermögen mit Hand anlegen, die Ungläubigen zu bekehren; dabei dürfe man nicht vergessen, im Gebete, auch im öffentlichen Kirchengebete, der Juden fürbittend zu gedenken. Ein Erfolg sei freilich nur zu erwarten, wenn die Obrigkeit selbst die Initiative ergriffe; ferner würde auch nicht das eine Collegium orientale in Kiel genügen, sondern auf allen christlichen Universitäten müßten derartige Anstalten gegründet werden, damit möglichst viele Studenten die zu einer erfolgreichen Disputation mit einem Rabbiner u. s. w. unbedingt nötigen Kenntnisse in der hebräischen, rabbinischen, talmudischen und chaldäischen Sprache zu erlernen Gelegenheit hätten, und um dieses Studium auch unbemittelten, aber tüchtigen Studenten zu ermöglichen, müßte die Obrigkeit für Stipendien u. dergl. sorgen.

Ermutigt durch die zahlreichen ermunternden Zuschriften beschlossen

---

[1]) S. Größel, Neuentdeckte Dokumente der Juden- und Mohammedanermission, in „Saat auf Hoffnung“ 1894 Heft I.

nun Raue und Wasmuth, ihre Pläne zu veröffentlichen, um noch in weiteren Kreisen Freunde für dieselben zu gewinnen. Sie ließen deshalb im Jahre 1670 einen Teil ihres Cirkularschreibens, das sie im verflossenen Jahre erlassen hatten, samt einigen erhaltenen Anerkennungsschreiben,[1]) dem ihren Absichten so völlig entsprechenden Gutachten der Greifswalder theologischen Fakultät und reichlichen Auszügen aus Hoornbeeks und vielen andern Missionsschriften im Drucke erscheinen unter dem Titel: „Literae circulares wegen Errichtung eines Collegii Orientalis, zur Aufnahme und propagation der orientalischen Sprachen und Studien, und darin Aufbringung solcher Subjectorum, die zufoderst unsrer eignen Kirchen und Akademien hohen Nutzen, dann auch (da es Gelegenheit durch Gottes Gnade geben sollte), künftig zu Fortpflanzung der wahren christlichen Religion zu gebrauchen sein möchten u. s. w."

Die Schrift behandelt in näherer Ausführung den doppelten Zweck des Collegium orientale. Im ersten Teile wird auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen, dem auf den Universitäten bisher sehr vernachlässigten Studium der biblischen Grundsprachen zu einem neuen Aufschwunge zu verhelfen. Im zweiten Teile wird betont, daß dadurch auch „die Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen, als vornehmlich den Juden und nach erlangter Gelegenheit auch einigen Mahometisten" erheblich gefördert würde. Um die Berechtigung der Judenmission zu beweisen, wird an die Verheißung einer zukünftigen Bekehrung derselben erinnert. Die Mittel, die dabei in Anwendung kommen müssen, werden nicht eingehender besprochen, sondern es wird auf die darauf bezüglichen Vorschläge Hoornbeeks,[2]) Joh. Müllers[3]) und Hulsius' verwiesen. Nur der Rat wird erteilt, wenn man einen Juden bekehren wolle, so möge man mit dem Beweise beginnen, daß die Zeit des Messias längst vorbei sein müsse, sodann auf die Rechtfertigung vor Gott übergehen und darnach die übrigen Artikel des christlichen Glaubens vornehmen.

Aber die berechtigte, durch so viele Beifallsbezeugungen genährte Hoffnung, welche Wasmuth und Raue auf ein Bekanntwerden ihrer Absichten in weiteren Kreisen setzten, sollte sich nicht erfüllen; es erging ihnen, wie es früher Welz ergangen war: als die Sache zur Ausführung gelangen sollte, wollte niemand ernstlich mit Hand anlegen, und ohne Unterstützung war es natürlich den beiden Männern nicht möglich, an eine Verwirklichung ihrer Pläne zu denken. So schlief das ganze Unternehmen wieder ein, welches vielleicht für Wissenschaft und Kirche von größtem Segen

---

[1]) Z. B. von Joh. Quistorp (jun.) in Rostock, Generalsuperintendent Verpoortenn in Gotha, welcher im Auftrag Herzog Ernst des Frommen schrieb, ferner von dem mehrfach erwähnten Elias Veiel in Ulm, Martin Brunner in Upsala, von den reformierten Professoren Joh. Leusden und Gisbert Voetius in Utrecht u. a.

[2]) תשובה יהודה Sive, Pro convertendis & convincendis Judaeis 1665 & Tractatus de convertendis Judaeis.

[3]) Vergl. „Judaismus" Einleitung und „Rabbinismus" S. 14, 30.

hätte sein können. Spener, welcher an mehreren[1]) Stellen in seinen Schriften Raues und Wasmuths gedenkt, bedauert den Mißerfolg; es möge wohl, meint er, die Wahl Kiels für ein Collegium de propaganda fide keine günstige gewesen sein; gerade an ihr hätten viele Anstoß genommen. Dem stimmt auch Moller[2]) bei, welcher hinzufügt, daß manche die Fähigkeit Wasmuths und Raues zur Durchführung des beabsichtigten Werkes in Zweifel gezogen hätten, und daß zu Geld- und anderen Unterstützungen sich niemand bereit gefunden habe. Die Nachricht Mollers (Cimbr. lit. I, p. 712) von Wasmuths Absicht, in Rostock ein Collegium orientale zu gründen, beruht wohl auf einem Irrtum.

Noch sei die ausführliche Besprechung des Kollegiums nicht vergessen, welche Gottfried Wegner unter dem Pseudonym Georg Finwetter demselben angedeihen läßt. Sie nimmt das dritte Kapitel einer kleinen Schrift ein, betitelt: „Pius Desiderius ad pium eruditum orbem“ &c. 1681, welche sieben neue Gesellschaften der damaligen Zeit behandelt. Im 3. Kapitel derselben, vom 23. Paragraphen an, wird die Notwendigkeit der Heiden-, Türken- und Judenmission hervorgehoben, besonders die letztere durch ein längeres Citat aus Joh. Müllers „Judaismus oder Judentum“ 1644. Im letzten (33.) Paragraphen nennt Wegner eine Anzahl bedeutenderer Männer, auf deren Hilfe er bei solchen Bestrebungen rechnen zu können hofft. Wir finden darunter die Namen eines Esdras Edzard in Hamburg, eines Wagenseil in Altorf, August Pfeiffer u. a. die sich ja, wie bekannt, um die Judenmission[3]) die größten Verdienste erworben haben.

Auf die Wirksamkeit dieser Männer einzugehen, würde zu weit führen, entspricht auch nicht dem Zwecke vorliegenden Aufsatzes. Ich verweise hier nur auf Plitts „Kurze Geschichte der lutherischen Mission“ S. 152 ff. und de le Rois „Die Mission der evangelischen Kirche an Israel“ und „Die evangelische Christenheit und die Juden“.

Über die Leibnizschen Missionsgedanken findet man genügenden Aufschluß in R. Bückmanns Abhandlung in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 1881 S. 362 und in der Plathschen Habilitationsschrift.

---

[1]) Consilia & judicia theologica latina I. p. 64 ff. & p. 151. (Vergl. Beiel, D. Andreä Hundertjähriges Bedenken S. 65.)

[2]) Cimbria literata III. p. 622 ff. II. p. 684.

[3]) S. Plitt, Kurze Geschichte der luth. Mission. S. 152 ff. — de le Roi, Die Mission der evangelischen Kirche an Israel, Gotha 1891. Ders., Die evangelische Christenheit und die Juden 1884—1892.

Die Mission in der Mantschurei.[1])

Von Past. Strümpfel in Herrengosserstedt bei Buttstedt.

Die Mantschurei ist ein geographisch noch wenig erforschtes Land; das Klima und die schlechten Wege erschweren das Reisen; stellenweise füllt noch unberührter Urwald die Thäler, namentlich im Norden und Osten, wo erst jetzt die unaufhaltsam vordringende chinesische Kultur das Land erschließt. Aber es ist ein nach allen Seiten hin, namentlich auch für die Missionsfreunde hochinteressantes Land. Seine Bedeutung als Vormauer Chinas gegen Rußland ergiebt sich schon aus seiner Lage: im Westen die große Mongolen-Ebene, durch Pallisadenwand geschieden, im Osten Korea, im Norden das russische Amurgebiet; vom eigentlichen China wird es durch das Meer und ein Stück der großen Mauer getrennt. Die schnell wachsende Bevölkerung wurde 1892 auf 20 Millionen geschätzt. Das Land zerfällt in drei Provinzen, deren jede einen Taotai (General) als obersten Beamten hat, während als höchster Civilbeamter ein Generalgouverneur mit dem Sitze in Mukden über das ganze Land gesetzt ist. Am bekanntesten und bevölkertsten ist die Südprovinz Fengtien, in deren Ausfuhrhafen Yingtze samt der 30 engl. Meilen vom Meere liegenden, jetzt nur durch kleine Boote zugänglichen früheren Hafenstadt Niutschwang auch eine kleine Kolonie europäischer Kaufleute mit einem englischen Konsulate sich findet. Im Innern sind die Missionare die einzigen Europäer. Die Centralprovinz Tschilui ist von der Mission auch bereits besetzt. Die Hauptstadt derselben ist Kirin, eine wunderbar schön am Sungariflusse gelegene Stadt, in welcher man bereits nach europäischem Muster Dampfboote baut und nicht nur ein Telephon das Regierungsgebäude mit dem Arsenal, sondern auch eine Telegraphenlinie die Stadt mit der großen Welt verbindet. Von der Mission nur flüchtig bisher berührt ist die nördlichste Provinz Heihlungkiang, deren Handelsverkehr vielfach nicht über Kirin nach Süden, sondern nach Blazoverschensk, der ersten russischen Stadt am Amur, oder nach Wladiwostok geht. Treffen doch die Missionare schon in der Landschaft Kirin Leute, welche in Wladiwostok gedient haben und durch Abnehmen der Mütze mit dem russischen Gruße „Drastika" sie begrüßen.

Die Mantschurei ist die Heimat der Mantschu, welche im Jahre 1644 ihre Dynastie auf den Thron des himmlischen Reiches erhoben haben und als „Bannerleute" des Kaisers noch jetzt den Grundstock des Heeres bilden. Die meisten großen Städte Chinas haben ihre Mantschu-Garnison. Östlich von Mukden in Hingking ist die Heimat der Dynastie. Nicht

[1]) Quelle: Miss. Record of the United Presbyt. Church.

weit von Hingking auf bewaldeter Höhe von stundenlanger Mauer umgeben, liegt das Grab des Taidsu, welcher wegen der Ermordung seines Vaters und Großvaters den Chinesen „siebenfachen Haß“ ankündigte und auf dem Schlachtfelde am Berge Sarhu den Zugang zum Drachenthrone sich erkämpfte. Hohe Bergpässe führen aus der Landschaft Fengtien nach diesem eigentlichen Heimatlande des kriegerischen Tartarenstammes. Außer den Grabmälern der kaiserlichen Ahnen und anderer tapferer Mantschu erinnert an die Heimat der Dynastie im Osten der sog. „Kaiserliche Jagdgrund“, ein der Besiedelung bisher streng entzogenes Gebirgsdreieck von ungefähr 100 engl. Meilen Länge jeder Seite mit unberührtem Forste, in welchem Tiger und Bären eine Freistätte, aber auch Räuberbanden ein sicheres Versteck haben. Auch sonst trifft man hie und da mitten in fruchtbaren, wohlbebauten Gegenden wüste Landstrecken im Besitze vornehmer Mantschu am Hofe zu Peking, deren Väter dieselben einst aus kaiserlicher Gunst empfingen, während nie ein Besitzer sie gesehen hat. Eine Einziehung von Pachtgeldern aus weiter Ferne ist in China nicht denkbar; so bleiben diese Ländereien einfach liegen, für günstigen Verkauf oder als Zuflucht im Falle der Verarmung reserviert; nur die Mongolen dürfen vielleicht ab und zu ihre Herden darüber treiben. Allerdings wird diese Art Wüste immer seltener, ein verschlossenes Thal nach dem andern thut sich auf. Denn die Mantschurei ist eine Auswanderungskolonie des volkreichen China. Schon seit Beginn der Mantschudynastie wurde eine Besiedelung des unkultivierten Gebietes durch die betriebsamen Chinesen ins Auge gefaßt; aber erst in unserem Jahrhundert und besonders in den letzten drei Jahrzehnten hat sich ein wahrer Strom der Einwanderung ins Land ergossen. Die Hungersnot, welche 1877 in den Provinzen Schantung und Tschili wütete, trieb nicht die schlechtesten, nämlich die thatkräftigen, unternehmenden Leute übers Meer; andere folgten ihnen, und bald hob sich das Land unter ihren fleißigen Händen. In Fengtien sind sie schon zahlreicher als die Mantschu, in Kirin wächst ihre Zahl mit reißender Schnelligkeit und die Wahrscheinlichkeit liegt vor, daß sie zuletzt die Mantschu aus deren eigenem Lande verdrängen. Denn während der Mantschu militärisch dem Chinesen weit überlegen ist, mutvoll, tapfer, ehrlich, kräftiger schon von Gestalt, mit einer gewissen Ritterlichkeit im Benehmen, bleibt er in Geschäftsgewandtheit und Gelderwerb sehr hinter seinem Rivalen „aus dem Reiche“ zurück. Dient doch jeder Mantschu in der Armee und widmet einen großen Teil seiner Zeit militärischen Übungen; unterdessen wendet der Chinese mit ungeteilter Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit sich den friedlichen Berufsarten zu. Die Geschichte der Ansiedelungen erinnert an frühere Zeiten Nordamerikas. Wo vor 20

Jahren wilde Tiere hausten, sieht man jetzt tausende von Farmen, aus wenigen Jägerhütten werden große Dörfer, Städte wachsen empor im Urwalde, vielfach wie z. B. Kirin zum großen Teile aus Holz gebaut; an vielen Orten steht neben einer alten armen Mantschustadt eine verkehrsreiche, aufstrebende chinesische Handelsstadt, jede mit ihrem besonderen Yamen (Amtshaus).

Die Mehrzahl des Volkes treibt Ackerbau; Erbsen, Hirse, Bohnen, Reis sind die Hauptprodukte. Leider fehlt es sehr an guten Transportwegen. Die Straßen sind einfache Wagengeleise, mehr oder weniger weich je nach dem Wetter, im Sommer aber meist ein grundloser Morast, so daß der Handelsverkehr erst erwacht, wenn der sibirische Winter eintritt und Erdboden wie Wasserflächen in feste Straßen verwandelt. Die Hauptstraße von Schuangschengpu, welche Miss. Robertson, als er sie im Winter zuerst sah, als die schönste, breiteste Straße in ganz China ähnlich der Prince Street in Edinburgh bewunderte, nennt er im folgenden September einen See von unpassierbarem Kot. Bis an die Achse sinkt das Rad dann ein; Miss. Roß hat es erlebt, daß er auf kurzer Fahrt zwei Karren zerbrach. Auch die Missionare unternehmen darum ihre Reisen im Lande zum Besuch der Erweckten und zur Prüfung der Taufbewerber meistens im Winter. „Das ist unsere Erntezeit," schreiben sie. Miss. Robertson auf dem nördlichsten Posten findet dabei die einheimische Kleidung, den weiten wattierten Rock, besonders dem Klima angemessen. Wenn sie nicht in Christenhäusern einkehren, so nehmen auch die Missionare ihr Quartier in den Gasthäusern, welche an den Haupttransportwegen zahlreich zu finden sind. Es sind schmutzige, düstere Räume, meist ein langer Saal, an dessen Ende die Küche steht, welche zugleich die an den Längsseiten sich hinziehende, aus Backsteinen aufgemauerte Lagerstätte, das Kang, durch den darunter hingehenden Rauchfang mit heißer Luft erwärmt. Um die Abendzeit rollt an Wintertagen Wagen auf Wagen in den Hof der Herberge; ihr Weg geht südwärts zum Hafen; die einen bringen aus den Mühlen die mit Ölpapier verdichteten Weidenkörbe, in denen das aus den Bohnen gepreßte Öl verfrachtet wird, sowie die aus den Rückständen gemachten Kuchen; andere bringen Holzstämme aus Kirin, auch fertig zurechtgeschnittenes Sargholz (ein in China gesuchter Artikel), wieder andere bringen Wild aus Tsitsihar oder Gebräu für die durstigen Kehlen des Südens. An manchen Tagen übernachten wohl 200 Fuhrleute in einer Herberge, während dieselbe im Sommer oft ganz geschlossen ist. Wir bemerken noch, daß es auch einen Transport zu Wasser giebt, aber derselbe ist in den gewundenen Flußläufen sehr langwierig und mühsam. Die großen Flüsse, besonders der Liao, verändern an der Mündung bei

jedem Eisgange ihr Bett. Von den Verheerungen der Überschwemmung im Jahre 1888 wird unten noch zu reden sein.

Über das Heidentum des Landes dürfen wir uns specieller Angaben enthalten, weil es im wesentlichen dieselben Merkmale zeigt wie in ganz China. Ein gewisses Vorwiegen des Buddhismus scheint bereits an Japan zu erinnern.[1])

Die protestantische Mission hat in der Mantschurei eine ziemliche Anzahl römischer Missionsposten aus alter Zeit vorgefunden. Der berühmte Jesuit Verbiest († 1688) durchreiste auch dies Land und sammelte unter kaiserlicher Gunst viele Anhänger. Die Resultate der 250jährigen Arbeit Roms sind aber trotz bewundernswerter Märtyrertreue einzelner Männer wenig befriedigend. Wie der Reisende James berichtet und die evang. Missionare bestätigen, treibt Rom so gut wie keine Heidenpredigt, die Kirchen scheinen nur für die Christen da zu sein. „Wenn sie die Frage studiert hätten, wie man aus seinem Glauben ein Geheimnis macht, so könnte es ihnen nicht vollständiger gelungen sein." Die Ausbreitung geschieht „durch Erziehung von Waisenkindern, welche sie in großer Zahl adoptieren oder kaufen". Nun sind ja die Waisenhäuser, in welchen besonders Nonnen arbeiten und mit welchen öfters Farmen verbunden sind, die bekannten „Musteranstalten", aber was leisten sie für die Durchdringung des Volkes mit dem Lichte christlicher Wahrheit? Rev. Webster schildert uns ein katholisches Dorf, dessen Priester, ein Franzose, den vorwiegend Bezirksbeamten beigelegten Titel „Lao Yeh" führte. Man sagte, hier gebe es Katholiken seit 200 Jahren. „Die allgemeine Erscheinung des Dorfes — verfallene Häuser, zerlumpte Kinder, schmutzige Weiber, träge aussehende Männer — ließ nicht erkennen, daß der veredelnde Einfluß des Christentums hier 200 Jahre lang wirksam gewesen war. Thatsächlich bestand der einzige Unterschied zwischen diesem und dem benachbarten Heidendorfe, soweit der zufällige Besucher sehen konnte, darin, daß das Christendorf nicht so sauber war wie das Heidendorf und daß es niemals unter Erpressungen der Beamten leidet, dank dem wirksamen Einflusse des Lao Yeh!" Mr. James bemerkt, daß die Katholiken sehr wenig von Bildern und äußerem Gepränge haben, „was in China vielmehr ein Hindernis sein würde," und daß die Bücher, welche sie ihren Leuten in die Hand geben, eine recht protestantische Sprache führen. „Die Bilder werden darin heftig angegriffen." Sollte das nicht vielleicht erst Resultat der protestantischen Mission sein? Msgr. Guillon, der apostolische Vikar für die Mantschurei (das Vikariat wurde 1838 errichtet), kann sich

[1]) Vgl. auch den Fuchstempel in Mukden (Abbildung und japanische Mythe im Kalwer Kindermissionsblatt 1891, März).

die beschämende Thatsache, daß „die große Stadt Mukden, die vor kurzem noch so sehr der Gnade widerstrebte und in der fast 50 Jahre lang keine Bekehrungen aus dem Heidentum erfolgt waren“, zum Centrum der protestantischen Propaganda geworden ist, nicht anders erklären, als durch „die immensen Geldmittel, welche den Predigern zur Verfügung stehen.“ Er beurteilt offenbar die protestantische Mission ganz nach der eigenen Praxis! Übrigens schätzt Msgr. Guillon die Katholiken 1892 auf 15 075 Seelen. Im Jahre 1892 wurden von der römischen Kirche getauft 525 Heiden und 720 Heidenkinder, außerdem 6834 kleine Kinder „in articulo mortis“. Die Arbeitskräfte der römischen Mission bestanden in 27 Missionaren und 75 eingebornen Priestern, dazu kommen 10 Katechisten und 2 Seminare mit 42 Zöglingen.[1])

Die evangelische Mission in der Mantschurei ist im Vergleich zur römischen sehr jung. Der bekannte feurige Schotte William Burns war der erste, welcher 1868 das Land betrat, als eben der Hafen Niutschwang durch die Verträge mit den Westmächten geöffnet war. Seine Kraft war bereits gebrochen, er starb nach wenigen Monaten und liegt in Niutschwang begraben.[2]) Ein auf ihn folgender irischer Presbyterianer verweilte auch nur kurze Zeit. Aber im Jahre 1872 kam John Roß, ein junger Theologe der Unierten Presbyterianerkirche Schottlands, nach China, erkannte sogleich die in der Mantschurei gegebene offene Thür, siedelte aus der Provinz Schantung, wo seine Denomination seit 1862 arbeitete, dorthin über und legte den Grund zu der blühenden Mission, deren eigentlicher Führer er noch heute ist. Man nennt ihn den „pastor of Manchuria“.[3]) Er ist ein vom Herrn besonders ausgerüsteter Arbeiter, der es auch verstanden hat, mit sicherem Takte die Bedürfnisse des eigenartigen Arbeitsfeldes zu erkennen. Schon nach drei Jahren ging er vom Hafen ins Innere und trug die Botschaft von Christo in den Mittelpunkt des Landes, in die Hauptstadt Mukden. Ein kühner Schritt! aber wenn er gelang, mußte er von folgenreichster Bedeutung werden. Denn die 300—400 000 Einwohner zählende Hauptstadt ist das große politische, kommerzielle und literarische Centrum der Mantschurei. Von hier gehen die Handelswege nach allen Richtungen, hier finden sich aus der ganzen Mantschurei die Bewerber um literarische Grade, welche in China den

[1]) So im Record Okt. 1893 nach dem Bericht der Société des Missions Etrangères für 1892.

[2]) Der Tischler, welcher seinen Sarg lieferte, ist jetzt angesehener Kirchenältester und Mitglied des Presbyteriums der Mantschurei.

[3]) In diesem Jahre hat die Universität Glasgow ihren einstigen Zögling, der sich auch literarisch ausgezeichnet hat (er schrieb The history of Corea und The Manchus) mit der Würde eines D. D. geschmückt.

Passeport zu jeder amtlichen Stellung bilden, jährlich etwa 3000, zur Prüfung ein. Die Schwierigkeiten des Anfangs schienen riesengroß. Roß kam zunächst in den Verdacht politischer Intriguen. Es hieß, Jesus sei ein lebender Potentat des Westens mit Armee und Flotte; er sende zuerst seine Agenten; wenn diese genug Anhänger gesammelt haben, komme er selbst, um die Eroberung zu vollenden. Niemand vermietete dem Fremden eine Wohnung. In der 10 Fuß langen, 8 Fuß breiten Kammer einer schlechten Herberge hat er drei Jahre gelebt, auf der Straße war er stets von zwei Polizisten begleitet. Und wo predigen? Endlich fand sich ein schmutziger, elender Laden, der jahrelang leer gestanden hatte, weil es darin spuken sollte; Stützen trugen das Dach und verhinderten den Einsturz. Hier in einem Raume von 20 Fuß Länge predigte Roß täglich von 3—5 Uhr. Zum Ersticken voll war es anfangs. In Banden zu 20 und 30 erschienen die zum Examen anwesenden Literaten und suchten den Redner mit Fragen und Witzen aller Art zu hindern; zusammenhängende Rede war nicht möglich. So gings zwei Monate fort. Die schwere Zeit hatte das Gute, daß die neue Lehre rasch in der Stadt bekannt wurde; zunächst waren es aber nur Leute aus den höheren Ständen, die sich einstellten, selten kam in dieser ersten Zeit ein Armer. Endlich kam ein Nikodemus bei der Nacht, ein Literat und wurde noch in demselben Jahre getauft; am Schlusse des Jahres waren es drei, im nächsten Jahre folgten vier Taufen. Die Bekehrten wurden geneckt, als Barbaren verspottet, aus ihren Stellungen entlassen, dabei wurde doch das Christentum viel besprochen vom Generalgouverneur bis herab zum Arbeiter auf der Straße. Langsam wuchs das Werk. Im Jahre 1879 waren es 40 Getaufte, lauter Männer; sie hielten schon sonntäglichen Gottesdienst, waren sehr eifrig, ihren Landsleuten zu predigen und erreichten es, daß der politische Verdacht wich und das Christentum besser verstanden wurde. Als Roß 1881 von einer Urlaubsreise zurückkam, war es schon nicht mehr schwierig, ein Wohnhaus zu erlangen. Eine neue Kapelle wurde gebaut und von Jahr zu Jahr erweitert. Die Britische Bibelgesellschaft druckte das Neue Testament in der Mantschusprache. Mehr und mehr fand dann das Evangelium Eingang in der Landbevölkerung und es bildeten sich Absenker der Gemeinde, hauptsächlich im Norden. Durch die Gemeinde Mukden erhielt die Mission den eigentümlichen Zug, daß die Bekehrten selbst die Heranziehung und Gewinnung neuer Seelen übernommen haben. Der starke Familiensinn der Chinesen, der das sociale Leben beherrscht und im Ahnenkulte zum Ausdruck kommt, kommt hier der Ausbreitung des Christentums zu gute. Irgend ein Mann wird in Mukden bekehrt und die Folge davon ist, daß in irgend einem weit abgelegenen Orte eine ganze Familie

die Taufe begehrt. Seit Jahren haben jetzt die Missionare nichts anderes zu thun als ihren Gemeindegliedern im Lande umher und ihren Familienverzweigungen nachzugehen. Ihre Reisen sind fast immer Taufreisen, d. h. sie ziehen von Ort zu Ort, suchen die Erweckten, prüfen die Taufbewerber, welche oft bei dieser Gelegenheit erst das Angesicht des Fremden sehen, taufen und verweilen einige Tage, um den von den eingebornen Christen und Helfern erteilten Unterricht zu ergänzen und zu befestigen. An gewissen Mittelpunkten, wo eine Kapelle mit einem eingebornen Prediger eröffnet ist, kommen die Christen oft 20—30 englische Meilen weit zur halbjährlichen Kommunionfeier und zu den Schriftauslegungen des grade anwesenden Missionars. Die Hauptsorge der Mission ist jetzt das Lehren des einfältigen Landvolkes und die ausgiebige Versorgung mit solider christlicher Erkenntnis. Nach kaum 20jähriger Arbeit zählt man schon circa 3000 Kirchenglieder! Wenn auch die Landbevölkerung unter diesen überwiegt, wie in allen blühenden chinesischen Missionen, so sind doch auch sehr viel Kaufleute darunter und eine bedeutende Anzahl Literaten, u. a. bekannte ein jetzt verstorbener Mandarin vom zweithöchsten Range in China öffentlich seinen Glauben. Dieses schnelle Wachstum ist zwar wie alle Missionsfrucht Gottes Gnadenwunder, denn der Geist wehet, wo er will, aber es sind immer auch menschliche Ursachen als Wegbereiter erkennbar. Ich unterscheide deren drei: der günstige Boden, die Überwindung des Fremdenhasses, die gesunde Methode.

G ü n s t i g e n B o d e n findet die Mission in der Mantschurei insofern, als die Einwohner williger sind, auf eine neue Lehre zu hören als in anderen Teilen Chinas. Das hängt zusammen mit der Einwanderung und der Beweglichkeit der Leute. In gewissem Grade sind die Einwanderer los gerissen von dem Tempeldienste, den sie in der alten Heimat gepflegt haben, ihr Gesichtskreis ist bereicherter, ihr Geist aufgeschlossener für neue Ideen, als es bei denen gewöhnlich der Fall ist, die die heimatliche Scholle nie verlassen. Dazu herrscht im Lande ein stetes Kommen und Gehen; junge Männer ziehen in eine ferne Stadt, Geschäft und Handwerk zu lernen; Kolonisten ziehen in neubesiedelte Thäler; so breiten sich in einem Lande ohne Eisenbahnen und Zeitungen doch Neuigkeiten aus und die neue Lehre wird bekannt in entlegenen Winkeln. Wie es scheint, ist auch ein religiöses Bedürfnis in etlichen Kreisen dem Evangelio förderlich. Kaiyuen, eine nördlich von Mukden gelegene Stadt von 30000 Einwohnern mit großem Ackerbaudistrikte, ist der Hauptsitz der Hwen-Yuensekte, aus welcher außerordentlich viel Zuwachs zu den christlichen Gemeinden kommt. Die Sekte soll noch aus der Zeit der Mingdynastie herrühren und 500 Jahre alt sein; offenbar ist sie

nicht importiert, sondern in der Mantschurei einheimisch, denn in der chinesischen Provinz Tschili ist sie nur sporadisch vertreten. Ihr Charakter ist nicht ganz deutlich; sie gebraucht viele Taoistenphrasen, soll aber buddhistisch sein und von einigen wird ihr Ursprung auf christliche Anregungen zurückgeführt. Man wirft sich besonders am 1. und 15. jedes Monats und in der Neujahrszeit mit Gebeten vor dem Buddhabilde nieder, im übrigen zahlen die Mitglieder Tempelsteuer und verehren die Götter, können aber nie Tempelpriester werden. Die Mitglieder sind strenge Vegetarianer, Opium und Spiel verwerfen sie aber nicht. Alljährlich versammeln sie sich unter Vorsitz des Schihfu (Priesters) und entrichten diesem ihre Abgabe. Augenscheinlich ist die Sekte aus einer Auflehnung gegen die krassesten Formen des Götzendienstes hervorgegangen, allmählich aber auf dasselbe alte Niveau herabgesunken; sie hat wenigstens das Gute, daß sie dem Christentum williger entgegenkommt als die tempelbesuchenden, selbstgerechten, gewöhnlichen Chinesen. Ihre Anhänger zählen in der Central- und Nordprovinz nach tausenden. Wenn schon jetzt an manchen Orten 3/4 der Christen frühere Mitglieder der Sekte sind, so wird die Kirche in jener Gegend sich künftig wohl reichlich aus ihr rekrutieren. Verwandt mit dieser, aber vornehmer und gebildeter ist die Tiensian-Sekte, während die mehr politische Dsaili-Sekte schroffer auftritt, obgleich auch aus ihr tüchtige Bekehrte hervorgegangen sind.

Nicht wenig hat ferner zum Erfolge der Mission beigetragen, daß der Fremdenhaß in der Mantschurei viel geringer ist als im eigentlichen China. Es ist den Missionaren sogar gelungen, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, wesentlich durch drei Mittel: durch die ärztliche Mission, durch die Hilfeleistung in der großen Hungersnot 1888—1889 und durch das ängstliche Vermeiden jedes politischen Anscheins. Von den beiden jetzt recht stattlichen Hospitälern in Mukden und Liaoyang geht ein weithin spürbarer Einfluß aus. Meilenweit kommen die Kranken, hören die Predigten des Hospitalevangelisten, sind in der Unthätigkeit ihrer Leidenswochen für neue Lehren empfänglich und wenn auch absichtlich im Hospital niemand getauft wird, so wird doch ein großer Teil der Patienten später in seiner Heimat zu Gliedern der Kirche. Von besonderem Segen ist ein Blinder Namens Tschang geworden, welcher im Hospital zwar keine Heilung, aber seinen Heiland fand. Man brachte ihn zur Ausbildung in die Blindenanstalt des Dr. Murray in Peking, eine Anstalt, deren Segen darum so groß ist, weil die Blinden in China seit alters besondere Verehrung genießen. Tschang hat nicht bloß alle Glieder seiner Familie weit und breit zum Glauben gebracht, sondern auch in seiner Heimat Taipingkau eine tiefgehende Bewegung hervor-

gerufen. Durch die ärztliche Mission ist an mehreren ursprünglich recht verschlossenen Orten z. B. in der großen Geschäftsstadt Liaoyang die Feindseligkeit gebrochen worden. Als vor zwei Jahren hoch im Norden am Sungariflusse Rev. Robertson und Dr. Young eine neue Station gründeten, wurde der Mann, der sie in Miete nahm, anfänglich mit Schlägen bestraft und den Fremden verboten, überhaupt Besitz zu erwerben, zu predigen und zu heilen; nachdem aber ein im Kampfe mit Räubern schwerverwundeter Soldat, den man vergebens bei allen eingebornen Ärzten herumgeschleppt, von Young glücklich operiert worden war, ließ der Mandarin ihm sagen: „er solle kurieren, soviel er wolle," und im ersten Jahre standen schon 20 Taufbewerber auf der Liste.

Im vollsten Maße erwarben sich die Missionare das Vertrauen in der Hungersnot, welche auf die furchtbare Überschwemmung des Herbstes 1888 folgte. Im Dunkel der Nacht hatte der Hwun, der an Mukden vorüberfließt, die Dämme durchbrochen, ganze Dörfer weggefegt und unzählige Menschenleben vernichtet; auch das Wohnhaus des Missionars Roß wurde zerstört. Noch schlimmer war die Lage in der Tiefebene des Liao. Viele Tausende starben, als die Flut lange vorüber war, am Hungerfieber und anderen Krankheiten. Die Missionare organisierten nun mit Hilfe reicher Gaben aus Schottland und China eine Hilfsthätigkeit, welche sie in viele tausende von Wohnungen führte und in intimere Beziehungen zum wirklichen, häuslichen Leben des Volkes brachte. In Mukden war Predigt in der Kapelle, während die Billets für Getreideempfang ausgefertigt wurden; in mehreren Dörfern versammelten sich die Leute im Hofe des Dorftempels und hörten vor der Austeilung eine kurze packende Ansprache. „Der Reiz zu Insulten ist vorüber!" schrieb jetzt ein Missionar und fügte hinzu, die drei Monate, welche er dem Hilfswerke gewidmet, seien ihm sehr wertvoll gewesen, er sei dadurch in wirklichen, lebendigen, freundlichen Verkehr mit dem Volke gekommen und habe die heroische Ausdauer, die labyrinthischen Gedankengänge dieses merkwürdigen Volkes und seine außerordentliche Begabung für gemeinsames korporatives Handeln kennen gelernt. Es waren aber nicht bloß die armen Bauern, sondern vor allem auch die Beamten, welche in dieser Zeit zu Freunden der Fremden wurden. Die Hilfsthätigkeit der Mission nötigte ihnen Achtung ab. Erwies sich doch das offizielle Beamtentum als unfähig, systematisch der Not zu steuern; man wußte seine Hilfsmittel nicht an den Mann zu bringen und gab sich nicht ernstlich Mühe, in den Dorfschaften das Bedürfnis zu ermitteln. Der oberste Militärmandarin General Tso, welcher offiziell das Hilfswerk zu leiten hatte, freute sich darum, mit den Missionaren Hand in Hand gehen

zu können; auf ihren Wunsch errichtete er ein Fieberlazarett. Ein Mandarin stellte dem Missionar Roß für seine Reisen ein Pferd zur Verfügung; der Stadtpräfekt gab ihm Soldaten zur Begleitung; zur Herrichtung des Holzwerkes für die neue Kirche wurde ein großer Platz kostenlos angewiesen. Der Einfluß dieser Zeit auf den Fortschritt der Mission ist nicht hoch genug anzuschlagen. Hätten die Missionare nur 1/10 von denen, die sich damals meldeten, in die Kirche aufgenommen, so würde ihre Liste enorm angeschwollen sein. Grundsätzlich hielten sie aber jeden zurück, der Unterstützung empfangen hatte, um sich nicht mit dem Vorwurfe zu belasten, sie hätten ihre Bekehrten gekauft. Im Gegenteil, die Sorgfalt in der Zulassung zur Taufe war jetzt skrupulöser als je, und da der regelmäßige Unterricht und Predigtdienst unterbrochen worden war, stellte sich grade die Taufliste dieses Jahres nicht hoch.

Für die Überwindung des Fremdenhasses war es endlich von großer Bedeutung, daß die Missionare von Anfang an aufs peinlichste alles vermieden, was ihnen einen politischen Anschein geben konnte. Als in den letzten Unruhen Chinas auch Missionare gefährdet waren, schrieb Rev. Roß: „Der Appell an den Cäsar d. i. an das britische Kanonenbot müsse im patriotischen Chinesen die Ansicht befestigen, daß die Missionare politische Agenten seien.“ Nach diesem Grundsatze hat Roß selbst höchst selten sich an den Konsul gewandt und dessen Intervention auch dann nicht angerufen, wenn Missionseigentum zerstört wurde. Das Pochen auf die vertragsmäßigen Rechte der Ausländer schafft augenblicklich wohl Hilfe und beseitigt offenen Widerstand, pflanzt aber desto tiefer Haß und Verachtung. Roß hat darauf verzichtet und hat schönen Lohn geerntet. Auch darauf hat er mit seinen Mitarbeitern verzichtet durch die Autorität des Fremden den eingebornen Christen Schutz vor Unrecht und Bedrückung zu verschaffen. In der ersten Zeit kam es öfters vor, daß Leute Christen werden wollten, weil sie hofften, vor Beamtenerpressungen besser geschützt zu sein. In solchem Falle wurde aber die Probezeit sehr verlängert und die größte Vorsicht geübt. Mit Bedauern hört wohl der Missionar die Klage armer Bauern, denen der anderthalbfache Betrag der Grundsteuer abgenommen worden, aber um die Reinheit der Motive bei den Bekehrten nicht zu trüben und um die Feindschaft der Literaten nicht zu schüren, muß er sich jeder Einmischung enthalten. Auch sonst gilt der Grundsatz, daß die Christen ihre weltlichen Angelegenheiten wie ihre Streitigkeiten mit Behörden selbst zu ordnen haben.

Das führt uns bereits auf den dritten Erklärungsgrund für die Missionserfolge: die gesunde Methode. In dem Berichte über eine Rede des Rev. Roß auf der Londoner allgemeinen Missions-Konferenz

(Allg. Miss.-Ztschr. 1888 S. 536) lesen wir den Satz: „Weder durch Schulen noch durch ärztliche Missionen werde man die Chinesen bekehren, sondern nur durch die Predigt vom Kreuz.“ Da auch in der Mantschurei die Mission auf jene Mittel nicht ganz verzichtet, kann nur gemeint sein, daß ihre Bedeutung immer eine untergeordnete bleiben müsse im Vergleich zur direkten geistlichen Lehrthätigkeit. Thatsächlich hat Roß das Schablonenhafte mancher englischen Missionen, die nicht ohne den Unterbau eines kostspieligen Schulwesens und ohne den vollen Apparat der Senanaarbeit wie der ärztlichen Mission auskommen zu können glauben, glücklich vermieden. Er hat seine Methode auf das Arbeitsfeld zugeschnitten. Ärztliche Mission allein an einem Orte, wo das Eis schon gebrochen ist, erklärt er für große Kraftvergeudung. In sarkastischen Worten spricht er von den geistlichen Touristen, welche meinen Wundervolles geleistet zu haben, wenn sie weite Gebiete im Fluge durchzogen und tausende von Büchern verbreiteten. Von den hunderttausenden christlicher Schriften, welche durch Kolporteure und Bibelagenten vor Beginn seiner Arbeit in der Mantschurei verstreut worden, sei auch nicht bei einer Seele Frucht geblieben. Ein Mann, den er danach fragte, habe ihm gesagt: „Ja, ich habe ein solches Buch zu Hause; war nicht der Jesus, von dem du sprichst, der Sohn eines Mannes mit Namen Maria?“ Missionsreisen seien notwendig, um die eingebornen Prediger auf Außenstationen zu beaufsichtigen, und Kolportage sei unschätzbar innerhalb des Bereichs, in welchem die Stimme des Predigers stets zu hören sei; aber das wichtigste sei die stehende, an einem Ort verweilende tägliche Predigt. In den verkehrsreichsten Straßen der Städte haben darum die Presbyterianer Lokale gemietet, die jeden Nachmittag und Abend offen stehen und in denen der Missionar oder noch öfter eingeborne Prediger das Evangelium verkündigen. Viele, die Geschäfte halber zur Stadt kommen, Bauern, die ihr Getreide abliefern, treten ein und hören zu, andere kommen regelmäßig, um sich in der Erkenntnis zu fördern; Lernbegierigen wird Gelegenheit geboten, zurück zu bleiben und eingehendere Lehre zu empfangen. Für die Christen ist tägliche Bibelklasse mit fortlaufendem Unterricht eingerichtet; den Evangelisten wird in Mukden ein theologischer Kursus geboten, welcher rein seinem Zwecke angepaßt ist, und zur Anregung des Bibelstudiums den Prüfungen, an welchen auch Nichtkursisten teilnehmen, jedes Jahr ein anderes biblisches Buch zu Grunde gelegt. Von jedem Taufbewerber wird außer der vierteljährigen Probezeit ein festbestimmtes Maß der Erkenntnis verlangt und auch das bitterliche Weinen solcher, die deshalb zurückgestellt werden, darf den Missionar nicht erweichen. Nur durch diese möglichst gründliche Ausrüstung der Gemeindeglieder mit christlicher Er-

kenntnis ist es erreicht worden, daß die eigentliche Propaganda und selbst die Vorbereitung für die Taufe von den Christen selbst geleistet wird. Daß nun für die Kinder der Gemeinden mehr als bisher Schulen entstehen müssen und besonders für die Bildung des weiblichen Geschlechtes mehr geschehen muß, wird zugegeben, aber die Selbstthätigkeit der Gemeinden soll auch in erster Linie die Schulen schaffen. Mehr und mehr wird unter der Selbstthätigkeit auch die Opferwilligkeit wachsen. Frühzeitig hat man Klingelbeutel und Kollekten eingeführt. Längst sind in den größeren Gemeinden Älteste und Diakonen gewählt und am 17. Mai 1892 trat in Niutschwang zum ersten Male das neugebildete Presbyterium der Mantschurei oder Kwangtung-Presbyterium (= P. des Landes östlich der Mauer) zusammen, in welchem neun Älteste die eingeborne Kirche vertraten, während die Missionare sich darin nur die Rolle der Assistenten und Berater vorbehielten. Die Verhandlungen wurden in chinesischer Sprache geführt; den Vorsitz führte 1892 Rev. Carson (Irische M.), 1893 Rev. Roß.

Zur gesunden Methode rechne ich auch die Akkommodation an Landessitte und -brauch, z. B. die Einrichtung besonderer Zugänge zu den Kirchen für die Frauen und besonderer Emporen, auf welchen dieselben weder die Männer im Schiffe sehen noch von ihnen gesehen werden. Man überläßt es billig dem langsamen Einflusse des Evangelii, das Schroffe der Sitte zu mildern.[1]) Ich kann es, um noch ein Beispiel anzuführen, soweit mein Urteil reicht, nicht verstehen, wozu im Hospital zu Nak Tong in Korea (nach Dr. Corfes Bericht) eine Abteilung nach europäischer Weise eingerichtet ist mit Bettstellen und Ofenheizung anstatt des beliebten Kang und noch dazu mit Diakonissenpflege, während man wohl weiß, daß Männerpflege durch Frauen (wenn es nicht ihre Gattinnen sind) den Eingeborenen etwas Anstößiges ist. Bischof Corfe schreibt: „Ihr Widerwille gegen diese Verletzung der Sitte unsererseits wird uns viel Not machen;“ wozu dann aber diese unnötige Mißachtung nationaler Vorurteile? Die Hospitäler in Mukden und Liaoyang, wo die Kranken auf ihren Kang von den anstelligen chinesischen Wärtern aufs beste gepflegt werden, beweisen, daß man auch in dieser Hinsicht nationale Eigenart schonen kann.

Geben wir nun noch eine kurze Übersicht über das Missionsgebiet, so haben wir zuerst hervorzuheben, daß den unierten Presbyterianern schon 1874 irische Presbyterianer zu Hilfe gekommen sind, über deren Arbeit uns specielle Berichte nicht zur Hand sind, so daß wir

---

[1]) Über die milde Behandlung der Polygamisten vgl. A. M.-Z. 1888 S. 483.

nur ihre Stationen angeben: Yingtze (von den Schotten jetzt ganz den Iren überlassen, Rev. Hunter), Kintschau (Dr. Brander), Mukden (Rev. Fulton), Kwangtschengtsu (Rev. Carson), Kirin (Dr. Greig).[1]) Eine anonyme Gabe von 1000 Pfd. Strl. ermöglicht jetzt die Anstellung eines dritten Missionsarztes. Die Missionare beider Schwesterkirchen arbeiten in brüderlicher Eintracht zusammen nach demselben Plane und im Presbyterium sind sie mit ihren Christen zu einem Ganzen verschmolzen. Im übrigen ist die Mantschurei so glücklich, keine andere evang. Kirchenabteilung weiter zu kennen. Allerdings stellte der Erzbischof von Canterbury 1891 die Mantschurei unter den anglikanischen Bischof von Korea, Dr. Corfe, und dieser bat die S. P. G. um zwei Priester für Niutschwang, indem er die Existenz der Presbyterianischen Mission ignorierend die Sache so darstellte als gebe es am Hafen keine religiöse Versorgung der dortigen Europäer; aber später stellte sich doch der Bischof recht freundlich, nahm an der Konferenz der Presbyteriumswoche teil, spendete eine Gabe für die Hospitäler und sprach sich mit wohlthuender Wärme über das aus, was er sah und hörte. Voraussichtlich wird er sich auf die englische Kolonie beschränken.

Die unierten Presbyterianer haben seit dem Tode des hervorragend literarisch thätigen Dr. Williamson in Schanghai, der zuletzt ihr einziger Missionar im eigentlichen China war (1884), sich von dort zurückgezogen und ihre Kräfte ganz der Mantschurei gewidmet. Ihr Arbeitsgebiet gruppiert sich in drei Bezirke: Liaoyang, Mukden und Kirin.

Liaoyang, 100000 Einwohner, 80 engl. Meilen nordöstlich von Niutschwang am Fuße einer Bergkette hübsch gelegen inmitten des fruchtbarsten Ackerbodens und vieler dichtbevölkerter Ortschaften, ist die frühere Hauptstadt des Landes. Obst- und Gemüsegärten innerhalb der Mauer und breite Straßen mit schönen Läden lassen die Wohlhabenheit der Handelsstadt erkennen. Heftige Opposition, wie oben schon erwähnt, verwehrte der Mission lange Zeit die Niederlassung. Ein Evangelist unter Aufsicht von Roß war sechs Jahre hier thätig und sammelte eine unter der Verfolgung sich bewährende Gemeinde. Die ärztliche Mission besuchte wiederholt den Ort, aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es 1890, nachdem die Stimmung infolge der Arbeit des Missionsarztes und unter dem Eindruck der Hungerzeit eine andere geworden war, die nötigen Gebäude zu erwerben. Als im Winter 1891 die Kapelle abbrannte, erschien der Militärmandarin, um sein Bedauern auszudrücken. Im Mai 1892 wurde durch den zum Besuch in der Mantschurei anwesenden Vorsitzenden des Mission Board, Mr. Mac Laren, das neue

[1]) Die Statistik siehe am Schlusse.

Hospital in Gegenwart von vier Mantschubeamten und einer zahlreichen Volksmenge eingeweiht. Durch die Gabe der Gattin des Mr. Mac Laren wurde als Erinnerung an ihren Besuch ein Haus für Ausbildung von Bibelfrauen errichtet, dessen Leitung zugleich mit der Mädchenschule die Frau des Missionsarztes Dr. Westwater übernahm. Der Stationsvorsteher Rev. Wylie denkt ernstlich an einen Kirchbau, da der gottesdienstliche Raum in seinem Gehöfte überfüllt ist und keine getrennte Frauenabteilung hat. Mitten in den Neujahrsfestlichkeiten 1892 taufte er 19 Personen. Am 13. Juni 1893 wurde ein Gebäude, in welchem von Literaten eine Halle zur Erklärung des „Heiligen Edikts des Kaisers Kanghsi" eingerichtet war, der Mission zu einer neuen Straßenkapelle überlassen, nachdem das Bemühen, den eingebornen Apotheker des Hospitals für jene Vorträge zu gewinnen, gescheitert war. Gleichzeitig erbaute sich die Dorfgemeinde Fangkangpu, um den 8 engl. Meilen weiten Weg zur Stadt zu sparen, für 400 Mark ein Kirchen- und Schulhaus, während der in der Überschwemmung zerstörte Dorftempel in Ruinen liegen bleibt.

Südwestlich von L. auf halbem Wege nach dem Hafen liegt Haitschung, wohin 1887 Rev. Mac Intyre aus dem Hafen übersiedelte. Auch hier hat die ärztliche Mission (früher Dr. Westwater, jetzt Dr. Gray) segensreich gewirkt (1890: 7901 Patienten). Die auffallende Menge der Opiumraucher (man verbraucht viel einheimisches Opium!) machte eine besondere Abteilung nötig. Auch Fälle schwerer Melancholie kamen vor. „Die Thatsache, daß in einer kleinen Stadt wie Haitschung 20 Fälle versuchten Selbstmordes allein von der ärztlichen Mission behandelt worden sind, wirft ein bedenkliches Licht auf den socialen und geistigen Zustand dieses civilisierten, aber heidnischen Volkes" (1891). Mac Intyre rühmt an den Christen die wachsende Bibelkenntnis und entschuldigt die geringen Geldbeiträge der armen Leute, die von jeder Dorfgilde stark für Tempel und Theater besteuert werden. Sehr ermutigend sind mehrere Außenstationen, z. B. Taschihtschiao, wo eine Straßenkapelle und zwei Knabenschulen bestehen und ein alter Christ die Frauen in seinem Hause lesen lehrt, ferner Schuitschuan und Liatschiapu, wo gute Mädchenschulen und Bibelklassen gehalten werden.

Das eigentliche Bollwerk der Mission ist der Bezirk Mukden (Rev. Roß, Webster und Inglis; Dr. Christie). Hier sind zunächst die beiden Straßenkapellen zu erwähnen, eine in einer Vorstadt, eine in der Innenstadt, weil der Einfluß der darin geübten Thätigkeit durch das ganze Land zu spüren ist. Der Evangelist Pu Yusin ist ein fein gebildeter Literat, der die gewandteste Feder in ganz Mukden führt. Vor seiner Bekehrung verdiente er viel Geld mit Abfassung von juristischen Schrift-

stücken. Als Christ hat er zuweilen Aufsätze für christliche Blätter geliefert und arbeitet seit Jahren an einem Leben Jesu für gebildete Chinesen. Er predigt mit einem andern täglich in der einen Kapelle. Männer ohne Gelehrsamkeit, aber mit warmem Herzen und tüchtiger Bibelkenntnis wie der Hospitalprediger Tschanglin, wirken nicht minder erfolgreich. Das Hospital, von den Kindern der Uniert. Presb. zu Weihn. 1886 geschenkt, November 1887 eröffnet, ist ein günstig gelegenes stattliches Gebäude in chinesischer Architektur. Nach dem Dispensary-Register wurden 1890 von Dr. Christie und seinen Helfern 13000 Personen behandelt. Eine Erweiterung des Frauenhospitals ist jetzt im Werke. Seit 1892 bildet Dr. Christie in einem theologisch-medizinischen Kursus ärztliche Evangelisten für die Landbezirke aus. Das schönste Denkmal der festen Begründung des Christentums ist die neue Kirche mit 800 Sitzplätzen, welche an Stelle des fortwährend erweiterten und doch unzureichenden früheren Gebäudes getreten ist. Die Baukosten wurden von den Studenten des Presbyt.-Kollegs gesammelt. In der Ostvorstadt erhebt sich das imposante Bauwerk mit weithin sichtbarem Pagodenturm, durchaus kirchlich und zugleich durchaus chinesisch in Stil und Geschmack, ein Meisterwerk einsichtiger Missionare. Es wetteifert mit dem turmartigen Ostthor der Innenstadt und mit dem benachbarten Tempel des Gottes der Literatur, der Turm hält gleichen Schritt mit dem Glocken- und Trommelturm, den Zierden der Innenstadt. Alles an der Kirche ist echt chinesisch bis zu den altgewohnten Drachen- und Fabeltieren, welche über das Dach klettern und von den Dachrinnen herab den Beschauer anstarren. Dazu liegt sie an einem großen freien Platze zwischen zwei parallelen Straßen und hat die wertvolle Einrichtung getrennter Eingänge für beide Geschlechter; über jedem Eingange außerdem eine je 100 Personen fassende Halle zu Evangelisations- und Klassenversammlungen. Es war ein denkwürdiger Tag, als am 27. Okt. 1889 nahe am gelben Palaste des tartarischen Eroberers dieses Gebäude im Namen der vielbedrohten Jesusreligion vor dichtgedrängter Versammlung und im Beisein des Militärmandarinen der Provinz eingeweiht wurde. Erst 16 Jahre waren es her, seit der Missionar auf der Straße nicht gehen konnte ohne wüstes Gejohle, seit mit Trinkgefäßen nach ihm geworfen wurde! In der Kirche findet jetzt auch Sonntagsschule statt. Eine Mädchenschule und ein kleines Waisenhaus gehören noch zur Station. Die Iren, welche für ihre Christen auch in der Hauptstadt einen Sammelpunkt gestiftet haben, wollen demnächst im Westende der Stadt eine zweite Kirche bauen. Von dem eifrigen Missionstriebe der Gemeinde in Mukden ist oben schon die Rede gewesen; dieselbe unterhält mehrere Evangelisten, die meisten Mitglieder sind aber selbst die

rührigsten Verbreiter des Wortes. Die Folge davon ist ein solches Erstarken der Außenstationen, namentlich im Norden, daß mehrere derselben jetzt zu Hauptstationen geworden sind.

In Tieling, 43 engl. Meilen nördlich von Mukden, Handelsstadt von 30000 Einwohnern, wurde durch den alten Tschiao, einen geheilten Opiumraucher, 1885 die Bahn gebrochen, ein Arzt, dessen Bruder ein begeistertes Glied der hauptstädtischen Gemeinde war, bekehrte sich mit Weib und Kind, wurde aber durch Boykott gezwungen, den Ort zu verlassen. Später riß der Pöbel die Kapelle nieder und Proklamationen gegen die Fremden wurden angeschlagen. Und jetzt? Volk und Beamten sind voller Freundlichkeit; eine kräftige, selbständige Christengemeinde von über 100 Members bringt die Kosten für eine Schule auf und denkt an den Bau eines Bethauses; nahezu ebensoviel Kirchenglieder sind in 25 Dörfern umher zerstreut und von 20 engl. Meilen nach Westen, 30 nach Osten kommen die Erweckten. Auch hier sind es ganze Familien, die der Kirche sich anschließen und 9/10 der Arbeit wird von den eingebornen Helfern gethan.

Halbwegs zwischen Mukden und Tieling liegt in einem weiten Thalkessel die über 1000 Häuser zählende wohlhabende Stadt Yilu, welche lange Zeit ein kieselharter Boden schien. Der Missionar erlebte dort noch Verspottung und die Nationalhelfer wagten keine Nacht dort zu bleiben. Im vorigen Jahre ist aber unerwartet schnell die Thür geöffnet durch einen Kolporteur, welchen ein eingeborner Arzt an seinem Dialekte als Landsmann aus seiner Heimatsstadt im fernen Tschili erkannte. Im Laden eines Grobschmiedes sammelte sich allabendlich eine Schar von 30 Erweckten, über welche der zur Prüfung ausgesandte Älteste Liw guten Bericht brachte. Vergebens bemühte sich der französische Priester der dicht bei Yilu gelegenen römischen Station um diese Seelen; ihr Heißhunger nach Gottes Wort war erstaunlich, und bald nach Neujahr d. J. konnten 14 Personen getauft werden. Die kleine Kapelle hat sich schon als zu eng erwiesen.

Kaiyuen, 25 engl. Meilen nördlich von Tieling, ist oben bereits als Hauptsitz der Hwen-Yuen-Sekte erwähnt. Hier zählte 1892 die Gemeinde 425 Members, davon 60 in der Stadt, die anderen in 49 Dörfern im Umkreise von 1—30 engl. Meilen. Im vorigen Jahre wurden an einem Tage über 100 getauft. Roß erwähnt zwei große Geschäfte, deren ganzes Personal aus Christen besteht. In einem Dorfe sind von den 4 Dorfältesten 3 Christen; wer wird nun die Riten zum Neujahrs- und Laternenfeste leiten? Ein Dorfoberhaupt aus reinem Mantschublute, Mao, hörte in der Kapelle zu Kaiyuen Gottes Wort

und glaubte mit seinem ganzen Hause; obgleich ihm die Feinde sein Gehöft in Brand steckten; eine Familie seines Dorfes nach der andern wird getauft, als Tauftisch dient ein Buddhaaltar, als Becken eine für den Dienst desselben früher bestimmte Räucherschale. Mao geht selbständig auf Evangelistenreisen. Von Kaiyuen aus entstand eine Bewegung in der wichtigen Stadt Weiyuenpu, durch welche der enorme Handel von Kirin nach Süden geht. Die vor zwei Jahren eröffnete Kapelle erwies sich bei der vorjährigen Kommunionfeier schon viel zu klein, der dortige Evangelist ist selbst erstaunt über das Verlangen nach Gottes Wort. Auch in der jenseits der Pallisaden in der mongolischen Ebene gelegenen Stadt Tschangtu, wo die Chinesen das Land von den Mongolen gekauft und gepachtet haben, mußte ein Prediger angestellt und eine Kapelle eröffnet werden.

Von Tschangtu abhängig ist die weit nach Norden, halbwegs nach Kwangtschengtsu gelegene Landstadt Maimaigai (15000 Einwohner), in welcher seit zwei Jahren eine Kapelle gemietet ist und bald eine neue Station mit einem europäischen Missionar entstehen muß. Obgleich von den 217 Kirchengliedern des zugehörigen Bezirks in der Stadt selbst nur vier wohnen, so ist doch die Bewegung in den zahlreichen Dörfern seit mehreren Jahren eine sehr lebhafte. In dem Bezirke von Maimaigai liegt die interessante Gemeinde zu Taipingkau, der jetzigen Heimat des blinden Tschang. Ein Asket, der von Jugend auf nach der Wahrheit gesucht hatte, wurde hier von Tschang der Kirche zugeführt; von den nahezu 1000 Schülern desselben denkt die Hälfte daran ihm nachzufolgen. Der merkwürdige Mann hat das Evangelium mit ganzem Herzen erfaßt; er war entzückt, als ihm auf seine Bitte nach festen Liturgien ähnlich den buddhistischen Tsching die Herrlichkeit der Psalmen aufgezeigt wurde. Im vorigen Jahre taufte Roß an einem Tage 47 Personen.

Alle diese Gemeinden liegen westlich und nördlich von Mukden. Weniger geschah bisher nach Osten hin, weil hier die Bevölkerung eine spärlichere ist. Aber die Notwendigkeit, den Getauften nachzugehen, nötigt die Mission, auch dorthin ihre Kraft zu richten, zumal in jener Richtung die Kolonisation in fortwährendem Flusse ist. Besonders in der vor 13 Jahren noch wüsten Ebene Hailung, dem oberen Becken des Sungari (60 engl. Meilen lang, 10—30 engl. Meilen breit), wachsen die Orte und die Farmen und mit ihnen die christliche Diaspora. Vor 1875 bildete diese Gegend noch einen Teil der kaiserlichen Jagdgründe, in den Wäldern hauste der Tiger, die Ebene bedeckte das hohe Gras der Prärie. Jetzt ist dies Land „eine Art Manitoba“; Marktstädte mit wachsendem Handelsverkehr sind entstanden und in der Bergstadt Schantschengtse traf

Inglis im vorigen Herbste schon eine kleine Christenkolonie, darunter Leute, die von den Methodisten jenseits der Mauer, von den Amerikanern in Schantung, von den Schotten in Yingtze, vor Jahren getauft sind. Unter den Farmern im Lande traf Inglis lernbegierige Seelen, die ihn tagelang bis zur Ermüdung nach der christlichen Lehre und nach dem Verhalten zur nationalen Sitte ausfragten.

Hoffnungsreich ist das Werk im „Thale des Sieges", wo Roß vor drei Jahren das erste Dutzend Bekehrter taufte und wo jetzt der blinde Tschang die Erweckten sammelt. Inglis taufte auf seinem vorjährigen Besuche 13 Erwachsene und 6 Kinder, darunter einen eingebornen Arzt aus der Kirinprovinz, dessen Vater bei einer polizeilichen Verbrennung ketzerischer Schriften seine ganze Bibliothek bis auf ein Neues Testament verloren hatte, und einen ehemaligen Schulmeister, jetzt Farmer, welcher besonders den Artikel von der Rechtfertigung aus Gnaden, dessen Verständnis manchen Getauften fehlt, trefflich erfaßt hat. Eine Gemeinde mit zwei Obmännern und dem Blinden als Prediger ist gebildet worden und vereinigt sich aus dem Umkreise von 15 engl. Meilen zum Sonntagsgottesdienst. Ein Christ schilderte die Lage ähnlich dem Zeitpunkt unmittelbar vor dem Eisgang der Flüsse im Frühjahr. Auf seiner 360 Meilen langen Reise im Osten erlebte Rev. Inglis nur einen Tag, an welchem er keinem Christen begegnete.

Von besonderem Interesse ist die als Dependenz von Mukden betrachtete Mission in den „koreanischen Thälern". Das Grenzland zwischen China und Korea war vor 300 Jahren von der koreanischen Regierung in eine 20 Stunden breite Wildnis verwandelt worden, um die Chinesen fernzuhalten. In neuerer Zeit ist aber die chinesische Kolonisation in jene Einöden gedrungen und viele Koreaner haben sich als Pächter und Ackerknechte im Dienste chinesischer Grundbesitzer dort niedergelassen; vielfach haben sie auch Plätze kultiviert, welche die Chinesen verschmäht haben. Am Oberlaufe des Yalu, welcher die Grenze bildet, liegen 28 ganz mit Koreanern bevölkerte Thäler. Die Gebirge zwischen diesen Thälern und dem südlichen Korea sind völlig unpassierbar, thatsächlich sind sie, wenn auch auf unwegsamen Gebirgspfaden, nur von Mukden her zugänglich. Das Evangelium fand seinen Weg dahin durch merkwürdige Fügungen Gottes. Schon 1873 hatte Roß die siebentägige Reise von Niutschwang nach dem „Thor Koreas" unternommen, einem Grenzdorfe, in welchem jährlich dreimal Tauschmarkt gehalten wurde. Nach mühsamen Versuchen gelang es ihm bei seiner zweiten Anwesenheit, einen bankerotten Kaufmann zu erlangen, welcher im Dunkel der Nacht sein Sprachlehrer wurde. Roß und Mac Intyre gingen sehr bald an

die Bibelübersetzung. Ein armer Koreaner wurde als Setzer gewonnen und das Lesen des Manuskriptes machte solchen Eindruck auf sein Herz, daß er bald um die Taufe bat. Als dann 1882 das Gerücht von dem Druck fremder Bücher in koreanischer Sprache einige Mitglieder der Gesandtschaft, welche den Tribut nach Peking brachte, durch Mukden führte und ein intelligenter junger Mann den bisherigen Gehilfen ablöste, schickte Roß den letzteren mit einem Bündel Evangelien und Traktate nach seiner Heimat in den Thälern. Die Nachrichten, welche dieser zurückbrachte und welche von politischen Flüchtlingen bestätigt wurden, daß die Bücher eifrig gelesen würden und eine große Menge solcher, die den Gott des Himmels verehren, nach der Taufe verlange, bewogen endlich Roß und Webster zu einer ersten beschwerlichen Reise, auf welcher sie in vier Thälern nach eingehender Prüfung 75 Seelen taufen konnten. Mit freudigem Staunen sahen sie den Hunger großer Scharen nach dem Brote des Lebens. Auch die Verfolgung seitens mißtrauischer chinesischer Grundherren hielt das Werk nicht auf. Reisende erzählten von tausenden koreanischer Familien, in denen täglich Hausandacht gehalten und Gottes Wort gelesen werde. Der Kolporteur Li, für dessen Thätigkeit die Londoner Religious Tract Society die Kosten trägt, entfaltet eine ausgedehnte Thätigkeit, er drang schon bis in das russische Gebiet. Leider verhinderten die weite Entfernung, der brusttief liegende Schnee, die undurchdringlichen Wälder und die Gebirgspässe, vor welchen auch das Reitpferd zurückbleiben muß, den öfteren Besuch der Missionare. Im Jahre 1892 kamen Roß und Inglis auf einer Rundreise zu dem Arbeitsfelde Li's und tauften dessen Frau sowie den Lehrer der kleinen Schule, die dort entstanden war. Die meisten der vor sechs Jahren Getauften waren gestorben oder verzogen, aber Taufbewerber in Menge vorhanden, nur keine Möglichkeit sie zu erreichen. Ein besonderer Missionar für diese zerstreute hirtenlose Herde wäre sehr erwünscht.

Es gehört nicht in das Thema dieses Aufsatzes, eingehender die Pionierdienste zu schildern, welche Roß der Mission in Korea geleistet hat. Sehnsüchtig war jahrelang sein und seiner Mitarbeiter Blick nach dem verschlossenen Reiche gerichtet; als es sich aber endlich bis zu gewissem Grade aufthat, war in der Mantschurei eine solche Hochflut für die Mission gekommen, daß kein Mann von dort entbehrlich war und Roß sich freute, den amerikanischen Presbyterianern die fernere Arbeit in Korea überlassen zu können. Immerhin gehören die besten Helfer der Amerikaner zu den Täuflingen der Schotten, z. B. der junge Paik, der durch die von seinem Vater vor 20 Jahren mitgebrachten Bücher und mündliche Erzählung erweckt, nach Mukden kam und dort getauft wurde, ebenso Syangyun, der jetzige Evangelist in Seoul, der auf einer Handelsreise erkrankt, Hilfe in Mukden suchte und von Roß getauft wurde. Fortwährend werden auf den Stationen der Mantschurei (z. B. 1891

in Liaoyang) Koreaner getauft. Im Jahre 1891 entstand durch Kolportage und persönlichen Verkehr von Mukden aus eine merkwürdige Bewegung in den koreanischen Städten Gangge, Dsaschung und Hutsang; ein Mandarin schrieb von 340 Erweckten, denen von den Abgesandten des Missionars Roß, hauptsächlich einem Graduierten Tsoi die heilige Schrift ausgelegt werde. Die sehr schwierige Frage ist aber, wie dem dringenden Rufe entsprochen werden soll, so lange die Mission in Korea nicht gesetzlich frei ist. Von Mukden aus erscheint bei der Größe der Entfernung und der Schwierigkeit der Wege die Leitung unmöglich. Noch immer wartet die Mission der Stunde, in welcher Korea ganz offen sein wird und die verheißungsvollen Anfänge ihre volle Frucht bringen können.

Es bleibt uns endlich noch übrig, in den Bezirk Kirin einen Blick zu thun. Hier steht die Mission zum großen Teile noch im Stadium der Grundlegung. Im Westen liegt jenseits der Pallisaden auf mongolischem Grund und Boden, der aber von Chinesen erworben ist, die Stadt Kwangtschengtsu am Itung, einem Nebenflusse des Sungari, 200 engl. Meilen nördlich von Mukden, 75 engl. Meilen westlich von Kirin, in welcher die irischen Presbyterianer eine Station haben. Dem Missionsarzte Dr. Greig ist es neuerdings gelungen, in der Hauptstadt Kirin sich niederzulassen; die Heilung eines Freundes des Generalgouverneurs half den Zugang wesentlich öffnen. Ein Überfall und schmähliche Mißhandlung Greigs erwies sich als Folge eines Mißverständnisses, er war fälschlich in Verdacht gekommen, ein Kind geraubt zu haben. Der Zwischenfall ist für die Mission schließlich nur förderlich geworden. Seit 1892 haben auch die Schotten nördlich von Kirin in dem sogenannten Nord-Sungari-Distrikte, welcher von einem weiten nach Osten offenen Bogen des S. gebildet wird, ein vielversprechendes neues Arbeitsfeld gefunden. Die jedes Jahr wachsende Stadt Schuangschengpu, in welcher aller Handel von Nord und Ost zusammenströmt, um auf verschiedenen Wegen nach Süden zu gehen, bildete den Ausgangspunkt. Hier waren fünf Bekehrte bereits durch zwei Kolporteure der Britischen Bibelgesellschaft gewonnen worden. Wie die Freiheit der Niederlassung durch die ärztliche Mission des Dr. Young bewirkt wurde, ist schon oben erzählt. Rev. Robertson eröffnete eine Kapelle, in welcher der Helfer Tschao in origineller Weise ihn unterstützt. Von Hause aus Arzt, aus reinem Mantschublute, war Tschao durch den Respekt vor den heiligen Schriftcharakteren zum Lesen des Evangelii veranlaßt worden, die Heilungswunder Jesu hatten den Mediziner zuerst gefesselt, durch fleißiges Hören hatte er sich dann eine selbständige, eigenartige, christliche Erkenntnis gebildet. Im September des vorigen Jahres, kaum ein Jahr seit Young als einsamer Wanderer durchs Ostthor einzog,

waren bereits 35 Getaufte zum sonntäglichen Gottesdienst vereinigt; im November wurden 5 Frauen getauft, darunter die als künftige Bibelfrau des Nordens bezeichnete aufgeweckte Frau des Hausbesitzers, bei welchem die Missionare wohnen. Robertson bleibt zunächst hier, um mit den Erweckten die Schrift zu lesen und die Getauften tiefer in die Glaubenslehre einzuführen.

Zur Hauptstation ist inzwischen die weiter östlich an der Regierungsstraße nach Kirin gelegene Stadt Aschiho auserſehen. In bevölkerter Gegend, näher an den Bergen, darum schon mehr aus Steinen gebaut als das meist von Holz und Lehm aufgeführte in reizloser Ebene liegende Schuangschengpu, verspricht Aschiho ein allseitig geeignetes Centrum zu werden. Nach Osten zu erhebt sich das Hochgebirge, von dessen Urwald der Rand jetzt unter die Axt kommt, im Norden jenseits des Sungari dehnt sich die noch nicht erschlossene tatarisch-sibirische Wüste, nach Westen flacht das Land sich ab zur mongolischen Steppe und ein großer Bruchteil der Bevölkerung, besonders in Petune am westlichen Punkte des vom Sungari gebildeten Bogens, ist mongolisch, so daß Robertson schon von der Notwendigkeit der Erlernung dieser Sprache redet. Im Mai vorigen Jahres eröffnete Young die Arbeit in Aschiho, indem er drei Wochen lang insgesamt 567 Patienten behandelte. Da ihm in fast allen Herbergen die Aufnahme verweigert wurde, mußte er in einer elenden Spelunke, welche Spiel- und Opiumhölle, Bordell und Trinkhaus zugleich ist, ein schmutziges Loch von 16 Fuß Länge, 8 Fuß Breite, in welchem noch Getreide und Geräte lagerten, zum Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer machen. Schwer genug war es, an solchem Orte das Evangelium zu verkündigen und europäische Chirurgie zu üben, dabei Tag und Nacht wie ein Tier in der Menagerie von neugierigen Blicken sich beobachten zu lassen! Schließlich war seine Kraft und seine Medizin zu Ende, aber sechs Männer waren erweckt und der Boden so bereitet, daß das Komitee im November vorigen Jahres die Mittel zur Miete und Reparatur eines geräumigen Hauses, welches Wohnung, Kapelle und Hospital zugleich sein soll, bewilligen konnte.

Wir schließen diese Rundschau mit der Statistik pro 1893. Die Unierten Presbyterianer zählen 9 Stationen, 14 Außenstationen, 9 ordinierte, 5 ärztliche Missionare, 32 Evangelisten, 18 eingeborne Lehrer, 2176 volle Kirchenglieder, 390 Taufbewerber. Im Jahre 1893 sind über 300 Seelen neu hinzugethan. In der Senana-Mission wirken 5 Europäerinnen, unterstützt von 15 eingebornen Helferinnen. Die Irische Mission zählt 5 Stationen, 11 Außenstationen (außer 2 Orten mit zeitweise besuchten Straßenkapellen), 14 Evangelisten, 2 Lehrer, 9 Kolporteure, 9 Verwalter von Kapellen, 2 Knabenschulen mit 23 Tagschülern und

1 Mädchenschule mit 10 Kostgängerinnen. Getauft waren am Schlusse des Jahres 855, davon sind 325 Kommunikanten. Die Zahl der Taufen im Laufe des Jahres 1893 betrug 345. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man die Zahl der erwachsenen Evangelischen in der Mantschurei gegenwärtig auf rund 3000 angiebt.

Die politischen Vorgänge in Südafrika.

Von A. Merensky.

Die politischen Vorgänge in Südafrika haben in letzter Zeit die Aufmerksamkeit immer mehr auf dieses bis vor kurzem wenig beachtete Land gelenkt. Wenn sie auch in Europa nur wenig verstanden werden, so sind sie doch geeignet, bei uns die Erkenntnis dämmern zu lassen, daß Südafrika für die Entwicklung des Kontinents, dem es angehört, besonders für die Christianisierung dieses Kontinents eine früher nicht geahnte Bedeutung hat. Es bildet sich hier ein neuer Kulturstaat, der bald genug eine gewisse Großmachtstellung unter den Ländern der Erde einnehmen wird. Diese Entwicklung Südafrikas konnte man voraussehen, daß sie aber einen so schnellen Aufschwung nehmen würde, wie es in der letzten Zeit geschehen ist, konnte vor etwa 30 Jahren niemand ahnen, denn erst die Entdeckung und Ausbeutung der Diamant- und Goldfelder hat der begabten Bevölkerung jener Länder zu Wohlstand verholfen, unternehmungslustige Menschen besonders der angelsächsischen Rasse strömen dorthin, so daß die südafrikanische Bevölkerung europäischen Ursprungs sich bereits auf etwa 600 000 Seelen beläuft. Das innere Leben der südafrikanischen Staaten ist in lebhafter Bewegung, und die Gesamtkraft südafrikanischer Kolonisation breitet sich mit elementarer Gewalt nach Norden hin aus.

Vollständig wird die Kraft Südafrikas freilich erst dann zur Geltung kommen, wenn die verschiedenen Staatenbildungen des Landes sich vereinigt haben, und die verschiedenen Völker, die es bewohnen, durch gesunde organische Gliederung es dahin bringen, sich nicht mehr einander zu bekämpfen, sondern in Einklang mit einander zusammenarbeiten, und sich gegenseitig stärken. Ehe dieses Ziel erreicht ist, wird voraussichtlich noch einige Zeit vergehen.

Augenblicklich bietet die Landkarte Südafrikas noch ein recht buntes Bild. Nicht einmal die englischen Gebiete bilden ein einheitliches Ganzes. Die sich fast ganz selbständig regierende Kapkolonie befehdet sich im eifersüchtigsten Interessenkampf mit der Natalkolonie; in beiden Ländern gelten auch die denkbar verschiedensten Gesetze z. B. in bezug auf die Behandlung der eingebornen Bevölkerung. Das frühere Sululand wird zum Ärger der Kolonisten von der Krone Englands regiert, die Kapkolonie möchte es annektieren, der aber wird es von Natal nicht gegönnt. Pondoland stand bisher unter dem Protektorat der Kapkolonie, das südliche Bassutoland und das Betschuanenland unter dem Protektorat des englischen Reichs. Zum Überfluß hat sich die neugebildete Chartered Company großer Länderstrecken im Norden bemächtigt und regiert dort auf eigene Hand. Neben diesen Staatengebilden englischer Färbung finden wir die Freistaaten der Buren, Oranje- Freistaat und Südafrikanische Republik.

während nach Niederwerfung des Matebelenreiches nur noch ein unabhängiger Staat der Eingebornen in Südafrika besteht, nämlich Swasiland. Nimmt man hinzu, daß deutsche und portugiesische Gebiete auch noch in betracht kommen, so kann man sich darüber nicht verwundern, daß für die deutschen Zeitungspolitiker die Verhältnisse Südafrikas ziemlich unlösbare Mysterien sind. Und doch kann man voraussehen, daß eine Einigung Südafrikas fast über Nacht zustande kommen kann. Der früher so tief gehende Riß zwischen holländisch und englisch sprechenden Kolonisten schwindet mehr und mehr, indem die englische Sprache unter den gebildeten Klassen und bei den Geschäftsleuten die Oberhand gewinnt, und der alleinige Gebrauch der holländischen Sprache Eigentümlichkeit der ärmeren Burenklasse wird. Dabei findet sich republikanischer Unabhängigkeitssinn und der Wunsch sich der Bevormundung des europäischen Englands zu entziehen, auch bei dem englisch sprechenden Teil der Kolonialbevölkerung, besonders bei dem in Südafrika geborenen Nachwuchs. Mit Vorliebe nennen sich alle, die diesem angehören, Afrikaner, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gedanke, sich von England politisch ganz zu trennen, die südafrikanische Bevölkerung von europäischer Abstammung bald einigen und zu Thaten treiben würde, wenn nicht die Frage, wie die Weltmächte zu einem vereinigten Südafrika sich stellen würden, allzu schwierig und gefährlich schiene; denn das ist jedem klar, daß bei der Lage des Kaps zwischen den beiden wichtigsten Weltmeeren der Besitz der hier gelegenen Häfen für jede Seemacht nur allzuviel Verlockendes an sich hat. Man sieht England deshalb wie eine Schutzmacht an und wird für die nächsten Jahrzehnte sich damit begnügen müssen, der Volkskraft als nächstes Ziel die Überwindung der inneren Zwistigkeiten und zugleich Ausdehnung des südafrikanischen Machtbereichs auf afrikanischem Boden zuzuweisen.

Diesem groß-südafrikanischen Gedanken gehört die Zukunft. Er findet immer mehr Anhänger, unter Buren sowohl, als südafrikanischen Engländern und Deutschen. Und dieser Gedanke hat auch einen Träger gefunden, dessen Bedeutung immer klarer sich erkennen läßt. Es ist der bekannte Premier-Minister der Kapkolonie, Mr. Cecil Rhodes. Seinem Scharfsinn und seiner Energie gelang es, den Abbau der Diamantgruben, der zusammengebrochen war, zu retten, und zu neuer Blüte zu entwickeln. Damit rettete er den äußeren Wohlstand Südafrikas und erwarb selbst unermeßlichen Reichtum. Den Einfluß auf die Burenbevölkerung sicherte er sich dadurch, daß er Vorsitzender des Afrikanerbundes wurde, der dem englischen Einfluß feindlich gegenüber steht. Zugleich war und ist er bereit, den Buren alle Konzessionen zu machen auf dem Gebiet der Socialpolitik, d. h. in Südafrika der Eingeborenen-Politik. Den Eingeborenen nimmt man von den Freiheiten, die ihnen unter englischer Herrschaft gewährt wurden, ein Stück nach dem anderen. Um Südafrika zu einen, gebraucht Rhodes das Übergewicht, welches die Kapkolonie, vermöge ihrer Geschichte, ihrer Bevölkerungsziffer und ihres Handels besitzt. Ihre Macht und ihren Einfluß sucht er auszubreiten. Mit Hilfe der Kapkolonie ist es ihm gelungen, den Widerstand Englands gegen die Gründung der Chartered Company und gegen deren Vorgehen im Innern zu brechen.

Gewaltige Erfolge hat die Thatkraft dieses südafrikanischen Staatsmanns bereits erzielt. Nach Norden zu war dem weiteren Vordringen südafrikanischer Kultur der Weg verlegt durch die Portugiesen und die Matebelen Moselekazzes.

Die unberechtigten Ansprüche der Portugiesen auf Landbesitz im Innern wurden nicht beachtet, ja die Südafrikaner scheuten sich nicht, in der Nähe des alten Manica das Vordringen portugiesischer Truppen blutig zurückzuweisen. Das Sulureich, welches Moselekazze begründet hatte (Matebeleureich) hatte bisher der weiteren Ausbreitung der Buren nach Norden hin erfolgreich widerstanden. Nur einzelne Händler, Jäger und Missionare waren in seinen Grenzen gegen hohe Abgaben geduldet worden. Es war ein Meisterstück afrikanischer Diplomatie, daß es der Chartered Company gelang, Maschonaland zu besetzen, zuerst ohne daß auch nur ein Schuß gegen Eingeborene abgefeuert wurde; freilich war der Zusammenstoß mit den Matebelen dann um so heftiger. Wenn es aber bei diesem Zusammenstoß gelungen ist, mit verhältnismäßig wenig Opfern die geknechteten Maschonastämme von der Herrschaft der Matebelen und die geknechteten Matebelen von der Herrschaft Lobengulas zu befreien, so verdankt die Chartered Company diesen glänzenden Erfolg[1]) zunächst der südafrikanischen Volkskraft; denn die meisten der sogenannten Engländer, die bei diesem Kriege ins Feld zogen, waren in Südafrika geboren und aufgewachsen. — Aber nicht nur bis zum Sambesi erstreckt sich südafrikanische Macht und südafrikanischer Einfluß, das englische Gebiet am Shire und Njaßa ja bis zum Tanganjika hin, scheint bestimmt zu sein, unter die Herrschaft der Chartered Company zu fallen. Die von Kapstadt ausgehende Telegraphenlinie ist dabei, den Sambesi zu überschreiten, und der Widerstand der Portugiesen gegen das Umsichgreifen südafrikanischer Macht ist ohne Bedeutung[2]). Ja, so selbstbewußt schaut man in Südafrika in die Zukunft, daß Stimmen sich vernehmen lassen, die behaupten, auch Deutschlands Herrschaft in Südwestafrika könne und dürfe nur zeitweilig sein. Der Keim für die Entwicklung einer afrikanischen Monroe-Doktrin ist vorhanden. Afrika gehört den Afrikanern d. h. wohlverstanden den Afrikanern europäischer Abstammung, ist hier die Parole. Von großer Bedeutung für die Ausbreitung der südafrikanischen Kolonisation ist auch die Wanderlust der Buren, von deren Plänen, zu „trecken,“ gegenwärtig die Zeitungen voll sind. Der eigentliche Grund für diese Docklust liegt in der Sucht nach ungebundenem Leben, die vielen Buren eingeboren ist, aber auch in dem Umstand, daß der Landbau für den Europäer in Afrika besonders schwierig und nur unter besonderen Verhältnissen lohnend ist. Die Buren suchen Gebiete, die sie durch ein gewisses Raubsystem, durch Ausbeutung der Eingeborenen und des Wildstandes ausnutzen können. Unendlich viele gehen bei solchen Zügen ins Innere zu Grunde. Man kann wohl voraussagen, daß sich die Reste der weiter vordringenden Trecks nur an einzelnen Punkten des Innern werden ansiedeln und halten können.

In Transvaal kämpft augenblicklich das dort durch die Kämpfe mit den Engländern zum Selbstbewußsein und durch die Goldfelder zum Reichtum

---

[1]) Siehe das Nachwort.

[2]) Bekanntlich ist auch an der Westküste südafrikanische Kolonisation schon in das portugiesische Gebiet eingedrungen Im südlichen Teile der Provinz Angola finden wir westlich von Mossamedes bei Humpata eine Burenkolonie mit einem Geistlichen an ihrer Spitze, von welcher aus der südafrikanische Ochsenwagen das Land nach allen Richtungen durchkreuzt. Auf die Gebirge, die sich hier als Wasserscheide zwischen Kunene und Kwansa sowie zwischen den Zuflüssen des Sambesi und Kongo hinziehen, sind die Blicke vieler Südafrikaner gerichtet.

gelangte Burentum einen aussichtslosen Kampf um Aufrechterhaltung seiner Alleinherrschaft. Durch die Goldfelder ist das Land vom Bankerott gerettet. Das Land hat jetzt eine Jahreseinnahme von vierzig bis fünfzig Millionen Mark, während sie vor einem Jahrzehnt sich etwa nur auf eine Million M. belief. Vor Entdeckung der Goldfelder schlug der Versuch, eine halbe Million Mark in London zu leihen, fehl, während die Republik gegenwärtig über fast unbegrenzten Kredit verfügt. Der Goldbergbau ist aber durch europäisches oder kapländisches Kapital, durch die Intelligenz und den Fleiß von „Ausländern," nicht von Buren, in Schwung gebracht worden. Trotzdem gewähren die Buren den Ausländern, die ihnen an Zahl bereits gleichstehen, erst nach fünfzehnjährigem Aufenthalt im Lande ein halbes Stimmrecht, ja die Kinder von Ausländern sollen dies halbe Stimmrecht erst mit dem dreißigsten Jahr erhalten, auch wenn sie in Transvaal geboren sind, während der Sohn des Buren, der vielleicht kaum lesen und schreiben kann, es mit dem sechzehnten Jahre erhält. Geändert sollen diese Ausnahmegesetze nur dann werden, wenn zwei Drittel der Buren darum einkommen, und zum Überfluß will die Regierung jetzt diese nach so wichtigen Seiten hin rechtlosen Ausländer zwingen, Kriegsdienste zu thun. Dabei sind alle Gesetze, Steuern, auch die Einfuhrsteuern des Landes so eingerichtet, daß die gesamte Staatseinnahme fast allein durch die Eingeborenen und Ausländer gedeckt wird. Noch neuerdings hat man die Einfuhrsteuer auf 50 Kilo Weizen auf 7,50 M. erhöht, während der Bur entweder keinen Pfennig direkter Steuer oder für 1000 Morgen Landbesitz nur 6 M. Abgabe bezahlt. Daß diese Verhältnisse unhaltbar sind, liegt auf der Hand, unmöglich aber ist es nicht, daß der Republik schwere innere Stürme bevorstehen; denn leichten Kaufes werden die starrköpfigen Buren von den Vorrechten die sie sich angeeignet haben, nichts fahren lassen. Indes kann England sowohl als Mr. Rhodes die weitere Entwicklung dieser Verhältnisse getrost sich selbst überlassen. Die Stunden des Burentums sind gezählt, wo es sich der Entwickelung von Gesamt-Südafrika entgegenstellt.

Die Erstarkung und Ausbreitung der südafrikanischen Kolonisation ist für die Entwicklung und den Fortschritt der evangelischen Mission von höchster Bedeutung. Die Erschließung der zwischen dem Sambesi und Limpopo gelegenen Gebiete hat mit einem Schlage ein weites Arbeitsfeld für unsere Missionare eröffnet. Hier, wo man bis dahin nur schwache Anfänge der Mission sah, sind schon jetzt verschiedene Gesellschaften in die Arbeit eingetreten. Die englische Hochkirche hat im Maschonalande bereits fünf Stationen gegründet. Den Wesleyanern ist von der Chartered Company die Überweisung von Farmen und Bauplätzen auf jedem Dorfe, auf dem sie arbeiten wollen, in Aussicht gestellt. Der American Board hat eine Expedition ausgerüstet, um das an den Quellen des Busi gelegene Gebirgsland zu besetzen. In Banyai-Land haben Sendboten der Kapschen Burenkirche Stationen gegründet. Neben ihnen sind dort Berliner Missionare in die Arbeit eingetreten, und die Londoner Missionsgesellschaft schickt sich an, ihr altes Arbeitsfeld bei Buluwajo kräftig auszubauen. Die gesamte Missionskraft des christlichen Südafrika wirft sich auf dieses Gebiet, sodaß man annehmen kann, daß es in wenig Jahren mit dem Evangelium versorgt sein wird. Die Kolonisation wird für die Hilfe, welche die Mission bei der Kultivierung des Landes leistet, dankbar sein, wie das überall der Fall ist, wo sich Raum genug findet für die Entwicklung

beider Thätigkeiten. Leider ändert sich dies freundschaftliche Zusammengehn nur zu leicht da, wo durch das Überhandnehmen der Kolonisation die Eingeborenenfrage zu einer schweren socialen Frage wird, wie sich das auf den alten Missionsgebieten Südafrikas wieder aufs neue zeigt. Der Eigennutz und die Selbstsucht der Kolonisten scheuen sich nirgends davor, die Eingeborenen zu vergewaltigen. In der Kapkolonie gewinnen diese Regungen vielfach wieder die Oberhand, und selbst die milde Regierung des Oranje-Freistaates bedroht die Farbigen mit einer Personalsteuer von 5 Pfd. Strl. (100 Mark). Die Ausführung eines solchen Gesetzes würde das Zusammenwohnen der Leute auf Missionsstationen unmöglich machen. In der Transvaal-Republik hat man den Plan, die Farbigen von den Missionsstationen durch Ausführung des Plakkergesetzes zu vertreiben, fallen lassen müssen, aber man zwingt die Bewohner von Stationen vielfach, bei Buren Arbeit zu nehmen; denn die Buren klagen dort über Arbeitermangel, weil die auf den Goldfeldern bezahlten höheren Löhne arbeitsuchende Leute dorthin ziehen. Dabei drängt man die ackerbauenden Eingeborenen mehr und mehr in den zu enge werdenden Lokationen zusammen. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß das Swasivolk, welches jetzt von einer Königin beherrscht wird, sich mit allen Kräften dagegen sträubt, unter die Herrschaft der Buren zu kommen, während es bereit ist, ohne weiteres in den Unterthanenverband des englischen Reiches zu treten. Die Republik aber ist dabei, den Widerstand der Eingeborenen mit Gewalt der Waffen zu brechen. In Nord-Transvaal hatten einige Stämme, die Bassuto von Motyatye und die in Blauberg wohnenden Bassuto des Malebocho, sowie die Bawende des Makhato und Shewasse sich bis dahin ein gewisses Maß von Unabhängigkeit bewahrt. Jetzt eben ist ein Burenheer unter General Joubert dabei, auch diesen Teil des Landes zu unterwerfen. Der Bestand von vier alten Berliner Missionsstationen ist dadurch in Frage gestellt. Wahrscheinlich wird ein Teil der Eingeborenen sich unter das Joch der Buren beugen müssen, ein anderer Teil wird versuchen, nach Norden über den Limpopo in das Gebiet der Chartered Company auszuwandern. Unmöglich ist es nicht, daß in spätereren Zeiten, wenn das Zunehmen der weißen Bevölkerung die Farbigen Südafrikas mehr und mehr bedrängt, die Auswanderungen der Eingebornen nach dem Inneren in steigendem Maße stattfinden. Die Kolonisation wird ihnen folgen, und immer wieder wird die Frage in neuer Gestalt auftreten, in welcher Weise ein friedliches Zusammenwohnen von Weißen und Farbigen auf afrikanischem Boden zu erreichen ist. Gewiß ist, daß die afrikanischen Eingeborenen bei der Berührung mit der Civilisation nicht nur nicht aussterben, sondern sich vermehren, daß sie ein gewisses Maß von Kultur sich verhältnismäßig leicht aneignen, und daß sie es bald genug auch Europäern gegenüber lernen, Gewalt, die ihnen droht, mit den Waffen in der Hand zurückzuweisen. Werden sie auch aus Gebieten verdrängt, wohin der Durst nach dem reichlich vorhandenen Golde Scharen von Europäern zieht, so wird der Erdteil dennoch Raum für seine Urbewohner übrig behalten, denen eine hoffnungsreiche Entwicklung bevorsteht, sobald sie durch das Christentum aus den Banden des Aberglaubens und der Selbstsucht und von den Fesseln der Vielweiberei befreit sind. Zu ihrem Heile segne Gott das Werk der christlichen Mission!

Nachwort des Herausgebers.

Daß die Ausdehnung der Macht der Weißen wie eine dunkle Wolke über der eingeborenen Bevölkerung Südafrikas hängt, ist in den Ausführungen des kundigen Verfassers allerdings deutlich genug hervorgehoben worden, bedarf aber doch noch einiger Ergänzung namentlich bezüglich des Vorgehens der Chartered Company. Ich habe vor mir die gewichtige Stimme eines Engländers von ausgeprägtem britischen Nationalstolz, eines Mannes, der in seiner Kritik allerdings je und je sehr über das Ziel hinausschießt, aber von starkem Gerechtigkeitssinn und dem seltenen Mute beseelt ist, auch Freunden die Wahrheit zu sagen. Dieser unsern Lesern nicht unbekannte Mann, Dr. R. Cust, ein alter indischer Justizbeamter, hat vor einiger Zeit ein Aufsehen erregendes Schriftchen veröffentlicht, in welchem er mit den Sünden der genannten Kompanie und des Herrn Rhodes schonungslos ins Gericht geht. Dieses Schriftchen ist allen Kolonialmächten nützlich und gut zu lesen, denn obgleich es sich nur mit den Ungerechtigkeiten der Engländer im Maschonalande beschäftigt, hält es doch der gesamten modernen Kolonialpolitik einen Spiegel vor, der ihr ganz und gar nicht schmeichelt. Ich bemerke das, um uns vor dem Pharisäersinn zu bewahren, der versucht ist auszurufen: wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie diese verworfenen Engländer.

Schon der Titel ist charakteristisch, er lautet: The Matabele Scandal and its consequences by one who 1) remembers the punishement, which fell upon Cain for killing his brother and 2) is jealous of the honour of Great Britain. Der Verfasser erzählt zunächst the miserable story der Einnahme des Matabelenlandes und der Behandlung seiner Bevölkerung, eine Geschichte, die ihn an das Schicksal der Tasmanier, Maoris und nordamerikanischen Indianer erinnert. Ohne jede Kriegserklärung habe die Kompanie die Matabelen überfallen, aus Gold und Landhunger sich nicht bloß das Regiment über sie angemaßt, sondern räuberisch ihnen ihren Landbesitz genommen und das Land ohne weiteres verteilt, verschenkt, verkauft, gewissenlos das 5. und 7. Gebot außer Kraft gesetzt, Viehherden geraubt und Hirten getötet, Unterhändler des Königs Lobengula erschossen und die Thäter freigesprochen, ohne Grund hunderte getötet, die Verwundeten unbarmherzig behandelt, kurz sich viel barbarischer betragen als Lobengula, der nicht ohne Noblesse gegen diejenigen Europäer gewesen, welche mit dem Kriege nichts zu thun hatten. Man beklage das Schicksal des Kapitän Wilson und seiner Truppe; aber Cust fragt, ob nicht jeder Hausbesitzer in London das Recht der Notwehr habe gegen Diebe und Mörder. „Die, welche gefallen sind, hatten keinen Auftrag seitens ihrer Souveränin, Krieg zu führen gemäß civilisierter Kriegführung; sie machten keine Gefangenen, sie schonten keinen Menschen: Tiger, welche in eine umhegte Viehherde einbrechen, werden getötet; niemand bemitleidet den Tiger; sollen wir den Menschentiger bemitleiden?" „Die britische Nation hat oft — zu oft — eingeborenen Fürsten ihre Rechte genommen z. B. in Barma rc., aber sie hat den Unterthanen entthronter Fürsten ihr Privateigentum gelassen; nichts so Gemeines ist geschehen in den Annalen britischer Annexationen als diese Besitzergreifung von Maschonaland." „Man nennt Mr. Rhodes den Liebling der Fortuna, den Koloß von Rhodus, den modernen Napoleon oder Cortes, sollen wir hinzufügen: den Dick Turpin?" „Ist es erlaubt durch Blutströme zu waten zu einer Goldmine?" „Haben

die Britten einen Auftrag von ihrem Gott Mammon, Land, was andrer Eigentum ist, Weingärten, welche andre gepflanzt haben, einfach in Besitz zu nehmen und die Besitzer zu erschlagen und das durch bloße Abenteurer und Jäger, die ihre Lust daran haben, ihre Flinten an armen Eingeborenen zu probieren?" „Lobengula schickte Gesandte in das britische Lager; als sie Grund hatten für ihr Leben zu fürchten, versuchten sie zu entfliehen, die Wachen schossen sie nieder. Natürlich war es nur ein Mißverständnis. Was würde Lobengula geschehen sein, wenn er aus Mißverständnis einen britischen Gesandten getötet hätte?" „Diese Chartered Company ist eine umgekehrte Aborigines' Protection Society; Mr. Rhodes ist der Präsident einer Aborigines' Destruction Society . . . Was moralisch recht ist, ist recht und was moralisch unrecht ist, ist unrecht, ganz gleich wer die Akteure dieses Dramas sind, ob Engländer oder Franzosen, Deutsche oder Portugiesen, Mohammedaner oder Christen." „Es sind kaum je größere Ungerechtigkeiten begangen worden als bei der jetzigen Verteilung Afrikas. Ein Landerbeuter betrachtet den andern mit Eifersucht, Menschen werden getötet um der Dividenden willen. Das 20. Jahrhundert wird ein ähnliches Gericht über uns halten wie wir es halten über die Spanier des 16. Jahrhunderts."

Das ist eine starke Sprache, wie sie in der modernen Kolonialära noch kaum gehört worden ist. Dr. Cust ist nicht der einzige, der in seinem Vaterlande seine Stimme erhoben. Das genannte Schriftchen führt eine ganze Menge ähnlicher Zeugnisse an, wenn sie auch nicht alle so schneidig sind wie das, aus dem ich einige Citate gegeben. Ich weiß es nicht, ob es Einfluß haben wird. Der Verfasser schließt mit dem melancholischen Wort: „Meine Broschüre wird vergehen; ein oder zwei Exemplare werden auf den Gesimsen der Bibliothek des britischen Museums und der beiden großen Universitäten fortleben als ein Zeugnis der Thatsache, daß es in 1894 ein paar Stimmen in der Wüste gab, welche das Verbrechen verdammten, selbst als es von den eignen Landsleuten begangen wurde."

Literatur-Bericht.

1. **Merensky**: „Deutsche Arbeit am Njaßa, Deutsch-Ostafrika." Buchhandlung der Berliner evang. M. G. 1894. Mit einer Karte und 24 Abbildungen. Geb. 5 M. Dieses 368 Seiten umfassende Buch enthält nicht bloß die bisherige Geschichte der durch den Verfasser begründeten jungen Berliner Mission im Kondelande und der gleichzeitig ins Werk gesetzten benachbarten Mission der Brüdergemeine, sondern umschließt auch die deutsche Kolonialarbeit im Njaßagebiete, namentlich die Gründung der Militärstation Langenburg und was mit derselben im Zusammenhange steht; daher der so allgemein gehaltene Titel. Die drei ersten Kapitel geben eine kurze lichtvolle Orientierung über die bisherige Kulturgeschichte Ostafrikas überhaupt und der katholischen wie evangelischen Missionsthätigkeit daselbst. Die Urteile, welche in diese Orientierung eingeflochten werden, sind durchgehends treffend, nur bedarf,

was über die Stellung „der maßgebenden Regierungskreise" zur Mission der Ch. M. S. in Deutsch-Ostafrika, speciell am Kilimandscharo gesagt ist, einiger Richtigstellung. Es sind nicht bloß „die deutschen Zeitungsleser gewöhnlichen Schlags," welche dieser Mission ihre Stellung schwer, ja zum Teil unhaltbar gemacht haben. Auch vermissen wir in Kap. 3 die Bayrische und die Neukirchener Mission, die wenigstens hätten erwähnt werden sollen, obgleich sie durch die Ungunst der kolonialpolitischen Diplomatie in das englische Gebiet verschlagen worden sind. Kap. 4—17, die den Hauptinhalt des Buches bilden, beschäftigen sich mit der Gründungsgeschichte der beiden deutschen Missionen am Nordende des Njaßa und der Schilderung des Landes und Volkes der Konde. Was diesen Abschnitt besonders fesselnd macht, das sind nicht bloß die Reiseerlebnisse und die romantischen Reize, die mit dem Beginn jeder jungen Mission verbunden sind, sondern die vielen lehrreichen praktischen Winke für Missionsausrüstungen, Missionsreisen, Lebensweise der Missionare in Afrika, Stationengründung und den gesamten Missionsbetrieb, aus denen überall die Erfahrung des kundigen Missionsarbeiters und des gründlichen Afrikakenners hervorleuchtet. Wie des Verfassers treffliche „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika," so bietet auch das vorliegende Buch gerade in dieser Richtung einen reichen Schatz gesunder missionsmethodischer Beratung, mit dem sich bekannt zu machen, wir jedem praktischen Missionsarbeiter dringend empfehlen. Auch der Anhang, namentlich I—III, ist in dieser Beziehung sehr wertvoll. Den Schluß macht die Erzählung der Rückreise, in die abermals manches gute Körnlein Salz eingestreut worden ist. Noch besonders aufmerksam machen wollen wir auf die allerdings durch Fiebererkrankung getrübte Episode des Aufenthalts des Verfassers in Blantyre (Kap. 6), der wir das liebliche Bild dieser im hoffnungsvollsten Aufblühen begriffenen schottischen Mission aus der Feder eines deutschen Augenzeugen verdanken.

2. „Bilder aus dem Gebiet der Norddeutschen Miss.-G. auf der Sklavenküste in Westafrika." Bis jetzt 5 Hefte, jedes mit 8 nach photographischen Aufnahmen hergestellten und von einem kurzen erläuternden Texte begleiteten Bildern, die zusammen gegen 3,20 M. von der Expedition der Norddeutschen M.-G., Bremen, Ellhornstraße 26 franko versandt werden. Wir haben es hier also mit wirklichen Bildern zu thun und zwar mit sehr schönen, die deutlicher als alle Beschreibungen uns das westafrikanische Leben veranschaulichen. Das erste Heft stellt die Missionsstation Keta, das zweite die Bergstation Amedschovhe dar, so daß man beide ziemlich allseitig zu sehen bekommt. Unter der Überschrift: Missionsarbeit bringt das dritte Heft allerlei Bilder aus Kirchen und Schulen, von Schülern und Lehrern Diakonissen und ihren Pfleglingen; das vierte veranschaulicht das Reiseleben der Missionare, und das fünfte giebt unter dem Titel: Land und Leute meist Landschafts- und Wirtschaftsbilder. Die Bilder gehören zu den besten, die ich je in Reisewerken gesehen und von dem erklärenden Texte darf man sagen, er ist kurz und gut.

3. **Max Müller**: „Anthropologische Religion." Aus dem Engl. von Winternitz. Autorisierte vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, 1894. Engelmann. 11 M. Dritter Band der bekannten Gifford-Vorlesungen (vgl. 1893, 93). Der Titel ist nicht sofort klar. Der Übersetzer hätte das Buch am liebsten betitelt: „Der Mensch als Gegenstand der Religion." Müller versteht darunter „die Geschichte der mannigfachen Versuche, etwas

Unendliches und Göttliches im Menschen zu entdecken." Mit dem, was man gewöhnlich Anthropologie nennt, der Wissenschaft vom Menschen und seiner Civilisation, hat der Müllersche Begriff von „anthropologisch" also nichts zu thun. Es handelt sich vielmehr in ihr darum, wie der Mensch dazu gekommen ist, im Menschen erst etwas nicht bloß Menschliches, dann etwas Übermenschliches und schließlich etwas Unsterbliches und Göttliches zu finden. Die Untersuchung über diesen Prozeß, die Polemik gegen die verkehrten Erklärungsversuche der Religion überhaupt, (besonders contra H. Spencer. Vorl. 5) und gegen unzuverlässige Quellen (Vorl. 6 und Anhang V. und VI.) über die Entdeckung der Seele samt der sprachlichen Analyse der Worte für Seele; über die Seele im Menschen und die Seele in der Natur (Vorl. 7 u. 8); über die Totengebräuche und die Gedanken über die Abgeschiedenen, wo und wie sie existieren, den Ahnenkult, 2c. (Vorl. 9—11); über den Weg von der Verehrung der Abgeschiedenen zur Apotheose, und über den Unsterblichkeitsglauben (Vorl. 13) — diese Untersuchung ist überaus lehrreich und um so spannender, als sich der Verfasser hier auf einem Gebiete bewegt, das nicht schon in früheren seiner Schriften ausgiebig behandelt worden ist. Die Diktion allerdings ist etwas breit, aber diese Breite wird paralysiert durch die schöne und immer geistvolle Sprache; es fehlt nicht an Wiederholungen, aber diese vielleicht etwas zu häufigen Rekapitulationen sind Meisterstücke der Klarheit; der Verfasser schweift von seinem Gegenstande nicht selten ab, aber diese Episoden werfen immer neues Licht auf ihn. Die vorliegende Arbeit ist ein glänzender wissenschaftlicher Versuch, ohne den Beistand dessen, was man eine specielle Offenbarung genannt hat, lediglich durch den gehörigen Gebrauch der menschlichen Vernunft — wie den Glauben an Gott so auch den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Wiedervergeltung im Jenseits zu erklären, und man kann ihr das Lob nicht vorenthalten, gründlich, besonnen und nüchtern nicht bloß durch Schlüsse a priori sondern durch historische und namentlich sprachliche Untersuchungen ihre Aufgabe gelöst zu haben.

Ein anderes aber ist es, wenn der gelehrte und beredte Verfasser, der ein so geschärftes Verständnis für die natürliche, d. h. außerhalb der spezifischen Offenbarung stehende Religion hat, durch seine Untersuchungen den Beweis geliefert zu haben meint, daß es wie ein wirkliches Wunder so auch eine wirkliche Offenbarung gar nicht gebe, daß die natürliche Religion genüge und die einzige Offenbarung des Unendlichen im Endlichen sei, und wenn er gar für diese Behauptung die Autorität des Paulus in Anspruch nimmt. Das ist ein Schluß, der weit über das Ziel hinausschießt. Der Verfasser hat wohl den Paulus für sich, solange er von einem Suchen, Tasten und Ahnen der Wahrheit seitens der außerhalb der Offenbarung stehenden Menschheit spricht und wir folgen ihm mit dem lebhaftesten Interesse, so lange er sich darauf beschränkt, uns anschaulich zu machen, auf welchem Wege und bis zu welchen Ergebnissen der Mensch allein durch den gehörigen Gebrauch seiner Vernunft in seinem religiösen Suchen gekommen ist. Aber er hat nicht bloß den Paulus wider sich, sondern auch den, der größer ist als Paulus und der gesagt hat: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß Ich der Wahrheit Zeuge bin;" „Ich kenne den Vater" und „Niemand kommt zu ihm ohne durch Mich" und der uns persönlich der Bürge seines Zeugnisses über die unsichtbare Welt ist. Müller hat diese in Religionssachen maßgebende Autorität wider sich, wenn er die

Notwendigkeit und die Thatsächlichkeit der Offenbarung leugnet, weil es bis zu einem gewissen Grade religiöse Erkenntnisse auch außerhalb derselben giebt. Den Glauben, der eine gewisse Zuversicht ist, giebt nicht die Müllersche Deduktion, mit so großem Scharfsinn sie auch geführt wird, sondern lediglich die Überzeugung, daß Gott sich geoffenbaret hat in dem Sinne, wie das N. T. den Begriff gebraucht. Die Brücke, welche der Verfasser aus der natürlichen Religion in das Christentum hinüberschlägt, kommt nur dadurch zustande, daß er auf der einen Seite die christlichen Begriffe eines guten Teils ihres Inhalts entleert, während er auf der andern die Gedanken der nichtchristlichen Religionen idealisiert, und das wirkliche Leben ignoriert, das sie erzeugt haben, ein Vorwurf, dessen Berechtigung er selbst wenigstens bis zu einem gewissen Grade zugiebt. Auch wird er in seiner Polemik gegen die orthodoxe Theologie nicht selten sarkastisch und mehr als einmal kämpft er gegen Behauptungen, die auf Mißverstand beruhen. So bekommen auch die Missionare, von denen er sonst mit viel Anerkennung zu reden pflegt, je und je einen unverdienten Hieb. Überhaupt steht man unter dem Eindruck, als ob Müller in dem vorliegenden Buche, namentlich in der Vorrede und in den ersten vier Vorlesungen, die nur in einem losen Zusammenhange mit dem eigentlichen Gegenstande seiner Untersuchung stehen, eine polemische Schärfe gerade gegen die Vertreter des positiven Christentums anwende, die mir wenigstens in seinen früheren Schriften nicht in dieser Weise aufgefallen ist. Und wir bedauern das, weil es die Gefahr nahe legt, daß über der Abwehr dieser Angriffe die Willigkeit Schaden leidet, in der Schule eines Mannes zu lernen, der ein Meister ist auf dem Gebiete der natürlichen Religion und ein so willkommener Bundesgenosse im Kampfe gegen den Materialismus.

Die Übersetzung ist musterhaft.

3. **Chatelain**: Folk-Tales of Angola. Fifty tales with Ki-Mbunda text, literal english translation, introduction and notes. Boston and New York. Leipzig, Köhlers Antiqu. 1894. — Der Verf. dieses vornehmlich für Sprachforscher und Liebhaber von Volksmärchen interessanten Buches war dreimal in Angola; das erstemal „als Pionier und Linguist der Bischof Taylorschen sich selbst erhaltenden Mission" von 1885—1888; das zweitemal „als Philologist einer von den Vereinigten Staaten nach Westafrika entsandten wissenschaftlichen Expedition" von 1889—90; und das drittemal „als Handelsagent der Ver. Staaten" 1891—93. Nachdem er sich gelegentlich seines ersten Aufenthaltes zunächst des Portugiesischen und dann im Innern besonders zu Malange des Ki-mbundu bemächtigt, veröffentlichte er über das letztere außer einer Fibel eine Grammatik und ein Lexikon. Während seines zweiten Aufenthaltes sammelte er, unterstützt durch einen jungen Christen von Malange, eine große Anzahl von märchenartigen Volkserzählungen, die er bei dem dritten Aufenthalt ergänzte, sichtete und neu durcharbeitete. Das Ergebnis dieser Revisionsarbeit ist das vorliegende Buch, dem vermutlich noch ein weiteres folgen wird, welches historische Traditionen bringen soll. Die gebotenen 50 Erzählungen sind sämtlich Volksdichtungen, Tierfabeln u. dergl. Sie sind in Ki-mbundu mit wörtlicher englischer Übersetzung gegeben und mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Das Ganze ist ein wertvoller Beitrag zur westafrikanischen Sprachen- und Folklore-Kunde. Wck.

Die evangelischen, besonders deutschen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Eine Übersicht von Pfarrer Richter in Rheinsberg (Mark).

Das neunzehnte Jahrhundert ist ein Missionsjahrhundert. Besonders gilt das von Afrika. Vergleichen wir das Kartenbild dieses Erdteils, welches die Atlanten vor dreißig Jahren boten, mit dem der neusten Karten, so gewinnen wir den Eindruck: der dunkle Erdteil ist in das helle Licht der wissenschaftlichen Erforschung und Erkenntnis gestellt; seine verschlossenen Thore sind geöffnet worden. Von allen Seiten strömen die Kulturpioniere nach Afrika hinein, der Handel schafft Jahr um Jahr neue Dampferlinien, Telegraphenverbindungen und Eisenbahnbauten. Wollte da das Christentum, besonders das evangelische, seiner seit einem Jahrhundert behaupteten Stellung nicht verlustig gehen, überall der geographischen Entdeckung und kommerziellen Erschließung wo nicht voraufzugehen, so doch unmittelbar zu folgen, so mußte ihm diese Erschließung Afrikas ein mächtiger Antrieb zu neuer, weiter Ausdehnung der Missionsarbeit werden. Die koloniale Ära wies der ev. Mission die Richtung, in der sie vorzugehen hätte. In dem Jahrzehnt 1884—1894 ist fast ganz Afrika mit Ausnahme verhältnismäßig weniger Gebiete unter die europäischen Mächte verteilt worden. Jede Macht hat es als ihre besondere Aufgabe angesehen, den von ihr mit Beschlag belegten Teil zu durchforschen, zu erschließen und zu kultivieren. Die nationale Teilnahme wendet sich in jedem Lande den eigenen Kolonien in Afrika zu. So ist es auch in Deutschland. Unser Vaterland hat eine große Aufgabe in seinen afrikanischen Schutzgebieten, und seit der Besitzergreifung derselben ist viel geschehen, um die Existenzbedingungen derselben nach allen Seiten hin zu erforschen. Es ist natürlich, daß sich auch die Liebe der deutschen Missionsfreunde besonders diesen Gebieten zuwendet, in welchen unserm Vaterlande die Kulturaufgabe zukommt. Allerdings war es eine Übertreibung, wenn die Kolonialschwärmer in der ersten Begeisterung an die deutschen Missionsgesellschaften das Ansinnen stellten, sie sollten ihre übrigen Missionen in nichtdeutschen Kolonien aufgeben oder wesentlich beschränken, um ihre Hauptkraft den deutschen Gebieten zuzuwenden. Die christliche Mission ist international, weil sie das Reich dessen baut, dem die ganze Welt gehört. Und es wäre ein folgenschwerer Irrtum gewesen, alte, reichgesegnete Missionsgebiete aufzugeben oder in ihrem Wachstum zu beschränken, um etwas Neues anzufangen. Auch das war verkehrt,

daß man die Losung ausgab „nationale Missionen", als seien nur Deutsche tüchtig und fähig, in den deutschen Kolonien Mission zu treiben, und müßten die in unsern Gebieten im Segen arbeitenden englischen Missionare um ihrer Nationalität willen ausgeschlossen werden. Was sollte wohl aus unsern indischen und südafrikanischen Missionsgebieten werden, wenn die Engländer auch nur national englische Missionare dulden wollten! Nur darum konnte es sich handeln, daß die deutschen Missionsgesellschaften, wenn sie irgend in der Lage waren, ein neues Missionsgebiet in Angriff zu nehmen, in erster Linie ihre Aufmerksamkeit unsern Kolonien zuwandten, oder wenn sie in deutschen Kolonien bereits arbeiteten, diesen ein besonderes Maß von Pflege angedeihen ließen.

Die nachfolgende Übersicht wird zeigen, in welchem Umfang die evangelischen Deutschen bereits in die Missionsarbeit in den Kolonien eingetreten sind. Indem sie aber neben den Führern der kolonialen Begeisterung Hand an dieses Werk legten, hatten sie daheim und draußen einen schweren Kampf zu bestehen, um ihre Unabhängigkeit und Eigenart als evangelische Missionen zu bewahren. Die Kolonialpolitiker hatten zum großen Teil gar keine oder doch keine richtige Vorstellung von den Aufgaben, Methoden und Zielen der evangelischen Mission; nach ihrem Verständnis des Afrikaners schien ihnen das wichtigste zu sein, daß ihm eine gründliche Übung und Anleitung zu landwirtschaftlichen Arbeiten und einige Geschicklichkeit in den Handwerken angedrillt werde. Den religiösen Gehalt des Christentums zu fassen, sei er nicht imstande, und wäre er es auch, so würde ihm solche abstrakte Belehrung nichts nützen. Major von Wißmann, der Stimmführer dieser Anschauungen, faßte dieselben zusammen in die Losung: „erst labora, dann ora". Es war in erster Linie das Verdienst D. Warnecks, daß er dieser Verkennung der evangelischen Mission gründlich gesteuert und überzeugend nachgewiesen hat, daß es ihre gottgeordnete Aufgabe sei, überall an der Umgestaltung der Herzen für das Reich Gottes zu arbeiten, indem dieser centralen Kernarbeit alle Fortschritte in der äußeren Kultur von selbst nachfolgen.[1])

[1]) Außerhalb der Missionskreise hat sich diese Strömung noch keineswegs verlaufen. Erst jüngst hat ein Herr v. Brandt (wohl der vielbesprochene frühere Gesandte in China!) in den „Deutschen geograph. Blättern" (Heft 3, S. 201) wieder stark in dasselbe Horn geblasen. Und zwar hat er sich mit dem erst labora nicht begnügt, sondern auch nur deutsche Sprache in den Missionsschulen und — wenn wir ihn recht verstehen — Oberleitung der Mission seitens der Kolonialregierung gefordert!! Das sind ja nette Ratschläge, die den Missions-Gesellschaften große Lust machen müssen, in deutsche Schutzgebiete zu gehen. Wir wissen nicht, was diesen Herrn legitimiert, sich zum Missionstheoretiker aufzuwerfen; uns wenigstens ist nichts bekannt geworden, wodurch er sein Recht bewiesen hätte, als Sachverständiger in Missionsangelegenheiten mitzureden. D. H.

Noch eine andere Gefahr drohte der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien. Die Kolonialpolitiker hatten fast ohne Ausnahme größere evangelische Missionsgebiete und alte evangelische Missionsstationen nicht kennen gelernt. Dagegen lag ihnen in dem wichtigsten Schutzgebiete Deutsch-Ostafrika die katholische Missionsstation Bagamoyo mit ihren schönen Gebäuden und ausgedehnten, sorgfältig gepflegten Plantagen vor Augen und imponierte ihnen. Daß die — meist gekauften — Pfleglinge dieser Mission ohne Ausnahme von ihrem Volk losgelöst und ihr Leben lang in strenger Isolierung gehalten wurden, daß also eine volkstümliche Mission hier weder beabsichtigt noch erzielt war, störte sie nicht. Sie gewannen den Eindruck, daß die katholische Mission besser als die evangelische imstande sei, die Neger zur Arbeit zu erziehen, und sie verfolgten dementsprechend den Grundsatz, die Anlegung katholischer Missionsstationen möglichst zu begünstigen. Geht nun überhaupt durch unsere Zeit ein starker Zug der Romverherrlichung, so kam diese Strömung in den kolonialpolitischen Kreisen demselben entgegen. Der Erfolg ist, daß sich in allen Kolonien und zum Teil in rücksichtsloser Weise neben den alten evangelischen Missionen neue katholische eingedrängt haben. Wenden wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen den einzelnen Kolonien zu, so richten wir unsern Blick zuerst nach Westafrika.

I. Togo und Kamerun

haben ähnliche klimatische, und zum Teil auch ethnologische und geschichtliche Verhältnisse. Beide liegen in dem Gebiete der gefährlichen westafrikanischen Fieber, wahre Todesländer, in denen schon über hundert evangelische deutsche Missionsgeschwister vom Tode dahingerafft sind. Beide waren noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts hinein Hauptexportgebiete für den westafrikanischen Sklavenhandel. Christen haben sich hier schmachvoll an den hilflosen Schwarzen versündigt; doppelt ist es Christenpflicht, daß wir an unserm Teil, in unserm Gebiet das viele Böse der vergangenen Zeit gut zu machen versuchen.[1]) In beiden Gebieten sind in den Küstenstrichen die Neger durch den entsittlichenden Sklavenhandel und durch den massenhaft eingeführten Branntwein tief entartet, ein harter Missionsboden!

a) Das Schutzgebiet Togo weist an seiner nur 52 Kilometer[2]) langen Küstenlinie einen öden Dünensaum auf, von dichtem Dorngestrüpp über-

---

[1]) Es ist eine Schande, daß noch im vorigen Jahre (1893) eine Hamburger Firma gewagt hat, Hunderte von Dahome-Sklaven in Ketten von der Sklavenküste nach dem Kongo als sogenannte „freie Arbeiter" zu exportieren!

[2]) Der Gesamtumfang von Deutsch-Togo beträgt 60 000 Quadratkilometer.

wuchert; dahinter dehnen sich in der ganzen Länge der Küste Lagunen aus, zum Teil versumpft, zum Teil von schiffbaren Wasseradern durchzogen. Landeinwärts erhebt sich das fruchtbare und für afrikanische Verhältnisse dichtbevölkerte Land in sanft ansteigenden, einförmigen Wellenlinien bis zu dem Opossum- oder Fetisch-Gebirge, welches von der Goldküste nach Dahome das Land von WSW. nach ONO. durchstreicht. Jenseits desselben schließt sich das sudanische Hochland an. Das Land ist bevölkert von dem in viele Stämme zerspaltenen Evhe-Volk, einem kaffeebraunen, stark gebauten Negerstamm mit kurz geschorenem, wolligen Haar; im ganzen ein friedfertiger, mäßiger und bildungsfähiger Menschenschlag.

In dem Hauptort an der Küste, Anehó oder Klein-Popó, dem Stützpunkt der deutschen Schutzherrschaft, hatten die englischen Wesleyaner seit langen Jahren eine kleine Station, die aber nur von einem schwarzen Lehrer besorgt wurde. Seit der deutschen Occupation ist sie an die deutschen Methodisten übergegangen. Diese haben am 17. Juli 1892 in der Paulus-Kapelle in Nürnberg für Klein-Popó den Prediger Joh. Mühleder ordiniert. Derselbe hat außer seiner Hauptstation zwei Außenstationen in Gridji, einem Vorort von Klein-Popó, und Porto Seguro, gleichfalls auf der Nehrung. In Klein-Popó wird die Kirche und die Schule gut besucht.[1])

Neben den Methodisten haben sich 1892 an der Küste die Katholiken der Steyler Missionsgenossenschaft festgesetzt, sie sind mit einem bedeutenden Personal an die Arbeit gegangen; gleich im ersten Jahr (1892) sind zwei Priester und acht Laienbrüder hinausgesandt. Die erste Station Lome ist schon ausgebaut, eine Kokospflanzung von 1200 Stämmen ist angelegt und eine Schule von 16 Kindern eröffnet. Auf der zweiten Station Adjido, einem zu Klein-Popó gehörigen Dorf, also in der störendsten Nachbarschaft der Methodisten, wurden zu Ostern 1893 die provisorischen Bauten eröffnet, die Schule ist noch in den Anfängen. Eine dritte Station ist in Togo, jenseits der Lagune, in Aussicht genommen.

Gleichfalls in Klein-Popó hat die Kolonialverwaltung einen ganz kleinen Anfang mit einer leider religionslosen Schule gemacht; dieselbe wird von 60 Kindern besucht. Der Antrieb dazu liegt in dem gemeinsamen Wunsche der Kolonialbehörden und der Neger, ein wenig Kenntnis der deutschen Sprache zu verbreiten.

Im Innern des Togolandes arbeitet bereits seit dem Jahre 1847 die vielgeprüfte und im Leiden bewährte Norddeutsche Mission.[2]) Die

---

[1]) Soeben trifft die Nachricht ein, daß der wesleyanische Missionar Mühleder am 28. Februar 1894 nach nur 1½jähriger Wirksamkeit gestorben ist. Die deutschen Methodisten sind entschlossen, die Mission in Togo aufrecht zu erhalten und alsbald Ersatz hinauszusenden.

[2]) Zahn, Zum Verständnis der Arbeit der Norddeutschen Mission; in dieser Zeitschrift 1881, Beibl. 8. Derselbe, Die Norddeutsche Missionsgesellschaft; 1886,

englisch-deutsche Grenzregulierung vom Jahre 1891 hat es so gefügt, daß zwei der Stationen dieser Gesellschaft und elf ihrer Außenstationen auf deutschem Gebiet liegen. Ihren Stützpunkt an der Küste hat diese Mission aber in dem englischen Keta und ihr gesegnetstes Gebiet in dem gleichfalls zur englischen Kolonie geschlagenen Pekidistrikt. Dieser westliche Teil des Evhelandes ist gründlich durchgearbeiteter Missionsboden. Die norddeutschen Missionare haben die Evhesprache zur Schriftsprache erhoben, große Teile der Bibel übersetzt, ein Gesangbuch und Schulbücher in ihr verfaßt. Vornehmlich aus ihrem Seminar für Eingeborene, das leider 1891 infolge des plötzlichen Todes des begabten Missionars Knüsli vorübergehend geschlossen werden mußte, sind bereits 37, zum Teil recht tüchtige und treue Nationalhelfer hervorgegangen. Unter den 1247 eingeborenen Christen (von denen etwa 500 auf deutschem Gebiet wohnen) zeigt sich neben den den jungen Heidenchristen immer noch anklebenden Schwächen ein reger, kirchlicher Sinn, der sich in sehr fleißigem Kirchenbesuch bethätigt, ein lebendiges Missionsinteresse, das schon ein wenig sich in der Teilnahme an der Missionsarbeit äußert, und eine erfreuliche Opferwilligkeit zu den Kirchen- und Schulbauten und sonstigen Kollekten.

Die Station Ho besteht schon seit 25 Jahren, sie gleicht einem großen, ansehnlichen Gutsgehöft; das stattliche, zweistöckige Missionshaus, die Kirche, die Schule, die Wirtschaftsgebäude, die große Plantage mit 2000 Kaffeebäumchen und 900 Orangen, mit ihrem Versuchsfelde für Cacao und Guinea-Korn — alles zeigt, daß hier ein Lichtpunkt ist mitten im finstern Todeslande. Auf der Außenstation Kpengoe besteht gleichfalls schon seit 1881 ein Christengemeinlein. Der angesehene Noah Yawo bekehrte sich zuerst gründlich und setzte es durch, daß auch noch acht andere Familien teils ganz, teils in einzelnen Gliedern zum Christentum übertraten. Die Station Amedschovhe ist 700 Meter hoch im Jahr 1889 als Gesundheitsstation auf dem Gebirge angelegt; das Missionshaus ist 1892 vollendet und bezogen. Der Premierlieutenannt Herold von Misahöhe urteilt darüber, daß es das „gleichzeitig gesundeste, aber auch stolzeste Bauwerk des Togogebietes sei“.[1]) Eine

S. 387—417. D. Vietor, Aus der Geschichte der Norddeutschen Mission; 1886, Beibl. Sept.; 1887, Beibl. Jan. Die Jahresberichte und das Missionsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

[1]) Er schreibt (Amtl. Kolonialbl. 1892 Nr. 11): „Wenn so die Missionare geschickt benutzten, was die allgütige Natur ihnen freigebig gewährte, haben sie außerdem ihre Erfahrung mit Klugheit praktisch verwertet, indem sie in den Grenzen ihrer leider beschränkten Mittel alle Hilfsmittel der Technik heranzogen, um das gleichzeitig gesundeste, aber auch stolzeste Bauwerk des Togogebietes hier aufzuführen, welches deshalb ein Muster für alle neu zu errichtenden Massivbauten in den Tropen zu nennen ist. — Da der ganze Bau grundsätzlich mit thunlichst ausschließlicher Benutzung einheimischen Materials durch eingeborene Handwerker und Arbeiter von einem Missionar ausgeführt wurde, liefert dieser Umstand den glänzendsten Beweis dafür, daß die evangelischen Missionare die Eingeborenen mit großem Erfolge zur

dritte Station auf deutschem Gebiet ist in der Entstehung begriffen. In wie erfreulichem Wachstum diese Evhe-Mission sich jetzt befindet, zeigt der Umstand, daß die Zahl der Christen von 660 im Jahre 1888 in 6 Jahren (bis 1894) auf 1247 gewachsen ist, und die Zahl der Außenstationen im Jahr 1891 um zwei, im Jahr 1892 um fünf vermehrt werden konnte. Selbst die Heiden haben den Eindruck, daß die Mission sicher den Sieg gewinnen wird, sie vergleichen die Christengemeinde mit der Axt, die zwar klein sei, aber doch den großen Baum des Heidentums zu Fall bringen werde. Leider hat diese tüchtige, solide Mission trotz ihres bescheidenen Etats von nur 122000 M. seit einigen Jahren wieder mit Geldverlegenheiten zu kämpfen, und die letzte Abrechnung (1894) schloß mit einer Gesamtschuld von 43400 M. Hoffentlich reichen die norddeutschen Missionsfreunde dieser ihrer Mission fortan reichlichere Geldmittel dar, damit sie nicht genötigt werde, ihre nach unbeschreiblich schweren Jahren nun endlich aufblühenden Arbeiten einzuschränken.

Im äußersten Nordwesten des Togolandes ragt noch ein Zipfel des Arbeitsgebietes der Baseler Mission auf der Goldküste über den Volta-Strom, der hier die Westgrenze des deutschen Schutzgebietes bildet. Es sind die am weitesten vorgeschobenen Vorposten der Station Anum, die von dem Negermissionar Hall besetzte Station Ntschumuru[1]) im Land Nkonya (seit 1888) und die von dem Negermissionar Clerk besetzte Station Worawora im Lande Boem (seit 1891). Die Landschaften Nkonya und Boem liegen schon im sudanischen Hochland und bezeichnen an dieser Stelle die Grenze, bis wohin der mohammedanische Einfluß der Haussa Staaten, besonders durch Vermittelung des sehr lebhaften Karawanenverkehrs vorgedrungen ist. In beiden ist die Macht des Fetischdienstes noch unangefochten, selbst Menschenopfer zu abergläubischen Zwecken sind häufig. Die beiden Negermissionare haben bisher ein kleines Häuflein von 19 Christen gesammelt.

b) Die Kolonie Kamerun, an der innersten Einbuchtung des Meerbusens von Guinea gelegen, umfaßt nach der neusten Abgrenzung etwa 495000 qkm, ist also ungefähr so groß wie das deutsche Reich. Eine Zeit lang die populärste unserer Kolonien, ist sie in den letzten Jahren im öffentlichen Interesse durch Deutsch-Ostafrika in Schatten gestellt; nur eine Reihe trauriger Episoden, wie die Strafexpedition gegen die Bakwiri (Nov. 1891), und gegen die aufständigen Bakoko (Sept. bis Nov. 1892) und der durch die bekannten Mißhandlungen ihrer Weiber hervorgerufene Aufstand der eingeborenen Soldaten (15. Dez. 1893), haben sie vorübergehend wieder in aller Mund gebracht. Kamerun teilt sich übersichtlich in vier Gebiete: das Bergland des Kamerungebirges, spärlich bevölkert von den Bakwiri an den Bergeshängen und von den Isubu am Meeresrande; das Mündungsland der großen Ströme Mongo, Wuri, Lungasi und Sannaga, der dichtbevölkerte Mittelpunkt des Handelsverkehrs;

Arbeit gewöhnten und sich einen tüchtigen Stamm erprobter Handwerker erzogen." Jahresbericht 1892 S. 6.

[1]) Baseler Miss.-Mag. 1893, 141. 456.

hier wohnen am sogenannten Kamerunfluß, d. h. im Ästuarium der drei Flüsse Mongo, Wuri und Lungasi, die nur 30000 Seelen zählenden Dualla; stromaufwärts am Mongo kommen wir in das Gebiet der Bakundu, am Wuri und seinem Nebenfluß Abo wohnen die empfänglichen Aboer, am Lungasi die noch weniger bekannten Bassa, am unteren Sannaga die Mulimba und Bakoko. Das dritte Gebiet ist das hügelige, langgestreckte Batangaland, das vierte endlich das weite, noch wenig durchforschte Hochland des Innern. Die ersten beiden Gebiete, das Kamerungebirge und das Stromgebiet der Flüsse, welche zusammen den Kamerunfluß bilden, ist das Arbeitsgebiet der Baseler Mission; in Batanga wird von den amerikanischen Presbyterianern missioniert. Das Hochland des Innern ist von der Mission noch kaum erreicht.

Die Baseler Mission hat seit dem Dezember 1886 das Arbeitsgebiet der englischen Baptisten übernommen.[1]) Die Schwierigkeiten dieses Gebiets sind sehr groß. Vor allem ist das Klima tödlich; wenn in Afrika überall da das Fieber auftritt, wo Wasser in Menge vorhanden ist, so ist es besonders hartnäckig in Kamerun mit seinen durchschnittlich 200 Regentagen im Jahr und bei einer Regenmenge von über 4000 mm.[2]) Kein Wunder, daß das Fieber ein unzertrennlicher Gefährte der Missionare ist, und daß (bis 1893) von 27 ausgesandten Geschwistern 9 demselben erlegen waren.[3]) Zudem ist die deutsche Occupation gerade bei den für die Mission wichtigsten Stämmen, den Dualla und Bakwiri durchaus unpopulär; bei den einen, weil die Deutschen ihr Monopol des Zwischenhandels zu durchbrechen suchen, um direkten Handelsverkehr mit den Stämmen des Hinterlandes anzuknüpfen; bei den andern, weil die Deutschen den unbotmäßigen Sinn der freien Bergbewohner mit Waffengewalt gebrochen haben. Weiter ist die Baseler Mission arg durch Konkurrenzmissionen eingeengt. Am Sannaga haben sich oberhalb ihrer Station die Katholiken niedergelassen und haben ein bedeutend größeres Missionspersonal zur Verfügung als die Baseler an diesem Ort. Noch mehr werden sie geschädigt durch die Konkurrenz der aus dem straffen, geordneten Verbande der deutschen, evangelischen Mission ausgeschiedenen separierten Baptisten; diese entwickeln eine sehr lebhafte Geschäftigkeit und scheuen auch unehrliche Mittel nicht, um den Baselern den Rang abzulaufen.

---

[1]) Die ältere Geschichte dieses Missionsgebietes, welche sich hauptsächlich an den Namen Alfred Saker's knüpft, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Vgl. in dieser Ztschr. den interessanten Aufsatz von D. Grundemann 1885, 113 u. 161 und Römer, Kamerun 6. Aufl.

[2]) In Deutschland ca 700 mm.

[3]) Der Tod zweier weiterer Missionare hatte eine andere Ursache.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat sich die Baseler Mission in den verflossenen sieben Jahren in wunderbarer Weise entwickelt; es ruht sichtlich ein Gottessegen auf ihr.

Bei der Übernahme im Dezember 1886 bestanden nur zwei Stationen, Bethel an der Wuri-Mündung und Viktoria an der Ambas-Bai, die dritte Station Hickory oder Bonaberi war bei einem Strafzug der Deutschen (am 29. Dez. 1884) zerstört und noch nicht wieder aufgebaut. Die Zahl der vollen Kirchenglieder mochte etwa 230 betragen. Davon gingen der Baseler Mission die meisten in den Jahren 1887 bis 1889 durch Separationen verloren, und die Verbleibenden zeigten ebenso in ihrem äußeren und inneren Leben die Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls wie die baufälligen und morschen Gebäude. Aus so mangelhaften und dürftigen Anfängen ist ein hoffnungsreiches, lebenskräftiges Missionswerk herausgewachsen. Am weitesten im Wachstum zurückgeblieben sind die beiden Stammstationen Bethel und Viktoria. In Bethel und der ganzen Reihe der Dualla-Städte auf dem hohen, südlichen Wuri-Ufer sind die Baptisten sehr einflußreich; trotzdem ist es auch hier den Baselern gelungen, vier Filiale (in Tokoto, wo der thätige, treue Katechist Deibol steht, in Bonabela, Bonamuang und Bonamusadi) anzulegen und eine Gemeinde von 217 Christen zu sammeln. Von besonderer Wichtigkeit für die ganze Kamerun-Mission ist die bisher mit der Station Bethel verbundene Mittelschule. Bei den vielen Krankheiten und dem dadurch verursachten häufigen Wechsel der deutschen Missionare ist es von doppelter Wichtigkeit, daß sobald als möglich eingeborene Hilfskräfte herangebildet werden; und unter den Dualla wie unter den Abo und Mulimba finden sich auch begabte, lernbegierige Jünglinge in genügender Anzahl. Die Räume des alten Hauses in Bethel, welches für 47 Zöglinge eingerichtet war, reichten für die wachsenden Bedürfnisse der Mission und den Lerneifer der Jugend nicht aus. Die Mittelschule ist deshalb in diesem Jahre (1894) nach Bonaberi verlegt und vergrößert worden. — Von der Station Bonaberi aus, welche sogleich im Jahre 1887 neu erbaut wurde, hat sich die Predigt des Evangeliums über das Wuri-Delta und längs des ganzen Mongo-Flusses ausgedehnt, nicht weniger als 14 Filiale mit Kapellen und vier Predigtplätze gehören zu dieser Station. Die beiden am weitesten landeinwärts gelegenen Posten sind die Bakundu-Orte Bakundu-ba-Namweili und Bakake oder Bombe. An dem ersteren Orte hatte schon seit 1879 der Mulatte Richardson unter großen Gefahren die Arbeit begonnen, aber erst seit dem Jahre 1890 ist dem Evangelium Bahn gebrochen, und einer der Häuptlinge ist zum Christentum übergetreten. Auch von dem Bombehügel am Oberlauf des Mongo grüßt schon eine kleine Mattenkapelle die vorüberreisenden Bootsfahrer. Diese beiden Stationen Bethel und Bonaberi sind im wesentlichen Dualla-Stationen; sie leiden unter der hier weit verbreiteten Branntweinpest und unter den vielen Handelsreisen, welche die noch unbefestigten Christen oft wochenlang in versuchungsreiches, heidnisches Gebiet führen und den wachenden Augen des Missionars entziehen. — Besonders lieblich und erquicklich ist die Geschichte der dritten Station Mangamba unter den Abo am Abofluß. Ein Abohäuptling Koto hatte am Kamerun vom Worte Gottes gehört und hatte dasselbe so zu Herzen genommen, daß er alle heidnischen Insignien und Werkzeuge aus seinem

Hause entfernte und unter seinen Volksgenossen als Verkündiger der „Sache Gottes" auftrat. Ein Gefühl des Mißbehagens über die abstrusen Gebräuche des Geisterdienstes und über die Greuel der Geheimdienste und Orden mag unter den Abo weit verbreitet gewesen sein. Jedenfalls zündete die Predigt des Häuptlings und es entwickelte sich fast ohne Zuthun der Missionare eine volkstümliche Bewegung zum Christentum. Die Erweckten thaten sich als „Männer Gottes" und „Knaben Gottes" zusammen und kamen zu den Missionaren, um von ihnen unterrichtet zu werden. Im Mittelpunkte der Bewegung wurde die Station Mangamba errichtet, wo nunmehr (1893) ein solides Missionshaus gebaut ist. Hier blieben die „Männer Gottes" in der Regel einige Zeit, um sich vor allem ein „Buch Gottes", d. h. ein Neues Testament zu erarbeiten; denn ohne ein solches, meinen sie, könne man kein rechter „Mann Gottes" sein. Da nur wenige von ihnen es zu der Kunst des Lesens bringen, lernen sie die biblischen Geschichten, welche sie Gelegenheit haben vorgesagt zu bekommen, auswendig. Manche können ganze Kapitel, etliche ganze Bücher der Bibel hersagen. Getauft und nach Hause zurückgekehrt, bauen sie fast ohne Beihilfe der Mission in ihrem Heimatdorfe eine einfache Kapelle und bitten um einen Lehrer, für dessen Unterhalt sie sich gern eine beträchtliche Kirchensteuer auflegen. Sie halten sich gegenseitig zu fleißigem Kirchenbesuch und zur Nüchternheit im Genuß berauschender Getränke an. Diese schöne volkstümliche Bewegung ist, wie es scheint, noch immer im Wachsen begriffen. In jedem Jahre entstehen etliche neue Kapellen. Die Missionare können kaum allen Bitten Folge leisten, um sich überall selbst von dem Fortgang zu überzeugen und Lehrer zu stationieren. Sogar bis über das Aboländchen hinaus in die angrenzenden Gebiete Bodiman und Bassa scheint sich die Bewegung fortzupflanzen. Die Reaktion des Heidentums ist allerdings an vielen Orten sehr heftig; es fehlt nicht an körperlichen Mißhandlungen, empfindlichen Sachbeschädigungen und selbst Versuchen, den „Männern Gottes" nach dem Leben zu trachten. Obgleich die Station Mangamba erst seit 1888 besteht, zählt sie bereits 10 Filiale, 4 Außenstationen und 229 Christen. — Weniger erfreulich entwickelt sich die Mission auf der herrlich gelegenen Station Viktoria an der Ambas-Bai. Die eigentlichen alten Kolonisten, welche Alfred Saker von Fernando Po hierher verpflanzte, sind größtenteils zu den Baptisten übergetreten, auch die Außenstation Bondjongo ist abgefallen. Die Wirksamkeit unter den Bakwiri ist seit dem Strafzuge des Hauptmanns von Gravenreuth (Nov. 1891) und der Zerstörung der Gesundheitsstation Buea abgeschnitten. Und unter der spärlichen Bevölkerung des Küstensaumes ist ein harter Missionsboden. Die Isubu-Stadt Bimbia ist gegenwärtig noch der hoffnungsvollste Ort dieses Gebietes. — Die jüngste Station der Baseler ist Lobethal, bei der Bakoko-Stadt Ndogominji am Ausfluß des Kwakwa aus dem Sannaga (1892). Diese Station ist während der kriegerischen Verwicklung (Sept.-Dez. 1892) vorübergehend von den Missionaren verlassen worden, hat aber trotzdem schon Boden unter der eingeborenen Bevölkerung gefunden. Allerdings wenden sich mehr die armen Malimba am Unterlaufe und im Delta des Sannaga als die Bakoko am Oberlaufe desselben dem Evangelio zu; indessen sind auch von den letzteren bereits Erstlinge getauft.

Im letzten Jahr (1893) wurden von Mangamba aus von den Missionaren zwei Reisen nach dem weiteren Innern, nach den Rkosi-Bergen unternommen. Diese höchst interessanten Reisen haben die Mission mit mehreren neuen Volksstämmen bekannt gemacht, und die meist freundliche Aufnahme unter ihnen läßt „eine baldige Niederlassung unter diesen Stämmen in einem, weil bedeutend höher gelegenen, ohne Zweifel gesünderen Gebiete wünschen und hoffen.“[1] — Nach dem letzten Jahresberichte betrug die Gesamtzahl der Baseler Heidenchristen Kameruns 912, die der Schüler 1497.

Die Baptisten-Mission in Kamerun.[2]) Bekanntlich kam es bald nach der Übernahme der Baptisten-Mission seitens der Baseler zum Bruch mit der Mehrzahl der alten Gemeindeglieder; und zwar nicht über Fragen der Lehre, wie man in Basel gefürchtet hatte, sondern weil die der Zucht entwöhnten Duallachristen sich der straffen Baseler Missionsordnung und Kirchenzucht nicht fügen wollten. Zuerst separierte sich die Gemeinde in Bethel (1887), dann folgten die in Viktoria und Bondjongo. Die deutschen Baptisten nahmen sich der Separierten an und sandten (Ende 1891) den deutschen Prediger Steffens zu ihrer Hilfe; dieser ließ sich in Akwa-Stadt nahe bei Bethel nieder, ist aber leider bereits (4. Juli 1893) dem Klima erlegen.[3]) Die Baptisten entfalten einen ungemein lebhaften Eifer, ihre 33 eingeborenen Lehrer und zwei eingeborenen Prediger, freilich nur mit einer dürftigen Vorbildung ausgestattet, werben im ganzen Dualla-Gebiete Genossen und gründen Schulen. In Kamerun-Stadt kann die Baseler Mission vorläufig neben ihnen nicht aufkommen. Es gehört unter den Dualla schon teilweis zum guten Ton, sich im Alter von 15—17 Jahren baptistisch taufen zu lassen. Freilich ist der sittliche Stand der gesammelten Gemeinde sehr niedrig, und Kirchenzucht wird wenig geübt. Ihre Hauptsitze sind Kamerun-Stadt (Akwa) und Viktoria, hier sind ihre beiden schwarzen Prediger Dibundu und Wilson stationiert, die sich großen Einflusses erfreuen. Außenstationen sind in großer Zahl (über 40) längs der in das Kamerun-Ästuarium mündenden Flüsse angelegt. Die Zahl der Getauften ist 1175,[4]) in 35 Schulen haben sie an 2000 Schüler gesammelt. Ihr Arbeitsgebiet sind vorwiegend die Dualla; dasselbe ist aber von besonderer Wichtigkeit, weil die Dualla weit und breit landeinwärts als die Gebildeten und Civilisierten bei den Inlandstämmen in hohem Ansehen stehen und auch auf ihren Handelsreisen einen ziemlichen Missionseifer entwickeln.

Im südlichen Kamerun, welches Batangaland genannt wird, arbeiten seit 1875 die amerikanischen Presbyterianer (Presbyt. Ch. of the U. St.

---

[1]) Jahresbericht 1894 im Heidenboten 94. S. 64. Die Reisebeschreibung in Miss.-Mag. 1894, 49 ff.

[2]) Scheve, Die Baptisten-Mission in Kamerun. Blüten und Früchte aus unserm Arbeitsfelde; zu beziehen Berlin O, Gubener Str. 11 bei Prediger Scheve.

[3]) Als Ersatz ist am 10. Mai 1894 ein junger Deutsch-Amerikaner Emil Sübern hinausgegangen.

[4]) Die Tauffeiern folgen sich schnell und sind sehr groß; von Januar bis Juli 1893 wurden 226 Personen getauft; von August bis Oktober wieder 187 Erwachsene.

of America). Ihre Hauptstation ist Groß Batanga (auch Ikiki genannt). Hier haben sie auf die Küstenbevölkerung einen bedeutenden Einfluß erlangt und 358 Kommunikanten gesammelt; Außenstationen bestehen in Bata, Evune, Myuma und Ubenje, wo Schulen von Eingeborenen gehalten und kleine Gemeinden gesammelt sind. Ganz kürzlich ist in der Nähe von Batanga, in Lake, eine neue Gemeinde konstituiert worden, nachdem sich die Zahl der Kirchenglieder in Batanga um 24 Erwachsene vermehrt. Im Juli und September 1892 hat von hier aus der eine Stationsmissionar Good Reisen in das Innere unternommen und hat hinter dem schmalen Küstensaume, der von den Batanga und Mabea bevölkert ist, zunächst einen zehn Meilen breiten Strich dichtesten afrikanischen Urwalds, dahinter aber eine sehr starke Bevölkerung von Bule angetroffen. Diese aus dem unbekannten Innern nach der Küste zu unwiderstehlich vordringenden Männer sind nahe verwandt mit den unstäten Fan oder Fang, unter denen die Presbyterianer seit 20 Jahren am oberen Ogowe arbeiten. Missionar Good konnte sich mit geringer Schwierigkeit durch das Fan den Bule verständlich machen und fand nach Überwindung des ersten Mißtrauens weit und breit die freundlichste Aufnahme. Er schätzt die durch seine Reisen erschlossene Bule-Bevölkerung auf eine Million Seelen. Auf seinen Antrag ist zunächst (im Jahre 1893) eine erste Bule-Station bei der Stadt Nkongemekak gegründet; eine zweite wird wahrscheinlich in diesem Jahre (1894) bei Zingi, drei bis vier Tagereisen nördlich von der ersten in einem anderen Bevölkerungsmittelpunkte erbaut werden. Beide Stationen liegen 12—15 Meilen von der Küste entfernt „im Busch".[1])

Die katholische Kirche errichtete im Jahre 1890 die apostolische Präfektur Kamerun, und seit 1891 senden die Pallotiner aus dem Mutterhause in Limburg an der Lahn Geistliche, Laienbrüder und Schwestern in großer Zahl[2]) nach Kamerun. Ihre drei Stationen sind — mit Ausnahme von Kribi — am Sannaga und in dessen Deltagebiet bis zur Meeresküste gelegen; sie sind erst in den letzten zwei bis drei Jahren mit bedeutenden Kosten aufgebaut; zu jeder gehören ein Missionshaus, ein Schulhaus, das zugleich als Kirche benutzt ist, ein Schwesternhaus, wo auch die der Mission geschenkten oder gekauften Mädchen erzogen werden und die nötigen Stallungen und Nebengebäude. Kribi an der Küste, der Sitz des Präfekten, des unermüdlichen P. Vieter, wird zugleich als Erholungsstation benutzt. Marienberg oder Tokodorf am Sannaga; hier wird die Lehrschwester Monica gelobt. Edea an den Fällen des Sannaga. Die Katholiken kommen den Wünschen der Kolonialbehörde weit entgegen, indem sie auf den Unterricht im Deutschen viel Zeit verwenden; während sich die Baseler Mission ebenso wie alle soliden deutsch-evangelischen Missionen auf den Standpunkt stellen, daß ein paar Brocken Deutsch den Schwarzen nichts helfen, solange sie nicht in ihrer Muttersprache lesen und schreiben können. Die Baseler werden am Sannaga einen schweren Stand gegenüber der katholischen Konkurrenz haben. Leider wollen die Katholiken auch unter den Bakwiri in das Baseler Gebiet eindringen und sich in Buea oder Bondjongo niederlassen.

---

[1]) Quelle: The Church at home and abroad.

[2]) Nach dem im Dezember 1893 veröffentlichten Weißbuch über die Kolonien standen in Kamerun 5 Priester, 9 Laienbrüder und 6 Nonnen.

Auch die Regierung ist dem geradezu rührenden Lerneifer der Dualla entgegengekommen und hat in Kamerun-Stadt zwei deutsche Schulen in Bonamandone (Bellstadt) unter Lehrer Christaller und Bonabela (Deidostadt) unter Lehrer Betz begründet; sie werden von 127 Kindern besucht. Die Triebfeder bei dem Lerneifer dieser Kinder ist freilich hauptsächlich die Hoffnung, später einmal „nicht arbeiten“, d. h. keinen Ackerbau treiben zu brauchen, sondern im Dienst des Gouvernements ihr Brot als Gentlemen essen zu können.

II. Deutsch-Südwestafrika.[1])

Mit diesem Namen bezeichnet man neuerdings das ganze deutsche Schutzgebiet, welches sich vom Kap Frio und dem Cunené-Fluß im Norden bis zum Oranje-Fluß im Süden, vom atlantischen Ocean im Westen bis an die Kalahari-Wüste im Osten erstreckt. Nach annähernder Schätzung ist sein Flächeninhalt 995 000 qkm oder etwa 20 000 Quadratmeilen, etwa das Doppelte des deutschen Reiches. Dies große Gebiet gliedert sich deutlich in drei wesentlich verschiedene Regionen: Im Süden das trostlos öde Großnamaland, ein Land voller Gebirgszüge und Felswüsten mit spärlicher Vegetation und fast ohne regelmäßig fließendes Wasser. Es ist sehr dünn von den Horden der nomadischen Nama bevölkert, eines gelblich braunen Hottentotten-Stammes von mäßiger Begabung und großem Hochmut. Einzelne Stämme derselben wie die Orlams und noch mehr die Bastarde sind bereits in der Kapkolonie, woher sie eingewandert sind, mit der europäischen Kultur in Berührung gewesen und haben sich manches davon angeeignet. — Nördlich dehnt sich das mehr bergige, abwechslungsreichere Herero- oder Damra-Land aus, mit besseren Viehweiden und ergiebigeren Quellen; es ist aber doch auch noch ein armes Land, das keiner intensiveren Kultur fähig scheint und bei seinem Wassermangel nicht einmal den Abbau der zerstreuten Goldadern lohnt. Das Herrenvolk in diesem Gebiete sind die Herero, ein dunkelbrauner Bantu-Stamm, im ganzen wohlgebaute, aber übermütige, über die Maßen schmutzige und lügenhafte, lüsterne und trunksüchtige Heiden. Unter ihnen wohnen zerstreut in armseliger Verlumptheit die verachteten Bergdamra, die von Wurzeln und Baumharz, von Jagd und Viehdiebstahl kümmerlich ihr Leben fristen. — Durch einen breiten, öden Landstrich von dem Herero-Lande geschieden liegt im Norden das Ovambó-Land, ein fruchtbares Gebiet voll Wald und Wild, wo sich Dorf an Dorf reiht bis an die Ufer des Cunene.

Dies große, weite Gebiet ist die Arbeitsstätte der Rheinischen Mission;

[1]) Quellen: die ausgezeichnete Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft von Inspektor von Rohden. Olpp, Im Hinterlande von Angra Pequena. Dr. Ludloff, Nach Deutsch-Namaland. Berichte der Rh. M.-G.

ihre Sendboten haben das Land durchforscht und seine Existenzbedingungen belauscht, ihrer halbhundertjährigen Arbeit verdanken die Nama und Herero alle Fortschritte in der Kultur, die sie bisher gemacht haben. Gerade auf diesem Gebiete schuldet das deutsche Vaterland der evangelischen Mission eine noch längst nicht nach Gebühr anerkannte Dankesschuld. Leider hat die deutsche Besitzergreifung hier der evangelischen Mission bis jetzt wenig Förderung aber reichlich Schwierigkeiten gebracht.

a) Im Großnamalande reicht die evangelische Missionsthätigkeit bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zurück. Deutsche Missionare im Dienst der Londoner Missionsgesellschaft (bes. Schmelen und die Gebr. Albrecht) streuten zuerst den edlen Samen des Wortes Gottes in dem öden Lande aus. Ihnen folgten die Wesleyaner, welche sich an verschiedenen Punkten des Landes (in Warmbad, Nausannabis und Windhoek) festsetzten, es aber nirgends zu einer durchgreifenden Thätigkeit brachten. Seit 1842 ist die Rheinische Missionsgesellschaft in dieses Arbeitsgebiet eingetreten, hat allmählich alle Stationen der Londoner und Wesleyaner übernommen und ihre Arbeit über das ganze Land ausgedehnt. Die Erfolge ihrer Geduldsarbeit sind unverkennbar, wenn auch gerade hier die Mission mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Da von den etwa 15000 Naman[1]) 5337 bereits getauft sind, jeder Jahresbericht einen Zugang von etwa 400 Neugetauften aufweist, und an der Jahreswende in der Regel 200 Katechumenen im Taufunterricht bleiben, so darf man annehmen, daß sich fast alle Namastämme in einem Zustand der allmählichen Christianisierung befinden. Feindschaft gegen das Christentum, wie vor vier oder fünf Jahrzehnten, wird nur noch selten anzutreffen sein. Die meisten Stämme, besonders die Orlam und Bastarde, haben entschieden einen Zug zum Worte Gottes, und bei manchen Stämmen ist es bereits point d'honneur, Christ zu sein. Die öffentliche Meinung wird im ganzen Namalande entschieden vom Christentum beherrscht. Auch der Zustand der Schulen ist nicht unbefriedigend; besonders die Bastarde haben den lebendigen Wunsch, ihre Kinder etwas Ordentliches lernen zu lassen; auch die Orlam halten ihre Kinder zum Schulbesuch an, soweit sie nicht der Wandertrieb oder der Hunger ins Weidefeld fern von der Station treibt. Ein einigermaßen regelmäßiger, freiwilliger Schulbesuch von 787 Kindern muß billigen Anforderungen genügen. Der religiöse Zustand der Gemeinden ist natürlich nicht auf allen Stationen gleich und entzieht sich zu sehr dem Auge, um mit Sicherheit fixiert zu

[1]) Die Schätzungen gehen weit auseinander und schwanken zwischen 85000 Einwohnern, was jedenfalls viel zu hoch gegriffen ist, und 10000, was wahrscheinlich der Wahrheit am nächsten kommt.

werden. Alle Gemeinden sind in ihrem religiösen Leben Schwankungen unterworfen. Die Naman sind Sanguiniker, sie können das Wort Gottes mit der ganzen Inbrunst flammender Begeisterung erfassen, in Thränen aufrichtigster Buße zerfließen und in heißem Gebet bei Tag und Nacht Gnade und Frieden von oben suchen. Von solchen Gnaden- und Erweckungszeiten wissen die meisten Stationen zu berichten; sie sind gleich dem blütenreichen, wonnigen Frühling, welchen die ersten Regen auf den weiten, öden Flächen ihres Landes wie durch Zauberschlag hervorrufen; aber sie haben leider ebensowenig Bestand. Es folgen fast immer Zeiten der Erkaltung, der Erschlaffung, der Gleichgiltigkeit, ja selbst der Entfremdung vom Missionar und vom Wort Gottes. In früheren Zeiten konnten solche Rückschläge selbst die Existenz der Missionsstationen gefährden (z. B. in Bethanien zu Knudsens und Hahns Zeit); wenn seitdem die Wellenbewegungen des geistlichen Lebens etwas stetiger geworden sind, so ist das auch ein Beweis, daß die Mission sich tief in das Herz des Volkes hinein ihren Weg gebahnt hat. Es befinden sich in jeder Gemeinde viele Schwache und Strauchelnde; es sind aber überall einige Glieder vorhanden, welche wirklich in der Zucht des Geistes stehen und mit Wort und Wandel Zeugnis von dem ablegen, was der heilige Geist an ihnen gethan hat, und die ein Salz und ein Licht sind für ihre Umgebung. Besonders wird von einer Anzahl Ältester berichtet, die mit großer Treue ihres Amtes walten und in der oft monatelangen Abwesenheit der Stations-Missionare die Gemeinden nach bestem Wissen und Gewissen im Worte Gottes unterrichten und in der Zucht halten. Was freilich fast überall mangelt, ist Charakterfestigkeit und Beständigkeit des Christenwandels. Sind doch so hochbegnadigte Familien wie die Afrikaner (Moffats) und die Witboois auf Gibeon schließlich elend als Räuberhäuptlinge zu Grunde gegangen. Freilich stehen dagegen auch eine kleine Anzahl treuer Gehilfen der Missionare, die im Glauben und in der Gnade verharrten, wie z. B. Daniel Cloete,[1] der treue Sprachmeister und Helfer Krönleins und Hugo Hahns. Diese mangelnde Charakterfestigkeit ist auch wohl der Grund, daß trotzdem die Rheinische Mission seit einem halben Jahrhundert im Lande arbeitet, die Zeit noch gar nicht abzusehen ist, wo das Namavolk als kirchlich mündig angesehen werden kann. Zwar bringen die Gemeinden zur Besoldung der eingeborenen Schullehrer, zum Bau von Kirchen und Schulen zum Teil erhebliche Beiträge auf (im letzten Jahr 8291 M.); aber das Land ist zu arm, um regelmäßige, große Steuern zu tragen. Es ist immerhin noch die praktischste, wenn auch sehr umständliche Art, daß für Kirchen- und Schulzwecke besondere

[1]) Derselbe ist am 6. Juli d. J. verstorben.

Herden gesammelt und auf Missionsviehposten verwaltet werden. Da können doch die Naman ihre Abgaben in natura liefern. Die Christengemeinden geistlich selbständig zu machen, ist erst seit dem Jahre 1888 versucht worden; in diesem Jahre fing die Evangelisten-Schule in Keetmannshoop ihre Arbeit an. Bis dahin hatten sich die Missionare damit begnügt, für ihren eigenen Bedarf unter ihren Augen Gehilfen heranzuziehen; es war eben für eine geistige Schulung und Ausbildung in weiteren Kreisen des Volkes weder Verlangen noch Verständnis vorhanden. Es ist deshalb auch aus der Namamission bisher noch kein ordinierter Geistlicher hervorgegangen. Daß dieser Mangel höheren geistigen Schwunges bei dem jetzt unaufhaltsam und massenhaften Eindringen der überlegenen deutschen Elemente die Stellung der Naman sehr erschweren und sie wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit zu einer Art Knechtsstellung herabdrücken wird, ist leider mit Sicherheit vorauszusehen.

Hochachtung und Teilnahme verdienen die wackeren Rheinischen Missionare, welche ein halbes Jahrhundert lang die Missionsarbeit in diesem öden Lande gepflegt haben. Leicht ist es gewiß für einen Deutschen nicht, der aus den gesegneten Gefilden Rheinlands und Westfalens kommt, sein Leben in dieser Einöde zuzubringen, welche zehn Monate im Jahr nur graue Wüste, Fels, Geröll und Sand ist, soweit das Auge blickt; wo der Reisende bisweilen einen Tag und länger reisen kann, ohne auch nur einen grünen Grashalm zu sehen; wo die einzigen Bäume dürftige Akazien, die einzigen Sträucher die stacheligen „Wart ein bischen" sind, die den Wanderer, der etwa in ihrer Nähe Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gesucht, mit fingerlangen Nadeln festhalten und seine Kleider zerzausen. Da im Lande nichts wächst, außer dem, was etwa der Missionar mit seiner Hände Arbeit seinem Garten abgewinnt, so müssen alle Bestellungen in Kapstadt gemacht werden; sogar das Bauholz für Wohnung und Kirche muß von dort aus bezogen werden; da aber andererseits die Entfernungen im Lande so riesengroß und die Wege so abscheulich schlecht sind, kann der Missionar nur einmal im Jahr mit seinem Ochsenwagen nach dem Hafen Angra Pequena hinabfahren, um dann seine Ausrüstung und Vorräte für ein ganzes Jahr in Empfang zu nehmen. Was da etwa vergessen oder unterwegs verdorben ist, kann erst im nächsten Jahre wieder ersetzt werden. Oft zwingen Hunger und Dürre den größten Teil der Gemeinde sich viele Meilen weit ins Weidefeld, ins öde Bergland zu zerstreuen; will dann der Missionar die ihm anvertraute Schar nicht ohne Pflege lassen, so muß er mit seinem Ochsenwagen wochenlang hinter ihnen her von Werft zu Werft fahren, fast ohne Weg und Steg. Reisen sind leider in diesem unwirtlichen Lande kein Vergnügen, sondern schwere Strapazen; und doch bringt fast jedes Jahr große Reisen mit sich. Gerade weil das Land so dünn bevölkert ist und deshalb die Stationen so weit auseinander liegen, ist es dringend nötig, daß wenigstens einmal im Jahr die Missionare auf einer Konferenz sich sehen und sprechen. Diese Tage der Gemeinschaft und Aussprache sind eine kleine Entschädigung für die Abgeschlossenheit des übrigen Jahres; und wie teuer sind sie erkauft, wenn die Missionsfamilie einen oder

eineinhalb Monat im Ochsenwagen nach dem Konferenzort hin und ebenso lange zurückzufahren hat!

Unternehmen wir nun eine Wanderung über die einzelnen Missionsstationen, um in Kürze die charakteristischen Züge derselben hervorzuheben. Wir beginnen im Süden. Warmbad ist die am spätesten (1868) in die Pflege der Rheinischen Mission übergegangene Station; sie liegt in öder Gegend voll Steingeröll; nur der Missionsgarten mit prächtigen Feigenbäumen und stattlichen Dattelpalmen gewährt einen einladenden Anblick. Von hier wird eine gesegnete Wirksamkeit unter dem weitzerstreuten Orlam-Stamme der Bondelswart betrieben; auch das im Osten angrenzende Gebiet der Veldschoedrager wird von dem Stationsmissionar bereist. Im Jahre 1891 versuchten Römische Missionare von Pella jenseits des Oranjeflusses aus in Warmbad einzudringen; sie wurden aber von dem Häuptling und der Christengemeinde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. — Rietfontein liegt weit im Osten am Rande der Kalahari-Wüste, zum Teil bereits auf englischem Boden; die in dortiger Gegend zahlreich angesiedelten Bastarde haben einen merklichen Zug zum Worte Gottes. Leider ist gerade diese Gegend das Ziel zahlreicher Burentrecks aus Transvaal und Kapland, und die Buren suchen die Bastarde auf alle Weise zum Verkauf ihrer Quellen und Weideplätze zu verführen; dadurch wird der Bestand dieses Bastard-Stammes auf eine harte Probe gestellt. — Keetmanshoop wird mehr und mehr der Hauptort des Groß-Namalandes; es ist der Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen, die von Angra Pequena nach der Kalahari-Wüste, und vom Damraland nach der Kapkolonie führen. Bald wird es auch der Sitz der deutschen Behörden und einer Abteilung der Schutztruppe sein. Für die Mission ist diese Station von Wichtigkeit durch die hier im Jahr 1888 eröffnete Evangelistenschule, in der Naman zu Lehrern ausgebildet werden sollen. Die Station wurde im Jahr 1890 durch eine große Wassersnot fast ganz verwüstet, ist aber seither von dem rüstigen Stationsmissionar Fenchel fast ganz aus Bruchsteinen neu aufgebaut. — Bersaba hat die größte Gemeinde, fast 1000 Seelen, es ist auch der Sitz des Präses der Namamission, des Missionars Hegner. Was ist durch Gottes Segen unter dem Einfluß des Evangeliums aus dem besitzlosen, verschüchterten Stamme des Paul Goliath geworden, der nur bedingungsweise am Groot Brukkaros sich niederlassen durfte! Der 1892 verstorbene ehrwürdige Häuptling dieses Stammes Jakob Isaak war der einflußreichste Kapitän im ganzen Namalande. — Gibeon, die Station des Witbooischen Stammes, ist leider durch die Wirren des letzten Jahrzehnts verwüstet. Hendrik Witbooi, der Häuptling, ist vertrieben und verbirgt sich mit seinem Anhang in den Steinklüften. Auf der Station selbst sind jetzt gar keine Eingeborene mehr. — Bethanien ist die älteste Station im Lande und zählt auch eine Gemeinde von fast 1000 Seelen; wie viel Segen knüpft sich auf dieser Station an die Namen Schmelen, Knudsen und Kreft; freilich auch wieviel Herzeleid haben gerade hier getäuschte Hoffnungen über die Missionare gebracht! — Gochas liegt wieder weit im Osten am Rande der Kalahariwüste, fast von jedem Verkehr abgeschlossen; selbst die Branntweinverkäufer, die doch sonst fast jeden Winkel durchsuchen, verirren sich selten in diese Wüste. Die Station, erst im Jahre 1889 vom Missionar Rust angelegt, ist ein Beweis, wie viel leichter es jetzt ist, als vor 50 Jahren, auch unter einem bisher

nicht gepflegten Namastamm die Missionsarbeit zu beginnen. Kirche und Schule sind gut besucht; und schon ist eine Gemeinde von 183 Seelen gesammelt. Leider ist Missionar Rust in diesem Jahr am Fieber gestorben. — Hoachanas, die Station des reinen Namastammes der „Roten Nation", hat leider in den letzten Jahren (seit 1892) von ihrem Missionar Judt verlassen werden müssen; die Station war mehrere Male von dem Raubgesindel Hendrik Witboois überfallen und ausgeplündert worden; die Einwohner hatten sich in Nama- und Herero-Land zerstreut. Es steht jedoch zu hoffen, daß sich der Nama-Stamm wieder auf Hoachanas sammeln wird, sobald der Friede im Land hergestellt ist. Judt ist gerade jetzt wieder auf der Hinreise begriffen. — Rehoboth ist eine gesegnete Bastardstation; die Bastarde haben aus der Kolonie viel europäisches Wesen mitgebracht, besonders auch den Zug des Buren zu geordnetem kirchlichen Leben. Sie bringen erfreuliche Opfer für Kirche und Schule. Da sich die im Groß-Namaland weit und breit zerstreuten Bastarde mehr und mehr auf Rehoboth zusammenziehen, werden sie später eine heilsame Scheidewand zwischen den durch nationale Eifersüchteleien verfeindeten Nama und Herero bilden. — Walfischbai, der Hafen des Damralandes, hat eine kleine Nama-Gemeinde von Topnaar. Da der Boden längs der Meeresküste nur aus trostlosen Sanddünen besteht, die sich meilenweit landeinwärts strecken, ist es eine wahre Gottesgabe, daß in dieser Gegend als einzige Pflanze eine sehr reich tragende Gurken- oder Melonenart gedeiht, die Nara; sie bildet außer den Seefischen mehrere Monate des Jahres hindurch Speise und Trank der Topnaar. Was sie sonst noch zum Leben brauchen, verdienen sie sich durch Tagelöhner-Dienste beim Löschen der Schiffsgüter. Der in Walfischbai stationierte Missionar hat außer der Pflege der Topnaar-Gemeinde noch die Spedition der Missionsgüter für alle landeinwärts wohnenden Missionsgeschwister und die geistliche Versorgung der hier landenden und durchreisenden Deutschen zu übernehmen.

Im ganzen möchte man von der Mission im Namalande sagen, was im Jahresbericht 1892 von einer Station bemerkt wird: „Ist hier auch nicht von großen Dingen zu rühmen, so dürfen wir doch getrosten Mutes sein, auch hier geht es in der Stille vorwärts; der Herr hat sein Werk unter diesem geringen Volk und in vieler Menschen Herzen. Müssen wir auch oft mit Seufzen zum Herrn kommen, so giebts doch auch manches, worüber wir uns vor dem Herrn freuen können und mit fröhlichem Munde ihm danken und seine Gnade rühmen."

b) Im Hererolande begann die Rheinische Missionsgesellschaft fast zur selben Zeit (1844) ihre Missionsarbeit wie im Süden; sie hatte hier aber den Nachteil, sich nicht auf die Vorarbeiten anderer Gesellschaften stützen zu können; sondern sie mußte ganz von vorn anfangen, aus dem Munde der Eingeborenen die Sprache erlernen, und in dem bis dahin gänzlich wilden Lande die ersten Fundamente der Civilisation legen. Diese Anfangsarbeiten wurden jahrzehntelang durch unüberwindliche Schwierigkeiten aufgehalten. Die Naman des Südens beneideten die Herero um

ihre reicheren Weiden und um ihre zahllosen Herden; und da sie sich kriegerisch den Nachbarn überlegen fühlten, so organisierten sie Jahr für Jahr große Raubzüge in das Hereroland, in denen sie die schönen Damra-Ochsen zu tausenden und zehntausenden wegtrieben. Erst nach dem Tode des berüchtigten, frechsten Räubers Jonker Africaner (1861) fingen die Herero an, sich ihrer Haut zu wehren. Und unter dem Einflusse der unter Herero und Naman mit gleicher Liebe arbeitenden Rheinischen Mission kam im Jahre 1870 ein für die Herero günstiger Friedensschluß zu stande. Unter diesen jahrzehntelangen Kriegswirren hatte die Mission nur mühsam Wurzel schlagen können; nach zwanzigjähriger Geduldsarbeit waren erst ein halbes Dutzend Herero, noch dazu lauter junge Mädchen getauft. Nach dem Frieden von 1870 folgte ein Jahrzehnt friedlicher Arbeit, unter welcher die Mission einen erfreulichen Aufschwung nahm und sich über das ganze Herero-Gebiet ausdehnte. Allein im Jahre 1880 begingen die übermütigen Herero die Thorheit, durch ein grausames Blutbad den Haß der Naman von neuem über sich heraufzubeschwören, und es kam zu neuen blutigen Kriegen. Seitdem ist das unglückliche Land nicht zur Ruhe gekommen. Der Namab Hendrik Witbooi lauert mit seinem Raubgesindel an der Südgrenze des Landes in der Felswüste; seine Spione durchziehen die Werfte und Viehposten der Feinde; wo sie eine schwach verteidigte Werft, einen schutzlosen Viehposten antreffen, sind die Räuber zur Hand, schießen die Wehrlosen nieder und treiben das Vieh fort. So ist die Hereromission fast beständig unter dem Druck der Kriegsnot gewesen; kein Wunder, daß es mit ihren Erfolgen langsamer ging als auf anderen Missionsgebieten.

Die bis jetzt gesammelte Zahl der Christen beträgt 3044 (Jahresbericht von 1893). Ihr sittlicher und religiöser Stand wird von den Missionaren selbst ziemlich niedrig geschätzt. Trunksucht und Lüsternheit bringen jahraus jahrein viele zu Fall. Erfreulicherweise wird jedoch auch hier das Sündenleben nicht nur in der Predigt ernst gerügt, sondern auch durch eine zum Teil sehr strenge Kirchenzucht bekämpft, unter welche sich die Herero-Christen willig beugen. Es fehlt auch nicht an Zeichen eines kräftigen, selbstthätigen Christentums. Als vor etlichen Jahren der schwedische Kaufmann Erikson in Walfischbai eine große Warensendung landete, bat er den Missionar Viehe ausdrücklich um Herero-Christen zur Bewachung und Beförderung seiner Güter. „Weiße und Bastarde habe er ja genug zur Verfügung, aber die seien zu sehr dem Trunk ergeben und darum unzuverlässig; an heidnische Eingeborene dürfe er ja natürlich erst recht nicht denken.“ Nur die christlichen Herero schienen ihm sicher genug, um ihnen seine Güter anzuvertrauen. In den Jahren 1889 und

1890 ging durch die Hererogemeinden eine wohlthuende Erweckung. Auf mehreren Stationen thaten sich die ernsteren Christen zu Bet- und Bibelstunden zusammen, vereinigten sich zur Bekämpfung von allerlei heidnischen Sitten innerhalb der Gemeinde und scharten sich enger um ihre Missionare als ihre geistlichen Väter. An einigen Orten machten sie sogar Versuche, aus eigenem Antriebe ein wenig Missionsarbeit unter ihren heidnischen Landsleuten zu beginnen. Hat sich diese Bewegung auch nicht ausgedehnt, sondern ist eher wieder zurückgegangen, so ist sie doch ein erfreuliches Lebenszeichen für die Wachstümlichkeit des hier gepflanzten Christentums. Auch das ist ein gutes Zeichen, daß sich bei den Herero viel mehr einzelne Persönlichkeiten von ausgeprägt christlichem Charakter, und darum ein viel brauchbareres Material für Hilfskräfte aus den Eingeborenen finden als bei den Naman. Der Versuch allerdings, den die Missionsgesellschaft auf dringendes Zureden ihres Missionars Hugo Hahn im Jahre 1864 in Otjimbingue machte, durch deutsche Handwerksmeister Hererojünglinge zu tüchtigen Handwerkern zu erziehen, muß als mißlungen angesehen werden; die freiheitsgewohnten, faulen jungen Herero hatten weder Lust noch Ausdauer zu der soliden, deutschen Arbeit. Aber das gleichfalls von Hugo Hahn begründete Nationallehrer-Seminar, welches zu Ehren und auf Wunsch der hohen Protektorin, verwitweten Fürstin von Lippe-Detmold, Augustineum genannt wurde, hat bereits schöne Erfolge gehabt. Jeder der Leiter, welche nacheinander an dieser Hochschule gearbeitet haben, Hugo Hahn, Büttner, Brincker und Viehe, haben eine oder etliche Generationen von eingeborenen Helfern herangebildet; und viele derselben haben sich später im Amte bewährt und stehen noch heute als Lehrer oder Evangelisten im Dienst der Mission. Bis 1889 befand sich das Augustineum in Otjimbingue, seitdem ist es nach Okahandja verlegt worden.

Wir treten nach dieser allgemeinen Charakteristik unsere Wanderung durch die einzelnen Stationen an; wir beginnen mit der der Küste zunächst gelegenen, bekanntesten Station Otjimbingue. Hier sind wir an der alten Stätte der gesegneten Wirksamkeit Hugo Hahns, Raths, Büttners und Brinckers. Alle Wagenwege von der Walfischbai landeinwärts passieren diesen Platz. Deshalb ist hier auch der Hauptstapelplatz für den Handelsverkehr der Weißen im Hereroland. Für die Schwarzen bringt der Umgang mit den Weißen und besonders der viele hier verkaufte Branntwein große Versuchung zur Zuchtlosigkeit und zu ungeordnetem Wesen mit sich. Die Christengemeinde hat in ihrem geistlichen Leben Schaden dadurch gelitten. Außerdem sind über die Station in den letzten Jahren schwere Trübsalszeiten gegangen. Hendrik Witbooi hat diesen reichen und günstig gelegenen Platz besonders aufs Korn genommen und mehr als einmal heimgesucht. Schlimme Heuschrecken-Plagen, durch deutsche Matrosen eingeschleppte Pocken, Lungenseuche unter dem Vieh

und andere Nöte trugen dazu bei, die Gemeinde zu sichten und zu zerstreuen. Besser als in der Herero-Gemeinde sind die sittlichen Verhältnisse in der zugehörigen, sehr armen Bergdamra-Gemeinde; freilich trachten diese verachteten, gejagten Leute nur zu leicht nach hohen Dingen, sobald sie merken, daß der Druck auf ihrem Nacken leichter wird. — Okahandja ist der politische Hauptort des Landes; es war Mahareros Residenz bis zu seinem Tode 1890. Sein Sohn und Nachfolger Samuel Maharero genießt nicht ein so allgemeines Ansehen, wie sein Vater; er ist zwar ein getaufter Christ, aber nicht gerade ein treues Gemeindeglied; vielmehr macht er den Missionaren recht viel zu schaffen. Es ist gerade keine Annehmlichkeit für den Stationsmissionar, dem Häuptlingskraal so nahe zu wohnen. Ließ sich doch die Christengemeinde hier in den Wirren des Jahres 1888 sogar dazu verleiten, ein Gesetz zu befürworten, wodurch in der Hauptstadt die Kirche und die Schule geschlossen wurden. Und die Christen wagten dies Gebot noch aufrecht zu erhalten, als es der Oberhäuptling bereits wieder zurückgenommen hatte. Das war eine Zeit tiefer Demütigung und herben Schmerzes für die wackeren Missionare. Zur Gemeinde von Okahandja gehören auch die Gemeindlein in Otjikango (Neu-Barmen) und Otjizewa; beides sind ältere Missionsstationen, Otjikango sogar die älteste im Lande. Sie lagen aber den Raubburgen Hendrik Witboois zu nahe und waren deshalb jahrelang von dem größten Teil ihrer Einwohner verlassen. — Otjosazu war lange Zeit der Vorposten der Mission nach Osten hin und hatte durch treue Evangelisten eine nicht ungesegnete Wirksamkeit unter den weiter östlich wohnenden Stämmen. Gerade auf dieser Station machte sich die vorher erwähnte Erweckung fühlbar und führte zu einer Scheidung zwischen den ernsten und faulen Christen. — Am Ende des Jahres 1892 ist noch weiter im Osten, nicht zu weit von der seit 1880 verlassenen Station Gobabis für die Ova-Mbandjeru die Station Otjihaënena gegründet; der Stationsmissionar dort ist noch mit der Errichtung der nötigen Bauten beschäftigt. — Nördlich von dieser südlichen Stationenkette, welche ungefähr dem Laufe des Schwachaub (oder Swakob) entspricht, zieht sich eine zweite Stationenreihe im Regenbette des Omaruru hin; es sind die drei Stationen Okombahe, Omaruru und Omburo. Okombahe war von Anfang speciell für die armen Bergdamra gegründet; als diese sich zeitweilig zerstreut hatten und der Platz jahrelang verlassen war, siedelten sich zahlreiche Herero aus der Gegend von Omaruru daselbst an. Als nun die Station als Zufluchtsort für die geknechteten Bergdamra wieder aufgenommen wurde, wollten die Herero die Bergdamra nur als ihre Knechte in ihrer Nähe wohnen lassen. Das gab von Anfang an ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Teilen der Gemeinde. Übrigens ist der sittliche Zustand der Bergdamra auch hier wie in Otjimbingue wesentlich besser als bei den Herero; die ersteren bringen anerkennenswerte Opfer zur Besoldung eines Schullehrers für ihre Kinder; die letzteren sind träge und geizig, wiewohl sie bei weitem wohlhabender sind. — Omaruru ist eine schon seit dem Jahre 1870 bestehende, wichtige Station mit einer ziemlich großen Christengemeinde. Auch der Häuptling derselben ist Christ; aber an ihm sieht man recht, wie schwer es ist, Häuptling über Heiden zu sein und seinen Christenglauben nicht zu verleugnen. Manasse von Omaruru hat zuerst einen redlichen Kampf für sein Christentum gekämpft. Allmählich hatte er sich aber doch wieder in die Vielweiberei, den

heidnischen Aberglauben und die Zauberei verstricken lassen. Krankheit und Siechtum scheinen ihn in letzter Zeit wieder auf den Weg des Friedens gebracht zu haben. — Omburo war von Anfang an nur eine dünn bevölkerte Station; sie war hauptsächlich von Wichtigkeit als Bindeglied zu den noch weiter nördlich gelegenen Stationen. In den letzten Jahren ist sie obendrein beunruhigt durch einen Streit zwischen den beiden auf dem Stationsgebiet wohnenden Stämmen der ova-Munganda und der ova-Tjipuna, der bis zu Kampf und Blutvergießen geführt hat; die ersteren haben das Stationsgebiet verlassen und sich weiter im Nordosten neue Weideplätze gesucht. — Nordöstlich von Omburo an den nördlichen Abhängen des Omatakoberges, der höchsten Erhebung von Deutsch-Südwestafrika (8300), finden sich in der Gegend des Waterberges die einzigen immerwährend fließenden Quellen des Landes. Die Herero wissen aber den Wert derselben nicht zu schätzen, und der erste Versuch der Rheinischen Missionare, sich an diesem für die Zukunft des Landes wichtigen Punkte niederzulassen, scheiterte an dem Widerwillen des Häuptlings Kambazembi, sich in der Nähe dieser Quellen anzusiedeln. Der omu-Herero behauptete, von dem süßen Quellwasser würden seine Herden magerer werden, sie gebrauchten zu ihrem Gedeihen salzige Tümpel! Trotzdem ist im Jahr 1891 ein neuer Versuch gemacht, in Otjozondjupa am Waterberge eine Station anzulegen. Kambazembi scheint jedoch der Missionsarbeit noch ebenso abgeneigt zu sein wie früher und wird wahrscheinlich dem Missionar das Leben sauer genug machen. — Noch weiter im hohen Norden auf dem Wege nach dem Ovambolande zu, haben sich in Franzfontein die Reste der Zwartbooischen Nama zusammengezogen, Naman, welche schon vor Jahrzehnten auf Rehoboth und Ameib unter der Pflege Rheinischer Missionare standen, dann aber durch die Kriegswirren des Jahres 1880 zersprengt wurden. Seit dem Jahr 1891 hat sich in Franzfontein wieder ein Missionar bei ihnen niedergelassen und zu seiner Freude gemerkt, daß trotz der langjährigen Verwahrlosung bei den Christen des Stammes noch viel Liebe zum Worte Gottes und viel Eifer für die Kirche vorhanden ist. Die Station ist deshalb schon jetzt im Begriff fröhlich aufzublühen. — Eine gute Tagereise östlich von Franzfontein wohnen viele Bergdamra; da die Mission sich dieser Geringsten und Verachtetsten insonderheit annehmen wollte, wurde im Jahre 1893 ein junger Rheinischer Missionar beauftragt, sich unter denselben eine Wirksamkeit zu suchen. Er wählte zu seinem Wohnort das Feld Otjimbuima und baute daselbst für sich und seine junge Frau ein kleines Häuschen. Die Bergdamra waren hocherfreut, daß auch ihnen ein Lehrer zugedacht war, und sammelten sich willig unter seinem Schutze.

Überblicken wir die lange Reihe der Rheinischen Missionsstationen im Hererolande, so gewinnen wir den Eindruck, daß dies ganze Gebiet ebenso wie das Namaland im wesentlichen ausreichend von der Mission versorgt ist. Mag sich etwa in der dünn bevölkerten Kaoko an der Küste des Oceans noch das Bedürfnis einer Station herausstellen, mag vielleicht hier oder da noch ein Bindeglied zwischen zu weit entlegenen Stationen erwünscht sein, im ganzen sind alle wichtigen Punkte besetzt, und die Zwischenglieder werden am besten durch eingeborene Gehilfen

versorgt. Besonders erfreulich ist dabei, daß dieses ganze Missionsgebiet in der Hand einer Mission, der Rheinischen Missionsgesellschaft, liegt, mithin nach denselben Grundsätzen einheitlich verwaltet und geleitet wird. Umsomehr müßten wir es schmerzlich bedauern, wenn ganz ohne jede in der Sache liegende Veranlassung, lediglich um der Konkurrenz willen, die römische Mission sich auch in dieses gesegnete Arbeitsfeld der evangelischen Mission eindrängen sollte, wie dieselbe vorzuhaben scheint. Hier entbehrt ihr Einbruch auch jedes Schimmers einer sittlichen Berechtigung, den man etwa in ungenügend versorgten evangelischen Missionsgebieten geltend machen könnte. Wir müssen es deshalb im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung des kirchlichen Lebens in dieser Kolonie wünschen, daß den Katholiken wieder eine ebenso energische Abweisung seitens der Eingeborenen zu teil wird, wie im Jahr 1881 auf Omaruru oder im Jahr 1891 auf Warmbad.

Das ganze Rheinische Missionsgebiet in Südwestafrika ist in diesem Jahre von dem Leiter der Rheinischen Mission, Missionsinspektor Dr. Schreiber, visitiert worden. Hoffentlich dient auch diese Reise dazu, das Missionsleben in unserer Kolonie neu anzuregen und das Missionswerk zu konsolidieren.

Ein schönes Wort über die ganze Nama- und Herero-Mission sagt der deutsche Landwirt Dr. Ludloff am Schlusse seiner sehr lesenswerten Reisebriefe:[1]) „Wenn mich etwas über die Vergeblichkeit meiner kostspieligen und beschwerlichen Reise und über meine schwere Erkrankung zu trösten vermag, so ist es die Erinnerung an die evangelischen Missionen im Nama- und Damraland; mit dem Dank zu Gott, daß ich meine Heimat und meine Lieben wiedersehen durfte, verbindet sich mir der Dank, daß es mir vergönnt war, die segensreiche Arbeit der evangelischen Mission in der Nähe zu schauen, und der Wunsch, daß diese friedevolle Arbeit nach langen Jahren harten Kampfes und schwerer Unruhe nun wieder unter kraftvollem deutschen Schutz gedeihen möge.“

c) Nördlich vom Damralande dehnt sich ein dreißig bis fünfzig Meilen weiter, sehr dünn bevölkerter Landstrich von ödem Steppencharakter aus. Jenseits desselben entfaltet sich fast unvermittelt plötzlich der ganze Reichtum afrikanischer Tropenlandschaft. Dichte Urwälder, von hochstämmigen Palmen überragt, fruchtbare Äcker, wasserreiche Bäche und Flüsse — ein allgemeiner Eindruck landschaftlichen Reichtums belehrt uns, daß wir in ein ganz andersartiges Gebiet eingetreten sind. Leider ist es auch hier, wie überall in Afrika; in demselben Maße als das Wasser reichlicher fließt und die Regenzeiten ergiebiger sind, stellt sich auch das

[1]) Dr. Ludloff, Nach Deutsch-Namaland. Reisebriefe. Koburg 1891. S. 182.

Fieber ein und macht das Land ungesund. Dies Gebiet wird von dem in 11 Stämme zerspaltenen Ovambovolke bewohnt, einem ackerbautreibenden, von despotischen Fürsten geknechteten Bantustamm. Nachdem die Rheinischen Missionare Hahn und Rath hierher den Weg gebahnt hatten (1857 und 1866), trat zuerst (1870) die finnische Missionsgesellschaft in dies Arbeitsgebiet ein. Sie hatte eine sehr schwere Anfangszeit; das Fieber dezimierte die Reihen ihrer Arbeiter, der despotische Übermut der launenhaften, trunksüchtigen Häuptlinge zwang wiederholt zur Aufgabe neu angelegter Stationen; die jugendliche Unerfahrenheit der Missionare und der Mangel einer missionserfahrenen Leitung vermehrte die Schwierigkeiten. Zwei Jahrzehnte war ihre Arbeit auf einen Stamm, die Ovandonga, beschränkt; und selbst da nötigten die ausgebrochenen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege zu mehrfacher Verlegung der Stationen.[1]) Trotz aller Schwierigkeiten durften am Epiphaniasfest 1883 die Erstlinge der Ovambo getauft werden, und es ist seither zunächst bei den Ovandonga, und allmählich auch bei dem Nachbarstamm der Uukuambi ein Umschwung der öffentlichen Meimung zu Gunsten der Mission eingetreten. Zur Zeit stehen im finnischen Missionsgebiete 5 Missionare auf 4 Stationen, und zwar Olukonda, Onjipa und Ondangua im Stammesgebiet Ondonga und Elim (seit 1892) im Gebiet des Uukuambistammes. Die Zahl der Christen beträgt 618, wovon 208 Kommunikanten; in den Schulen sind 425 Schüler.[2])

Hatte Hahn die ihm befreundete finnische Missionsgesellschaft nach dem Ovamboland gerufen, weil er der Ansicht war, in dieses große Gebiet müsse eine Gesellschaft mit ihrer ganzen Kraft eintreten, so stellte es sich doch bald heraus, daß weder die Mittel noch die Missionskräfte der Finnen ausreichten, um die Ovambo genügend mit dem Worte Gottes zu versorgen. Und bei dem bekannten schweren Drucke, unter dem die evangelischen Kirchen in Rußland stehen, verminderten sich sogar allmählich die Hilfsquellen dieser Gesellschaft. Sie baten deshalb dringend die Rheinische Mission, mit in die

[1]) Die wichtigeren Stationen waren: im Gebiet Ondonga a) Olukonda, besetzt 1871, immer gehalten, jetzt der Hauptpunkt der Mission; b) Onüpa, besetzt 1872, aufgegeben 1876, wieder aufgenommen 1888; c) Ondangua, gegründet 1870, aufgegeben 1872, wiederbesetzt 1892; d) Omandongo und Omulonga, besetzt 1870 und 1872, aufgegeben 1888 infolge von Nehales Gewaltthätigkeiten; e) Elim, gegründet 1870, aufgegeben 1872, wiederbesetzt 1892. Im allgemeinen machte die Mission die Erfahrung, daß, je mehr sich die Missionare zusammenzogen und ihre Kräfte konzentrierten, desto besser die geistliche Arbeit voranging. Beinahe alle Bücher des Neuen Testaments, ferner die biblischen Geschichten und der Katechismus sind in das oschi-Ndonga übersetzt. Diese genauen Nachrichten verdanken wir brieflichen Mitteilungen des Missionsdirektors Töttermann in Helsingfors.

[2]) Über die sehr interessante Anfangszeit dieser Mission siehe in dieser Zeitschr. 1874, S. 511 ff.; vgl. auch Missionsfreund 1892, 88 ff.

Arbeit unter den Ovambo einzutreten. Für diese war eine Weiterentwicklung ihres Stationennetzes nach Norden das naturgemäße Wachstum, sie folgten deshalb gern dem an sie ergehenden Rufe. Im Jahre 1891 machten sich die beiden jungen Brüder Wulfhorst und Meisenholl von der Rheinischen Mission auf den Weg nach Ovamboland. Ihre Instruktion wies sie zunächst an die unter deutschem Protektorat stehenden Ovambostämme, besonders die Ovangandjera. Allein da zu diesen der Weg durch Stammesfehden verschlossen war, und dagegen der Häuptling Uejulu des mächtigsten und lebensfähigsten Ovambostammes der Ovankuanjama, wiederholt um Missionare für sein Volk gebeten hatte, folgten sie dessen Einladung und ließen sich einige Meilen nördlich von der Grenze der deutschen Kolonie auf portugiesischem Boden in Uejulus Hauptstadt Ondjiva nieder. Zu der ersten Station kam im Jahre 1892 unter demselben Stamm, drei Stunden südwestlich von Ondjiva, eine zweite Station Omupanda; auf jeder derselben wohnt ein verheirateter Missionar; ein dritter Missionar ist unterwegs. Die Missionsarbeit ist hier schwer. In der Regenzeit steht fast das ganze Land wochenlang unter Wasser; dann suchen schwere Fieberepidemien ebenso die Schwarzen wie die Weißen heim. Gegen Ende der Fieber- und Wasserzeit reifen weit und breit die walnußartigen Früchte des Omuhongobaumes; daraus bereiten die Ovambo berauschende Getränke in riesigen Mengen, und auf Wochen ist das ganze Volk mehr oder weniger betrunken. Zudem sind die Missionare bei dem schrankenlosen Absolutismus der Häuptlinge fast vollständig von dem guten Willen derselben abhängig und müssen stets darauf bedacht sein, diese wetterwendischen, kindischen Tyrannen bei guter Laune zu erhalten.

Die China-Inland-Mission.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

Einleitung.

Die China-Inland-Mission ist im Jahre 1865 gegründet, also eine der jüngeren Missions-Gesellschaften und doch steht sie durch die Zahl ihrer europäischen Missionare in der Reihe der größten und noch mehr fällt sie durch die Schnelligkeit des Wachstums, als durch die Zahl ihrer Missionare auf. Im Jahre 1866 zählte sie 24, 1870 40, 1881 fast 100 Missionare bezw. Missionarinnen. Während der drei folgenden Jahre kamen 70, in dem einen Jahre 1887 gar hundert neue hinzu. Im Januar 1892 waren 480, im Januar 1894 nicht weniger als 550 männliche und weibliche Arbeiter auf dem Missionsfelde, einschließlich derer, die von Zweigvereinen ausgesandt, im Anschluß an die C. I. M. arbeiten. Jeder, der von diesen Zahlen hört, muß sich sagen, daß bei dieser bisher noch in keiner Missionsgesellschaft dagewesenen Massenaussendung ganz besondere Triebkräfte wirksam gewesen sein müssen. Man kann die Entwickelung der China-Inland-Mission nicht verstehen, ohne die Person ihres Gründers und Leiters zu kennen. Es ist dies J. Hudson Taylor.

Es war Missionar Lechler, der ehrwürdige Senior der Baseler Missionare in China, welcher mir 1883 zuerst von Herrn Taylor als einem besonderen Gottesmann sagte und mich mit Missionaren seiner Gesellschaft, bei deren Durchreise durch Hongkong, bekannt machte. Manche der „siebzig“ und der „hundert“ hatte ich schon in China bewillkommt, als ich eines Tages Dr. Taylor im Findelhause begrüßen durfte, nachdem ich leider schon einen Besuch von ihm durch Abwesenheit von Hongkong verpaßt hatte. Er, der so erstaunlich viel in seinem Kopf und Herzen zu bewegen hat, erinnerte sich noch, welche Familienverhältnisse er das vorige mal vorgefunden hatte, zeigte also das freundlichste Interesse für kleine, persönliche Angelegenheiten, und entzückte alle Bewohner des Findelhauses durch seine liebenswürdige Bescheidenheit und Schlichtheit und durch die aus den wunderbar leuchtenden Augen seines bedeutenden Gesichts ebenso wie aus seinen kindlich einfachen Reden unverkennbar sprechende Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit.

Noch kannte ich das Wichtigste und Beste aus seiner Vergangenheit nicht; aber ich hatte doch das günstigste Vorurteil, als ich auf der großen Missionskonferenz in Schanghai 1890 seiner Eröffnungs-Predigt lauschte und, nach meiner Gewohnheit bei Predigten durchaus unkritisch, nur Erbauung suchte und fand — bis gegen das Ende.

Er predigte über die Speisung der Viertausend und sagte u. a.: Der Herr hatte schon vorher ein ähnliches großes Wunder gethan. Dort waren 5000 mit 5 Broten gespeist worden. Wenn die Jünger geizige Rechenkünstler gewesen wären, so hätten sie denken können: Hier haben wir 4000 Menschen zu speisen, so werden 4 Brote genügen; drei wollen wir für uns selbst behalten. Aber sie sollten nicht ihre menschliche Rechenkunst gebrauchen, sondern ihr Alles zum Herrn bringen, auf viel oder wenig kommt es dabei nicht an.“ Wie erstaunte ich aber, als der liebe Mann dann ein Exempel menschlicher Rechenkunst seinen Zuhörern vorführte. Es folge hier wörtlich nach den offiziellen Konferenz-Berichten (Records of the General Conference etc. 1890), da der Passus in der im Beiblatt des Jahrgangs 1891 dieser Zeitschrift mitgeteilten Eröffnungspredigt Taylor's sich nicht findet.

„Wenn es 250 000 000 Menschen in China giebt — und ich denke niemand wird die Zahl geringer schätzen — so wird es nicht mehr als 50 000 000 Familien geben. Wenn wir nun 1000 Evangelisten und Kolporteure hätten, die täglich 50 Familien erreichten, dann könnte in 1000 Tagen oder weniger als drei Jahren das geschriebene Evangelium oder die mündliche Botschaft allen angeboten sein: — also drei Jahre nachdem jene Zahl Arbeiter auf dem Missionsfelde angekommen und instand gesetzt wäre, die Arbeit zu unternehmen.“ „Sollte die Bevölkerung doppelt so groß sein, so würde es nur zweimal so lange dauern, wenn dieselben Arbeiter in Thätigkeit wären. Es ist durchaus keine schwierige Sache, 150 Erwachsene oder 50 Familien im Laufe eines Tages zu erreichen.“

Auf diese Begründung hin kam dann der Vorschlag, einen Aufruf an die heimatlichen Kirchen zu erlassen, daß 1000 neue Evangelisten nach China aus-

gesandt würden. Mir wurde es plötzlich sehr ungemütlich auf meinem Platze und ich fand es fast unerträglich, bis zum Ende des Gottesdienstes auszuharren — und glaubte nicht anders, als die ganze, große Versammlung hätte ganz dasselbe Gefühl, wie ich. Ich wußte noch nicht, was den meisten Anwesenden vielleicht bekannt war, daß dieser Plan schon vorher ausgesprochen war, und daß ein „Plan," ähnlich wie der oben angegebene fast wie ein ungeschriebener Grundsatz mit zu den Principien der China-Inland-Mission gehört. Die einzige Kritik des oben angeführten Stückes der Predigt, die ich auf der Konferenz gehört habe, war von Professor Thwing aus New-York, der an demselben Abend in einer Rede sagte: „jene menschliche Rechenkunst, die wir heute morgen erst tadeln und dann illustrieren hörten. (Heiterkeit)."

Da der einzelne bei den Konferenzverhandlungen nicht die Gelegenheit hatte, seine abweichende Ansicht kund zu thun, so fragte ich die Brüder Hubrig, Faber und Schaub, ob wir vier nicht die Erklärung zu Protokoll geben wollten, daß die wenigen anwesenden deutschen Missionare mit der Begründung des Aufrufs, ein tausend zu senden, überhaupt mit Nennung einer bestimmten Zahl und namentlich mit der Auffassung des biblischen Begriffes vom Zeugnis, den diese Begründung trage, nicht einverstanden sein könnten.

Sie lehnten es ab, um nicht einen Mißton in die Versammlung zu bringen. Ich für meine Person mußte eine Einladung zum Abendbrot in den prächtigen Räumen des eben neueröffneten, von einem einzigen Geber geschenkten China-Inland-Missionshauses in Schanghai ausschlagen, aus Furcht, daß ich mich nicht enthalten könnte, meine Meinung auszusprechen, wozu dort doch nicht der rechte Ort gewesen wäre. Da die deutschen Missionare bei jener Gelegenheit den Vorzug genossen haben, in unmittelbarer Nähe Taylors zu sitzen, so war meine Vorsicht vielleicht gut angebracht. Ich muß um Entschuldigung bitten für diese ganz persönlichen Bemerkungen. Doch hielt ich es um deswillen für zweckmäßig, sie vorauszuschicken, um meine teils dankbar anerkennende, teils kritische Stellung zu dem großen Gottesmann Taylor von vornherein kund zu geben, und nicht, wenn die Kritik erst nach der anerkennenden Schilderung von Taylors Glaubensleben begönne, den Eindruck des Pferdefußes, zu erwecken. Es folge nun zunächst ein Lebensabriß Taylor's, zumeist nach seinen eigenen Angaben.

1. Der Stifter der China-Inland-Mission.[1])

J. Hudson Taylor wurde geboren am 31. Mai 1832 zu Barnsley in Yorkshire von innig frommen Eltern. Seinem Vater, einem „Evangelisten," war schon im Jahre 1830 infolge von gelesenen Reisebeschreibungen die geistliche Not China's so zu Herzen gegangen, daß er Gott bat, wenn er ihm einen Sohn schenken wolle, demselben dann zu gestatten, als Missionar nach China zu gehen. Seine Mutter hat später um ihn, als er fünfzehnjährig in schwere religiöse Zweifel geraten war, in heißem Gebet

[1]) Vergl. A Retrospect by Rev. J. Hudson Taylor in Jahrgang 1886—1888 der Zeitschrift „China's Millions;" J. Stursberg: J. Hudson Taylor und die China-Inland-Mission. Neukirchen 1891; M. Geraldine Guinness: The Story of the China Inland Mission. London 1893 und 1894.

mit Gott so lange gerungen, bis sie der Erhörung gewiß geworden war. In derselben Stunde übergab sich Hudson Taylor, der weit von ihr entfernt war, in feierlicher Weise dem Herrn zum unbedingten Eigentum. „Wäre es nicht wunderbar,“ fragt er, „wenn ich als ein Kind solcher Gebete nicht ein Mann geworden wäre, der an die Macht des Gebetes glaubt?“ Wenige Monate später stand es ihm fest, daß er als Missionar nach China gehen sollte, obwohl er bezeugt, von jenem Gebete seines Vaters erst dann gehört zu haben, als er schon sieben Jahre in China gewesen war.

Es ist nun sehr bemerkenswert, in welcher Weise Taylor sich für seinen Missionsberuf vorbereitete. Er las Medhurst's „China“ und was er sonst von Schriften über China bekommen konnte. Er gewann dadurch die Überzeugung, daß ärztliche Kenntnisse dort für den Missionsdienst wertvoll sein würden und beschloß, Medizin zu studieren. Er suchte die Kräfte seines Körpers, sowie des Verstandes und des Herzens zu entwickeln und machte deshalb nicht nur körperliche Übungen in frischer Luft, versagte sich nicht nur manche der gewöhnlichsten englischen Lebensbedürfnisse, um sich für eine härtere Lebensweise vorzubereiten, sondern fing auch an, durch Armen- und Kranken-Besuche, Sonntagsschulhalten und Traktat-Verteilung sich nach Kräften in die Reichs-Gottes-Arbeit einzuleben.

Nach einigen vorbereitenden Studien in seiner Heimat war er von 1849—1851 Assistent (nach englischen Verhältnissen eine Art Lehrling) eines Professors der Chirurgie und Geburtshilfe in Hull. Er fühlte sich in seinem Gewissen gebunden, den zehnten Teil von allem Gelde, das er in dieser Stellung einnahm, für den Herrn zu geben. Von dem baren Gehalte, das er außer freier Wohnung bezog, konnte er das leicht thun. Als ihm aber später, statt der freien Station bei dem Professor, in einer befreundeten Familie Wohnung und Kost aufs beste bestellt und die dafür ausbedungene Summe außer seinem Gehalte in bar ausgezahlt wurde, war es eine Unmöglichkeit, von der ganzen auf diese Weise in seine Hände kommenden Summe den zehnten Teil abzugeben. Da drang ihn sein Gewissen, auf die behagliche Wohnung zu verzichten und ein kleines Zimmer in der ärmsten Gegend der Stadt zu mieten, wo er sich selbst in einfachster Weise, meist nur mit Hafersuppe und Reis beköstigte und dadurch instand setzte, den Zehnten von seinem ganzen Einkommen und bald weit mehr als das abzugeben. Ich glaube, man kann sich mit herzlicher Beschämung innerlich beugen vor dieser Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung, auch erkennen, daß dies eine besonders gute Vorbereitung für den Missionarsberuf war, und doch wünschen, daß der Wohnungswechsel etwas anders begründet gewesen wäre.

Um jene Zeit faßte er einen eigentümlichen Entschluß, zu dem ihn, wie er sagt, die Erwägung geführt hatte, daß er in China keine hilfreichen Menschen sondern nur Gott zur Seite haben werde und sich daher darin üben müsse, nur Gott zu vertrauen, den Entschluß nämlich, nie einen Menschen direkt bittend anzugehen, sondern die Menschen durch Gott, d. h. durchs Gebet in Bewegung zu setzen. Ein Beispiel, wie Taylor diesen Grundsatz anwandte, das ihn aber auch noch in anderer Weise charakterisiert, mag mit seinen eigenen Worten angeführt werden. Es ist etwas lang, aber nicht langweilig.

„Mein Prinzipal in Hull, der immer sehr viel zu thun hatte, wünschte, daß ich ihn erinnern möchte, wenn mein Gehalt fällig wäre. Ich beschloß, dies nie direkt zu thun, sondern Gott zu bitten, daß Er ihn daran erinnern und mich so durch die Gebetserhörung ermutigen möchte. Einst als der Zahlungstag für das Vierteljahrsgehalt herannahte, war ich, wie gewöhnlich, viel im Gebet damit beschäftigt. Die Zeit kam, aber mein gütiger Freund sagte nichts vom Gehalt. Ich fuhr fort zu beten, Tage vergingen, aber er dachte nicht daran, bis ich schließlich eines Sonnabend-Abends, als ich meine Wochenrechnung in Ordnung brachte, nur noch ein Geldstück übrig behielt, eine halbe Krone (d. i. 2½ Schilling. Ein Schilling etwa eine Mark). Ich hatte bis dahin keinen Mangel gehabt und hielt an am Gebet.

An jenem Sonntag war ich sehr glücklich. Mein Herz war wie gewöhnlch voll und überfließend von Segen. Nachdem ich am Morgen dem Gottesdienste beigewohnt hatte, waren meine Nachmittage und Abende mit Evangeliums-Arbeit angefüllt, in den verschiedenen Logier-Häusern im ärmsten Stadtteile, die ich zu besuchen pflegte. In solchen Zeiten schien es mir fast, als wenn der Himmel auf Erden begonnen hätte und als könnte man nichts Weiteres mehr erwarten, als eine erweiterte Fassungskraft für die Freude, nicht aber eine wahrhaftere Fülle, als ich sie besaß. Nachdem ich an jenem Abend etwa um 10 Uhr meinen letzten Gottesdienst geschlossen hatte, bat mich ein armer Mann mitzugehen und mit seiner Frau zu beten, die im Sterben läge. Das that ich gern und auf dem Wege nach seinem Hause fragte ich ihn, warum er nicht den Priester hätte holen lassen, da ich an seiner Sprache hörte, daß er ein Irländer war. Er sagte, er hätte das gethan, aber der Priester habe nicht kommen wollen, wenn er nicht 1½ Schilling bezahlte, die habe er aber nicht, denn seine Familie leide schon Hunger. Sofort fiel es mir ein, daß alles Geld, was ich in der Welt besaß, die halbe Krone war und zwar in einem Stück, und daß zwar der Teller voll Hafersuppe, den ich gewöhnlich zum Abendbrot aß, auf mich wartete und daß genug zum Frühstück am andern Morgen im Hause war, aber daß ich zum Mittagessen am folgenden Tage sicherlich nichts mehr hatte.

Da gab es nun plötzlich eine Stockung in dem Freudenstrom meines Herzens; aber anstatt mich zu tadeln, schalt ich den armen Mann, daß er es so weit hätte kommen lassen, er hätte bei Zeiten zum Armenpfleger gehen müssen. Er antwortete, da sei er schon gewesen und auf den nächsten Morgen um 11 Uhr bestellt; aber seine Frau werde wohl nicht mehr die Nacht durchleben. Ach, dachte ich, hätte ich nur zwei einzelne und einen halben Schilling

statt meiner halben Krone, wie gern wollte ich diesen armen Leuten einen Schilling davon abgeben. Aber mich von der ganzen halben Krone zu trennen daran dachte ich nicht. Ich machte mir nicht klar, daß dies doch eigentlich darauf hinauskam, daß ich mit 1½ Schilling Gott vertrauen konnte, aber noch nicht bereit war, Ihm allein zu vertrauen, ohne irgend welches Geld in der Tasche.

Mein Führer brachte mich in einen Hof, wohin ich ihm mit einer gewissen Ängstlichkeit folgte. Ich war schon früher dort gewesen und war bei meinem letzten Besuch sehr roh behandelt worden, während meine Traktate zerrissen wurden, und war in solcher Weise gewarnt, nicht wieder zu kommen, daß ich mich jetzt keineswegs gemütlich fühlte. Doch es war der Weg der Pflicht und ich folgte. Eine elende Treppe hinauf ging es in ein armseliges Zimmer und — ach was für ein Anblick bot sich dort unsern Augen! Vier oder fünf arme Kinder standen umher, deren eingefallene Backen und Schläfen unverkennbar die Geschichte langsamen Verhungerns erzählten. Auf einem armseligen Lager lag eine arme erschöpfte Mutter mit einem 36 Stunden alten Kinde neben sich, das mehr wimmerte, als weinte und keine Lebenskraft zu haben schien. Ach, dachte ich, wenn ich zwei einzelne Schillinge und einen halben hätte statt einer halben Krone, wie gerne sollten sie 1½ Schilling davon haben! Aber noch immer hielt ein armseliger Unglaube mich davon ab, dem Drange zu folgen, ihr Elend zu lindern auf Kosten meines ganzen Besitzes.

In solcher Gemütsverfassung konnte ich die Leute wenig trösten. Ich bedurfte selbst des Trostes. Doch fing ich an, ihnen zu sagen, daß sie nicht verzagen müßten, denn obwohl ihre Lage sehr betrübt wäre, so wäre doch ein freundlicher und liebender Vater im Himmel. Aber ein Etwas in meinem Innern sagte: Du Heuchler! diesen unbekehrten Leuten von einem freundlichen und liebenden Vater im Himmel zu reden und selbst nicht bereit zu sein, Ihm ohne Deine halbe Krone zu vertrauen! Ich wollte fast ersticken. Wie gern hätte ich mit meinem Gewissen einen Ausgleich getroffen, wenn ich ein Zwei-Schilling-Stück und einen halben Schilling gehabt hätte. Dankbar hätte ich das Zwei-Schilling-Stück hingegeben und das Übrige behalten; aber ich konnte Gott noch nicht vertrauen ohne den halben Schilling.

Zu reden war unter diesen Umständen nicht möglich; doch dachte ich merkwürdigerweise, es würde mir nicht schwer werden, zu beten. Das Gebet war für mich in jenen Zeiten eine sehr liebe Beschäftigung. So verbrachte Zeit war mir niemals langweilig und daß mir die Worte fehlten, kam nie vor. Ich muß wohl gedacht haben, wenn ich nur niederkniete und betete, dann würden sie und ich auch Erleichterung finden. Deshalb sagte ich dem Manne: Sie baten mich, zu kommen und mit Ihrer Frau zu beten. Laßt uns beten. Aber kaum hatte ich meinen Mund aufgethan zu den Worten: Vater unser, der du bist im Himmel, da sagte mein Gewissen in mir: Wagst du Gottes zu spotten; wagst du es, niederzuknien und ihn Vater anzureden mit deiner halben Krone in der Tasche? Es entstand ein solcher Streit in meinem Gemüte, wie ich ihn nie vorher oder nachher gekannt habe. Wie ich mit jenem Schein-Gebet zu Ende gekommen bin und ob die Worte einen Zusammenhang gehabt haben oder nicht, kann ich nicht sagen. Aber ich stand vom Gebete auf in großer Bedrückung.

Der arme Vater wandte sich an mich und sagte: Sie sehen in welcher verzweifelten Lage wir sind. Können Sie uns helfen, so thun sie es um Gottes willen! Da fuhr mir das Wort durch den Sinn: Gieb dem, der dich bittet! und in des Königs Worten ist Kraft. Ich griff in die Tasche, zog langsam die halbe Krone heraus und gab sie dem Manne mit der Bemerkung, es möchte wohl so scheinen, als wäre es mir eine Kleinigkeit, ihnen zu helfen, da ich in verhältnismäßig guten Umständen sei, aber indem ich mich von der halben Krone trennte, gäbe ich ihm alles, was ich hätte; was ich ihm zu sagen versucht hätte, sei in der That wahr — Gott sei wirklich ein Vater, dem man vertrauen könnte. Nun kam der Strom der Freude mit voller Flut in mein Herz zurück; ich konnte mit voller Wahrheit alles sagen und das Hindernis des Segens war fort — fort, so hoffe ich, für immer.

Nicht nur das Leben der armen Frau war gerettet, sondern ich fühlte es, ich war auch gerettet. Mein Leben hätte scheitern können — würde wahrscheinlich als ein christliches Leben gescheitert sein — wenn nicht die Gnade zu der Zeit gesiegt hätte, so daß ich dem Geiste Gottes nicht widerstrebte. Lebhaft erinnere ich mich, wie an jenem Abend auf dem Heimwege nach meiner Wohnung mein Herz ebenso leicht war, wie meine Tasche. Die einsamen, verlassenen Straßen hallten wider von einem Lobgesang, den ich nicht zurückhalten konnte. Als ich vor dem Zubettegehen meinen Teller Hafersuppe aß, hätte ich ihn nicht um eines Fürsten Mahl vertauschen mögen. Ich erinnerte den Herrn an Sein Wort: Wer dem Armen giebt, leiht dem Herrn und bat Ihn, er möge die Anleihe nicht lange ausstehen lassen, sonst würde ich den nächsten Mittag nichts zu essen haben; und mit Frieden von innen und außen verbrachte ich eine glückliche, ruhevolle Nacht.

Am nächsten Morgen war mein Teller mit Roggenbrei noch vorhanden, und ehe er verzehrt war, hörte ich das Klopfen des Briefträgers an der Hausthür. Ich pflegte am Montag keine Briefe zu bekommen, denn meine Eltern und meisten Bekannten vermieden es, Sonnabend Abends welche zur Post zu geben. So war ich denn einigermaßen erstaunt, als die Hauswirtin hereinkam und in ihrer nassen mit der Schürze bedeckten Hand einen Brief oder ein Packet hielt. Ich sah den Brief an, konnte aber die Handschrift nicht erkennen, denn sie war von unbekannter oder verstellter Hand und der Poststempel war unleserlich. Woher er kam, konnte ich nicht sagen. Als ich den Umschlag öffnete, fand ich nichts Geschriebenes darin; aber in ein Blatt Papier war ein Paar Glacé-Handschuhe eingewickelt, aus denen, als ich sie erstaunt auseinanderfaltete, ein halber Sovereign (10 Mark) auf die Erde fiel. Gott sei gelobt! rief ich aus; vierhundert Prozent für ein auf 12 Stunden ausgeliehenes Kapital; das sind gute Zinsen. Wie froh würden die Kaufleute von Hull sein, wenn sie ihr Geld zu diesem Zinsfuß ausleihen könnten! Ich beschloß auf der Stelle, daß eine Bank, die nicht Bankrott machen könne, alle meine Ersparnisse oder Einnahmen haben sollte, ein Entschluß, den ich noch niemals bereut habe."

Diese Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Nach vierzehn Tagen sparsamen Haushaltens waren die 10 Schillinge aufgebraucht und nun mußte eines Sonnabends seine fromme Hauswirtin Geld von ihm haben. Sollte er nicht um ihretwillen an die Gehaltszahlung erinnern? Es handelte sich für ihn innerlich bei dieser und anderen selbst auferlegten Glaubensproben um die Frage:

Kann ich nach China gehen, oder ist mein Glaube und meine Gebetskraft so gering, daß sie mich hindern müssen, in den so hochgeschätzten Missionsdienst einzutreten? So schwieg er still und wartete weiter auf den Herrn. Um 5 Uhr nachmittags an jenem Sonnabend fragte plötzlich der Professor: Wie ist es doch, Taylor, ist Ihr Gehalt nicht wieder fällig? Schon glaubte dieser, seine Prüfung sei nun am Ende, aber auf die bejahende Antwort fuhr der Professor fort: Schade, daß ich alles Geld, was ich hatte, auf die Bank geschickt habe, sonst hätte ich es Ihnen gleich geben können! Wieder war Taylor aufs Warten angewiesen. Da um 10 Uhr abends kommt der Doktor aus seinem Wohnhause durch den Garten noch nach der Klinik hinüber, um Taylor die spaßhafte Thatsache mitzuteilen, daß ein sehr reicher Mann noch so spät abends sich gedrungen gefühlt habe, ihm seine Rechnung zu bezahlen. So ganz beiläufig fiel dem Professor dann schließlich auch noch ein, daß Taylor diese Banknoten nehmen könne, als Abschlagszahlung auf sein Gehalt. Dieser ließ von seinen Gefühlen nichts merken, dankte aber an jenem Abend mit freudigem Herzen dem Herrn, daß er nun doch nach China gehen dürfe.

Über eine theologische Ansicht, die aber bei Hudson Taylor eine sehr praktische Wendung nimmt, sei aus der Zeit in Hull noch folgendes aus dem „Rückblick" wörtlich angeführt.

„Ein Freund lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Frage nach der persönlichen Wiederkunft unsers Herrn Jesu Christi vor dem tausendjährigen Reiche, gab mir ein Verzeichnis der darauf bezüglichen Schriftstellen ohne weiteren Kommentar und riet mir den Gegenstand zu erwägen. Eine Zeit lang studierte ich fleißig in der heiligen Schrift über diesen Punkt und so ging mir die Erkenntnis auf, daß dieser selbe Jesus, der unsere Erde in seinem Auferstehungsleibe verlassen hat, auch so wiederkommen werde; daß seine Füße auf dem Ölberg stehen sollten und daß Er von dem zeitlichen Thron seines Vaters David, der ihm vor seiner Geburt verheißen war, Besitz nehmen werde. Ich erkannte ferner, daß durch das ganze Neue Testament hindurch die Wiederkunft des Herrn die große Hoffnung der Seinigen ist und daß immer darauf gefußt wird, als auf den stärksten Beweggrund sich Ihm zu weihen und Ihm zu dienen und als den größten Trost in Anfechtung und Trübsal. Ich lernte auch, daß der Zeitpunkt seiner Wiederkunft zu seinem Volke nicht offenbart ist und daß es ihr Vorrecht ist, von Tage zu Tage und von Stunde zu Stunde zu leben als Menschen, die auf den Herrn warten, daß es, wenn man so lebt, so zu sagen ganz unwesentlich ist, ob er zu dieser oder jener bestimmten Stunde kommt, oder nicht kommt, sondern daß es vor allem darauf ankommt, daß man so bereit für Ihn ist, daß man, wenn er kommt, mit Freuden und nicht mit Schrecken Rechnung von seinem Haushalten thun kann.

Diese gesegnete Hoffnung hatte eine sehr praktische Wirkung: sie veranlaßte mich meine kleine Bibliothek sorgfältig zu untersuchen, um zu sehen, ob Bücher darin wären, die entbehrlich oder anderswo von Nutzen sein könnten, und meinen kleinen Kleiderschrank zu prüfen, um sicher zu sein, daß er nichts enthielte, über das ich nicht gern Rechenschaft ablegen möchte, falls der Meister sogleich käme. Die Folge war, daß die Bibliothek bedeutend verringert wurde zum Nutzen einiger armen Nachbarn und zum viel größeren Nutzen meiner eigenen Seele und daß ich fand, daß ich auch Kleidungsstücke hatte, welche besser anderweitige Verwendung fanden.

„Es ist mir in meinem Leben öfter eine große Hilfe gewesen, wenn die Gelegenheit es so mit sich brachte, von Zeit zu Zeit in ähnlicher Weise vorzugehen. Und ich bin nie mit dieser Absicht vom Keller bis zum Boden durch mein Haus gegangen, ohne einen großen Zuwachs geistlicher Freude und Segens zu gewinnen. Ich glaube, wir sind alle in Gefahr, sei es aus Unachtsamkeit, sei es aus Drang der Geschäfte, Dinge aufzuhäufen, die andern nützlich sein würden, während wir sie nicht nötig haben, und die zu behalten uns eines Segens beraubt. Wie viel mehr könnte geleistet werden, wenn alle Hilfsquellen der Kirche Gottes gut ausgenutzt würden! Wie viele Arme könnten gespeist, wie viele Nackende gekleidet, wie vielen könnte das Evangelium gebracht werden, die jetzt noch unerreicht sind!"

Während seines Aufenthaltes in Hull hatte Hudson Taylor nicht nur stets das im Auge behalten, sich selbst für den Dienst Gottes in China vorzubereiten, sondern er hatte auch jede Gelegenheit benutzt, Geld zu sparen oder zu sammeln, um die verschiedenen Missionen zu unterstützen, die in jenem großen Lande arbeiteten. In der letzten Zeit hatte er namentlich öfter größere oder kleinere Summen an Herrn George Pearse in London geschickt, der sich sehr für die von Dr. Gützlaff gestiftete „Chinesische Vereinigung" interessierte und nach Zusammenbruch derselben mit anderen China-Freunden die „Chinesische Evangelisations-Gesellschaft" auf breitester christlicher Grundlage begründete.

Als nun Hudson Taylor im Herbst des Jahres 1851 nach London übersiedelte, um noch einen medizinischen Kursus am „Londoner-Hospital" durchzumachen, bot ihm einesteils sein Vater, anderenteils die „Chinesische Evangelisations-Gesellschaft" an, die Kosten zu tragen. Indes der eifrige Asket fühlte, daß er nicht nach China gehen könne, ohne seine Kraft, sich gänzlich auf Gott zu verlassen, noch weiter entwickelt und geprüft zu haben. Dazu schien ihm jetzt eine günstige Gelegenheit geboten. Als er jenes doppelte Anerbieten erhielt, hatte er beiden Teilen angezeigt, daß er es auch von der andern Seite erhalten habe. Nun kam ihm der „glückliche Gedanke," daß niemand sich um ihn Sorge machen würde, wenn er die Unterstützung nach beiden Seiten ablehnte, da jeder Teil denken würde, sie käme von der andern Seite. So begann er denn in London die Studien in dem Vertrauen, daß Gott ihm wohl die Mittel darreichen würde, wenn er auch noch nicht wußte, woher sie kommen sollten. Er lebte fast ausschließlich von braunem Brot und Wasser mit gelegentlich einigen Äpfeln in der Mittagszeit. Und bei dieser Kost für noch nicht 20 Pfennige, machte er täglich einen Weg von 13 bis 14 Kilometern und war auch im Hospital und der Klinik noch viel auf den Füßen. Ich übergehe Fälle besonderer, wunderbarer Durchhilfe Gottes, in Nahrungsnot, bei einer Blutvergiftung, die ihn an den Rand des Grabes brachte, bei der Gewinnung von Seelen, darunter die eines erbitterten Atheisten, der schließlich

in fröhlichem Glauben an Jesum Christum starb. Zwei Jahre dauerte die Studienzeit in London.

Endlich sollte seine fünfjährige Hoffnung in Erfüllung gehen. Es war die „Chinesische Evangelisations-Gesellschaft,“ die ihn nach China sandte. Einundzwanzigjährig schiffte sich J. Hudson Taylor am 19. September 1853 in Liverpool an Bord des Seglers „Dumfries“ zu einer fast sechsmonatlichen, an mancherlei Gefahren reichen Seereise ein. Wie früher als Student, so war er auch jetzt als Schiffsreisender in erster Linie ein sich Gott kindlich anvertrauender und für ihn mit Nachdruck und Erfolg zeugender Christ. Nur ein einziges Erlebnis auf dieser Reise sei erzählt, das charakteristisch ist für die Zuversichtlichkeit seines Gebets.

„Wir verloren viel Zeit durch Windstillen. Gewöhnlich kam nach Sonnenuntergang eine Brise auf und dauerte bis zu Tagesanbruch. Sie wurde möglichst ausgenutzt, aber den Tag über lagen wir still mit schlaffen Segeln, trieben oft zurück und verloren viel von dem Vorsprung, den wir während der Nacht gewonnen hatten.

Dies geschah besonders bei einer Gelegenheit, als wir der Nordküste Neu-Guineas gefährlich nahe gekommen waren. Während des Sonntagmorgengottesdienstes, der an Deck gehalten wurde, konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß der Kapitän beunruhigt aussah und häufig nach der Seite des Schiffes ging. Nach Beendigung des Gottesdienstes erfuhr ich den Grund. Eine Strömung von vier Knoten trieb uns mit Macht auf einige versunkene Riffe zu und wir waren schon so nah, daß es kaum schien, als könnten wir den Nachmittag wohlbehalten überleben. Nach dem Essen wurde das große Boot ausgesetzt und alle Mann bemühten sich ohne Erfolg, den Bug des Schiffes von der Küste abzubringen. Als wir näher herantrieben, konnten wir deutlich sehen, wie die Eingebornen am Strande auf und abliefen und hier und da Feuer anzündeten. Ein Buch des Kapitäns sagte ihm, daß diese Leute Kannibalen waren. So war unsere Lage nicht wenig beunruhigend.

Nachdem wir eine Zeit lang schweigend auf dem Verdeck gestanden hatten, sagte der Kapitän zu mir: ‚Alles, was wir thun konnten, haben wir nun gethan; jetzt können wir nur den Erfolg abwarten.‘ Ich antwortete: ‚Etwas haben wir noch nicht gethan.‘ ‚Was denn?‘ fragte er. Ich sagte: ‚Es sind vier Beter an Bord: Sie, der schwedische Zimmermann, der schwarze Proviantmeister und ich. Lassen Sie uns einen Jeden in seine Kabine gehen und Gott bitten, uns auf der Stelle eine Brise zu schicken. Er kann sie jetzt so gut geben, wie nach Sonnenuntergang.‘

Er wars zufrieden, ich sprach mit den beiden andern und wir alle vier zogen uns zurück zum Gebet. Ich betete nur kurze Zeit, dann war ich so überzeugt, daß unser Gebet erhört sei, daß ich nicht fortfahren konnte, zu bitten, sondern sehr bald wieder aufs Verdeck ging. Der erste Offizier, ein gottloser Mann, stand auf der Kommandobrücke. Ich ging zu ihm und bat ihn, die Schoten (oder unteren Ecken) des Großsegels, welche hinaufgezogen waren, um das nutzlose flatternde Anschlagen des schlaffen Segels an das Takelwerk zu vermindern, doch hinabzulassen. ‚Wozu das?‘ fragte er. Ich sagte ihm, wir hätten Gott um Wind gebeten; dieser werde augenblicklich

kommen und wir seien dem Riff schon so nahe, daß wir keine Minute zu verlieren hätten. Mit einem ungläubigen, verächtlichen Blick sagte er unter einem Fluch, er wolle lieber einen Wind sehen, als nur davon hören. Aber während er sprach, beobachtete ich sein Auge und folgte demselben bis zum Ober-Bramsegel hinauf und — wahrlich da begannen die Schothörner des Segels in der kommenden Brise sich zu bewegen. ‚Sehen Sie nicht, wie der Wind kommt? Sehen Sie das Oberbramsegel an!‘ rief ich aus. ‚Nein, das ist bloß eine Katzenpfote‘ versetzte er (nur ein leiser Windhauch). ‚Katzenpfote oder nicht, rief ich, bitte lassen Sie das Großsegel herunter, damit uns kein Vorteil entgeht!‘

Das säumte er auch keinen Augenblick zu thun. In der nächsten Minute brachte der schwere Tritt der Mannschaft auf dem Verdeck den Kapitän aus seiner Kabine, um zu sehen, was da los wäre. Und wahrlich die Brise war gekommen. In wenigen Minuten fuhren wir dahin mit einer Geschwindigkeit von sechs oder sieben Knoten die Stunde, und die nackten Wilden am Strande hatten an jenem Abend keine Beute.“

Als Taylor am 1. März 1854 in Schanghai landete, fand er die Stadt im Besitz einer Schar von Rebellen der „roten Turbans“ und ihr gegenüber ein kaiserliches Herr von 40—50000 Mann. Da sind mehrmals Kanonenkugeln dicht neben ihm eingeschlagen, und auch sonst hat er unsägliche Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen gehabt. Für die Sprache hat er wesentliche Hilfe erfahren von tüchtigen Sprachkennern wie Dr. Medhurst, Dr. Edkins und Mr. Wylie.

Nachdem Schanghai von den kaiserlichen Truppen zurückerobert war, konnte Taylor ein Haus in der Chinesenstadt mieten, (Schanghai ist mehr als zur Hälfte unter europäischer Verwaltung) und nahm seitdem die chinesische Tracht an, die ihm größere Erleichterung im Umgange und auf Reisen verschaffte.

Im Herbst 1854 machte er von Schanghai aus eine Reise mit Dr. Edkins, bei der er sich auf das Verteilen von Schriften beschränken mußte. Dagegen konnte er im Frühling 1855 bei einer Reise, die er in Gemeinschaft mit dem damals auch erst 18 Monate im Lande weilenden Dr. J. S. Burdon von der englisch-kirchlichen Mission (jetzt Missions-Bischof auf Hongkong) unternahm, schon in der Mandarinensprache predigen. Über diese Reise, weil sie charakteristisch für den Mann ist, müssen wir einige Mitteilungen machen.

In der großen Mündung des Jang-zi-kiang liegt die Gruppe von Inseln, unter denen Zhung-ming und Hai-mun die größten und wichtigsten sind; weiter stromaufwärts, wo der Meerbusen sich verengert, liegt nördlich vom Jang-zi die einflußreiche Stadt Thung-tschau, nahe bei dem Lang-schan oder Wolfsberge, der als Ziel von Wallfahrern berühmt ist. Alle diese Orte wurden von den Missionaren besucht, welche einige Zeit darauf verwandten, auf den Inseln das Evangelium zu predigen, ehe sie sich nach Thung-tschau selbst wandten.

Die Abenteuer, welche sie in dieser Stadt zu bestehen hatten, beschreibt Taylor folgendermaßen in seinem Tagebuche:

Donnerstag, den 26. April 1855.

„Nach dem Frühstück befahlen wir uns der Obhut unsers himmlischen Vaters und baten um seinen Segen, ehe wir uns nach dieser großen Stadt auf den Weg machten. Es war ein trüber und nasser Tag. Wir waren überzeugt, daß Satan uns nicht erlauben würde, sein Reich anzugreifen, wie wir es zu thun im Begriff waren, ohne ernstlichen Widerstand zu erregen. Aber wir waren auch dessen völlig versichert, daß wir nach Gottes Willen Christum in dieser Stadt predigen und das Wort der Wahrheit unter ihren Einwohnern verteilen sollten. Es that uns leid, daß wir für einen so wichtigen Ort nur wenig Bücher mehr übrig hatten. Der Erfolg zeigte jedoch, daß auch dies von Gott weislich versehen war.

Unsere chinesischen Lehrer thaten alles, uns zu überreden, daß wir nicht in die Stadt gehen sollten. Aber wir beschlossen, daß uns mit Gottes Hilfe nichts hindern sollte. Wir wiesen sie jedoch an, in einem der Boote zu bleiben. Wenn wir nicht zurückkehrten, dann sollten sie versuchen, was sie über unser Schicksal erfahren könnten und in aller Eile mit der Nachricht nach Schanghai sich begeben. Wir ordneten auch an, daß das andere Boot auf uns warten sollte, selbst wenn wir an jenem Abend nicht zurückkommen könnten, so daß wir nicht aus Mangel an einem Boot aufgehalten würden, wenn wir später zurückkehrten. Dann thaten wir unsere Bücher in zwei Taschen und brachen mit einem Diener, der uns bei diesen Gelegenheiten immer begleitete, nach der Stadt auf, die ungefähr 11 Kilometer entfernt war. Zu Fuße zu gehen war bei dem Zustand der Wege nicht möglich, so bedienten wir uns des einzigen Beförderungsmittels, welches in jenen Gegenden zu haben ist: der Schiebkarren.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Diener um Erlaubnis bat, zurückgehen zu dürfen, da er durch Berichte über das Treiben der Soldaten in Thung-tschau gänzlich eingeschüchtert war. Natürlich willigten wir sofort ein, da wir nicht wünschten, einen andern mit in Not zu bringen und beschlossen, unsere Bücher selbst zu tragen und uns um körperliche sowohl als geistige Kraft an den zu wenden, der verheißen hat, für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen.

An dieser Stelle trat ein gut gekleideter Mann an uns heran, und warnte uns dringend vor der Fortsetzung unserer Reise, indem er sagte, wir würden sonst zu unserm Kummer gewahr werden, was für eine Bande die Soldateska in der Stadt wäre. Wir dankten ihm für seinen freundlichen Rat, konnten uns aber nicht darnach richten, da unsere Herzen gefestigt waren. Ob es in Ketten, Gefängnis und Tod hineingehen sollte, oder ob wir unsere Bibeln und Traktate unangefochten verteilen und unversehrt zurückkehren würden, wußten wir nicht; aber wir waren entschlossen, durch Gottes Gnade Thung-tschau nicht länger ohne das Evangelium zu lassen und es nicht zuzugeben, daß die vielen tausende, von denen es wimmelte, dahinstürben, ohne daß jemand ihnen den Weg des Lebens kund gethan hätte.

Nach diesem wollte mein Schieber mit seiner Karre nicht weiter und ich mußte einen andern suchen, der glücklicherweise nicht schwer zu finden war. Das Fahren in dem Kot und Regen war nichts weniger als angenehm und

die Gefahr unserer Lage kam uns wohl zum Bewußtsein, obwohl wir nicht einen Augenblick schwankten. Von Zeit zu Zeit ermutigten wir uns gegenseitig mit Verheißungen aus der Schrift und Liederversen, von denen einige ganz besonders auf unsere Lage zu passen schienen und deshalb sehr tröstlich waren.

Auf unserm Wege kamen wir durch eine kleine Stadt von etwa tausend Einwohnern und hier predigte ich einer guten Anzahl von Leuten in der Mandarinsprache den Herrn Jesum. Niemals hatte ich mit solcher Freudigkeit, mit solchem Gefühl des Glücks geredet von der Liebe Gottes und der Erlösung durch Jesum Christum. Meine eigene Seele wurde reich gesegnet und mit Freude und Frieden erfüllt und ich konnte mit ungewöhnlicher Freiheit und Leichtigkeit sprechen. Und wie freute ich mich, als ich nachher einen unserer Zuhörer den Neukommenden in seinem eigenen Lokal-Dialekt die Wahrheiten wiederholen hörte, über welche ich geredet hatte. Der eine Augenblick belohnte mich für alle die Schwierigkeiten, die wir durchgemacht hatten, und ich fühlte, daß wenn Gott seinen heiligen Geist verleihe, das Herz jenes Mannes zu ändern, wir nicht vergeblich gekommen sein würden.

Wir verteilten einige Testamente und Traktate, denn die Leute konnten lesen, und wir konnten sie nicht ohne das Evangelium lassen. Es war gut, daß wir es thaten, denn als wir Thung-tschau erreichten, fanden wir, daß wir noch reichlich so viele übrig hatten, als wir Kraft hatten, zu tragen.

Gegen das Ende unserer Reise, als wir uns der westlichen Vorstadt von Thung-tschau näherten, fiel mir das Gebet der ersten Christen beim Beginn der Verfolgung ein: „Und nun, Herr, siehe an ihr Drohen und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort!“ In dies Gebet stimmten wir von Herzen ein. Ehe wir die Vorstadt betraten, machten wir unsern Plan, um in Übereinstimmung handeln zu können. Wir sagten unseren Schiebkarren-Leuten, wo sie uns erwarten sollten, damit sie nicht um unsertwillen in Unannehmlichkeit gerieten. Dann schauten wir auf zu unserm himmlischen Vater und befahlen uns seiner Obhut, nahmen unsere Bücher und machten uns auf zur inneren Stadt.

Wir gingen eine ziemliche Strecke die Hauptstraße der Vorstadt entlang nach dem Western Thore zu, ohne belästigt zu werden und amüsierten uns über den ungewöhnlichen Titel He'-kwei-zi (schwarze Teufel), welcher uns beigelegt wurde. Wir wunderten uns damals darüber, fanden aber später, daß nicht unsere Hautfarbe, sondern unsere Kleider dazu Anlaß gegeben hatten. Da wir bei mehreren Soldaten vorbeikamen, bemerkte ich zu Herrn Burdon, daß es schiene, als ob diese Menschen, über die wir so viel gehört hätten, willig seien, uns ruhig genug aufzunehmen. Lange ehe wir das Thor erreichten, ergriff jedoch ein starker großer Mann, der angetrunken und dadurch noch zehnmal wilder gemacht war, Herrn Burdon bei den Schultern und ließ uns merken, daß nicht alle Soldaten so friedlich gesonnen waren. Mein Gefährte bemühte sich, ihn abzuschütteln. Ich drehte mich um, zu sehen, was da los wäre. Sofort wurden wir von einem Dutzend oder mehr dieser gewaltthätigen Menschen umringt, die uns in rasendem Schritt nach der inneren Stadt trieben.

Meine Tasche begann mir nun sehr schwer zu werden, und ich konnte nicht mit den Händen wechseln, um mich zu erleichtern. Ich war bald über

und über in Schweiß und kaum imstande, mit ihnen Schritt zu halten. Wir verlangten, vor den obersten Beamten geführt zu werden, mußten uns aber unter den schimpflichsten Benennungen sagen lassen, sie wüßten selbst wohl, wohin sie uns bringen sollten und was sie mit solchen Leuten, wie wir wären, zu thun hätten. Der Mann, welcher Herrn Burdon erst ergriffen hatte, ließ ihn bald fahren, wandte sich mir zu und wurde mein Hauptquäler. Wieder und wieder schlug er mich fast zu Boden, ergriff mich bei den Haaren, faßte in meinen Kragen, so daß ich fast erstickte und packte meine Arme und Schultern, so daß dieselben schwarz und blau wurden. Wenn diese Behandlung lange gedauert hätte, so wäre ich ohnmächtig geworden. Nahezu erschöpft erquickte ich mich an einem Verse, den mir ein Freund mit der letzten Post gesandt hatte:

„Dich grüß ich, der Seligen Reich,
Du Land so leuchtend und schön,
Nichts ist Dir an Herrlichkeit gleich,
Wär ich da, Gottes Ruhm zu erhöhn!“

Und das ist doch das Ende des Schlimmsten, was die Bosheit der Menschen jemals über uns bringen kann.

Als wir so dahin gingen, versuchte Herr Burdon einige Bücher, die er trug, zu verschenken, da er nicht wußte, ob wir noch wieder eine Gelegenheit haben würden es zu thun. Aber die gräßliche Wut des Soldaten und die Art und Weise, wie er darauf drang, daß Handfesseln gebracht würden, (welche glücklicherweise nicht zu kriegen waren), überzeugten uns, daß wir in unserer gegenwärtigen Lage nichts Gutes damit schaffen konnten, daß wir versuchten, Bücher auszuteilen. Wir konnten nichts machen, als uns ruhig alles gefallen zu lassen und mit unsern Häschern zu gehen.

Ein- oder zweimal entstand ein Streit darüber, was sie mit uns anfangen wollten. Die milderen unter denen, die uns führten, sagten, wir sollten zum Amtsgebäude geführt werden; andere wünschten, uns auf der Stelle den Garaus zu machen, ohne sich an die Obrigkeit zu wenden. Wir behielten vollen Seelenfrieden und als wir einmal einander nahe kamen, erinnerten wir einander daran, daß die Apostel sich freuten, daß sie würdig geachtet waren, für die Sache Christi zu leiden. Da es mir gelungen war, meine Hand in die Rocktasche zu bringen, zog ich eine chinesische Visitenkarte hervor, (wenn der große rote Zettel, auf welchem der Name steht, so genannt werden darf), und darnach wurde ich achtungsvoller behandelt. Ich verlangte, daß die Karte dem obersten Beamten der Stadt übergeben würde und daß wir zu seinem Amthause geführt würden.

O die langen, ermüdenden Straßen, durch die wir geschleppt wurden! Ich meinte, sie würden niemals enden. Wie dankbar war ich, als wir an einer Stelle halt machten, wo uns gesagt wurde, es wohne da ein Mandarin. Ganz erschöpft, in Schweiß gebadet, mit einer am Gaumen klebenden Zunge, lehnte ich mich gegen die Mauer und sah, daß Herr Burdon ziemlich in derselben Verfassung war. Ich bat sie, uns Stühle zu bringen, aber sie sagten, wir sollten warten; als ich sie bat, uns Thee zu geben, erhielt ich dieselbe Antwort. Um den Thorweg hatte sich eine große Menschenmenge gesammelt und Herr Burdon nahm seine letzte Kraft zusammen und predigte ihnen Jesus Christus. Unsere Karten und die Bücher waren dem Mandarin hineingebracht;

aber es fand sich, daß er von niederem Range war und nachdem er uns eine Zeit lang hatte warten lassen, verwies er uns an seine Vorgesetzten.

Als wir dies hörten und merkten, daß es ihre Absicht war, uns wieder in das Gedränge der Straßen hinauszustoßen, weigerten wir uns durchaus, auch nur einen Fuß vor den andern zu setzen und bestanden darauf, daß uns Sänften (Tragstühle) gebracht würden. Nach einigem Widerspruch geschah dies auch. Wir setzten uns hinein und wurden fortgetragen. Auf dem Wege waren wir so froh über die Ruhe, welche die Sänften uns gewährten, und so dankbar, daß wir trotz Satans Bosheit Jesum hatten predigen können, daß unsere Freude uns wohl angesehen wurde, und im Vorübermarsch hörten wir einige sagen, wir sähen nicht aus, wie böse Menschen, während andere uns zu bedauern schienen. Als wir an dem Amtsgebäude ankamen, nahm es mich wunder, wohin wir gebracht würden. Denn obwohl wir durch einige große Thorbogen kamen, die so aussahen, wie die der Stadtmauer, so waren wir augenscheinlich doch noch innerhalb der inneren Stadt. Ein zweites Thor brachte mich auf den Gedanken, daß wir zu einem Gefängnis getragen würden. Aber als uns ein großes Schild zu Gesichte kam mit der Inschrift: Min tschi fu mu (des Volkes Vater und Mutter), da fühlten wir, daß wir an der rechten Stelle waren, denn dies war der Titel, den die Mandarinen führten.

Unsere Karten wurden wieder hineingebracht und nach kurzem Aufenthalt führte man uns vor Tschéu Ta Lao-je (den großen ehrwürdigen Vater Tscheu), welcher, wie sich herausstellte, früher Tao-tai von Schanghai gewesen war und daher wußte, daß es wichtig sei, die Ausländer mit Höflichkeit zu behandeln. Einige, die vor ihn kamen, fielen auf ihre Kniee und beugten das Haupt zur Erde. Der mich führte, winkte mir zu, ich solle dasselbe thun, doch ohne Erfolg. Dieser Mandarin, welcher die höchste Autorität von Thung-tschau zu sein schien und einen dunkelblauen Knopf auf seinem Hute (oder würde man die bekannte Kopfbedeckung der Mandarinnen Mütze nennen?) trug, kam heraus uns entgegen und behandelte uns mit allen möglichen Zeichen der Hochachtung. Er führte uns in ein inneres Gemach, ein mehr privates Zimmer, doch folgten ihm eine große Menge Schreiber, Läufer und andere Amtsdiener. Ich nannte ihm den Zweck unseres Besuchs und bat um die Erlaubnis, ihm Exemplare unserer Bücher und Traktate überreichen zu dürfen, wofür er mir dankte. Als ich ihm ein Neues Testament mit einem Teile des Alten (die 5 Bücher Mose und das Buch Ruth) und einige Traktate übergab, versuchte ich, etwas über sie zu erklären und kurz den Inhalt unserer Lehre anzugeben. Er hörte aufmerksam zu und deshalb natürlich auch alle die Anwesenden. Dann ließ er einige Erfrischungen hereinbringen, die uns sehr willkommen waren, und genoß mit uns von denselben.

Nach einem langen Aufenthalt baten wir um die Erlaubnis, etwas von der Stadt zu sehen und, ehe wir zurückkehrten, die Bücher zu verteilen, welche wir mitgebracht hatten. Das gewährte er freundlich. Wir erwähnten dann, daß wir höchst respektwidrig behandelt seien bei unserem Einzuge. Wir legten zwar darauf kein großes Gewicht, da wir wüßten, daß die Soldaten es nicht besser verständen; aber da wir nicht wünschten, daß sich ein solches Erlebnis wiederholte, so bäten wir ihn, Befehl zu geben, daß wir nicht weiter belästigt würden. Dies versprach er auch zu thun und begleitete uns mit allen möglichen Zeichen der Hochachtung zu der Thür seiner Amtswohnung und sandte

mehrere Läufer voraus, damit wir gebührend behandelt würden. Wir verteilten unsere Bücher gut und schnell und verließen die Stadt in stolzem Aufzuge. Es war uns erheiternd zu sehen, in welcher Weise die Läufer ihre Zöpfe gebrauchten. Wenn die Straße von der Volksmenge versperrt war, dann verwandelten sie dieselben in Peitschen und schlugen damit den Leuten rechts und links um die Schultern.

Wir hatten einige Schwierigkeit, unsere Schiebkarren zu finden; als es uns endlich gelungen war, lohnten wir die Sänftenträger ab, bestiegen unsere demütigen Karren und kehrten nach dem Flusse zurück, noch reichlich den halben Weg begleitet durch einen Unterbeamten des Mandarins. Früh am Abend gelangten wir wohlbehalten zu den Booten, unserm himmlischen Vater von Herzen dankbar für seinen gnädigen Schutz und seine Hilfe."[1])

Nach verschiedenen Reisen mit dem englisch-presbyterianischen Missionar W. C. Burns (sein Leben im Jahrgang 1871 des ev. Miss.-Mag., wo auch Taylor erwähnt ist) kam er mit diesem auch nach Swatau in der Kanton-Provinz und wollte sich dort eigentlich niederlassen, wurde aber daran verhindert und statt dessen dazu geführt, in Ning-po, der Hauptstadt der Provinz Tsche'-kiang,[2]) seinen Wohnort aufzuschlagen.

Gegen Schluß des Jahres 1856 hörte er, daß die „Chinesische Evangelisations-Gesellschaft" Schulden habe. Das hielt er für unerlaubt und fühlte sich deshalb in seinem Gewissen so dadurch bedrückt, daß er auf sein Gehalt von derselben verzichtete.

---

[1]) Bei aller Anerkennung des Leidensmutes der beiden trefflichen Männer kann man doch die Frage nicht unterdrücken, ob eine solche Art des Evangelisierens fruchtbar und christlich nüchtern sei? Vorbildlich können wir sie jedenfalls nicht finden. D. H.

[2]) Anmerkung über die Schreibung chinesischer Namen:

Die Quellen über die C. I. M. liegen in englischer Sprache vor. Es ist wiedergegeben das englische ch durch tsch, dj durch dsch, s durch ß, sh durch sch, ts durch z, y durch j. Z kommt in der englischen Schreibung chinesischer Namen nicht vor, sonst würde es durch s ersetzt worden sein.

Das Häkchen, welches in den Berichten der C. I. M. den rauhen Hauch (spiritus asper) andeutet, ist durch h ersetzt. Es wird gebeten, darauf zu achten, daß h immer seine deutsche Aussprache als starker Hauch behält, daß th also ausgesprochen wird wie tth in Statthalter, ph nicht etwa wie f sondern wie pph in Trapphuhn, tschh wie in klatschhaft. Wenn ein chinesisches Wort im Englischen mit einem h endigt, so ist die Silbe keineswegs lang, sondern im Gegenteil kurz, als wenn man einen Konsonanten verschluckte. Professor v. d. Gabelentz hat dieses englische h des Mandarindialekts für wissenschaftliche Zwecke durch p, k oder t ersetzt, mit dem Hinzufügen, daß diese alten Laute, (die in anderen Dialekten z. B. im Punti und Hakka noch vorkommen) nicht ausgesprochen, sondern verschluckt werden sollen. In Andree's Atlas dagegen ist die Bezeichnung ganz unterblieben. In diesem Aufsatz ist das englische h am Ende durch einen Apostroph ersetzt, z. B. Kan-su' statt Kansuh, Tsche'-kiang statt Cheh-kiang.

ng wird nicht etwa wie nk ausgesprochen, sondern mit dem deutschen Nasenlaut, wie in Ringe.

Es führte das zu sehr ernsten Glaubensprüfungen, in denen das Gebet: Unser täglich Brot gieb uns heute! manchmal eine ganz besondere Bedeutung erhielt. Aber niemals ließ er sich verleiten, gegen sein Gewissen zu borgen, niemals sich abhalten, so lange er irgend etwas hatte, den Armen mitzuteilen, und niemals ließ ihn Gott zu schanden werden.

Mit seinem Freunde, dem Missionar Jones, der ebenso wie er aus der Chinesischen Evangelisations-Gesellschaft ausgetreten war, hatte er in Ning-po eine Wohnung gemietet, wo sie predigten und unter Gottes Segen auch Seelen gewinnen durften. Über die Bekehrung des ersten Mitgliedes der kleinen Gemeinde erzählt Taylor mit folgenden Worten:

„Einstmals im Jahre 1857 predigte ich in Ning-po die frohe Botschaft von der Erlösung durch das vollbrachte Werk Christi, als ein Mann in mittleren Jahren aufstand und vor seinen versammelten Landsleuten von seinem Glauben an die Macht des Evangeliums Zeugnis ablegte.

Er sagte: ‚Lange habe ich die Wahrheit gesucht, wie meine Väter vor mir, aber ich habe sie niemals finden können. Ich bin weit und breit herumgereist, ohne sie zu erlangen. Ich habe keine Ruhe gefunden im Konfucianismus, Buddhismus und Taoismus; aber ich finde Ruhe in dem, was ich hier heute abend gehört habe. Fortan bin ich an Jesus gläubig.‘

Dieser Mann war eines der Häupter einer Sekte von Reform-Buddhisten in Ning-po. Kurze Zeit nachdem er seinen Glauben an den Heiland bekannt hatte, hielt die Sekte, bei der er früher den Vorsitz geführt hatte, eine Versammlung ab. Ich begleitete ihn zu derselben. Er bezeugte dort seinen früheren Religionsgenossen den Frieden, den er im Glauben gefunden hatte. Einer derselben bekehrte sich bald darauf und ließ sich taufen. Beide sind schon im Herrn entschlafen. Der erste dieser beiden hat lange Zeit seinen Landsleuten die frohe Botschaft von der großen Freude verkündigt. Wenige Tage nach seiner Bekehrung fragte er: „Wie lange ist dieses Evangelium in England schon bekannt gewesen? Als er hörte, daß das schon mehrere hundert Jahre her sei, sagte er erstaunt: Wie? Ist es möglich, daß ihr die Kenntnis dieser frohen Botschaft schon hunderte von Jahren in Besitz hattet und doch jetzt erst gekommen seid, um sie uns zu predigen? Mein Vater suchte mehr als zwanzig Jahre lang nach der Wahrheit und konnte sie nicht finden. O warum seid ihr nicht eher gekommen?“

Im Herbste des Jahres 1859 sah sich Taylor plötzlich genötigt, ein Missionskrankenhaus in Ning-po zu übernehmen, wenn es nicht geschlossen werden sollte, da der Leiter desselben, Dr. Parker, in Folge eines Cholera-Todesfalles nach Europa abreisen mußte. Auch dazu fanden sich die Mittel immer rechtzeitig ein. Während der 9 Monate, in denen er an der Spitze stand, wurden 16 Patienten aus dem Krankenhause getauft und etwa 30 wurden Taufbewerber in einer oder der anderen Missionskirche in Ning-po. Im ganzen hat er selbst, ehe er zum erstenmal nach England zurückkehrte, 30—40 Chinesen in die christliche Gemeinschaft aufnehmen dürfen. Die Rückreise nach England wurde im Jahre 1860

nötig, weil Hudson Taylor gänzlich abgearbeitet war und einer Erholung dringend bedurfte. Die Reise hatte aber noch ganz andere ungeahnte Folgen. Sie führte zur Bildung der China-Inland-Mission. Wir werden in J. Hudson Taylor als Missionsdirektor, den selbstverleugnenden, glaubensmutigen Christen, den Mann des kindlichen Gebetes wiederfinden, als den wir ihn schon kennen gelernt haben. Die gewaltige Macht seiner christlichen Persönlichkeit, die sich in dem Einfluß auf europäische Christen zeigt und sein großartiges Organisations-Talent sind dagegen neue Seiten, die wir an ihm kennen lernen. Wenn er aber die Glaubenshöhe, zu der er selbst durch Gottes ganz besondere Gnade herangereift ist, eigentlich zur Bedingung der Aufnahme jedes einzelnen Missionars macht; wenn er die Grundsätze, die ihn bisher persönlich geleitet haben, auch zu den Grundsätzen einer ganzen großen Körperschaft machen zu können meint, so werden vielleicht dagegen, (wie gegen einiges Andere) manchem Bedenken aufsteigen, der für sein ganzes bisher dargestelltes Leben ungeteilte Anerkennung und Bewunderung hat.

Der neuste Ausbruch des Fremdenhasses in Kanton und Umgegend.

Von Missionar W. Dietrich.

Kaum sind die letzten Zuckungen der 1890 im Jangtse-Thal begonnenen fremdenfeindlichen Ausschreitungen und der damit verbundenen Christenverfolgungen vorüber, so beginnt sich der Fremdenhaß der Chinesen im Süden schon wieder zu regen. Darüber mag sich nur niemand täuschen, der tödliche Haß gegen alle Europäer, von den Gesandten der Vertragsmächte am kaiserlichen Hof in Peking bis zu den Kaufleuten in den Hafenplätzen und dem bescheidensten Missionar auf seiner stillen Landstation, glimmt fort unter der Asche in den Gemütern aller Chinesen, vom höchsten Staatsbeamten bis zum verlumptesten Bücherleser und rohesten Kuli herab, und jedes plötzlich auftretende Ereignis ist imstande, diesen glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen. Während der Ausschreitungen der letzten Jahre in den nördlichen Provinzen war man auf missionsfeindlicher Seite gleich bei der Hand, den Missionaren, vor allem „ihrem taktlosen Auftreten" u. s. w., die Schuld zu den Veranlassungen der Unruhen beizumessen. In dem Tone einer gerechten Entrüstung forderte man fast die Ausweisung der Missionare aus China, damit diese nicht immer wieder „Störungen der guten Beziehungen des Auslandes zu China herbeiführten." Um so charakteristischer sind die jüngsten Veranlassungen, wobei die Mission gar nicht in betracht gezogen werden kann. Doch es ist nicht unsere Absicht, hier diesbezügliche Betrachtungen anzustellen, sondern wir wollen nur kurz über die Entstehung und die Art und Weise der neuesten fremdenfeindlichen Aufregung berichten.

Ende März tauchte die erste Kunde auf von einer in Kanton ausgebrochenen Epidemie, die täglich viele Menschen hinraffte. Welcher Art die

Seuche sei, wurde erst bekannt, als europäische Ärzte Gelegenheit fanden, davon Befallene zu untersuchen. Da stellte sich denn zum Schrecken aller heraus, daß es dieselbe Seuche sei, die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts und später in Europa unter dem Namen „der schwarze Tod" oder „die schwarze Pest", so grausame Verheerungen anrichtete. Für diesen Gast war natürlich Kanton mit seinen Millionen in den denkbar ungesundesten Verhältnissen lebenden Bewohnern der fruchtbarste Boden. Wie viele Opfer die Pest seit ihrem Auftreten — und sie ist jetzt Anfang Juli noch nicht erloschen — gefordert hat, wird sich nie genau feststellen lassen. Die wenigstens annähernd richtige Zahl suchte die Regierung dadurch zu ermitteln, daß sie Mitte Juni in sämtlichen Sargmagazinen den Verkauf der Särge seit Ausbruch der Epidemie feststellen ließ. Dies ergab die Zahl von über 90000. Hierzu müssen die in ganzen Schiffsladungen von auswärts als Geschenke von Wohlthätigkeitsvereinen nach Kanton gesandten Särge, sowie eine große Anzahl Armer, die ohne Sarg begraben werden mußten, hinzugezählt werden und so dürfte kaum zu hoch gegriffen sein, wenn man die bis Mitte Juni vorgekommenen Todesfälle in Kanton auf 120000 schätzt.

Eine auffallende Erscheinung ist, daß mit dem Ausbruch der Pest ein Massensterben der Ratten in Kanton bemerkt wurde und die Untersuchung feststellte, daß diese Tiere von derselben Seuche befallen waren. Aus einer mir vorliegenden Notiz des Ostasiatischen Lloyd vom 15. Juni geht hervor, in welch ungeheurer Menge diese Tiere der Pest erliegen. Da heißt es: „Die Sammlung der toten Ratten in Kanton dauert fort. Innerhalb drei Tagen, vom 28.—30. Mai, wurden nicht weniger als 11000 dieser Tiere, die der Beulenpest erlegen waren, gesammelt und an die chinesischen Behörden ausgeliefert, die für jedes tote Tier einige Kupfermünzen zahlen." Auch in Hongkong wurde später dieselbe Erscheinung bemerkt.

Unbegreiflicherweise nahm die englische Regierung in Hongkong lange Zeit wenig oder keine Notiz von dem Fortschreiten der Epidemie in Kanton, obgleich der Verkehr zwischen Kanton und dem englischen Hongkong ein sehr reger ist. Auf acht Dampfern wird regelmäßig innerhalb 24 Stunden ein Verkehr von über tausend Personen zwischen beiden Plätzen vermittelt. Erst Anfang Mai schickte die englische Regierung Dr. Lawson, den Vorsteher des Gouvernements-Hospitals, zur Beobachtung der Epidemie nach Kanton. Als derselbe am 8. Mai nach Hongkong zurückkehrte, fand er einen seiner Wärter im Hospital von der Seuche befallen und im chinesischen Hospital traf er bereits eine größere Anzahl Pestkranker und mehrere Leichen. Erst jetzt wurde die Kolonial-Regierung auf die drohende Gefahr aufmerksam und ordnete die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln an, um dem Umsichgreifen der Epidemie entgegenzutreten. Leider waren alle Anstrengungen vergeblich. Unter der Leitung eines Sanitätsausschusses wurden durch freiwillige Abteilungen des Militärs die inficierten Stadtteile systematisch durchforscht. Diese Untersuchungen ergaben über die Wohnungsverhältnisse in den chinesischen Quartieren und den darin angehäuften Unrat alle Vorstellungen übersteigende Resultate. In vielen Häusern fand man die Bewohner in kaum denkbarer Weise zusammengepfercht, bei einem seit Jahren zu ganzen Karrenladungen angehäuften, pestilenzialischen Gestank verbreitenden Kehricht.

Das Militär hatte den Befehl, alle verdächtig erscheinenden Personen

sofort auf das im Hafen bereitliegende Hospitalschiff Hygieia zu befördern und die Wohnungen der Reihe nach einer gründlichen Reinigung zu unterziehen und mit Karbol und Schwefel zu desinfizieren. Die Chinesen wollten sich diese durchgreifenden Maßregeln nicht gutwillig gefallen lassen und es drohte schon ein Aufstand in der Kolonie auszubrechen, so daß sich die englische Regierung genötigt sah, ein schlagfertiges Kriegsschiff dem Mittelpunkt der Kolonie gegenüber vor Anker gehen zu lassen und eine Proklamation zu veröffentlichen, worin sie eine Beschießung des Thei-phing Shaan, des Centrums des chinesischen Quartiers, androht, sobald die Chinesen einen Aufstand versuchen sollten. Hierdurch wurde zwar eine Empörung verhindert, aber die Stimmung der Chinesen nicht gemildert. In manchen Punkten gab die Regierung den Forderungen der Chinesen nach. So gestattete sie ihnen, in ihre eigenen, unter Leitung von eingebornen Ärzten stehende Hospitäler zu gehen, obgleich die Regierung wußte, daß die eingebornen Ärzte rein nichts von einer vernünftigen Behandlung der Pestkranken verstehen.

Je größer aber die Zahl der an der Pest Erkrankten wurde, — die sich von Ende Mai bis Anfang Juni auf 30—40 Sterbefälle pro Tag hielt, dann aber auf 90—100 stieg — um so größer wurde auch die Panik unter der Bevölkerung. Alle Chinesen, die irgend von Hongkong fortkonnten, verließen die Kolonie und kehrten in ihre Heimat auf dem Festland zurück. Über 100 000, die Hälfte der chinesischen Bevölkerung, hat innerhalb eines Monats die Kolonie verlassen. Handel und Wandel ist fast vollständig ins Stocken geraten, die Straßen sind rein ausgestorben.

Durch diese Massenauswanderung von Hongkong war die Gefahr der Verschleppung der Seuche in die ganze Kanton-Provinz sehr groß. Es ist aber eine merkwürdige Wahrnehmung, daß, obgleich in fast allen Ortschaften der Küstendistrikte Pestfälle vorkommen, dieselben sich bis jetzt ausschließlich auf solche beschränken, die die Krankheit schon von Hongkong mitgebracht haben. Ansteckungen sind selbst hier in der großen Stadt Tungkun, wo leider auch alle günstigen Vorbedingungen für die Pest vorhanden sind, noch nicht erwiesen.

Leider wurden aber durch die Flüchtlinge von Hongkong die verleumderischsten Gerüchte über die Europäer in der ganzen Umgegend verbreitet. Auf meiner letzten Predigtreise Mitte Mai kamen mir dieselben zuerst zu Ohren. Gleich in dem ersten Dorfe wurde ich von einem Manne angehalten mit den Worten: „Wie! du kommst hierher, um die Lehre zu predigen und gute Bücher zu verbreiten, unter dem Vorwand, das Wohl der Menschen zu fördern und in Hongkong werden die Chinesen von deinen Landsleuten in großer Zahl geschlachtet. Wie läßt sich das miteinander reimen?" Als ich darauf erwiderte, er müsse wohl falsch berichtet sein, denn so etwas würden Europäer nie thun, antwortete er: „Davon haben wir sichere Beweise. Mein Enkel und mehrere andere Dorfbewohner sind soeben von Hongkong angekommen und berichten schreckliche Dinge; wie die englischen Soldaten die Leute förmlich einfangen und auf das Schiff — das Hospitalschiff ist gemeint — bringen, von wo niemand zurückkehrt. Dann heißt es einfach, sie sind an der Pest gestorben und begraben, und nicht einmal das Grab seiner Angehörigen kann man in Erfahrung bringen. Die Leute sind aber nicht gestorben, sondern geschlachtet hat man sie dort auf dem Schiffe und ihnen die Galle, die Leber, das Herz und die Augen herausgeschnitten, welche die Europäer zur Bereitung von Medizinen verwenden."

In dieser Weise wurde zunächst durch mündliche Berichte die Verhetzung gegen die Europäer betrieben. Die mündliche Verbreitung dieser Schauergerüchte genügte aber bald nicht mehr und eine Reihe von Verhetzungsblättern wurden von Kanton aus in der ganzen Umgegend verbreitet. Wir lassen eine Anzahl derselben in Übersetzung folgen:

1. „Die Bevölkerung Kantons ahmt fremde Moden in der Kleidung nach. Die Kleidung der Männer ist eng anliegend mit anschließenden Ärmeln; die Weiber gehen geputzt einher wie Schauspieler. Das Zürnen des Himmels, der uns die Pest geschickt hat, ist deshalb wohl zu verstehen. Die Beamten mögen sehen, daß Wandel geschaffen und der Himmel versöhnt werde."

2. „Die Fremden lassen durch einheimische christliche Weiber Riechkissen umsonst verteilen. Hüte man sich sie anzunehmen; das Riechen daran bringt sicheren Tod."

3. „Die Riechkissen sollen angeblich dazu dienen, die Krankheitsstoffe zu zerteilen; an Stelle dessen bringen sie Tod."

4. „Man gehe nicht nach Hongkong; in Hongkong werden Riechkissen verteilt, die den Menschen Tod bringen. Der Muskatberg in Tongkin ist in den Händen der Franzosen. Man benütze jetzt die Pest, um Unruhen zu stiften und zum Kampf gegen Frankreich anzufeuern. Die Franzosen sind unfähige Leute; Sanji — ein bekannter General aus dem letzten Krieg mit Frankreich — wird unser Führer sein."

5. „In Hongkong schneiden die Europäer den toten Chinesen die Augen aus und verwenden sie zu Medizin. Man brennt die Häuser der Chinesen dort nieder. Vor Räucherkapseln wird gewarnt!"

6. „Chinesische christliche Frauen und fremde Mädchen verteilen Riechpolster, die von außen schön aussehen, doch mit Gift gefüllt sind und den Tod in 2—3 Tagen herbeiführen. Man hüte sich vor Annahme derselben."

7. „Man gehe nicht nach Hongkong. Der französische Arzt — so wird der Kolonial-Doktor in Hongkong irrtümlich bezeichnet — verlangt 6000 Chinesen, um ihnen die Leber auszuschneiden. Wem sein Leben lieb ist, bleibe von Hongkong weg."

8. „In Honam, — der südliche, über dem Flusse gelegene Stadtteil Kantons — sind drei christliche Chinesinnen, die Gift enthaltende Riechkissen verbreiteten, abgefaßt und den Behörden übermittelt worden. Die Ältesten Kantons gehen mit der Absicht um, die Fremden und die chinesischen Christen zu verjagen."

9. „Vernehmt es! Alle Beamte in und außerhalb der Stadt, vom General-Gouverneur und Gouverneur bis zum niedrigsten Soldaten und Gerichtsdiener trachten nach Geld. In Nichtachtung der hohen Gnadenerweise des Kaisers bedrücken und schinden sie das Volk aus Furcht vor den fremden Ungeheuern. Grund zur Klage haben wir mehr als genug. Durch Riechkissen, die sie verbreiten, vergiften sie uns. Hongkong ist ein Handelsplatz; dort schlachtet man Weiber lebendig und vernichtet so zugleich zwei Leben; tausend und abertausend Fälle lassen sich anführen. Unsere Häuser und Wohnungen werden vernagelt, obdachlos irren wir umher. Versenken wir unsere Klage ins Meer, da wo es am tiefsten ist, ein Ohr für dieselben finden wir nimmer! Unsere Beamten sind mit Blindheit geschlagen, ihre Ohren sind taub, taub; die fremden Teufel brauchen nur einen Aftwind zu [illegible], so fallen sie nieder in hohem Erschrecken.

Darum Freunde, so wenig ich euch biete, das Wenige müßt ihr wissen. Sollte es zu irgend etwas kommen, als erstes reißt herunter die Gotteshäuser, alsdann schlagt die Barbaren nieder, tötet sie!

Jeder, der den Anspruch erhebt, ein braver und rechtschaffener Mensch zu sein, der höre meine Stimme. Der Himmel wird den sehen und nicht ungestraft lassen, der seine Hand aufhebt, um diesen Anschlag abzureißen.

Alle Druckereien und Zeitungen mögen zur Verbreitung meiner Worte beitragen."

Die Folgen dieser Verhetzungen ließen auch nicht lange auf sich warten. Bald schritt man in Kanton, Fatschan, Tailek, SchekLung und andern Plätzen zur That. Als Einzelheiten mag hier folgendes mitgeteilt werden:

Am 11. Mai sahen zwei amerikanische Missionsdamen in dem Kanton gegenüber gelegenen Honam auf der Straße einen von der Pest befallenen Chinesen umsinken. Schnell eilten beide Damen, Fräulein Belger und Halverthorn, dem Ohnmächtigen zur Hilfe. Um einen Wiederbelebungsversuch zu machen, hielt eine der Damen dem Ohnmächtigen ein Riechfläschchen unter die Nase. Dieser aber kam nicht wieder zu sich, sondern starb in den nächsten Augenblicken. Inzwischen hatte sich eine große Menge angesammelt und behaupteten nun, die Damen hätten den Tod des Mannes veranlaßt. Sofort griff der ganze Haufe beide Damen an; ein Hagel von Scherben und Steinen bedeckte diese, wodurch eine der Damen eine große Schnittwunde im Gesicht erhielt. Dann stürzte sich der Haufe auf sie und riß ihnen fast alle Kleider vom Leibe. Glücklicherweise wurden beide Damen durch Hilfe eines herbeieilenden Zollbeamten in die offene Thür eines Hauses gerettet. Der Pöbel drang aber inzwischen mit Messern bewaffnet nach und drängte beide Damen in die äußerste Ecke des Hauses fest. Während der große Haufe sich an die Zerstörung des Hauses machte, drangen einige immer näher auf die armen Opfer ein und suchten sie niederzustechen. Eine der Damen hatte auch bereits eine starkblutende Wunde im Oberschenkel erhalten. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr eilte eine Abteilung einheimischer Zollbeamten und Soldaten herbei und befreite die beiden Frauen aus den Händen ihrer Verfolger.

Diesem Auftritt zufolge legte sich ein englisches Kanonenboot vor Honam, um im Notfall seine Schlünde gegen die Aufrührer zu öffnen.

Auch in dem großen Handelsplatz Scheklung, am Ostfluß, etwa zwei Stunden von unserer Station entfernt, hatten diese Aufhetzungen gezündet. Am 10. Juni nachmittags wurde die dortige amerikanische Kapelle plötzlich von einem wütenden Haufen überfallen und zerstört. Der dort stationierte eingeborne Gehilfe wurde eben noch früh genug gewarnt, daß er sich und seine Familie in den Gerichtshof retten konnte. Einem von einer Außenstation auf Besuch anwesenden Lehrer gelang dies nicht. Als die Menge in die Kapelle eindrang, versteckte er sich unter einem Bett. Hier ward er entdeckt, hervorgezogen und auf die Straße geschleppt. Dort wurden ihm unter dem Geschrei der wütenden Menge die Kleider vom Leibe gerissen und unter der Beschuldigung, er habe im Auftrag der Fremden Riechpäckchen verbreitet, niedergehauen, wobei sich ein graduierter Litterat besonders hervorthat. Die Leiche schleppte man an den Fluß und warf sie in die reißenden Fluten. Als sie den Augen des Pöbels entschwunden war, kehrte er zur Kapelle zurück und vollendete das Zerstörungswerk. Hierauf stürmte der ganze wilde Haufe

nach der katholischen Mission; dort war inzwischen schon Militär eingetroffen, dem es gelang, einen Angriff zu verhüten und mit einbrechender Nacht die Menge zu zerstreuen.

Zu gleicher Zeit wurde eine andere, mehrere Stunden von Scheklung entfernte amerikanische Kapelle angegriffen. Die Zerstörung derselben wurde durch den Eigentümer des Hauses verhindert, dagegen wurden alle Sachen geraubt und auch die vierzehnjährige Tochter des dortigen Gehilfen fortgeschleppt. Einigen beherzten Christen gelang es aber in der Nacht, das Kind aus den Händen des wütenden Pöbels zu befreien noch ehe das Mädchen in irgend ein Bordell verkauft werden konnte.

Noch am gleichen Abend erhielten wir die Kunde von der Zerstörung in Scheklung mit der Nachricht, daß am nächsten Tage auch unsere Station überfallen werden sollte. Am anderen Morgen in aller Frühe waren auch bereits auf einem unserer Station gegenüber gelegenen großen Tempelhof mehrere hundert Aufrührer versammelt. Dennoch scheint es in diesem ersten Augenblick an den rechten Anführern gefehlt zu haben, so daß es nicht gleich zur That kam. Inzwischen waren die Beamten von dem Vorgang in Kenntnis gesetzt und der Militär-Mandarin ließ die zur Station führenden Straßen mit Soldaten besetzen, und gab Befehl, alle Anhäufungen von Menschen sofort auseinander zu treiben. Zur gleichen Zeit wurden auch einige in Scheklung ergriffene Rädelsführer in das jetzige Kreisgefängnis eingeliefert, was einen gewissen Schrecken unter der Menge verbreitet zu haben scheint. So verging der Tag, ohne daß die Drohungen ausgeführt wurden. Und da der Militär-Mandarin auch an den folgenden Tagen seine Leute fleißig patroullieren ließ, so wurden wiederholt geplante Zusammenrottungen rechtzeitig vereitelt. Wir hatten inzwischen von dem Beamten die Weisung erhalten, uns fluchtbereit zu halten und im Augenblick der Gefahr unter dem Schutze von Soldaten in den Gerichtshof zu flüchten. So verging eine ganze Woche unter immer erneuten Gerüchten von drohender Gefahr. Aber der mit uns ist, ist stärker, als die wider uns sind und der Herr vereitelte alle Anschläge unserer Feinde.

Wie viel Glauben die thörichten Gerüchte von den durch die Fremden verbreiteten Riechkissen aber auch hier in Tungkun gefunden haben, davon nur einige Beispiele.

Eines Morgens verbreitete sich plötzlich in einer der Station nahe gelegenen Straße das Gerücht, letzte Nacht seien in derselben Päckchen mit Riechpulver verbreitet worden. Obgleich man nirgends ein solches entdecken konnte, so fand das Gerücht doch so unbedingten Glauben, daß sich sämtliche Bewohner der Straße zu einer gründlichen Reinigung vereinigten. Alle Gossen wurden sauber gereinigt und das ganze Pflaster mit Wasser abgespült.

In einer anderen Straße verlor ein verlumpter Bettler einen Lappen von überseeischem Stoff, wie man ihn hier in verschiedenen Läden kaufen kann, von seinem zerrissenen Kittel. Bald darauf klagt ein in der Nachbarschaft wohnendes Mädchen über Schwindel. Schwindel ist gegenwärtig als erstes Anzeichen der Pest sehr gefürchtet. Natürlich muß sofort nach dem Entstehungsgrund dieser Erscheinung geforscht werden und die Ursache ist bald in jenem auf der Straße liegenden Lappen entdeckt. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Nachricht in der ganzen Nachbarschaft und weit darüber hin-

aus. Hier war nun ein wirklicher Beweis gefunden und die Neugierde der Menge, sich selbst von dem Vorhandensein dieses verhängnisvollen Lappens zu überzeugen, überwog die Furcht so sehr, daß den ganzen Tag hindurch die Straße dicht besetzt war.

Ein alter Bekannter von uns hatte von einem Freund, einem christlichen Arzt, eine Flasche Karbolsäure erhalten, die er für vorkommende Verwundungen sorgsam aufbewahrte. Er ist ein Vogelliebhaber und hatte mit einem bekannten Knaben ein Abkommen getroffen, wonach ihm dieser täglich das nötige Vogelfutter, bestehend in kleinen Heuschrecken, zu liefern hatte. Auf einem seiner Jagdzüge verwundete sich der Bursche seinen Fuß, wovon er nach Buben Art zunächst wenig Notiz nahm, bis sich eine schlimme Entzündung daraus entwickelte. Als der Vogelliebhaber dies entdeckt, verbindet er den Fuß mit einem Karbolumschlag. Der Junge kommt nach Hause und klagt über Schwindel, vielleicht durch den ungewohnten Karbolgeruch veranlaßt. Dem Vater aber und mit ihm der ganzen Nachbarschaft ist es sofort klar, daß hier eine Ansteckung der Pest vorliegt, hervorgerufen durch den stark riechenden Verband am Fuße des Jungen. In größter Aufregung stürmt der Vater, begleitet von den Nachbarn, in das Haus des Vogelzüchters und beschuldigt diesen der beabsichtigten Tötung seines Knaben. Es genügt festzustellen, daß die vor sechs Jahren verstorbene Frau des Mannes Christin war und daß derselbe häufig mit Fremden und Christen verkehrt hat, um zu beweisen, daß er auch jetzt im Auftrag der Fremden gehandelt habe. Es war eine große Gefahr für den Mann vorhanden. Glücklicherweise ging der Schwindel ohne weitere Folgen bald vorüber und damit gelang es einigen Vernünftigeren, den armen Mann von dem gegen ihn erhobenen Verdacht zu befreien.

Der 27. Juni sollte uns noch einmal einen rechten Schrecken bringen. Gegen 11 Uhr kam plötzlich eine Abteilung Soldaten auf die Station mit der Erklärung, daß sie den Befehl hätten, die Station zu besetzen. Von erneuter Gefahr verlautete zunächst noch nichts. Bald darauf trat der eingeborne Pastor Wang in mein Arbeitszimmer mit der Bemerkung, jetzt geht es los, eile deine Familie zur Flucht vorzubereiten. Auf meine Frage, was die plötzliche Gefahr herbeigeführt habe, berichtet er, daß draußen in der Vorstadt ein Weib bei Verbreitung von Riechkissen ergriffen und von der aufgeregten Menge vor den Magistrat geschleppt worden sei. Dort habe sie ausgesagt, sie gehöre zur christlichen Gemeinde und handele im Auftrag der Fremden. Als ich noch zweifelte an der Wahrheit dieses Gerüchtes, kam eine bekannte Frau und berichtete, daß sie selbst gesehen habe, wie jene Frau ergriffen und geschlagen wurde. Tausende seien bereits zusammengeströmt und verlangten den Tod des Weibes. Dies war also der Bericht eines Augenzeugen, dem gegenüber meine Zweifel fallen mußten. Wir packten die allernötigsten Sachen für uns und die Kinder wieder in einige Körbe und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Bald tönte auch ein lautes Stimmengewirr von einem öffentlichen Platz herüber und die von der Straße einlaufenden Gerüchte bestätigten die Aufgereiztheit der Menge. So verging Stunde um Stunde, ohne daß der gefürchtete Angriff auf die Station erfolgte. Endlich wurde es wieder ruhiger und die Nachricht lautete, die Gefahr ist noch einmal durch das energische Eingreifen des Militär-Mandarins abgewendet worden. Dieser Herr hatte sofort alle Eingänge der Straßen, die in

die Nähe der Station führten, mit Doppelposten besetzen lassen, die immer nur einzelne Passanten durchlassen durften, wodurch eine Ansammlung der Menge verhindert wurde.

Am Abend erfuhren wir denn auch noch den wahren Sachverhalt mit der ergriffenen Frau. Dieselbe hatte bei Teilhabern einer Geldgesellschaft die fälligen Beiträge einkassiert. Nachdem sie bereits eine Summe von 20 Dollars empfangen hatte, kam sie mit ihrer Forderung zu einer Frau, die für diesmal ihren Beitrag verweigerte. Dies gab nach Art der chinesischen Weiber einen langen Wortkrieg, aus dem sich die Kollektantin unverrichteter Sache zurückziehen mußte. Kaum hatte sie aber das Haus verlassen, da klagte das andere Weib über Schwindel im Kopf, der gewiß durch die außergewöhnliche Leistung ihrer Zunge veranlaßt war. Sie aber sprach den Verdacht aus, die andere Frau habe ihr während des Streites ein Riechpäckchen unter die Nase gehalten. Sofort stürmten die durch den Lärm bereits angelockten Nachbarn dem davoneilenden Weib nach, ergriffen sie in einer der nächsten Straßen, schlugen sie und beraubten sie ihrer Barschaft. Dann schleppte man sie vor den Magistrat und klagte sie an, daß sie Räucherpäckchen verbreitet habe, um die Pest hervorzubringen. Glücklicherweise wurde die Frau von dem Magistrat als die Schwester eines bekannten graduierten Litteraten erkannt und aus den Händen des Pöbels befreit. Wäre diese Frau eine weniger bekannte Person gewesen, so wäre sie schwerlich dem ihr von dem Pöbel gedachten Tod entgangen. Jedenfalls beweist dieser Fall, eine wie unbegründete Verdächtigung hinreicht, den Pöbel zum äußersten aufzuregen.

Zum Schluß mag noch eine merkwürdige Anekdote folgen, wie sie gegenwärtig die Runde durch die Blätter macht. Wir geben dieselbe, wie sie der Ostasiatische Lloyd vom 22. Juni berichtet:

Ihre Majestät die Kaiserin-Exregentin hat in ihrem Palast beständig 18 Lampen brennen, die 18 Provinzen Chinas darstellend. Unlängst versagte eine derselben den Dienst, obgleich man ihr dieselbe Sorgfalt zuwendete, wie den andern. Dies erregte das Befremden der hohen Frau, sie ließ sogleich den kaiserlichen Hofastronomen rufen und befragte ihn nach der Ursache. Nachdem dieser seine Bücher zu Rate gezogen hatte, gab er der hohen Dame folgende Erklärung: „Die betreffende Lampe bedeute die Provinz Kanton. Diese Provinz werde in allernächster Zeit von einer großen Epidemie heimgesucht werden. Der Gott der Pestilenz habe beschlossen, 8/10 der Bevölkerung Kantons hinzuraffen." Diese Nachricht machte die Kaiserin sehr besorgt und sie befragte den Astronomen, durch welches Mittel diese schreckliche Katastrophe wohl abgewendet werden könnte. Die Antwort lautete, daß man den Gott der Pestilenz möglicherweise mit Gebet und reichen Opfern versöhnen könnte. Hierauf wurde auf Befehl der Kaiserin Witwe im Tempel dieses Gottes angebetet und reichliche Opfergaben dargebracht. Einige Tage danach erkundigte sich die Kaiserin, wie der Gott die Opfer aufgenommen habe und die Antwort lautete, er habe sich bereit erklärt, mit 4/10 der Bevölkerung zufrieden sein zu wollen, der übrige Teil sollte anstatt der Menschen Ratten sein. Hieraus sei die große Sterblichkeit der Menschen und Ratten in Kanton zu erklären.

Die China-Inland-Mission.

Von P. F. Hartmann in Paderborn.

2. Die Gründung der China-Inland-Mission und ihre Grundsätze.

a) Aussendung von fünf Missionaren nach Ning-po.

Als Hudson Taylor im Jahre 1860 nach einer Abwesenheit von sieben inhaltsreichen Jahren durch Krankheit genötigt mit Weib und Kind nach England zurückkehrte, lag es ihm sehr am Herzen, zur Verstärkung der Mission in Ning-po fünf Mitarbeiter zu gewinnen. Er hatte sich einen chinesischen Gehilfen Wang Lai-dschun mitgebracht, einesteils um die im Chinesischen zu unterrichten, die Gott ihm für die Mitarbeit draußen schenken möchte, anderenteils um bei der Revision und Herausgabe des Neuen Testaments im Ningpo-Dialekt in lateinischer Schrift behilflich zu sein. Zu dieser Revisionsarbeit hatte sich Taylor auch mit dem vortrefflichen Missionar F. F. Gough aus Ning-po, von der Kirchlichen Missionsgesellschaft, vereinigt und die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hatte den Druck übernommen.

Vom Januar 1862 bis April 1865 hatte Taylor seine Wohnung im Ost-Ende von London in der Nähe des Hospitals und der Ärzte-Schule, wo er früher studiert hatte. Dort vollendete er nun seine eignen medizinischen Studien und suchte zugleich seinen chinesischen Gefährten Wang Lai-dschun in die Heilkunde einzuführen. Dabei aber nahmen die Bibel-Revisionsarbeiten ihren ununterbrochenen Fortgang und zugleich wurden die fünf erbetenen Arbeiter im Laufe dieser Zeit dort ausgerüstet und von dort ausgesandt.

Der erste der kleinen Schar war James Meadows, der schon einige Zeit mit Taylor zusammengewohnt und mit Hilfe des Wang Lai-dschun seine chinesischen Studien mit gutem Erfolg begonnen hatte, als die Krankheit von Taylors treuem Genossen in Ningpo, Missionar Jones, seine schleunige Aussendung veranlaßte. Er langte im Sommer 1862 mit seiner jungen Frau in Ning-po an und hatte sich eben ein wenig eingelebt, als Jones genötigt war, seiner Gemeinde Lebewohl zu sagen. Er schiffte sich nach England ein, starb aber unterwegs und wurde auf St. Helena begraben.

Die Arbeit, die er dem Meadows hinterließ, war eine recht schwierige, auch abgesehen von seiner noch unvollkommenen Sprachkenntnis, da die eingebornen Christen durch das arge Hausen der Thai-phing-Rebellen eine schwere Prüfungszeit durchgemacht hatten und zum Teil auf Abwege geraten waren.

Er hielt aber treu und tapfer aus und sein eifriges Wirken wurde von gesegnetem Erfolg gekrönt.

Die zweite von den fünf war ein Fräulein N., welche sich später außerhalb der Mission verheiratet zu haben scheint. Beiläufig bemerkt sieht man nicht recht ein, weshalb Frau Meadows nicht als zweite gezählt wird.

Der dritte war Stephan Barchet, ein Stuttgarter, der in bemerkenswerter Weise während der Londoner Welt-Ausstellung durch die Wirksamkeit und den plötzlichen Tod seines früheren Freundes Pastor Günzler zur Bekehrung gekommen war. Nr. 4 und 5 waren Georg Crombie und seine Braut Fräulein Skinner. Barchet war zuerst mit einem Genossen auf dem Dampfer „Corea", auf dem ihnen freie Fahrt gewährt wurde, abgereist. Unterwegs aber fand die „Corea" ein verlassenes Schiff, das sie in den Hafen von Plymouth zurückschleppte. Inzwischen war Barchets Genossen, der unterwegs erkrankt war, sein Entschluß leid geworden und er weigerte sich, wieder hinauszufahren. Da entschloß sich Crombie, der später mit seiner Braut zusammen hätte hinausgehen sollen, nach zweistündiger betender Überlegung, den leergewordenen Platz auszufüllen. Schon 16 Stunden nach Ankunft des Telegramms war er unterwegs nach Plymouth und reiste von da mit Barchet am 12. April 1865 ab. Nach nur vierzehn Tagen fanden sich die Geldmittel und die Gelegenheit, daß seine Braut, Fräulein Skinner, in Begleitung einer Missionarsfamilie ihm nach China folgen konnte.

b) Entschluß, ins Binnenland von China vorzudringen.

Damit waren die fünf Missionare, die Taylor für die von ihm und Jones im Jahre 1857 in Ning-po begonnene Missionsarbeit erbeten hatte, gegeben. Das war die Vorbereitung, aber noch nicht die Gründung der China-Inland-Mission. Das Wort Inland ist uns ja verständlich genug, so daß wir es uns wohl gestatten können, den englischen Namen der Missionsgesellschaft ins Deutsche ganz wörtlich herüber zu nehmen. Natürlich ist das Wort Inland mit der Absicht auf die binnenländischen, nicht vom Meere berührten Provinzen Chinas gewählt.

Wohl hatte Taylor in dem Zimmer, wo er an der Bibelrevision arbeitete, täglich eine große Karte Chinas vor Augen gehabt und hatte während der ganzen Zeit manchen betenden Blick auf das *ganze* chinesische Reich gerichtet; aber doch war der Gedanke an die Gründung einer besonderen Mission für das Binnenland in ihm noch kaum erwacht, als er sich nach der Abreise der fünf Missionare nach Ning-po, zu seinem Schmerz noch nicht imstande gesehen hatte, mit seiner Frau wieder mit hinauszugehen.

In der nächsten Zeit aber legte sich die Not des ungeheuren heidnischen China wie ein schwerer Druck auf Taylors Gemüt. Je köstlicher die Schätze des Wortes Gottes waren, die ihm bei seiner Revisionsarbeit so besonders zum Bewußtsein kamen und gleichsam von ihm neu entdeckt

wurden, desto schmerzlicher wurde es ihm beim Blick auf die Karte von China und beim Gedanken an die ungezählten tausende seiner Einwohner, daß ihnen solch großes Heil in Christo nicht sollte gebracht werden. Seinem Mitarbeiter am Neuen Testament, dem Missionar Gough, ging es ähnlich wie ihm. Manchmal fühlten sie sich gedrungen, ihre Bücher zur Seite zu legen, um ihre Herzen im Gebet vor Gott auszuschütten und Chinas Not ihm vorzutragen. Manchmal riefen sie auch Frau Taylor und Wang Lai-dschun herein, daß sie sich im Gebet um Licht und Heil für China mit ihnen vereinigten.

Öfter besuchten Herr und Frau Taylor einen christlich gesinnten Herrn Berger auf dessen Landsitz Saint Hill bei East Grinstead in Sussex. Sie fühlten, daß sie mit ihm und seiner Gemahlin die Last, die ihr Herz beschwerte, völlig teilen und durch ihre mit brennender Jesusliebe gepaarte christliche Weisheit sich wohl beraten lassen konnten.

Um diese Zeit wurde Taylor von dem Herausgeber des Baptistischen Missions-Magazins, W. G. Lewis, aufgefordert, für sein Blatt eine Reihe von Artikeln über China zu schreiben, was er mit Freuden that. Nachdem einer oder zwei Aufsätze veröffentlicht waren, sandte ihm der Herausgeber sein Manuskript zurück, weil er es für unrecht hielt, diese höchst bedeutsamen Artikel für eine Zeitschrift zu verwenden, die nur einen sehr beschränkten Leserkreis hatte. Er forderte ihn auf, dieselben zu vollenden und sie entweder in einem viel gelesenen Blatte, oder in Buchform zu veröffentlichen.

So entstand allmählich das Buch, welches nachher unter dem Titel „Chinas Nöte und Ansprüche" veröffentlicht wurde. Es wurde ein glühender Aufruf, dem ganzen China das Evangelium zu bringen. Das eingehende Studium der Statistik und anderer Thatsachen, das für dieses Buch erforderlich war, schien ihm zu sagen, daß der Befehl Christi, aller Kreatur das Evangelium zu predigen, in Bezug auf dieses große Reich sehr vernachlässigt sei. Hier war ein Land mit einer dicht gedrängten Bevölkerung, die wenigstens ein Fünftel der ganzen Menschheit ausmachte, in dem noch nicht einmal hundert Missionare waren.

In den Jahren 1860—1861 waren 115 Vertreter von evangelischen Missionsgesellschaften an der Arbeit in China gewesen; aber im März 1865 war die Zahl auf 91 gesunken. Das machte einen Missionar auf etwa drei Millionen umnachteter Heiden um ihn herum, wenn nämlich die Missionare gleichmäßig verteilt gewesen wären. Aber das war keineswegs der Fall, sondern sie wohnten alle in weniger als einem Dutzend Städte, die meistens an der Küste der sechs Seeprovinzen lagen.[1]) Ein einziger binnenländischer Bezirk

[1]) Diese Darstellung war doch nicht ganz zutreffend.

hatte den Vorzug, eine Missionsstation zu besitzen, nämlich die geschäftige Handelsstadt Hankau, ein offener Hafen am Jang-zi-kiang. Aber nicht weniger als elf große binnenländische Provinzen hatten auch nicht einen einzigen in ihnen wohnenden evangelischen Missionar. Hinter diesen lagen wieder die weit sich erstreckenden Tributärstaaten Mantschurei, Mongolei und Tibet gänzlich ohne das seligmachende Licht des Lebens. Dies war Taylor unerträglich auszudenken.

Die Woche hindurch war er noch eifrig beschäftigt mit seiner ärztlichen Arbeit oder der Bibelrevision. Aber wie er schreibt: „An Sonntag Abenden beteten und schrieben, schrieben und beteten wir. Jeder Satz wurde in Gebet getaucht. Das Buch entstand, während wir nachsannen; indem ich meist in dem kleinen Studierzimmer auf und niederging und meine liebe Frau am Tische schrieb."

Schon verschiedentlich hatte sich Taylor an die Vertreter größerer Missionsgesellschaften gewandt, um größeres Interesse für China zu erwecken, namentlich für das Binnenland. Die Antworten schienen ihm immer darauf hinauszukommen, daß man nicht weiter vordringen könnte, wenn nicht ein neuer Opiumkrieg oder etwas derart das Innere Chinas aufschlösse. Das konnte aber dem Manne, dem die Not von Chinas zu Millionen dahin sterbenden Bewohnern wie ein Druck auf dem Herzen lag, nicht einleuchten. Da kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wenn du die Not und das Mittel der Hilfe klarer siehst, als andere, warum gehst du denn nicht selbst voran und traust es Gott zu, daß er seinen Willen durch dich ausführen kann? Dringe doch selbst ins Innere von China vor! Wenn dir Gebetskraft geschenkt wird, was soll dich denn hindern, die Personen und die Geldmittel zu erhalten, die nötig sind? Schon sind fünf gegeben für die Arbeit in Ning-po, warum nicht eine größere Zahl für das größere Bedürfnis?"

Doch aber schrak er vor der Kühnheit dieses Gedankens wieder so sehr zurück, daß er während der Monate April, Mai und Juni 1865 die allerschwersten inneren Kämpfe durchzumachen hatte. Er konnte nicht mehr schlafen, Tag und Nacht fand er keine Ruhe, es schien fast als wenn er den Verstand verlieren sollte. Der Gedanke an Chinas Millionen und an den Segen, den das Evangelium ihnen bringen würde, wenn es ihnen nur gepredigt würde, war seiner Seele immer gegenwärtig und doch schrak er zurück vor der Verantwortlichkeit einer neuen Missionsunternehmung.

Da er so elend aussah, so war er von dem Freunde Chinas, George Pearse eingeladen, zur Erholung nach Brighton zu kommen, was er auch gern angenommen hatte.

Es war am Sonntag den 25. Juni. Er sah, wie hunderte von Kirchgängern unter Glockenklang zum Hause Gottes sich drängten. Aber es war ihm nicht möglich, sich ihnen anzuschließen. Er sagte sich: „Mehr als tausend Seelen in China werden ohne den Heiland in die Ewigkeit gehen, während das Volk Gottes in dem Morgengottesdienste sich der christlichen Vorzüge erfreut."

Er ging hinab zum Meeresstrande in heißem inneren Kampfe. Er sagte sich schwankend zwischen Glaubensmut und Zaghaftigkeit: „Wenn Gott eine Schar Männer für das Innere Chinas giebt und sie jene fernen Gegenden erreichen, so ist doch das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, daß sie vor Hunger sterben. Dann werden sie geradeswegs in den Himmel gehen, und wenn auch nur eine Heidenseele gerettet wird, dann ist es der Mühe wert gewesen."

Dann aber plötzlich hieß es in ihm: „Wenn du nur einfach Gott gehorchst, dann liegt die Verantwortlichkeit auf ihm und nicht auf dir."

In dieser Erwägung ergab sich Hudson Taylor feierlich Gott für den Dienst an der Mission im Inneren Chinas und bat ihn um Mitarbeiter, zwei für jede der binnenländischen Provinzen und zwei für die Mongolei. Er hatte seine Bibel bei sich und schrieb auf den Rand derselben:

„Betete um 24 willige, geschickte Missionare. Brighton d. 25. Juni 1865."

Damit war der Kampf gänzlich beendet. Friedlich und fröhlich kehrte er zu Herrn Pearses Hause zurück. Fortan schlief er vortrefflich. Man fand, daß Brighton ihm sehr gut gethan hatte.

c) Grundsätze der China-Inland-Mission.

Sobald der Entschluß, Missionare für die binnenländischen Provinzen Chinas zu werben, fest stand, gab Taylor seine Mitarbeit an der Revision des N. T. im Ning-po-Dialekt auf, um ungehindert zur Abhaltung von Versammlungen von einem Ort zum andern reisen zu können. Er war damals erst dreiunddreißig, seine Frau erst achtundzwanzig Jahre alt; aber sie hatten sehr gereifte Ratgeber an Herrn und Frau Berger, mit denen sie in immer innigerer Freundschaft verbunden wurden, und auf deren Besitzung Saint Hill in Sussex gewann in zahlreichen Beratungen unter ernstem Gebet der Gedanke der China-Inland-Mission allmählich festere Gestalt. Es war der Wunsch, die schon in China arbeitenden Missionsgesellschaften in keiner Weise zu schädigen durch Entziehung von Personen oder Geldmitteln. Man glaubte, davor sicher zu sein durch Aufstellung von Grundsätzen, die diese neue Gesellschaft von allen bisherigen unterscheiden sollten.

Zum ersten sollte die neue Missionsgesellschaft gebildet werden auf allgemein-evangelischer Grundlage, indem Mitarbeiter ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sonderkirche gesucht würden.

Durchaus neu war dieser Grundsatz freilich nicht, nicht einmal für England, wo sich doch eine Menge von evangelischen Denominationen untereinander und namentlich auch die Freikirchen der Staatskirche meist ziemlich schroff gegenüberstehen. Auch die „Londoner Missionsgesellschaft“ ist statutenmäßig undenominationell. Aber obwohl es noch heute gelegentlich vorkommt, daß Staatskirchliche mit Freikirchliche in derselben friedlich zusammen arbeiten, so ist die genannte Gesellschaft im wesentlichen doch heutzutage eine kongregationalistische.

Besonders bemerkenswert aber erscheint es, daß der Unionsgedanke hier von einem Baptisten betont wird, weil die Baptisten sich sonst meist besonders ausschließend verhalten und es durch Verweigerung der Kindertaufe auch den anderen im praktischen Leben erschweren, mit ihnen Gemeinschaft zu halten.

Ich fragte einmal einen China-Inland-Missionar, der mir die Grundsätze seiner Gesellschaft mitteilte, wie sie sich vertrügen über die Taufe, da doch die Frage für oder wider die Kindertaufe in jeder einzelnen christlichen Familie bei der Ankunft jedes Kindes irgendwie zur Entscheidung kommen müsse. Er antwortete mir, er habe auf der Reise nach China die Tauffrage mit der Bibel in der Hand neu erwogen und sei geneigt, der baptistischen Auffassung beizutreten. Ich gestand ihm zu, daß die Schwierigkeit zu Ende sein werde, wenn alle es machten, wie er. Aber begreiflicherweise werden nicht viele Engländer, geschweige denn Schotten, sich so leicht umstimmen lassen. Vielmehr scheinen die Schwierigkeiten, die aus der Zugehörigkeit von Leuten starker und doch weit auseinandergehender kirchlicher Gepflogenheiten zu einer Gesellschaft erwachsen könnten, meist dadurch vermieden zu werden, daß ihnen je nach ihrer verschiedenen kirchlichen Herkunft und Gewohnheit (sofern sie stark damit verwachsen sind), verschiedene Gebiete zugeteilt werden.

Ein zweiter Grundsatz war der, daß die geistliche Befähigung der Missionare für wichtiger solle erachtet werden, als die intellektuelle.

Auch bei diesem Grundsatz hat man zunächst den Eindruck, daß er nicht absolut neu sei. Man fragt sich vielmehr, ob es wohl irgend eine Missionsgesellschaft geben werde, die ihn nicht unterschreibe, wenn er so allgemein ausgesprochen wird. Doch müssen wir etwas näher zusehen, wie dieser Grundsatz verstanden und gehandhabt wird. Taylor will, daß neben Leuten von hoher Bildung und socialer Stellung, auch solche aus niederen Kreisen und von geringer Bildung, wenn sie nur Jesus lieb haben, in den Missionsdienst aufgenommen und ohne erst ein Missionsseminar durchzumachen, ausgesandt werden. Es hängt das zum Teil mit der Anschauung zusammen, die jedem bekehrten Christen die Erlaubnis und die Pflicht, nicht nur irgendwie für den Herrn zu wirken, sondern auch direkt zu predigen zuerkennt. Wir kennen bei deutschen Missionen die Aussendung von Ökonomen, Handwerkern und dgl., welche dadurch den Heiden zum Segen werden sollen, daß sie ihnen das Vorbild geben, wie ein bekehrter Christ einen irdischen Beruf treiben soll. Aber für die direkte Predigt des Evangeliums wird bei uns doch meist irgend-

welche theologische Vorbildung für unerläßlich erachtet. Taylor dagegen will nicht solche Land bauende oder Industrie treibende Laien-Brüder, sondern Laien-Evangelisten und zwar auch solche mit wenig oder keiner allgemeinen Bildung aussenden. Ein Trugschluß scheint es zu sein, wenn er das folgendermaßen begründet:

„Der Mann, welcher es unternehmen würde, ein Haus ohne Baumeister zu bauen, würde nicht für weise gelten können; aber es würde ein eben so großer Irrtum sein, zu sagen: Weil Baumeister nötig sind, wollen wir nur Baumeister haben. Und so ist es auch in der Mission. Es sind verhältnismäßig wenige, die einen höheren Bildungsgang durchgemacht haben und die Zahl derer unter ihnen, die fähig und willig sind, sich dem Missionsdienst zu widmen, ist ganz ungenügend. Aber es giebt im Missionsdienste auch vieles zu thun, was andere besser imstande sind, zu unternehmen. Gott hat einen jeden seinem besonderen Berufe angepaßt. Ein Maurer wird besser die Mauer aufführen, als ein Baumeister; aber der Baumeister wird bessere Pläne machen und bessere Aufsicht führen als der Maurer. Nur durch die Vereinigung von willigen, geschickten Arbeitern, die für jeden Zweig des Dienstes passend sind, kann die Sache Gottes fortgehen, wie sie soll."

Aber ob jemand sich zum Baumeister oder zum Handlanger eigne, um in Taylors Bilde zu bleiben, das hängt weniger von dem Bildungsgange ab, den jemand hinter sich hat, als von der Thatkraft oder Klugheit, die ihm als Gottesgabe beschert ist. Es sind in der Mission, namentlich der chinesischen Mission, auch Stubengelehrte gut zu gebrauchen. Aber sie werden geneigt sein, selbst ihre wertvollsten Dienste nur als Handlangerdienste gelten zu lassen.

Aber wenn es schon fraglich sein kann, ob Leute ohne Bildung sich zu Evangelisten in ihrer eigenen Heimat eignen, so scheint es doch mehr als bedenklich, solche zu Boten des Evangeliums oder ich will genauer sagen, zu Predigern des Evangeliums in einem fremden Lande zu machen.

Es gehört doch eine ganz erhebliche geistige, intellektuelle Befähigung dazu, ein Volk wie das chinesische oder sagen wir nur eine Sprache wie die chinesische, so verstehen und sprechen zu lernen, daß man in ihr die Heilswahrheiten des Evangeliums mitteilen kann, ohne Mißverständnisse, vielleicht arge Mißverständnisse zu erregen. Darum erscheint ein gewisses Maß von geistiger Befähigung als unerläßlich für einen Missionar, wenn auch die geistliche Befähigung noch wichtiger ist.

Es wird bei Besprechung der Grundsätze der China-Inland-Mission über den äußeren Unterhalt noch ein Wort davon zu sagen sein, daß wohl nicht alle China-Inland-Missionare den Grad geistlicher Befähigung zu ihrem Berufe mitbringen werden, welchen Taylor von ihnen verlangt — sie müßten eben sonst lauter Taylors sein — aber das sei hier ausgesprochen, daß für die Pflege des geistlichen Lebens gewiß alle viel von Taylor lernen können. Mancher junge Missionar, der während der Zeit seiner Vorbereitung im Missionshause nichts Lieberes gekannt hat, als sich voll zu saugen von der reichen geistlichen Nahrung, die innerhalb und außerhalb des Missionshauses ihm geboten wurde, fühlt sich erst sehr unglücklich, wenn ihm draußen auf dem Missionsfelde die geistlichen Anregungen der Heimat fehlen, von denen er doch mehr abhängig gewesen ist, als er geglaubt hätte und das umsomehr,

weil er zunächst wie stumm ist und den brennenden Drang, den Heiden den Heiland zu bringen, in sich verschließen muß. Nun wird die erste Liebe, der Eifer, die Thatkraft, die er frisch mitbringt, wohl oder übel dem Sprachstudium geschenkt. Der Missionar in China — denn mit dem haben wir es hier nur zu thun — merkt, daß das Sprachstudium seine ganze Kraft in Anspruch nimmt, daß er die Sprache nie zu gründlich oder auch nur gründlich genug kennen wird, daß die Mängel ihm immer in seinem Beruf hinderlich sein werden. Da ist nun die Gefahr vorhanden, daß unter dem Sprachstudium das innere Leben leidet, ja daß einem das Sprachstudium fast Selbstzweck wird.

Auf diese Gefahr, von der mancher Missionsfreund in der Heimat kaum eine Ahnung hat, weist Taylor oftmals nachdrücklich hin, ihr sucht er entgegen zu arbeiten, durch Anordnung von Konferenzen, die gerade vorzugsweise die Pflege des geistlichen Lebens, die gegenseitige Erbauung zum Zweck haben. Und wenn man liest, wie er selbst so häufig in China ist und gesegnete Zusammenkünfte mit seinen Missionaren hält, dann möchte man wohl wünschen, daß unter den vielen Ausgaben, die der Missionsbetrieb nun einmal unvermeidlich mit sich bringt, darin auch bei uns in Deutschland am wenigsten möchte gespart werden, daß die am meisten gottbegnadigten, geistgesalbten Männer zuweilen die Missionsgebiete bereisen möchten, um ein möglichst großes Maß geistlicher Speise den Missionaren mitzuteilen, vielleicht noch mehr, als es durch die verschiedenen Inspektionsreisen geschieht, und daß anderenteils den Missionaren die Urlaubreisen nicht erst dann gewährt werden möchten, wenn sie ganz und gar körperlich abgearbeitet sind (wo es dann auch für die wünschenswerte körperliche Erholung manchmal zu spät ist), sondern schon eher, damit ihnen die geistliche Anregung und Erfrischung der Heimat einmal wieder zu teil wird.

Wir sprachen von dem Grundsatz der China-Inland-Mission, daß die geistliche Befähigung der Missionare für wichtiger erachtet wird, als die intellektuelle. Es scheint dies der zweckmäßige Ort zu sein, ein Wort darüber zu sagen, was von der Mission selbst für die Vorbildung der Missionare geschieht. In dem Missionshause in London (Nr. 6 Pyrland Road) ist wohl Gelegenheit für einen kürzeren Aufenthalt derer, die sich zum Missionsdienst melden, damit man sie kennen lernen und sie mit den Grundsätzen der Mission gründlich vertraut machen kann, aber ein Ausbildungs-Institut ist nicht damit verbunden. Eine nicht ganz geringe Zahl, darunter einige der tüchtigsten älteren Missionare, sind aus dem 1872 von Dr. H. Grattan Guinneß gegründeten „Ost-Londoner Institut für innere und äußere Mission“ hervorgegangen. Eine zu diesem Institut gehörige ländliche Zweiganstalt: Hulme Cliff College nicht weit von Derby habe ich im Jahre 1879 einmal besucht. Es wurde dort englische Grammatik und alles, was zu einer guten englischen Elementarbildung gehört, getrieben, daneben hauptsächlich Bibelkunde und für die Geförderteren auch Griechisch, so daß sie begannen, daß Neue Testament im

Grundtext zu lesen. — Im Jahre 1885 erregte es eine wahre Sturmflut der Begeisterung, als sieben hochgebildete, zum Teil sehr reiche, junge Leute, darunter fünf die auf der Universität Cambridge durch wissenschaftliche Leistungen oder durch Rudern und Cricket-Spielen sich hervorgethan hatten, zwei, die Offiziere in den feinsten Regimentern gewesen waren, sich als China-Inland-Missionare aussenden ließen. Auch außer diesen sind wohl noch manche von hoher Bildung (und auch von unabhängigen Mitteln) ausgesandt. Viele aber und vielleicht die große Mehrzahl sind ohne irgend welche spezielle Vorbildung ausgesandt. Übrigens werden die jungen Leute in London nur probeweise angenommen und ausgesandt. Seit 1887 hat die China-Inland-Mission in China einen gewissen Ersatz für Missionsseminare in zwei Vorbereitungsinstituten, dem einen für junge Männer in Ngan-khing in der Provinz Ngan-hoei (Ngan-hwei) am Jang-zi-kiang und dem andern für junge Mädchen in Jang-tschou[1]) in der Provinz Kiang-szu am Großen Kanal. Die Ausrüstung mit chinesischer Kleidung und anderem fürs Inland Nötigen geschieht gleich nach der Landung der Ankömmlinge in Schang-hai und von dort werden sie dann bald nach einem der beiden genannten Orte gesandt. Hier soll ihnen alle mögliche Hilfe gewährt werden, nicht nur die Sprache, die Sitten und Gebräuche des Landes zu erlernen und nach den Regeln der Gesundheit in dem veränderten Klima zu leben, sondern auch ihr geistliches Leben zu vertiefen, ihren Glauben zu stärken und ihren Liebeseifer für die Missionsarbeit in dem großen Lande anzuregen, kurz sie in jeder Weise für den kommenden Kampf, den sie meist allein werden zu kämpfen haben, zu rüsten. Erst nachdem sie zwei Jahre in China gewesen sind und sich in jeder Weise brauchbar erwiesen haben, werden sie in die Liste der jüngeren Missionare aufgenommen. Soviel zu dem Grundsatz über die Beschaffenheit der Arbeiter.

Ein dritter Grundsatz bezw. eine dritte Reihe von Grundsätzen, die sich auf die Geldmittel beziehen, haben dazu Anlaß gegeben, daß von manchen Seiten für die China-Inland-Mission im Unterschiede von andern Missionen die Bezeichnung einer „Glaubensmission“ in Anspruch genommen ist. Es wurde nämlich festgesetzt, daß niemand direkt um Geld gebeten, auch niemals am Ende der Missionsversammlungen eine Kollekte abgehalten, niemals unter irgend welchen Umständen Schulden gemacht werden sollten und endlich, daß infolge dessen den Missionaren kein regelmäßiges Gehalt versprochen werden könnte, sondern daß sie sich für ihren Lebensunterhalt gänzlich auf Gott verlassen müßten.

[1]) Sprich die beiden Vokale getrennt mit dem Nachdruck auf o.

Es hätte schon früher darauf aufmerksam gemacht werden können, daß die persönlichen Grundsätze Taylors die seiner Mission geworden sind. Bei dem letztgenannten Grundsatze wird dies jedem, der Taylors Lebensabriß gelesen hat, von selbst auffallen. Aber doch können wir es nicht gelten lassen, daß der Grundsatz, sich für die Beschaffung der Geldmittel auf Gott allein zu verlassen, der China-Inland-Mission ausschließlich oder auch nur in so hervorragendem Maße vor andern Missionen zukäme, wie wir ihrem Gründer Hudson Taylor gern vor vielen andern gläubigen Christen die Bezeichnung eines Glaubensmannes zugestehen möchten. Denn mag man den Einfluß von geistes- und glaubensmächtigen Persönlichkeiten auf andere auch noch so hoch schätzen, es haben doch weder die Propheten, noch die Apostel, noch andere Glaubenshelden ihre Geistes- und Glaubenskraft ihren Anhängern und Nachfolgern vererben können, und wir nehmen nicht an, daß die China-Inland-Missions-Leute durchweg mehr Glauben haben, als die Mitarbeiter an andern Missionen. Auf die Personen aber kommt es an. Denn dem Grundsatze nach wollen alle evangelischen Missionen Glaubens-Missionen sein.

Es sei erlaubt, den Grundsatz, nicht direkt zu bitten und keine Kollekten abzuhalten, durch ein Beispiel zu erläutern, welches Taylor folgendermaßen erzählt:

„Im April 1866 wurde ich gebeten, in Totteridge einen Vortrag über China zu halten, und ich erklärte mich dazu bereit unter der Bedingung, daß in der Ankündigung mitgeteilt würde, daß keine Kollekte stattfinden sollte. Der Veranstalter, Herr Puget, sagte, solch eine Bedingung sei ihm noch nicht vorgekommen. Er nahm sie aber an und der Vortrag wurde auf den 2. Mai angekündigt.

Mit der Hilfe einer großen Karte wurde den Leuten etwas von der Ausdehnung, Bevölkerung und großen geistlichen Bedürftigkeit Chinas vor Augen gestellt, und viele empfingen augenscheinlich einen tiefen Eindruck. Am Schlusse der Versammlung sagte der Vorsitzende, daß auf meine Bitte angekündigt sei, es solle keine Kollekte stattfinden; aber er hätte das Gefühl, daß viele Anwesende betrübt und beschwert sein würden, wenn sie keine Gelegenheit hätten, etwas zu dem Missionswerke beizutragen, das ihnen ans Herz gelegt sei. Er denke, da die Anregung zu einer Kollekte gänzlich von ihm ausginge und dem Wunsche vieler in der Versammlung entspräche, so würde ich wohl nichts dagegen haben. Ich bat jedoch, von der angekündigten Bedingung nicht abzugehen, denn gerade der Grund, der von dem freundlichen Vorsitzenden für eine Kollekte angeführt war, sei mein stärkster Grund dagegen. Mein Wunsch sei es gerade, daß sie sich beschwert fühlten von dem Bewußtsein der großen Not Chinas und daß sie unter diesem Druck Gott fragen sollten, was sie thun sollten. Wenn sie nach betender Überlegung überzeugt wären, daß sie weiter nichts zu geben brauchten, als einen Geldbeitrag, so könnte derselbe an irgend eine in China arbeitende Missionsgesellschaft oder an meine Adresse in London gesandt werden. Aber vielleicht verlange Gott in manchen Fällen nicht einen Geldbeitrag, sondern daß sie sich selbst ihm zum Dienste da draußen weihten oder einen lieben Sohn, eine liebe Tochter hingäben, was viel köstlicher wäre als Gold.

Ich fügte hinzu, eine Kollekte könne gar zu leicht den Eindruck erwecken, als wäre Geld die Hauptsache; während doch die höchsten Geldsummen auch

nicht eine einzige Seele bekehren könnten. Was not thäte, das seien vom heiligen Geiste erfüllte Männer und Frauen, die sich selbst der Mission widmeten. An Geldmitteln zum Unterhalt solcher würde es dann nie fehlen."

Nun ich glaube, das ist ganz derselbe Geist, in welchem auch bei allen unsern Missionsfesten und Missionsversammlungen von Geldsachen geredet wird, und wir würden die neue Form vielleicht sogar sehr zweckmäßig finden, wenn uns nicht die herkömmlichen Kollekten auch ganz unverfänglich erschienen.

Doch die Erzählung Taylors über jene Versammlung war noch nicht zu Ende. Er fährt fort: „Herr Puget fügte sich meinem dringenden Wunsche und schloß die Versammlung. Er sagte mir aber beim Abendbrot, er denke, ich habe einen großen Fehler gemacht. Am nächsten Morgen kam mein freundlicher Wirt etwas spät zum Frühstück und sagte, er habe eine schlaflose Nacht verbracht. Nach dem Frühstück bat er mich, mit in sein Studierzimmer zu kommen, überreichte mir einige Beiträge, die ihm doch den Abend vorher in der Versammlung übergeben waren und sagte: „Ich dachte gestern, mein lieber Herr Taylor, Sie hätten unrecht mit der Kollekte; aber jetzt bin ich überzeugt, daß Sie recht haben. Ich mußte heute nacht immer an die Seelen in China denken, die in der Finsternis dahingehen und konnte zuletzt nur rufen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? Ich fühlte mich dann gedrungen zu diesem Beitrag." Damit überreichte er mir einen Chèque über fünfhundert Pfund Sterling (10000 M.), indem er hinzufügte, wenn gestern abend eine Kollekte gehalten wäre, so würde er nur ein paar Guineen (à 21 M.) gegeben haben. Der Chèque sei die Folge davon, daß er einen großen Teil der Nacht im Gebet zugebracht habe."

Daß die China-Inland-Missionare sich aussenden lassen, ohne daß ihnen ein bestimmtes Gehalt versprochen wird, daß sie gehen im Vertrauen, Gott werde sie wohl erhalten, ist schön und gewiß ein Zeichen, daß sie an einen lebendigen Gott glauben. Ich denke, die meisten Missionare, die überhaupt sich zu den Heiden senden lassen, würden wohl zu einer ähnlichen Bedingung bereit sein, nicht aus besonderer Glaubenskraft, sondern weil überhaupt ganz andere und wichtigere Dinge im Vordergrunde ihres Denkens stehen, als der Lebensunterhalt. Ich hoffe und glaube aber, daß die Leitung der China-Inland-Mission sich für den Lebensunterhalt der von ihr Ausgesandten geradeso, nicht mehr und nicht weniger, verantwortlich fühlen wird, wie jede andere Missionsleitung. Sie wird nicht erwarten, daß jeder der mehr als 500 China-Inland-Missionare die gleiche Freudigkeit bewahren würde wie Hudson Taylor, als dieser im Jahre 1858, vierzehn Tage vor seiner Hochzeit, mit seinem Freunde Jones zusammen nur noch eine Messingmünze (damals einen halben Pfennig wert) besaß, aus Hunger das einzige für Chinesen wertvolle Besitztum, einen Ofen, verkaufen wollte, woran sie gehindert wurden, weil die Brücke, die sie mit dem Ofen hätten überschreiten sollen, weggerissen war und weil die Überfahrt im Boot für jeden von ihnen zwei Messingmünzen gekostet hätte. Obwohl Gott damals Taylor und seinen Freund nicht vergeblich zu ihm hat rufen lassen, so wird ersterer doch wünschen, soviel es an ihm bezw. den anderen Leitern der Mission ist, den Missionaren solche Lagen zu ersparen; sie werden ebenso gewissenhaft, wie andere Missionsleitungen Buch führen, über

die Geldsendungen, die den einzelnen gemacht sind, und werden Sorge tragen, daß diese rechtzeitig gemacht werden, soweit es in Menschenmacht steht.

Ein schönes Beispiel dafür, daß es thatsächlich so gehandhabt wird, erzählt Taylor in seinem „Rückblick". Mancherlei Bemühungen, dem Missionar Duncan, welcher unter großen Schwierigkeiten Eingang in Nanking gefunden hatte, Geld zu senden, waren schon fehlgeschlagen. Taylors Vorschlag, Duncan solle sich selbst Geld von Hang-tschou holen, hatte dieser zurückgewiesen in der Überzeugung, daß die Beamten ihn nicht nach Nan-king zurückkehren ließen, wenn er erst einmal glücklich fort wäre. Er vertraute, daß Gott ihn wohl versorgen würde. Taylor aber ängstigte sich um ihn und sandte den Missionar Rudland, daß er auf dem Kaiser-Kanal bis Tschin-kiang und von dieser Stadt aus auf dem Jang-zi-kiang nach Nan-king reise, um das Nötige zu überbringen. Bis nach Szu-tschou und halbwegs von da nach Tschin-kiang hatte Duncan so günstigen Wind bei jeder Wendung, die der Kanal auch machte, daß der Bootsmann meinte, sein Gott müsse der Gott der Winde sein. Dann aber hinderte plötzlich ein Deichbruch die Weiterreise. Doch es fand sich, daß gerade an der Stelle ein näherer Weg über Land direkt nach Nan-king abging, auf welchem Rudland mit einem Esel reitend mehrere Tage früher ankam, als es zu Schiffe möglich gewesen wäre. So außergewöhnlich begünstigt kam er gerade an, als die Not aufs höchste gestiegen zu sein schien. Duncan hatte mit seinem Diener schon eine längere Zeit von einem Geschenk gelebt, das der letztere ihm machte. Als Anleihe hatte er es nicht genommen. An jenem Tage war er mit fröhlichem Gottvertrauen bis zum Abend hungrig geblieben, da der Diener auch nichts mehr hatte.

Dieses Beispiel zeigt einesteils, daß menschlich für die Missionare gesorgt wird, soweit das möglich ist, anderenteils aber freilich auch, wie der Grundsatz, auch nicht die geringste Anleihe zu machen, doch besonderes Gottvertrauen erfordert. Dieser Grundsatz macht es aber auch zu einer besonderen Pflicht, bei der Aufforderung zum Missionsdienst recht nüchtern zu prüfen, ob die Kandidaten von Gott berufen sind, alle Schwärmerei, um nicht zu sagen Begeisterung des Entschlusses fern zu halten. Man muß Taylor die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er öfter ganz nüchtern eher ab- als zuredet. Er sagt einmal: „Wir sind nicht besorgt um die Geldmittel, wohl aber besorgt, daß nur wirklich von Gott berufene und Gott geweihte Leute in den Missionsdienst treten. Sie müssen die Kosten überschlagen, ob sie Glauben haben &c."

Diese Nüchternheit ist aber, als die großen Zahlen gefordert wurden, wohl nicht immer gehandhabt. Auf der Missionskonferenz in Schang-hai hörte man zur Unterstützung der Forderung, daß tausend neue Sendboten nach China kämen, wieder und wieder das Wort aussprechen, die jungen Leute sollten nicht sowohl fragen, ob sie einen besonderen Beruf hätten, nach China zu kommen, sondern vielmehr, ob sie einen besonderen Beruf hätten, daheim zu bleiben. Ich sprach es damals vielen gegenüber aus, daß ich fürchte, es würden auf solchen Ruf viele ungeeignete Missionare nach China kommen, die ohne die rechte Charakterstärke sich nur durch einen begeisternden Aufruf fortreißen ließen. Jenes Wort stammt übrigens von dem vortrefflichen China-Inland-Missionsarzt Dr. Schofield, der es 1880 an seine Freunde schrieb. In dem individuellen Falle, wo er die Leute kannte, an die es gerichtet war, mochte das Wort ja vielleicht einen guten Sinn haben.

In unmittelbarem Anschluß an die Darlegung der Grundsätze über Personen und Geldsachen sagt Fräulein Geraldine Guinneß in ihrer Geschichte der China-Inland-Mission, die neue Mission sei begonnen mit einem ganz bestimmten Arbeitsplan, den sie fast den Grundsätzen gleichzustellen scheint. Und in der That ist dieser „Plan" wohl in ebenso hohem Maße wie die „Grundsätze" charakteristisch für die Mission. Mit der Bibel und der Karte in der Hand wird dann und wann eine bestimmte Zahl von Missionaren festgestellt, die für China erbeten werden soll; als wenn diese Zahl ganz zweifelsohne dort gefunden werden könnte.

Wir haben gesehen, wie Taylor fünf Missionare für Ning-po, dann je zwei für die elf binnenländischen Provinzen und für die Man-tschurei, also vierundzwanzig erbat. Die letzteren sind auch bald genug ausgesandt, doch meist in der nicht binnenländischen Provinz Tsche'-kiang geblieben, einige schließlich auch nach Ngan-hoei und Kiang-si gekommen. Ich meine, es verdient noch besondere Anerkennung, daß sie nicht mit dem Kopfe durch die Wand rannten, so lange Gott die Thüren nicht aufthat. Um Weihnachten 1874 forderte Taylor durch viele christliche Zeitschriften zu dem Gebete auf, daß Gott im Laufe des kommenden Jahres achtzehn Männer erwecken wolle, die je zwei und zwei in die neun unbesetzten Provinzen gehen könnten. Diese wurden auch ausgesandt und Gott hat ihnen in höchst bemerkenswerter Weise die Thüren ins Innere aufgethan, wenn auch nicht gerade in alle neun Provinzen. Wenn nun aber das Tempo immer hastiger und ungeduldiger wird, wenn sich 1881 der Aufruf bezw. das Gebet richtet auf siebzig in den nächsten drei Jahren, 1886 auf hundert für das eine nächste Jahr, 1890 auf tausend für die nächsten fünf Jahre (letztere freilich nicht allein für die China-Inland-Mission), dann geht mir gänzlich das Verständnis aus und darum auch fast die Sympathie.

Muß man sagen: Gott hat durch den Erfolg dieser Sache sein Siegel aufgedrückt und darum ist jede Kritik frevelhaft? Wir meinen, der Beweis des göttlichen Siegels wäre nur dann erbracht, wenn das Gebet um die bestimmte Zahl in bestimmter Zeit keinem Menschen mitgeteilt und doch erhört wäre und deshalb dürfen und müssen wir nüchtern unser Urteil abgeben, so gut und so schlecht wir es verstehen. Taylor selbst thut einmal eine merkwürdige Äußerung, nach welcher er das Gefühl hatte, daß die christliche Nüchternheit zu weichen drohe. Im Jahre 1888 machte er einen Besuch in Amerika, der zur Gründung eines amerikanischen Zweiges der China-Inland-Mission führte. Je näher der Tag rückte, wo er mit einer Anzahl Missionare von Amerika nach China abreisen sollte, um so größer wurde die Begeisterung. Taylor sagt: „Ich war wirklich sehr dankbar, daß die Abreise nahe war, denn das Interesse war so groß, daß man fast besorgt war, man möchte dahin kommen, unweise Schritte zu thun."

Sind nicht vielleicht schon unweise Schritte mit untergelaufen oder hat man sich nicht wenigstens getäuscht, indem man für göttlichen Plan hielt, was doch nur menschlicher Plan war? Wir können uns dieser Überzeugung nicht verschließen, wenn wir z. B. hören von den eigentümlichen Erwägungen, die dazu führten um die „siebzig" zu beten.

„Es war im November des Jahres 1881, als in einem chinesisch gebauten und möblierten Hause von Wu-tschhang, der Hauptstadt der Provinz Hu-pe', das eine herrliche Aussicht gewährte über die Stadt, den Jang-zi-Strom und das auf der andern Seite des Stromes gelegene Hankau, eine Schar von China-Inland-Missionaren unter Taylors Leitung zu einer Gebetsversammlung vereinigt war. Angesichts des großen Elends und der geöffneten Thüren in China fragten sie sich: Wie kommt es, daß der Arbeiter so wenige sind? Ähnlich wie einst Taylor am Meeresstrande zu Brighton sich zur Bitte um die vierundzwanzig gedrängt fühlte, fanden sie, daß sie mit schuld seien an der geringen Zahl der Missionare, weil sie nicht eine ganz bestimmte Bitte um eine größere Zahl ausgesprochen hatten. Dann kam die Frage: „Um wie viele sollen wir beten? Was ist genau das Bedürfnis? Was sollen wir von Gott erwarten?"

Die Frage und Beantwortung ist charakteristisch und rechtfertigt einen ausführlichen Bericht.

„Es giebt mehrere Wege," schreibt Taylor in diesem Zusammenhange, „für Gott zu arbeiten. Wir mögen die weisesten Pläne machen, die wir können und sie dann nach unserm besten Vermögen ausführen. Dies ist vielleicht besser, als ohne irgend einen Plan zu arbeiten, aber es ist keineswegs die beste Art, unserm Herrn und Meister zu dienen. — Oder wir mögen unsere Pläne sorgfältig ausarbeiten und beschließen, sie auszuführen und sie dann zu Gott bringen und ihn bitten, uns dabei zu helfen und es uns gelingen zu lassen. — Aber noch ein anderer Weg ist es, mit Gott zu *beginnen*, nach *seinen* Plänen zu fragen, und uns zur Ausführung derselben anzubieten." Soweit Taylor. Das folgende sind Anführungen aus der offiziellen „Geschichte" der Mission von G. Guinneß.

„Da die kleine Schar nun das tiefe Gefühl hatte, daß es vor allem gälte, mit Gott anzufangen, so suchten sie zuerst seine Leitung in Bezug auf das, was sie erwarten sollten, ehe sie bestimmte Bitten aussprachen. Dann nahmen sie ein Blatt Papier — sie waren zu vertraut mit dem Lande ihrer Wahl und Liebe, um eine Karte nötig zu haben — und gingen Provinz für Provinz über das ganze weite Feld, das große, weitreichende Land, welches auf allen Seiten um sie herumlag.

Station für Station wurden alle Missionsarbeiter genannt — eine kleine Schar fern ab in Kan-szu'; eine Gruppe von drei einsamen Lastträgern in Schen-szi und einer Mutter stilles Grab; eine Station für Szi-tschhuen; eine in Kwei-tschou; und ein einsamer Vorposten zu Ta-li Fu in Jün-nan. Westlich von ihnen war das alles: fünf Stationen in fünf Provinzen, die sich von den Grenzen der Mongolei bis zu den Bergen Barmas und Tibets erstrecken, ein Gebiet, das viel größer ist als England, Irland, Schottland, Frankreich und Italien, mit einer Bevölkerung von mindestens neununddreißig Millionen.

Nördlich und südlich von ihnen lagen andere ungeheure Gebiete: nach der großen Mauer zu zwei Provinzen, die größer sind als die Staaten New-York, Pennsylvanien und West-Virginien zusammengenommen, mit einer Bevölkerung von vierundzwanzig Millionen und nur drei kleinen Stationen: südwärts gegen den Busen von Tong-king zwei weitere, so ausgedehnt wie Illinois, Indiana, Kentucky und halb Ohio mit einer Bevölkerung von zwanzig Millionen

Heiden und unter ihnen nur ein Evangelist ohne einen bestimmten Wohnplatz. Östlich von ihnen waren zwei weitere binnenländische Provinzen mehr als doppelt so groß als Neu-Seeland und Wales mit vierundzwanzig Millionen Einwohnern und nur drei Stationen, wo protestantische Missionare an der Arbeit standen. Und noch weiter östlich bedurften die Küsten-Provinzen, die noch am besten daran waren, aber stellenweis dunkel und ohne Evangelium, auch dringend der Arbeiter.

So gingen diese Männer und Frauen, die da warteten, um von Gott zu erfahren, was sie im Glauben erbitten sollten, eine Provinz nach der andern durch und bei ihrem Reden und Überlegen wurden ihre Herzen beschwert von der ungeheuren, überwältigenden Not.

Eine Station nach der andern wurde genannt und die Verstärkungen, welche für eine jede absolut erforderlich waren, wenn die ältere Arbeit aufrecht erhalten und ein Fortschritt ermöglicht werden sollten, wurden angemerkt. Die Liste wurde lang . . .

Was für eine Summe! Achtundzwanzig Frauen und zweiundvierzig Männer waren nötig, siebzig im ganzen. . . Und doch durften sie um weniger bitten, aus Furcht, daß Gott nicht so viele geben könnte oder wollte?

Es war Gottes Plan, der vor ihnen lag. So beschlossen sie, täglich in einmütigem Gebete mit Gott zu ringen um zweiundvierzig Männer und achtundzwanzig Frauen für die China-Inland-Mission und um große Verstärkungen für die anderen evangelischen Missionsgesellschaften."

Wir müssen ehrlich gestehen, daß diese Art Berechnung, die mit so großer Zuversichtlichkeit für Gottes Plan erklärt wird, uns doch als sehr menschlich erscheint und noch dazu als sehr künstlich. Natürlich hätte man es finden können, wenn sich erst an den einzelnen Missionsplätzen das Bedürfnis um Verstärkung dringend fühlbar gemacht hätte, wenn die Summierung der von den verschiedenen Seiten verlangten Verstärkungen einer Versammlung, wie der zu Wu-tschhang wie eine Last sich auf die Herzen gelegt hätte und daß sie dann zu einem heldenmütigen Entschluß des gläubigen Gebetes sich aufgerafft hätten. Aber erst zu finden, daß man die Pflicht hätte, um Verstärkungen zu beten, dann mühsam nach der Zahl zu suchen, das will mir als ein göttlicher Plan nicht einleuchten. Es macht überhaupt den Eindruck, als wäre es, ähnlich wie in Taylors Jugend, in erster Linie auf selbstauferlegte Glaubensproben abgesehen, und als würde deshalb das Außerordentliche, dem Schlichten, Einfachen vorgezogen.

Es scheint einem oft fast, als sei die Missionsarbeit in China nur ein großartiges Mittel, um die Christenheit zur Glaubensbethätigung und zur Arbeit anzuregen. Und das ist doch eine ungesunde Umkehrung des rechten Verhältnisses, wenn wir auch gewiß die Wahrheitsmomente nicht verkennen, die in jener Auffassung liegen.

Es ist zu hoffen, daß wir in Zukunft nicht von neuen, großartigen Plänen, aber desto mehr von dem Segen treuer, stiller Geduldsarbeit zu hören bekommen. Diejenigen, welche sich zur Hingabe ihrer Person oder ihrer Geldmittel behufs Ausführung der verschiedenen „Pläne" haben begeistern lassen, werden die Probe zur Bethätigung ihres Glaubens und ihrer Liebe in geduldiger Treue nicht geringer finden, als im thatkräftigen Fortschritt. Gott gebe solche Treue in reichem Maße!

Oder verstößt dieser Wunsch überhaupt schon gegen die Grundsätze der China-Inland-Mission? Wir wollen es nicht gerne glauben, doch kann es einem manchmal wohl so scheinen. Neu nach China herauskommende China-Inland-Missionskandidaten sprachen manchmal davon, daß ihre Pflicht nur sei, das Evangelium zu einem Zeugnis zu predigen und daß der Erfolg nicht ihre Sache sei, in einer Weise, daß es hätte lieblos klingen können, als wenn es sie gar nicht interessiere, ob das Zeugnis auch angenommen werde oder nicht.

Da man im Verkehr mit diesen einfachen Leuten an theologische Erörterungen überhaupt nicht dachte und ihnen doch sonst ihre innige Frömmigkeit und ihr warmes Missionsherz anmerkte, so fiel es mir damals noch nicht auf, daß jenen Worten eine mit Theorien Taylors zusammenhängende besondere Auffassung vom Zeugnis zu Grunde läge. Erst als ich auf der Konferenz in Schang-hai (1890) Taylor sein wunderbares Exempel vortragen hörte, wie in drei Jahren jeder Seele in China das Zeugnis gebracht werden könnte, da wurde ich an so manches Gespräch wieder erinnert und stellte mir verschiedene der gehörten Aussprüche im Geiste zusammen. Wenn ich da einige junge Missionarinnen sah, die dem Schnitt nach zwar chinesisch gekleidet waren, durch bunten Besatz aber und durch die auf ihre Brust gestickten großen roten Zeichen: „Jesus rettet dich!" an die Tracht der Heilsarmee erinnerten, dann wollte es mir scheinen, als bildeten sie sich ein, jeder, der auch nur diese kurze geschriebene Botschaft zu lesen imstande sei, habe nun ein Zeugnis von Jesu empfangen, infolge dessen er sich entscheiden könne.

Bei Taylor selbst findet man mit seiner lauteren Frömmigkeit gepaart manchmal ein so hohes Maß von gesundem Menschenverstand, daß man überrascht und erquickt ist, manchmal aber ein so wunderliches, einseitiges Theoretisieren, angeblich auf Grund der beim Worte genommenen heiligen Schrift, daß man sich beängstigt fühlt und alle christliche Nüchternheit vermißt.

Die Vorgeschichte des Aufrufes, der von der Missionars-Konferenz zu Schang-hai erlassen wurde, ist folgende (nach Guinneß a. a. O.): Anfang Oktober 1889 suchte Hudson Taylor in Hastings ein wenig Erholung von seinen beständigen erschöpfenden Arbeiten. Über die Nöte Chinas nachsinnend und betend fiel es ihm von neuem auf, daß des Meisters ausdrückliches Gebot lautet: „Prediget das Evangelium aller Kreatur!" „Wenn er es nicht gemeint hätte, würde er es nicht gesagt haben. Da er es aber sagte und meinte, so sind wir verpflichtet, wörtlich zu gehorchen."

In einer Schrift „Aller Kreatur" schrieb er:

„Wenn die Regierung Englands beschlösse, ein fernes Land zu erobern, so würde sie es für ein Geringes halten, irgendwo auf dem Erdkreise 10000 Soldaten zu landen. Und die Kirche Gottes könnte leicht innerhalb der nächsten fünf Jahre jedem Einzelnen von Chinas Millionen das Evangelium zum Zeugnis predigen.

Es kostete keine große Mühe, in Amerika die Unterschriften von über dreitausend zusammenzubringen, die sich dadurch verpflichteten, falls Gott ihnen den Weg eröffnete, sich dem Missionars-Beruf zu widmen. Wenn die Be-

geisterung und fromme Hingabe nicht nur einzelner Personen, sondern aller unserer Kirchen wachgerufen würde, dann könnten leicht auf jeder Seite des Atlantischen Oceans mehr als jene Zahl tüchtiger Arbeiter für China allein gefunden werden. Aber solche Zahlen sind nicht erforderlich, damit jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in jenem Lande wenigstens einmal das Evangelium zu hören bekommt.

Wenn außer den Arbeitern, die jetzt auf dem Missionsfelde stehen, tausend männliche und weibliche Evangelisten mit ganzem Herzen sich diesem besonderen Werke widmeten, dann könnten sie die ganze Zahl von Chinas Millionen vor dem Ende des Jahres 1895 erreichen, wenn man ihnen zwei Jahre Zeit gäbe zur Vorbereitung und Erlernung der Sprache.

Wenn man die Bevölkerung Chinas, wie wir es thun, auf 250 Millionen schätzt, werden ungefähr fünfzig Millionen Familien da sein. Wenn tausend Tage lang jeden Tag fünfzig Familien oder einhundertundfünfzig Erwachsene, die vorher unerreicht waren, von jedem der tausend Evangelisten beeinflußt würden, dann könnte jede Familie binnen drei Jahren das Evangelium hören und es könnten den Arbeitern noch zwei oder drei Sonntage in jedem Monat Ruhe verstattet werden.[1])

„Wendet man ein, daß unerwartete Hinderungen eintreten würden, so muß man bedenken, daß diese Berechnung die große Zahl der Missionare, welche schon in China sind und die eingebornen Christen, deren Hilfe unschätzbar sein würde, nicht in Anschlag bringt. Wird man ein Unternehmen, welches tausend Männer und Frauen in drei Jahren stetiger Arbeit nach zweijähriger Vorbereitung ausführen könnten, für ein Hirngespinst halten, das die Kräfte der Kirche Christi übersteigt?"

Was für ein Missionsbetrieb wird in diesem Plane vorausgesetzt?

Hören wir, welche Lehren u. a. aus einem großen Aufruhr in Jang-tschau gezogen wurden, bei dem eine Missionsstation zerstört, mehrere Missionare, darunter auch Herr und Frau Taylor mehr oder weniger schwer verwundet, dem Missionar Reid eine Auge ausgeschlagen wurde und bei dem es wie ein Wunder war, daß niemand zu Tode gekommen ist. Es war das im August 1868. Taylor schreibt:

„Wir sind jetzt dankbar, diese Erfahrung gehabt zu haben und obwohl sie mit großen Kosten gewonnen ist, so fühlen wir doch, daß ihr Wert noch viel größer gewesen ist. Wir können jedoch nur bedauern, daß dies Lehrgeld nötig gewesen ist, denn wir erkennen klar, daß ein volleres Studium der Schrift und ein genaueres Befolgen der Lehren unsers Herrn und des apostolischen Beispiels uns dieselbe erspart haben würde. Es giebt im Worte Gottes kein Gebot, Missionsstationen zu errichten und auch kein Beispiel. Das Gebot ist, zu evangelisieren, in die ganze Welt zu gehen und aller Kreatur das Evangelium zu predigen. Die im Neuen

[1]) Es ist wahrhaft rührend, daß bei diesem Rechenexempel doch auch an etliche Sonntagsruhe gedacht wird.

Testament berichteten Beispiele der von den ersten Missionaren befolgten Methoden könnten uns von Anfang an dazu geführt haben, der Reisepredigt eine größere Wichtigkeit beizulegen, als wir es thaten. Es muß zugegeben werden, daß Stationen bis zu einem gewissen Maße nötig werden. Die Reisethätigkeit der Kirche kann ohne dieselben nicht lange fortgesetzt werden. Aber es ist sicherlich ein schwerer Irrtum, die Ansiedelung zu unserm ersten Ziel zu machen, statt sie nur als ein Hilfsmittel in streng untergeordneter Stellung zu halten."

Sympathischer berührt die folgende Verteidigung der Reisepredigt, die maßvoller gehalten ist:

„Viele auf allen Missionsgebieten sind zu Christo geführt, dadurch daß sie das Evangelium zum erstenmal predigen hörten und aus der Erfahrung unserer eigenen Arbeiter in China könnten nicht wenige Beispiele angeführt werden. Aber nicht nur durch unmittelbare Bekehrungen ist dies missionarische Reisen durch weitere Gebiete wichtig, sondern auch als Vorbereitungsarbeit.

Der Missionar, welcher häufig durch einen Bezirk gereist ist, wird von vielen mit freundlichen Gefühlen betrachtet. Seine gelegentliche Anwesenheit hat falsche Vorstellungen beseitigt und er hat sich mit einigen Leuten befreundet. Sein Charakter, der Zweck seines Kommens werden allmählich verstanden und die so gewonnene Hilfe wird ihm über manchen noch zurückbleibenden Widerstand hinweghelfen.

Aber auch noch in wichtigerer Weise ist solche Arbeit von Bedeutung, sie erspart in hohem Grade Zeit, Arbeit und Geld. Der Chinese ist ein langsam denkendes Wesen. Versucht euch einmal vorzustellen, wie schwierig es ihm ist, die allereinfachste Wahrheit von dem Dasein des Einen wahren Gottes zu verstehen. Aber ohne diese Erkenntnis hat ein Mensch keinen rechten Begriff von der Sünde als der Übertretung von Gottes Gesetz. Und ohne die Kenntnis eines Wesens, das die Sünde vergeben kann, ist das Anbieten eines Heilandes nutzlos. Der Buddhist kann eine Art von Wiedergutmachen der Sünde verstehen,. aber von einer Versöhnung kann er sich keinen Begriff machen.

Während überall einige sich finden werden, die vom heiligen Geist vorbereitet sind, das Evangelium beim ersten Angebot anzunehmen, wird die große Masse des Volks nur einen sehr allgemeinen Begriff bekommen von den Wahrheiten, die man ihnen darstellt. Aber selbst wenn es unmöglich sein sollte, schon bald wieder hinzukommen, dann wird doch dieser Eindruck nicht verloren oder nutzlos sein. Oberflächliche Arbeit geschieht oft in Eile, aber solide, bleibende Erfolge nehmen in China gewöhnlich Jahre in Anspruch. Der Anfänger, welcher so unerfahren ist, keine Befürchtungen für die Zukunft zu haben, mag vielleicht durch das, was er von scheinbar sehr schnellem Erfolge sieht, getäuscht werden. Aber erst wenn die Wahrheit Zeit gehabt hat, in Herz und Geist zu wachsen und sich zu vertiefen, erst dann werden die stillen, stetigen Christen, welche die Stärke der Kirche werden, gewonnen. Und während die Wahrheit so langsam durchdringt, halte ich es für keinen Zeitverlust, weiter zu gehen und den Prozeß an andern Orten in Gang zu bringen. Ich möchte wohl von dieser Art Reisethätigkeit auf die Dauer eine viel größere Ernte erwarten, als von Bemühungen, die sich nur auf eine kleine Ecke des Feldes erstrecken.

Laßt uns bedenken, daß das ganze Werk Gottes Werk ist. Jeder Mitarbeiter thut nur einen kleinen Teil der Arbeit; aber er ist nicht vereinzelt. Wenn der Herr Paulus sendet zum Pflanzen, dann wird er auch Apollos senden, zum Begießen."

Das sind nüchterne Worte, die man sich gefallen lassen kann. Vollends aber in Widerspruch mit den verkehrten aus dem Aufruhr in Jang-tschou gezogenen Lehren scheint mir folgendes zu sein, was Miß Guinneß a. a. O. sagte:

„Die Leiter der China-Inland-Mission haben niemandem nachgestanden in ihrer hohen Wertschätzung der Wichtigkeit örtlich beschränkter missionarischer und pastoraler Bemühungen. Sie haben solche Weise nicht gegen die weitverbreitete Evangelisation herabsetzen wollen, sondern, was sie zu betonen gehabt haben, war die Notwendigkeit beider."

So schreibt auch Taylor über diese beiden Arten zu missionieren: „Man könnte ebenso gut fragen, was wichtiger sei, Land oder Wasser, Berge oder Ebenen, das Tierreich oder das Pflanzenreich. Alle existieren, alle sind nötig. Eins macht das andere nicht überflüssig, sondern ist seine notwendige Ergänzung."

Von solcher lokaler Arbeit, bei der doch auch Schulen nicht fehlen, werden später schöne Beispiele anzuführen sein. Es scheint da einige glückliche Inkonsequenz in den Grundsätzen zu sein, die Praxis auch wohl zum Teil besser, als die Theorie.

d) Die Gründung.

Sobald die Grundsätze der neuen Mission festgestellt waren, begab sich Taylor auf Reisen und wußte in großen Versammlungen zu Perth in Schottland, zu Liverpool, zu Dublin, Limerick, Cork und Belfast in Irland und endlich auf der Mildmay-Konferenz in London ein großes Interesse für die Mission in China wach zu rufen. Den Anknüpfungspunkt, sich den Veranstaltern der von mindestens zweitausend ernsten Christen besuchten Jahreskonferenz in Perth vorzustellen, hatte seine gemeinsame Arbeit in China mit dem schottischen Missionar William Burns gebildet. Seine Bitte, von der Mission in China reden zu dürfen, war erst entschieden zurückgewiesen worden mit den Worten: „Aber, mein lieber Herr, das ist ganz unmöglich! Sie befinden sich sicher im Irrtume. Dies sind Erbauungsversammlungen." Aber es war ihm gelungen, sie zu überzeugen, daß der Gehorsam gegen den letzten Befehl Christi nicht außerhalb der Grenzen der Erbauung liege und hatte die Erlaubnis erhalten, zwanzig Minuten zu reden. Er erzählte folgendes Erlebnis aus China:

„Auf einer Bootsreise in der Nähe der Stadt Szung-kiang Fu hatte ich einmal einen Mitreisenden, der viel in der Welt herumgekommen und sogar in England gewesen war, wo man ihm den Namen Peter gegeben hatte. Er

hatte etwas vom Christentum gehört, aber seine seligmachende Kraft noch nicht erfahren. Als ich mit ihm über sein Seelenheil sprach, hörte er aufmerksam zu und wurde bis zu Thränen gerührt. Am folgenden Tage freute ich mich, als er sagte, er wolle mich an Land begleiten und hören, was ich noch von der Christenlehre zu sagen hätte. Aber während ich in der Kabine war, um meine Traktate für die Landung zurecht zu legen, wurde ich durch einen Fall ins Wasser und einen lauten Schrei erschreckt. Ich sprang aufs Verdeck. Peter war fort! Hilflos schauten alle Mitreisenden nach der Stelle, wo er verschwunden war. Da ich in der Nähe einige Fischer mit einem Zugnetz beschäftigt sah, rief ich ihnen zu: „Kommt, zieht mit eurem Netze über diese Stelle, aber sofort, ein Mensch ist am Ertrinken!"

„We' bin" (es paßt uns jetzt nicht) war die gefühllose Antwort.

„Ob es euch paßt, oder nicht," rief ich, „ich sage euch, ein Mann ist am Ertrinken!"

„Wir sind eifrig am Fischen," antworteten sie, „und können nicht kommen."

„Laßt doch euer Fischen," drang ich in sie, „ich will euch mehr Geld geben, als ihr in vielen Tagen durch Fischen verdienen könnt; nur kommt sofort!"

„Wie viel Geld willst du uns geben?"

„Wir haben jetzt keine Zeit, darüber zu reden, kommt oder es wird zu spät sein. Ich will euch fünf Dollar geben."

„Das ist zu wenig," sagten die Leute, „gieb uns zwanzig Dollar, dann wollen wir das Netz ziehen."

„So viel habe ich nicht," rief ich in Verzweiflung, „kommt schnell, dann sollt ihr alles haben, was ich habe."

„Wie viel ist das wohl?"

„Etwa vierzehn Dollar."

„Als das Netz endlich über die Stelle gezogen wurde, war es zu spät, sie brachten nur den toten Körper wieder zum Vorschein; und sie waren noch höchst unzufrieden, daß sie ihr Geld nicht eher bekamen, als bis Wiederbelebungsversuche angestellt waren, die leider erfolglos blieben."

Als Taylor in Perth diese Geschichte erzählte, war die große Versammlung merklich empört über die Gefühllosigkeit der chinesischen Schiffer; aber mit dem Donnerworte: „Du bist der Mann!" stellte er ihnen das Unrecht vor, die Millionen von Seelen in China verloren gehen zu lassen.

Während die oben genannten Versammlungen abgehalten wurden, meldeten sich nach und nach über vierzig zum Missionsdienst, von denen sechzehn eingeladen wurden, nach London zu kommen und mit Herrn und Frau Taylor in dem (mehrmals zu klein werdenden und daher wechselnden) Missionshause zu wohnen, damit diese sie kennen lernten und damit sie auch mit den Grundsätzen der Mission gründlich vertraut würden.

Am Anfang des Jahres 1866 wurde unter dem Titel: „Gelegentliche Blätter" die erste Nummer eines Missionsblattes ausgegeben, in welcher Taylor u. a. schrieb:

„Da der Herr in Gnaden die Hindernisse beseitigt hat, welche bisher meine Frau und mich gehindert haben, mit unsern lieben Kindern nach China

zurückzukehren, so sind wir jetzt bereit, am 15. Mai, oder so bald nach dieser Zeit, als ein passendes Schiff gefunden werden kann, England zu verlassen. Eine Gesellschaft von zehn Brüdern und Schwestern wird uns begleiten, wenn der Herr die Mittel darreicht, da sie fest glauben, daß sie zu dem Werke berufen sind. Wir haben allen Grund, zu hoffen, daß sie fröhlich und mit Erfolg in China arbeiten werden. Um die Ausgaben für Ausrüstung und Überfahrt einer so großen Gesellschaft zu decken, ist eine Summe von 1500 oder 2000 Pfund Sterling nötig, je nach der Zahl derer, die gehen werden."

Da sich der Druck durch Zeichnen und Schneiden des Titelbildes verzögerte, so waren bei der Ausgabe des Blattes schon 1974 Pfd. Strl. vorhanden, so daß noch eine Bemerkung hinzugefügt werden konnte, die dieses mitteilte.

Es war schließlich eine Gesellschaft von zweiundzwanzig Personen, Taylors Familie einbegriffen, zur Abreise bereit. In damaliger Zeit hatten nicht viele Schiffe Platz für so viele Passagiere. An demselben Morgen aber, wo Herrn Taylor die oben erwähnte Gabe des Herrn Puget von 500 Pfd. Strl. überreicht wurde, boten ihm die Agenten des Schiffes „Lammermuir", den ganzen Passagierraum desselben an und so hinderte nichts mehr die Abreise.

Es wurde nun der Mission der Name China-Inland-Mission beigelegt, weil, wenn auch Ning-po und Umgebung zum Ausgangspunkt diente und jetzt stärker besetzt werden sollte, doch das Hauptaugenmerk auf die Inland-Provinzen gerichtet war. Taylor sollte der Direktor in China, sein Freund Berger der Missionsdirektor in London sein.

Am 26. Mai 1866 segelte die „Lammermuir-Gesellschaft" ab und damit war die Gründung der China-Inland-Mission zum Abschluß gekommen. Ihre Arbeit wird in einem weiteren Artikel behandelt werden.

Die evangelischen, besonders deutschen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Eine Übersicht von Pfarrer Richter in Rheinsberg (Mark).

III. Deutsch-Ostafrika.

Wir kommen zu unserer bedeutendsten Kolonie Deutsch-Ostafrika. Mit einem Flächenraum von 995 000 qkm erstreckt sie sich von der Küste des Indischen Oceans bis zu den großen Seen Central-Afrikas, dem Nyaßa, Tanganyika und Victoria-Nyanza. An der Küste entschieden ungesund, erhebt sie sich, terrassenförmig nach Westen zu ansteigend, zu immer höheren und gesunderen Hochebenen. Kühne Hochgebirge wie das

wildromantische Usambara-Bergland, gewaltige Bergriesen wie der Kilimandscharo und die Mondgebirge (Mfumbiro an den Quellen des Kagera) geben dem Landschaftsbilde Abwechselung. Der ganze Osten, Süden und Westen dieses Gebietes wird von zahllosen, größeren und kleineren Bantu-Stämmen bewohnt, deren keiner fähig gewesen ist, ein festeres Staatswesen zu begründen. Der Nordosten der Kolonie ist das Raub- und Jagdgebiet der wilden Massai-Horden, deren Stammlande auf englischem Boden liegen.

Die koloniale Bedeutung und die Aufgabe dieser Kolonie für unser Vaterland liegen zunächst in der Stellung zum Arabertum. Bekanntlich hatten die Araber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Mombas ward 1745 definitiv besetzt) den schwachen Portugiesen die Herrschaft an der Ostküste Afrikas entrissen. Stammesfehden zwischen den eifersüchtigen Dynasten-Geschlechtern von Mombas und Maskat hemmten ein Jahrhundert lang die Fortschritte der Araber. Aber seit 1840 Sansibar zum Mittelpunkt der arabischen Macht geworden war, ergoß sich eine arabische Sturmflut über das Innere Afrikas. Die Bantuvölker haben die merkwürdige Gelassenheit, sich leicht arabischen Usurpatoren zu fügen, oder die Bantuhäuptlinge nehmen selbst das Arabertum und den Islam an. So finden wir in ganz Ostafrika bis über das Seengebiet hinaus arabische oder arabisierte Häuptlingsfamilien, jede zugleich ein Stützpunkt der arabischen Herrschaft und des Islam. Große Karawanenstraßen durchzogen das Land, feste arabische Burgen wie Tabora und Udschidschi waren ihre Knotenpunkte. Nachdem die Araber bei Nyangwe auch den Kongo erreicht, breiteten sie sich schnell an den Ufern desselben aus. Es war Gefahr in Verzug, daß die Araber im ganzen östlichen Afrika eine feste Herrschaft begründeten. Das war ein Fluch für die Schwarzen, weil die Araber in rücksichtslosester Weise Sklavenhandel und Sklavenraub betrieben; ihre Herrschaften waren Raubstaaten schlimmster Sorte.

Gerade in diesen Prozeß der Arabisierung hinein fielen die großen Entdeckungsreisen Livingstones, Spekes, Stanleys u. s. w. Sie richteten die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf Ostafrika und erregten besonders durch Livingstones ergreifende Schilderungen das tiefste Mitleid mit den geknechteten Bantu und gerechten Zorn über die maßlosen Grausamkeiten der Araber. Die koloniale Ära folgte, die christlichen Mächte verteilten Afrika unter sich. Uns fiel gerade das Gebiet zu, in welchen die Wurzeln der Kraft des Arabertums liegen. Deshalb hat unsere Kolonie speziell die Aufgabe, mit dem Arabertum sich auseinander zu

setzen. Das Arabertum ist aber zugleich politische und religiöse Macht. Die arabische Eroberung ist überall mit der Ausbreitung des Islam handinhand gegangen. Deswegen ist es nirgends nötiger als gerade hier, daß auch die Begründung der deutschen Herrschaft mit der Ausbreitung des Christentums sich verbinde. Ein mohammedanisches Deutsch-Ostafrika würde ein zweifelhafter Kolonialbesitz sein. Die Segnungen des Christentums müssen die Unterworfenen mit der deutschen Herrschaft aussöhnen und das Arabertum definitiv aus dem Felde schlagen. Man kann leider nicht sagen, daß die evangelische Mission schon der Größe dieser Aufgabe angemessen in Deutsch-Ostafrika vertreten wäre. Aber es finden sich doch hoffnungsvolle Anfänge.

a) Die erste deutsche Missionsgesellschaft in Ostafrika, „Die deutsch-ostafrikanische M.-G.“ hat schweres Lehrgeld zahlen müssen. In der Sturm- und Drangzeit der kolonialen Begeisterung gegründet (1886), ohne missionserfahrene Leitung an der Spitze, ging sie unter noch sehr unklaren Verhältnissen draußen an die Arbeit und vermischte von Anfang an die Aufgabe der Krankenpflege an den Deutschen der Kolonie mit der eigentlichen Missionsarbeit. Die erfahrenen Missionsleute in der Heimat erhoben kräftigen Widerspruch,[1]) leider vergeblich. Auch der verständige Versuch, die neue Gesellschaft mit der erfahrenen alten Berliner I Missionsgesellschaft zu verschmelzen, scheiterte an der Zähigkeit, mit der an dem Krankenhause festgehalten wurde.[2]) Inzwischen kam durch den deutsch-englischen Vertrag vom 18. Juni 1890 Sansibar unter englische Oberhoheit, das dort gegründete Krankenhaus mußte deshalb nach Dar-es-Salaam verlegt werden. Die Verhältnisse in der Kolonie konsolidierten sich. Außerdem trat in der Heimat Pastor v. Bodelschwingh in den Missionsvorstand ein. Seitdem scheint die Missionsarbeit der Gesellschaft in ein hoffnungsreicheres Wachstum eingetreten zu sein. Das von ihr in Dar-es-Salaam unterhaltene Krankenhaus wird überflüssig, weil das Gouvernement selbst ein solches zu gründen beabsichtigt. Die an den Weißen ebendort geübte evangelische Seelsorge wird der Ober-Kirchenrat übernehmen. So werden alle Kräfte der Gesellschaft für die direkte Missionsarbeit frei; und diese ist seitdem frisch und kräftig in die Hand genommen.[3])

In Dar-es-Salaam hat Missionar Greiner auf dem wunderschön am Hafeneingang unter Kokospalmen gelegenen Immanuelskap seit 1887 ein

[1]) D. Warneck in der Allg. Miss.-Ztschr. 1886, 226.

[2]) D. Wangemann, Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen. Berl. Miss.-Ber. 1892 Heft 1 und 2.

[3]) v. Gölln, Bilder aus Ostafrika. Nachrichten aus der deutsch-ostafrikanischen Mission.

schönes, großes Missionshaus mit beträchtlichem Kostenaufwande gebaut. Dasselbe ist leider bisher für direkte Missionsarbeit wenig in Betracht gekommen. Zuerst lag dem Missionar hier die Aufgabe ob, die ihm von den Kriegsschiffen übergebenen befreiten Sklaven zu erziehen. Dann wurde hierher das Hospital verlegt, und alle Kräfte von der in diesem tropischen Klima doppelt angreifenden Krankenpflege in Anspruch genommen. Obendrein kam noch dazu die recht schwierige geistliche Versorgung der etwa 100 evangelischen Deutschen, welche gerade hier der Zucht des Wortes Gottes so dringend bedurften. Hoffentlich kommt nun bald die wirkliche Missionsarbeit an den Eingeborenen in Gang; denn Dar-es-Salaam ist die Hauptstadt unserer Kolonie, und der Geist, der hier herrscht, die Einflüsse, die hier wirksam werden, haben einen weiten Wirkungskreis. Besonders ist das von Wichtigkeit für die Landschaft Usaramo, wohin sich von hier aus die Mission ausgedehnt hat. Dort ist 1892 die Station Kisserawe oder Hoffnungshöhe angelegt. Sie liegt nur 290 m hoch in sanftwelligem Hügellande, nicht weit von der katholischen Station Pugu. Die Bevölkerung der Gegend kommt den Missionaren mit Vertrauen entgegen. Diese Station ist zur Heimstätte für alle der Mission übergebenen, befreiten Sklaven bestimmt, von denen bis jetzt 15 haben getauft werden können. Von hier soll die Mission noch zwei Tagereisen weiter südwestlich nach dem auf einem reichbebauten und dichtbevölkerten Hochlande gelegenen Maneromango vorgeschoben werden. Die neue Station wird voraussichtlich noch in diesem Jahre (1894) erbaut werden. — Einen zweiten Stützpunkt an der Küste hat die Mission in dem nördlichen Hafen Tanga; allerdings ist die Stadt selbst vorwiegend mohammedanisch, deshalb ist dort voraussichtlich auf lange Zeit nicht auf erhebliche Erfolge zu rechnen. Aber bei der Wadigo-Bevölkerung der umwohnenden Dörfer, besonders in Zoari, findet die Predigt ein geneigtes Ohr. Das stattliche Missionshaus liegt inmitten einer üppig gedeihenden Anlage unmittelbar am Hafen. Die Station ist von Wichtigkeit als Ausgangspunkt der Straße nach dem Usambara-Bergland; sie wird noch wichtiger werden, wenn erst die projektierte Bahn durch Usambara nach dem Kilimandscharo gebaut sein wird. — Von hier drangen die Missionare Johanssen und Wohlrab in das großartig schöne Bergland von Usambara vor und gründeten bei des Häuptlings Si Kiniassi Residenz Mlalo die Station Hohenfriedeberg. Die Missionare nehmen die Knaben, die freiwillig zu ihnen kommen, um unterrichtet zu werden, monatelang bei sich auf und widmen sich ihrer Unterweisung. Neben manchen Enttäuschungen haben sie doch auch schon die Freude gehabt, daß fünf dieser Knaben getauft werden konnten. Freilich ist der Widerstand der heidnischen Anverwandten sehr groß. Ungesucht hat sich den Missionaren ein hoffnungsreiches Arbeitsfeld unter den kleinen Hirtenvölkchen der Wapare und Wambugu geboten, unter denen sich ein merkwürdiges Verlangen nach der „Sache Jesu“ regt. — Fünf Stunden nordwestlich von Mlalo ist im Jahr 1893 die Station Bethel nahe bei den Dörfern Mtai und Mtili gegründet. Die Versuche, in der Hauptstadt von Usambara, Wuga, eine weitere Station anzulegen, sind bisher gescheitert. Das ganze Missionsgebiet ist von dem Missionsinspektor Winkelmann vom April bis Dezember 1893 inspiziert worden.

b) Die berufenste deutsche Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika war die alte Berliner I Gesellschaft. Sie konnte sich aber zum Eintritt in diese Arbeit zunächst noch nicht entschließen, einmal weil ihr die Verhältnisse in Afrika noch zu unklar erschienen, und dann weil sie gerade mit einem bedeutenden Defizit zu kämpfen hatte. Als im Jahre 1890 diese Hindernisse beseitigt waren, ging sie mit um so größerer Freudigkeit an die neue Unternehmung. Im Verein mit der Brüdergemeine beschloß sie nicht von der durch den Mohammedanismus verhärteten, zum Teil auch schon von andern Missionsgesellschaften besetzten Ostküste aus, sondern auf dem von den Schotten erforschten und eifrig benutzten Wasserweg Sambesi-Schire-Nyaßa vorzudringen. Der erfahrene Missionssuperintendent Merensky gründete an der Spitze einer Expedition von vier Missionaren, drei Handwerkerbrüdern und zwei Suluchristen aus Natal im Konde-Land am Nordende des Nyaßa die Stationen Wangemannshöh (1891) und Manow (1892). Da die Konde den Missionaren mit großem Vertrauen entgegenkamen und selbst störende Einflüsse, wie die Intriguen der Sendlinge des Mbaßi-Spukes und die furchtbare, Ostafrika im Jahr 1892 heimsuchende Rinderpest das Ansehen derselben nicht auf die Dauer erschütterten, konnte schon im Jahr 1893 mit der Gründung von zwei weiteren Stationen, Muakarere am Ostabhange des Kiejo-Berges und Ikombe auf einer sandigen Halbinsel im Nyaßa-See, vorgegangen werden. Die letztere soll einmal die Verbindung mit der durch Major v. Wißmann begründeten Station Langenburg auf der Nordostseite des Sees herstellen, und außerdem der Ausgangspunkt für die Mission unter den im Livingstone-Gebirge zerstreuten, verschüchterten Wakinga werden.[1])

c) Die Brüdergemeine wurde durch ein Legat von 800000 M., welches ihr im Jahre 1887 der Breslauer H. A. D. Cracau vermachte, und dessen Zinsen für Missionszwecke verwandt werden sollten, in den Stand gesetzt, eine neue Mission in den deutschen Schutzgebieten zu beginnen. Sie wählte dazu in brüderlicher Gemeinschaft mit den Berlinern den westlichen Teil des Konde-Landes. Dort gründeten ihre Sendboten im August 1891 die Station Rungwe im Gebiete des noch sehr jugendlichen Häuptlings Makapalile. Diese Station ist inzwischen ausgebaut, die Kondesprache erlernt und ein Anfang mit der Predigt des Wortes Gottes und dem Schulehalten gemacht. Vorübergehend wurde die Station

[1]) Merensky, Deutsche Arbeit am Nyaßa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Ein treffliches Buch, dessen Lektüre auch an dieser Stelle warm empfohlen wird. Vgl. auch die Berliner Miss.-Berichte und D. Kratzenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission. 3. Aufl. S. 414 ff.

durch die Raubscharen des Urori-Häuptlings Merere bedroht. Diese Gefahr führte zu Verhandlungen mit Merere, mit dem schon Merensky von Wangemannshöh aus Verbindungen angeknüpft hatte. Infolge derselben wird die zweite Station der Brüdermission in Utengula, Mereres Hauptstadt, angelegt werden. Eine dritte Station wird südlich oder südöstlich von Rungwe geplant.[1])

Die Freischotten, welche seit 1889 vorübergehend auf der Station Kararamuka im Konde-Lande gearbeitet hatten, gründeten im Jahre 1891 durch ihren Missionar Dr. Kerr-Croß eine neue Station im Wundali-Hochlande. Als dieselbe jedoch, kaum fertig gebaut, durch Feuer zerstört wurde, und es sich herausstellte, daß sie in der deutschen Interessensphäre lag, wurde sie 1892 auf britisches Gebiet nach Ngerenge verlegt.

d) Als im Jahre 1893 die Leipziger Missions-Gesellschaft die gleichfalls in der Aufregung der kolonialen Ära gegründete „Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika" mit sich vereinigte, wollte sie nicht nur deren im britischen Schutzgebiet gelegene Wakamba-Mission übernehmen, sondern zugleich in Deutsch-Ostafrika eine neue Mission begründen. Nun war im Jahre 1892 die englische Kirchen-Missionsgesellschaft durch die koloniale Eifersucht genötigt worden, ihre Station Moschi am Kilimandscharo aufzugeben (vgl. unten sub f). Hier beschlossen deshalb die Leipziger einzusetzen. Da am 25. Juli 1893 die Grenze des deutschen Schutzgebietes in dortiger Gegend definitiv festgestellt war, und am 12. August der Gouverneur v. Scheele den aufständigen Meli von Moschi besiegt und zur Unterwerfung gezwungen hatte, stand ihrer Niederlassung nichts im Wege. Sie wandten sich auf den Rat des wohlwollenden deutschen Stationschefs von Moschi nach dem Ländchen Madschame am südwestlichen Abhang des Kibo und wurden daselbst von dem Häuptling Shangali zuvorkommend aufgenommen. Auf dem herrlichen Platze Kwarango im Angesicht des schneebedeckten Bergriesen Kibo im Nordosten und des in die Wolken ragenden Meru-Berges im Westen wurde am 5. Oktober 1893 der Grund zu der ersten Leipziger Station im Dschagga-Lande gelegt.[2])

e) Neben den deutschen evangelischen Missionsgesellschaften arbeiten in dieser Kolonie drei englische; und zwar sind diese schon vor der deutschen Okkupation im Lande gewesen und eine derselben, die Universitäten-Mission,

[1]) Richard, Von Katunga bis Makapalile. Vgl. auch das Missionsblatt der Brüdergemeinde und Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 12. S. 20 ff.

[2]) Päsler, Tagebuch der Reise von Mombasa nach Madschame. Evang.-luth. Missionsblatt. Nach den neusten Nachrichten wird bereits eine zweite Station in der Landschaft Wamba östlich von Moschi angelegt.

hat trotz derselben ihre Arbeiten ausgedehnt, während die beiden andern sich damit begnügen, die einmal in der deutschen Interessensphäre bestehenden Stationen zu erhalten und im übrigen den Schwerpunkt ihrer Arbeit in das englische Gebiet zu legen.

Die Universitäten-Mission arbeitet schon seit 1867 von der Insel Sansibar aus auf dem Festlande, und hat hier zwei ihrer großen Missionsgebiete, das Bondeigebiet in Usambara im Norden und das Rovuma-Gebiet im Süden der Kolonie. Diese Mission ist streng hochkirchlichen Charakters und hat deshalb manches für uns Fremdartige. An der Spitze stehen seit 1892 zwei Bischöfe, der eine, für die in Deutsch-Ostafrika und auf der Insel Sansibar liegenden Missionsgebiete, der andere, für das Missionsfeld am Nyaßa. Leider ist der erstere, der treffliche, unermüdliche Smythies, am 7. Mai dieses Jahres vom Fieber hinweggerafft, und der zweite, Hornby, von seinem Posten bald zurückgetreten. Die hinausgehenden Missionare erhalten keine spezielle missionarische Vorbildung, sondern werden teils von den Universitäten, teils aus allerlei praktischen Lebensberufen direkt für den Missionsdienst angenommen. Sie erhalten kein Gehalt, sondern bilden auf jeder Station einen gemeinsamen von der Mission geleiteten Haushalt, und haben darüber hinaus nur ein bescheidenes Taschengeld von höchstens 400 M. für ihre besonderen Bedürfnisse, Kleider, Bücher und dgl. zu beanspruchen. Die wenigsten nur sind verheiratet. Dafür stehen ihnen auf den Hauptstationen Schwestern und weibliche Hilfskräfte zur Seite. Leider ist der Wechsel des Missionspersonals zu groß; immer nach drei Jahren ist eine fast ganz neue Generation von Arbeitern auf den Stationen. Darunter leidet die Kontinuität und die Solidität der Arbeit. Im übrigen bekommt man aus den monatlichen und jährlichen Berichten den Eindruck, daß viele begeisterte und tüchtige, zum Teil auch fein gebildete Missionare im Dienst dieser Mission stehen, und daß mit großer Umsicht und ausharrender Geduld gearbeitet wird. Wir können uns der Arbeit dieser englischen Brüder in unserer Kolonie nur freuen und wünschen, daß sich dieselbe besonders in Usambara und Useguha noch weiter ausdehne.

Die Hauptstation im Usambara-Distrikt ist Magila, wohl die stattlichste und am schönsten ausgebaute evangelische Station der Kolonie; mit ihrer großen Steinkirche, ihrer Kostschule für die begabteren Schulkinder des ganzen Gebietes, ihrem Krankenhause mit Arzt und Apotheke, ihren weithin über das Land verbreiteten Außenschulen ist sie in der That ein Glanz- und Quellpunkt evangelischen Lebens. Weitere Stationen sind Umba und Mkuzi, beide an der Grenze des von der Küste aus vordringenden mohammedanischen Einflusses, oft im Kampf mit demselben; ferner Misoswe am Fuße des abergläubisch verehrten Götterberges, Kologwe im Thale des Pangani, schon in der Landschaft Useguha, und seit 1893 Kwa Kibai. Die letzte Station ist dadurch interessant, daß hier ein Bondei-Jüngling vornehmer Geburt, Peter Limo, als Priester waltet. Es ist die Hauptaufgabe, welche sich die Universitäten-Mission stellt, Eingeborene möglichst zu Lehrern oder Geistlichen zu erziehen. Das theologische Kolleg und die damit verbundenen Schulen in Sansibar sind deshalb der Kernpunkt, die von Lehrern, welche ihre Ausbildung in Sansibar erhalten haben, geleiteten Landschulen der Nährboden dieser Mission. Außer dem erwähnten Peter Limo

sind bereits vier Schwarze, Cecil Madschaliwa, Tschala Salfey, Denys Seyiti und John Swedi, von dieser Mission ordiniert worden; alle vier waren ihr als befreite Sklaven übergeben worden. — Nicht so erfreulich hat sich der Rovuma-Distrikt entwickelt. Die gefährliche Nachbarschaft der Magwangwara einerseits, gegen welche sich die Häuptlinge nur durch Bündnisse mit den Feinden schützen können — die deutsche Autorität reicht hier noch nicht weit landeinwärts —, und der wieder auflebende Sklavenhandel, welcher vom Nyaßa aus allmonatlich seine Karawanen in die Gegend der südlichen deutschen Häfen sendet, haben hier die Entwicklung des Missionswerkes beeinträchtigt. Die alten Stationen Newala und Masasi weisen deshalb nur ein mäßiges Wachstum auf. Nur die von dem eingeborenen Priester Cecil Madschaliwa geleitete, von dem christlichen Häuptling Barnaba Nakaam regierte Station Tschitangali blüht erfreulich auf; da wird bald das ganze Dorf christlich sein. — Seit 1893 hat die Universitäten-Mission noch ein kleines Christendorf eine halbe Meile von Dar-es-Salaam; dort in Kichelwe haben sich nämlich mehrere christliche Familien von den befreiten Sklaven der Mbweni Schamba angebaut; Bischof Smythies hat den schwarzen Priester Denys Seyiti mit ihrer Pastorierung beauftragt.[1]) Der stationenreiche Nyaßadistrikt dieser Mission liegt nicht im deutschen Schutzgebiet.

f) Als die große englische Kirchenmissions-Gesellschaft im Jahre 1876 Uganda zu missionieren unternahm und sich zur Erreichung dieses weit entlegenen Zieles für die fast 200 Meilen weite, ungesunde Karawanenstraße durch Unjamwesi entschied, entschloß sie sich zugleich, auf dem Wege dahin Unterwegsstationen zu errichten. Dieselben sollten für die nach dem Innern vordringenden Karawanen Erholungsstätten und Stützpunkte sein. Die erste Gruppe dieser Etappenstationen umfaßt die drei Stationen Mpwapwa, Mamboia und Kisokwe. Mpwapwa (1876) liegt am westlichen Abhang der Usagara-Berge in einer dürren, dünn bevölkerten Gegend und schaut nach Westen über den ungeheuren, dürftigen Urwald der Marenga mkhali, der Usagara von Ugogo trennt. Die Station ist der wichtigste Knotenpunkt für alle nach dem Innern führenden Straßen, sie ist deshalb von den Anfängen der Uganda-Mission an stets besetzt gewesen. Predigtreisen in die weiten Gebiete Usagaras und Ugogos, Schulunterricht an einer neuerdings recht lerneifrigen Schuljugend und die Pflege der sich sammelnden, kleinen Gemeinde gaben den hier stationierten Missionaren reichliche Beschäftigung. Kisokwe (1883), eine Tagereise westlich, war zunächst als eine Art Filiale oder Vorwerk von Mpwapwa angelegt. Da für alle durchreisenden Europäer eine gesunde Verpflegung an solchem Ruhepunkte erste Bedingung, und dazu vor allem frisches Gemüse und Obst erforderlich ist, sollte Kisokwe eine Farm mit ausgedehnten Gemüse- und Obstgärten werden. Sie hat sich als solche bewährt,[2]) ist aber außerdem auch eine richtige Missionsstation mit Kirche, Schule und Gemeinde geworden. Mamboia (1880) verdankt ihre Entstehung dem Wunsche des Missionars Last, die dichte Wasagara- und Wakugura-Bevölkerung zwischen Mpwapwa und der Küste nicht zu über-

[1]) Allg. Miss.-Ztschr. 1892 S. 345, 411 und 452. Central Africa. Occasional Papers. Rowley, Twenty years in Central Africa. Heanley, Memoir of Bishop Steere.

[2]) Vgl. Junker, Reisen Bd. III, 696.

gehen. Seine Reisepredigt fand unter diesen Bergstämmen sehr freundliche Aufnahme. Die Station liegt hoch oben über dem Thale mit prachtvollem Ausblick in das großartige Bergland. Diese drei Stationen Mpwapwa, Mamboia und Kisokwe bilden die Usagara-Mission der Kirchenmissions-Gesellschaft.

Auf dem weiteren Vormarsch nach dem Innern wurden noch verschiedene Versuche mit Stationsgründungen gemacht; da es sich indessen nur um Unterwegsstationen handelte, wurden dieselben je nach dem augenblicklichen Bedürfnis verändert.[1]) Jetzt besteht nur noch eine von diesen Stationen in Nassa am Spekegolf. Die Wasukuma, welche die Südseite des Victoria-Nyanza bewohnen, sind besonders stumpfe Heiden; es ist deshalb auch in Nassa erst ein ganz kleines Gemeindlein gesammelt.

Vorübergehend hatte die Kirchenmissions-Gesellschaft noch eine weitere Station auf deutschem Gebiet im Dschagga-Lande am Fuße des gewaltigen Kilimandscharo. Sie hatte ein besonderes Anrecht darauf, hier einzutreten; denn ihre Missionare Krapf und Rebmann hatten dieses großartige Bergland entdeckt (1848 und 1849). Im Jahre 1885 stationierte Bischof Hannington einen Missionar in Moschi, Mandaras Hauptstadt. Der Anfang der Missionsarbeit war nicht gerade ermutigend, Mandara verbot die öffentliche Predigt und hielt die Kinder und Jünglinge vom Besuch der Schule zurück. Nur langsam gewann die Mission Boden, besonders seitdem der Missionsarzt Baxter in Moschi stationiert war. Eben im Februar 1892 konnte Bischof Tucker die Erstlinge taufen und konfirmieren, da fand die Mission ein plötzliches Ende. Sie fiel der kolonialen Eifersucht der Deutschen gegen die Engländer zum Opfer.[2]) Leider wird in den Kreisen der Kirchenmission der Gedanke erwogen,

---

[1]) Es ist von Interesse, die verschiedenen Stationsgründungen in diesem Gebiete sich zu vergegenwärtigen. Ujui ward 1879 durch Copplestone gegründet und wurde im September 1887 wieder aufgegeben. Um die dort lagernden Waren zu sichern, wurde bei Mtinginja (1887—1889) ein Missions-Warendepot angelegt. Kagehi wurde bereits 1877 ins Auge gefaßt, aber nie zur Station ausgebaut; vielmehr war die erste Station am Süduser des Sees Msalala (1883), sie wurde (1888) verlegt nach Usambiro, das war die Stätte, wo Alexander Mackay, Bischof Parker und Missionar Blackburn dem Fieber erlagen. Seit 1890 ist auch diese Station verlassen.

[2]) Im Februar 1891 war in Moschi die deutsche Flagge gehißt; im Herbst 1891 war Mandara gestorben, und die Deutschen hatten seinen Sohn Meli als Nachfolger anerkannt. Zwischen diesem und den deutschen Behörden wurde leider das Verhältnis bald so gespannt, daß der Ausbruch von Feindseligkeiten unvermeidlich schien. Da wurde der englische Missionar Steggall in Moschi verdächtigt, er habe die Moschi-Leute zum Widerstande gegen die deutschen Behörden aufgereizt und mit Gewehren und Munition versorgt. Das Komitee der C. M. S. und Bischof Tucker verbürgen sich dafür, daß das böswillige Verleumdungen sind, und die im Intell. 1893, 242 ff. veröffentlichten Briefe Steggalls lassen an seiner Loyalität keinen Zweifel aufkommen. Als nun in dem unglücklichen Kampfe vom Juni 1892 Lieutenant v. Bülow und Wolfram gefallen waren, forderte der Gouverneur v. Soden energisch die Aufhebung der Station Moschi und die Entfernung des Missionars Steggall; und die Missionsverwaltung mußte nachgeben. Glücklicherweise sind 1893 die Leipziger für sie eingetreten.

sich ganz aus dem deutschen Gebiet zurückzuziehen und sich auf das ausgedehnte englische Gebiet Ostafrikas zu beschränken. Da seither die viel nähere und gesundere Massai-Route nach Uganda erschlossen ist, liegt ein Bedürfnis nach Etappenstationen im deutschen Gebiet nicht mehr vor. Aber die deutschen Missionsfreunde würden nur mit Bedauern die solide und tüchtige Kirchen-Missionsgesellschaft scheiden sehen.

g) Die letzte evangelische Mission, die wir zu erwähnen haben, ist die Londoner Mission am Tanganyika. Von ihren Stationen liegt nur eine, Urambo, auf deutschem Boden. Dies ist die älteste Station der Londoner und die einzige, auf welcher einigermaßen regelmäßig Missionsarbeit betrieben worden ist. Getaufte sind aber auch hier noch nicht vorhanden.[1])

Es sind also z. Z. sieben evangelische Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika thätig, und dieselben unterhalten 22 Missionsstationen. Das ist freilich für ein so weit ausgedehntes und teilweise dicht bevölkertes Gebiet noch recht wenig, zumal die Mehrzahl der Missionsstationen noch in den Anfängen steht. Zu wünschen wäre, daß sich die sämtlichen in Deutsch-Ostafrika arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften die Hand reichten, um in brüderlicher Gemeinschaft und so weit als möglich nach denselben Grundsätzen ihre Missionsarbeit zu treiben.

Unsere Übersicht würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch kurz der katholischen Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika gedenken wollten. Bekanntlich haben die Katholiken gerade hier ihre Kräfte konzentriert, um in dieser wichtigsten Kolonie vor den Evangelischen einen Vorsprung zu gewinnen. Ihr Missionsprincip ist im wesentlichen auf allen Stationen dasselbe. Gekaufte Sklaven oder geschenkte Kinder, über welche die Mission volle Gewalt behält, bilden den Grundstock, sie werden in „Waisenhäusern" erzogen und zur Feldarbeit und zu Handwerken angeleitet. Wenn sie erwachsen sind, werden sie von der Mission verheiratet und erhalten ein kleines Besitztum zu Lehen, müssen jedoch in vollständiger Abhängigkeit von der Mission verharren. So werden um jede Station herum kleine Christendörfer angelegt. Neue Stationen werden gegründet, indem eine Anzahl christlicher Familien an den in Aussicht ge-

---

[1]) Bekanntlich läßt die Leitung der Londoner M.-G. viel zu wünschen übrig; das hat sich vielleicht nirgends bitterer gerächt, als in ihrer Tanganyika-Mission. Während die mit ihr ungefähr gleichzeitig und unter denselben Schwierigkeiten beginnenden englischen und schottischen Missionen bereits in das Stadium des Erfolgs eingetreten sind, hat die Londoner Mission noch kaum aufgehört zu experimentieren. Die 1878 auf Probe, 1879 definitiv besetzte Station Kigoma am Malagarasi-Flusse ist 1881 wieder aufgegeben. Die Station Mtowa oder Plymouth Rock, 1880 gegründet, wurde des Klimas wegen 1882 nach Butonga verlegt; von da mußte sie (1885) des inzwischen eingetroffenen Missionsschiffes Good News wegen an das Seeufer nach der Insel Kavala verlegt werden; dort ist sie 1889 ganz aufgegeben. Es bestehen jetzt außer Urambo nur noch die beiden Stationen Niumkurlo (oder Niamkolo) seit 1891 am Südende des Tanganyika und Fwambo seit 1887 auf der Tanganyika-Hochebene in der Nähe der Stevenson-Straße.

nommenen Platz verpflanzt werden, wo sie zugleich die erforderlichen Bauten zu errichten, die Stationsanlagen urbar zu machen haben, und den Grundstock der neuen Gemeinde bilden. Ob sich dieses System nach Aufhebung der Sklaverei in unserer Kolonie überhaupt wird durchführen lassen, oder ob die nur durch die stramme kirchliche Zucht zusammengehaltenen, übrigens keineswegs sehr zahlreichen Gemeinden auch in sich zusammenfallen werden, wie einst die Mustergemeinden in Paraguay, muß die Zukunft lehren.

Wir folgen in der Übersicht über die katholische Missionsthätigkeit dem Aufsatz von Hespers in Meineckes Kolonialem Jahrbuch 1894, S. 101 ff.: Darnach arbeiten in unserer Kolonie drei katholische Missionen:

a) Die „Weißen Väter" des Kardinals Lavigerie; sie haben jetzt auch in Deutschland ein eigenes Missionsseminar in Marienthal. Von ihren Stationen liegt die Mehrzahl auf deutschem Boden. Von dem apostolischen Vikariat Tanganyika gehören hierher die Stationen Karema[1]) und wahrscheinlich das 1893 neu gegründete Mambwe auf der Tanganyika-Hochebene.[2]) An letzterem Orte haben sich die Missionare niedergelassen, die bei Mponda am Südende des Nyaßa vergeblich versucht hatten, sich unter portugiesischem Schutze in das evangelische Missionsgebiet einzudrängen. Von dem apostolischen Vikariat Viktoria Nyansa liegen auf deutschem Boden die Station Bukumbi am Südende des Sees, die, wie es scheint, nur vorübergehend besetzte, jetzt der Antisklaverei-Gesellschaft vermietete Station Nyagesi unweit davon, und die Station Marienthal bei Bukoba, welche erst kürzlich (1892?) angelegt ist. In der apostolischen Präfektur Unjamjembe scheint es nur die beiden neu gegründeten Stationen Uschirombo (1892) und Msalala (1893) zu geben. Die „Weißen Väter" sind in Deutsch-Ostafrika keineswegs sehr ansehnlich vertreten; von ihren fünf oder sieben Stationen haben nur zwei, Karema und Bukumbi, bisher Bedeutung erlangt.[3])

b) Sehr viel stattlicher ist die Mission der Congregation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie, der „Schwarzen Väter", welche das apostolische Vikariat Nord-Sansibar umfaßt. Ihre Station ist das vielgerühmte Bagamoyo, eine katholische Muster- und Parade-Station; sie erzieht 166 Knaben und 168 Mädchen, hat wundervolle Anlagen und ausgedehnte Werkstätten; außerdem gehören dazu drei kleine Dörfer mit 107 christlichen Haushaltungen, ein kleines Krankenhaus und ein Hospital für 20 Aussätzige. Wie wenig eigentliche Missionsarbeit übrigens von Bagamoyo aus betrieben ist, wird recht drastisch beleuchtet durch die Thatsache, daß im Jahre 1893 der Hindu Sewa Hadji dieser Mission in der Stadt Bagamoyo ein Haus geschenkt hat, damit sie dort wenigstens eine Schule und eine Apotheke eröffne! Die übrigen Stationen, alle mit christlichen Ehepaaren aus Bagamoyo begründet, sind Mandera, Mhonda, Lalonga, Mrogoro und Tununguo in den Landschaften um Bagamoyo und Kilema am Fuße des Kilimandscharo. Zu jeder Station gehören zwei bis vier Christendörflein.

c) Die dritte katholische Mission ist die Benediktus-Missions-

[1]) Über diese siehe S. 337 ff.

[2]) Es ist zweifelhaft, ob die Station auf deutschem oder englischem Boden liegt.

[3]) Wichtiger ist ihr Missionsgebiet in Uganda.

Genossenschaft von St. Ottilien in Ober-Bayern. Ihre erste Station war Pugu in Usaramo. Als diese im Buschiri-Aufstande zerstört wurde, zogen sie sich nach Dar-es-Salaam zurück. Hier haben sie ein Schwesternhaus mit 80 Mädchen und ein Knabenhaus mit 50—60 Knaben. Eine Stunde von der Stadt liegt die Missionsschamba, auf welcher die Knaben und Mädchen landwirtschaftlich beschäftigt werden. Diese giebt auch den in dem nahe liegenden Christendörflein St. Andreas angesiedelten erwachsenen Gliedern der Mission Arbeit.

Im ganzen arbeiten also in Deutsch-Ostafrika drei katholische Missionen auf dreizehn bis fünfzehn Stationen, von denen nur drei älter als ein Jahrzehnt sind.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das Gouvernement in Tanga einen Anfang mit einer Schule gemacht hat; leider ist dieselbe wegen der gemischten arabischen, indischen und afrikanischen Bevölkerung der Stadt konfessionslos eingerichtet. Eine andere konfessionslose Schule unterhält der indische Millionär Sewa Hadji in Dar-es-Salaam.

Die zweite Bitte.

Materialien zur unterrichtlichen Behandlung.

Von Seminardirektor Dr. K. Heilmann.

Vorbemerkungen.

In seinem Buche „Die Mission in der Schule“[1]) hat D. Warneck aus verschiedenen Lehrgegenständen diejenigen Unterrichtsstoffe herausgehoben, mit welchen Belehrungen über die Heidenmission verbunden werden können. Zugleich hat er dazu dem Lehrer eine Fülle missionskundlicher Materialien zu freier Auswahl dargeboten. Daß die getroffene Auswahl eine vortreffliche ist, wird von niemand geleugnet werden. Bei keinem der angeführten Lehrabschnitte erhält man das Gefühl gewaltsamer Heranziehung des Missionsstoffes, nirgends herrscht ein Zwang, überall ist eine einheitliche, harmonische Verbindung ermöglicht.

Wenn es wahr ist, daß in allen unsern Schulgattungen die formalistische Seite des Unterrichts überwiegt, wird sich jeder Lehrer darüber freuen, daß ihm hier ein Unterrichtsstoff geboten wird, welcher nach seinem Bildungsgehalt geeignet erscheint, in ergänzender Weise die Gemütswelt der Schüler aufs fruchtbarste zu bereichern. Freilich wird man sich mit Rücksicht auf die zu Gebote stehende Zeit Stoffbeschränkung zur Pflicht machen müssen.

---

[1]) Sechste Aufl. Gütersloh 1893.

Was aber den Missionsunterricht in den Katechismusstunden anlangt, so wird man wenigstens an drei Stellen in ausführlicherer Weise etwas von der Mission einflechten müssen: bei dem dritten Artikel, der zweiten Bitte und im Konfirmandenunterrichte bei dem vierten Hauptstücke (Matth. 28, 19). Selbstverständlich können andere Katechismusstücke an deren Stelle abwechselnd treten, wie das ursprünglich wider den heidnischen Götzendienst gerichtete erste Gebot, oder das Katechismusstück: „In seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene.“ Es kommt dabei nur darauf an, daß alles nach einem bestimmten Plane geschieht, ein Unterschied gemacht wird zwischen festem, d. h. alljährlich mit demselben Inhalte wiederkehrenden Stoffe und flüssigen missionskundlichen Mitteilungen.

Lied: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.“

Die zweite Bitte lautet: Dein Reich komme.

Was ist das?

Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selber, aber wir bitten in diesem Gebete, daß es auch zu uns komme.

Wie geschieht das?

Wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist giebt, daß wir seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.

I. Das Reich Gottes.

Wiederholung dessen, was in früheren Katechismusstunden (II. und III. Artikel) über das Reich Gottes zusammengestellt worden ist:

A. Namen des Reiches. Johannes der Täufer tritt mit dem Rufe auf: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Der Herr Jesus predigt das Evangelium vom Reiche und beginnt die meisten seiner Gleichnisse mit den Worten: „Das Himmelreich ist gleich.“ Das Reich Gottes wird auch Himmelreich genannt, weil es vom Himmel stammt, mit himmlischen Gütern (Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiste) es zu thun hat und für den Himmel Bürger erziehen will.

B. Ordnung und Einrichtung des Reiches. Das Reich Gottes ist wie ein irdisches Königreich ein geordnetes Ganze.

a) Der Herrscher des Reiches. Der Herr Christus ist König des Reiches. „Du sagest es, ich bin ein König,“ antwortete er dem Pilatus, und den Seinen ruft er tröstend zu, daß er die Herrschaft in seinem Reiche ausübe: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Im Himmel herrscht er zur Rechten der Majestät in der Höh, Engel dienen ihm („Wäre mein Reich von dieser Welt“ 2c.); auf Erden werden ihm alle Völker anhangen; alle Könige werden ihn anbeten und alle Heiden ihm dienen. Jesus ist ein „König, dem kein König gleichet“.

b) Die Unterthanen des Reiches.

1. Aufnahmebedingungen. Wer Bürger des Reiches werden will, muß zuvor das Gebet des Zöllners zu seinem eignen gemacht haben: „Gott, sei mir Sünder gnädig." Das ist das ABC des Reiches Gottes. Wer nicht von neuem geboren wird, kann nicht in das Reich Gottes kommen. Buße (Sinnesänderung) und Glauben verlangt der Herr Jesus; „Thut Buße und glaubt an das Evangelium." Dies ist die Bedingung zum Eintritt in das Himmelreich.

2. Pflichten (gegen Gott und die Mitmenschen) und Rechte. Erfüllung des göttlichen Willens ist die höchste Aufgabe des Menschen. In der Bergpredigt spricht der Herr Jesus von der sittlichen Rechtbeschaffenheit der Reichsgenossen. (Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner (d. h. Gottes) Gerechtigkeit.) In Gesinnung, Wort und That soll man sich als wahren Jünger Jesu erweisen. Richtschnur alles Denkens und Handelns ist das Wort Gottes: Es wird nur geredet, was lieblich, was wohllautet, in welcher Sprache es sei, ob grönländisch oder deutsch, es wird nur gethan, was man will, daß einem die Leute thun sollen. — Die Bürger des Reiches Gottes haben das Recht, ihren himmlischen König um alles zu bitten, und dürfen der Erhörung ihres Gebetes allezeit gewiß sein.

3. Reichtümer. Himmlische Gnadengüter: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit werden den Mitgliedern des Reiches in reichlichem Maße, wie bei einem Hochzeitsmahle gegeben: „Selig ist, wer das Brot isset im Reiche Gottes." Das Reich Gottes ist darum gleich einer köstlichen Perle, wertvoller als alle Reichtümer aller Reiche der Welt.

c) Die Stätte des Reiches. Wo ist nun ein solches Reich? Überall auf Erden, wo wahre Christen wohnen. Wo Jesus ist, da ist das Reich. Aus kleinen Anfängen ist es gewachsen wie ein Senfkornbaum seine Äste ausbreitend über Land um Land, Erdteil um Erdteil. Für alle Menschen ist das Reich Gottes bestimmt. Allen Völkern soll das Evangelium gebracht werden (Mark. 16, 15). Die Jünger haben den Auftrag, Zeugen von Jesu zu sein in Judäa und Samaria (Apg. 1—12) und bis ans Ende der Welt (Apg. 13—28). Auch die an den Landstraßen und Zäunen sollen genötigt werden zum Eintritt in das Reich Gottes (Luk. 14); auch die andern Schafe (Joh. 10) müssen herbeigeführt werden. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Darum ist es notwendig, bei jedem Volke und in jedem Lande dem Reiche Gottes eine Stätte zu bereiten. Es muß gesorgt werden, daß das Reich Gottes wachse nach außen (senfkornartig), aber auch nach innen. Wenn es sauerteigartig die

Herzen der Menschen durchdringt, wird inwendig die Herrschaft des Königs verspürt: Es ist Gerechtigkeit (durch Gottes Gnade um Christi willen), Friede (Röm. 5, 1), Freude in dem heiligen Geiste (Phil. 4, 4). Das Reich Gottes ist die wiederhergestellte Herrschaft Gottes, in welcher sündige Menschen für Gott zurückgewonnen sind.

II. Das Kommen des Reiches.

Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von ihm selber.

Im Alten Testamente schon vorbereitet, ist das Reich Gottes vor 1900 Jahren ohne unser Zuthun und Gebet durch Christus gegründet worden. Wie wir bei der Erklärung des dritten Artikels gesehen haben, nimmt das Evangelium seinen Siegeszug durch die Welt.

Auch in unsere Usinger Gegend ist schon sehr frühe das Christentum gedrungen.[1]) Sagenhaft sind die Überlieferungen, nach welchen der Jüngling zu Nain und der Hauptmann, der unter dem Kreuze des sterbenden Heilandes die Worte ausrief: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen," hier das Evangelium verkündet hätten.

Gewiß aber ist, daß durch römische Soldaten hierher die erste Kunde von dem Christentum gebracht wurde. Die zweiundzwanzigste Legion, bei der Zerstörung Jerusalems verwendet, lagerte in Mainz (a. 87) und ein Teil der einundzwanzigsten Legion in dem nahen Friedberg; beide rekrutierten sich aus syrischen Christen. Wir finden daher schon am Ende des zweiten Jahrhunderts in hiesiger Gegend Spuren des Christentums, wie christliche Grabsteine aus der Römerzeit mit den Buchstaben *A* und *Ω*, dem Bilde zweier Tauben und eines Fisches und mit der Inschrift: „Hier ruht in Frieden," mit Sicherheit beweisen.[2]) In Trier, wo der Kaiser Konstantin und seine Mutter Helena, die als eifrige Christin ihren dortigen Palast in einen Tempel verwandelte, zeitweise lebten, fand das Christentum raschen Eingang; eine römische Kohorte wurde von dort, wahrscheinlich zur Bewachung des Pfahlgrabens, nach dem benachbarten Idstein verlegt. — Es wäre dann noch der missionierenden

---

[1]) Für die Umgegend von Eisleben würde zu erwähnen sein, daß dort Wigbert, ein Freund und Arbeitsgenosse des Bonifatius, um die Mitte des achten Jahrhunderts das Christentum verkündet hat, wie die dort gelegenen St. Wigberts-Kirchen zu Greisfeld, Osterhausen, Riestedt, Allstedt bezeugen, welche fast sämtlich im Jahre 777 schon bestanden und sicherlich in dankbarer Erinnerung an Wigberts Thätigkeit ihm geweiht wurden (Größler, Das Werden einer deutschen Stadt in O. Fricks Lehrproben Heft XII S. 68). Wie sonst, wenn irgend möglich, so ist auch hier die Heimatskunde wie Würze unter die Speise zu verteilen. „Die historischen Erinnerungen der Gegend, vielleicht der ganzen Landschaft, müssen gleichsam mit ihren Wurzeln ausgehoben werden" (Willmann, Pädag. Vorträge).

[2]) In Wiesbaden bei dem Bau der Häuser der Friedrichsstraße gefunden. Vgl. Ullrich, Die Landes- und Kirchengeschichte des Herzogtums Nassau. 2. Aufl. Wiesbaden 1862, Limbarth. S. 33 ff.

Thätigkeit des Lubentius und des Goar zu gedenken und zu erwähnen, daß schon im vierten Jahrhundert ein christlicher König Chlodwig, aus dem Stamme der Sigambrer in dem Westerwalde entsprossen, an der Spitze des nassauischen Landes gestanden hat. (Sage der Gründung von Königstein, vgl. diejenige von Königsberg in Pr.)

So ist schon frühe ohne unser Zuthun und Gebet das Reich Gottes hier zu unsern Vorfahren gekommen. Als Zeichen von ihm sah man Taufen vollziehen, Kinder in christlicher Lehre unterweisen, stattliche Kirchen mit Kreuzen entstehen. Es ist jetzt unter uns, weil unsere Eltern Christen sind. Nun kommt es darauf an, daß es auch in dich hineinkomme. Wir bitten darum in diesem Gebet, daß es auch zu uns komme.

Durch die heilige Taufe und die Unterweisung im Worte Gottes bist du in das Reich Gottes aufgenommen. Die Erlösung ist durch Jesus Christus am Kreuze vollbracht, aber mit dieser Thatsache hast du selbst noch keine Erlösung; sie muß dir erst angeeignet werden, dann erst bist du wirklich im Reiche Gottes, hast teil an seinen Gütern, und das Reich Gottes ist inwendig in dir.

Wie geschieht das?

Wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist giebt.

Willst du dir die Erlösung aneignen, Jesum zu deinem Herrn haben, so kann dies nur durch den heiligen Geist bewirkt werden. Was glaubst du nach der Erklärung des dritten Artikels? „Ich glaube, daß ich nicht aus eigner Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann.“ Irdische Gaben giebt Gott auch ohne unser Gebet, aber den heiligen Geist schenkt er nur denen, die ihn darum bitten. Der himmlische Vater giebt ihn aber gerne: Luk. 11, 13: „So denn ihr ꝛc.“ Was wirkt der heilige Geist in uns?

1. Daß wir seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben.

Nur dann kommt das Reich Gottes in dein Herz, wenn du dem heiligen Worte Gottes glaubst. Du mußt es „gerne hören und lernen“ (drittes Gebot). Die thörichten Jungfrauen gehörten nur äußerlich zur Gemeinde Gottes, es fehlte ihnen an rechtem Glauben. „Herr, Herr sagen“ hilft nichts, du mußt mit dem Vater des Besessenen sagen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.“ Gottes Gnade allein führt dich durch das Werk des heiligen Geistes zum wahren Glauben, dessen Frucht ist ein christliches, gottwohlgefälliges Leben. Wozu hilft uns also fernerhin der heilige Geist?

2. **Daß wir göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.**

Der wahrhaft Gläubige liebt den Herrn Jesus von ganzem Herzen, giebt sich ihm ganz hin; die Herrschaft der Sünde ist gebrochen in ihm, sein Leben ist ein solches, wie es Gott wohlgefällt. Schon „hier zeitlich" soll, wie bei den ersten Christen, unser Wandel im Himmel sein, vollkommen aber wird erst unser göttliches Leben „dort ewiglich" sein, wenn wir eingegangen sind in das Reich der Herrlichkeit.

Gott hat uns die Güter des Himmelreiches aus Gnade geschenkt. Darum nötigt uns das Pflichtgefühl dankbarer Liebe mitzuwirken, daß das Himmelreich da, wo es zerstört ist, wieder aufgerichtet und da, wo es noch nicht ist, ausgebreitet werde. Als Erlösten fällt uns die Aufgabe zu, daß das Reich Gottes **durch uns gebaut** und **ausgebreitet** wird: a) **in der Nähe**. Wir müssen Gott bitten, daß das Reich Gottes sauerteigartig uns, unsere Angehörigen und unser Volk durchdringe, stark zu werden durch den heiligen Geist am inwendigen Menschen. — Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut. Viele innerhalb der Christenheit stehen dem Reiche Gottes fern, sind abgefallen vom Glauben und verwahrlost. Es ist unsere Pflicht, daß wir ihrer uns annehmen. Dies ist die Aufgabe der **inneren Mission**. b) **in der Ferne**. Alle Menschen, auch die elendesten unter ihnen und die am fernsten wohnen, sollen zum Freudenmahle des Reiches Gottes eingeladen werden. Das Haus soll voll werden (Luk. 14).

Aber „Es ist noch Raum,
Mein Haus ist noch nicht voll,
Mein Tisch ist noch zu leer,
Der Platz ist da, wo jeder sitzen soll,
O bringt doch Gäste her.
Geht, nötigt sie auf allen Straßen,
Ich habe viel bereiten lassen,
Es ist noch Raum!"

Über 1000 Millionen Menschen (Heiden, Mohammedaner, Juden) sind noch nicht zu Gaste geladen. Sie wissen noch nichts von dem Herrn Jesus. Diesen das Evangelium zu bringen, ist die Aufgabe der **äußeren Mission**. Darum haben wir die Pflicht, Gott **um** Missionare zu bitten, wie es Matth. 9, 38 gefordert wird: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte." Wir müssen auch **für** die Missionare beten, daß ihr Werk gelingen möge. Aber nicht bloß beten sollen wir, sondern auch durch Gaben an Geld und Arbeitskraft helfen, Gottes Reich auszubreiten. Es ist ein Bedürfnis der Liebe Gottes,

daß er uns will teilnehmen lassen an seinem Werke, an seiner Freude. Schlagt auf: 1 Kor. 3, 9: „Wir sind Gottes Mitarbeiter." „Ein Mitarbeiter eines irdischen Königs zu sein, ein Minister, das ist einer der höchsten Posten in einem Reiche. Diesen Posten im Reiche Gottes kannst du bekommen. Und soviel Gott höher ist als ein irdischer König, soviel ist auch dieser Posten im Reiche Gottes höher. Wer wollte da nicht mithelfen, daß das Reich Gottes komme, mithelfen von ganzem Herzen" (Nissen). Welche Würde, welche Seligkeit, dem Allmächtigen ein Rüstzeug zu sein, durch welches Gottes Absicht mit verwirklicht wird, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.[1])

O breite, Herr, auf weitem Erdenkreis, dein Reich bald aus zu deines Namens Preis!

Der Prozeß Leist.

Es ist Pflicht einer Missions-Zeitschrift, von diesem Prozeß, der mit Recht so viel Aufsehen in der ganzen Welt verursacht hat, Notiz zu nehmen, nachdem die richterliche Entscheidung gefallen ist. Die gegen den Herrn Leist erhobenen Anklagen sind bekannt. Der Angeklagte hat zugegeben: 1. daß er die Dahomeweiber mit einer Nilpferdpeitsche und zwar in Gegenwart der Männer hat auspeitschen, 2. daß er sie vorher hat völlig entblößen lassen, 3. daß er mit den Pfandweibern unsittlichen Umgang gehabt, auch sie zur Aufführung unzüchtiger Tänze veranlaßt und 4. daß er einem ihn besuchenden Marineoffizier zu unzüchtigen Zwecken Weiber zugeführt, da „das in Kamerun zur üblichen Gastfreundschaft gehöre". Wir lassen die Frage ganz außer Betracht, ob und wieweit dieses unqualifizierbare Betragen eines deutschen Kanzlers den Aufstand und den mit diesem Aufstande verbundenen Tod so vieler Menschen verursacht habe, gehen jetzt auch auf die Frage betreffs der Auspeitschung und der mit ihr zusammenhängenden Brutalität und Entehrung nicht ein.

Die Zugeständnisse des Angeklagten konstatieren Thatsachen, welche es außer Zweifel stellen, daß es nicht nur auf unsern Schutzgebieten einen tiefen Sumpf der Unsittlichkeit giebt, sondern, was noch viel schlimmer ist, daß diese Unsittlichkeit entschuldigt, ja gerecht-

---

[1]) In diesem Abschnitte ist weiter auszuführen, wie das Reich Gottes durch uns kommt, bezw. was uns zu thun obliegt. Sonderlich ist der Inhalt des Missionsgebets zu spezialisieren. D. H.

fertigt wird durch die „laxen Sittengesetze, die in Kamerun herrschen und absolut nichts Anstößiges haben.“ Es ist nicht bloß ein Vertreter Sr. Majestät des deutschen Kaisers, nicht bloß ein gebildeter europäischer Mann, es ist ein Christ, ein evangelischer Christ, der seine unsittlichen Handlungen öffentlich in einer Verhandlung vor einem deutschen christlichen Gerichtshofe durch diese Entschuldigung verteidigt. Und der Rechtsanwalt eignet sich diese Verteidigung an und bestreitet, daß das Verhalten des Angeklagten ein öffentliches Ärgernis erregt habe. Der Gerichtshof erblickt weder in der Auspeitschung der Frauen noch in ihrer völligen Entblößung eine Überschreitung der Amtsbefugnisse des Angeklagten, „nur von den Pfandweibern, die der Obhut des Gouvernements unterstellt waren, hätte er sich fern halten sollen.“ In diesem Punkt erblickt der Gerichtshof eine Verletzung der amtlichen Pflichten und verurteilt den Angeklagten — — zur Versetzung in ein anderes Amt mit demselben Rang unter Schmälerung seines bisherigen Diensteinkommens um ein Fünftel!! „Bei der Strafzumessung hat der Gerichtshof das Land und die Verhältnisse, unter denen der Angeklagte gehandelt, in betracht gezogen!“ So berichten die Zeitungen.

Wir stehen vor diesem ganzen Prozesse mit tiefer Beschämung. Sollen es wieder die Socialdemokraten sein, die gegenüber diesem „Standpunkt des Tropenlandes“, der gegenüber den brutalsten und unsittlichsten Handlungen deutscher Kolonialbeamter zur Rechtfertigung bezw. zur Strafmilderung geltend gemacht wird, vor der öffentlichen Meinung Europas die christliche Humanität und Moral vertreten! Soll die Dispensierung deutscher Christen von dem christlichen Sittengesetz in den Tropen für legitimiert gelten, „weil dort laxe sittliche Anschauungen herrschen und (angeblich) nichts Anstößiges haben!“ Ist denn das nicht eben die furchtbare Anklage, daß für deutsche christliche Männer diese Sittenlosigkeit nichts Anstößiges hat, durch die sie sich den Heiden gleich, ja unter die Heiden stellen! Ist es nicht ihre Aufgabe, zumal wenn sie hohe amtliche Stellungen bekleiden, Vorbilder christlicher Sittlichkeit zu sein statt sich auf den heidnischen Standpunkt zu erniedrigen? Giebt es einen doppelten „Sittenkodex“ — einen für daheim und einen für die Schutzgebiete? Ist der Mißbrauch von Frauen zu unzüchtigen Handlungen „unanstößig“ weil diese Frauen Heiden sind, in den Tropen leben und unter der Gewalt christlicher Vertreter christlicher Schutzmächte stehen? Mit einem wahren Goldregen von Phrasen versichert man uns, daß wir Kolonialpolitik treiben, um die Heiden zu „civilisieren“, „Menschen“ aus den Wilden zu machen und sie auf eine höhere Stufe

der Moral zu erheben. Ist es angesichts der vorliegenden Thatsachen nicht umgekehrt, daß „der Standpunkt des Tropenlandes" die Vertreter der Civilisation demoralisiert?

Welch einen Eindruck müssen die Verhandlungen dieses Prozesses im deutschen Publikum, welch einen Eindruck müssen sie in unsern Schutzgebieten auf die Beamten wie auf die Eingebornen machen! Wird das tiefe sittliche Niveau, das dort thatsächlich bereits herrschend ist, nicht noch tiefer sinken! Und welch einen betrübenden Eindruck müssen sie auf die deutschen Missionsgesellschaften in den deutschen Schutzgebieten machen! Werden nicht alle ihre Bemühungen zur Bekämpfung der heidnischen Unsittlichkeit wirkungslos gemacht, wenn „der Standpunkt des Tropenlandes" und „die übliche Gastfreundschaft" für christliche Europäer die unsittlichsten Handlungen rechtfertigt! Gewissen Europäern mögen diese Handlungen „unanstößig" sein — den Heidenchristen und selbst den Heiden sind sie große Ärgernisse. Mit Genugthuung haben wir gelesen, daß der Vertreter des Auswärtigen Amts, Herr Legationsrat Rose, nachdem er das Verhalten des Angeklagten beim rechten Namen genannt, erklärte: „Derartige Vorkommnisse verdienen um so strengere Verurteilung, wenn man erwägt, daß dieselben ausgeführt worden sind von dem ersten Beamten in Kamerun, und wenn man weiter in Betracht zieht, daß sich in Kamerun zwei deutsche Missionsgesellschaften befinden. Die Handlungen des Angeklagten dürften wenig dazu beigetragen haben, die Thätigkeit der Missionsgesellschaften zu fördern." Es nimmt sich gegenüber dieser Erklärung des Vertreters des Auswärtigen Amts sehr seltsam aus, wenn man sich daran erinnert, wie einst Herr Leist eine dieser Missionsgesellschaften so herb kritisierte. Überhaupt wird es einem, der mit dem unzüchtigen Leben so vieler Missionskritiker einigermaßen bekannt ist, oft recht schwer, ihre Kritiken rein sachlich zu behandeln.

Der vorliegende Fall ist typisch. Auf andern Schutzgebieten handelt man ähnlich und verteidigt diese ärgernisvollen Handlungen durch dieselben Grundsätze. Ich selbst habe sie oft aus dem Munde von „Afrikanern" gehört. Aber jetzt ist es Zeit, öffentlich dagegen zu protestieren und die christliche öffentliche Meinung aufzurufen, daß auch sie Protest erhebt. Es liegt ein Bann auf unsern Schutzgebieten, wenn das so fortgeht. Wir haben lange geschwiegen, um unser Vaterland, dessen Ruf unter diesen Skandalis leidet, nicht bloß zu stellen; aber jetzt heißt es: wenn die Menschen schweigen, so werden die Steine schreien.[1]) Warneck.

---

[1]) Soeben erfahre ich, daß in einem vor der Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage, in welchem er „eine Lanze für den Kanzler Leist gebrochen",

Der Krieg in Korea.

Die in dieser Zeitschrift (S. 364) bereits kurz erwähnte Rebellion in dem bisher wenig genannten und noch weniger gekannten Korea hat einen Krieg zwischen Japan und China zur Folge gehabt, der ohne Zweifel für Ostasien von der größten Tragweite ist und bei dem Interesse, welches auch die Mission an den kriegführenden Völkern hat, dieses Ortes nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Über den Verlauf der Kriegsoperationen selbst berichten die Zeitungen genügend, dagegen haben sie bisher nur sehr mangelhafte Mitteilungen gemacht über die Veranlassung zu dem feindseligen Zusammenstoß der beiden ostasiatischen Großmächte. Zuerst hierüber wollen wir einige Aufklärung geben.

Schon seit längerer Zeit besteht in Korea unter dem Namen Tong hok (d. h. Lehre des Ostens im Gegensatz zur Lehre des Westens) eine Art Sekte, die sich wie es scheint ursprünglich nur in den Grenzen einer philosophischen Gesellschaft bewegte, später aber zu einer nationalen Partei mit politisch-reaktionären Tendenzen gestaltete. Sie stellte sich zur Aufgabe, nicht nur Korea von allen fremden Elementen zu reinigen, sondern auch seine durch und durch korrumpierte Verwaltung zu reformieren. Dem König wurde der Vorwurf gemacht, daß er sich bereichere, indem er die Stellen an unwürdige und unfähige Beamte verkaufe, die noch dazu alle zwei oder drei Jahre wechselten und die kurze Dienstzeit mißbrauchten, um das arme Volk auszusaugen. Die Lösung dieser Aufgabe wurde auf dem Wege der Gewalt versucht. Ein erster Aufruhrversuch im Frühjahr 1893 schlug fehl, aber während des Winters auf 1894 gewannen die Tong hoks (auch Togaku-tu-Partei genannt) besonders im Norden des Landes unter der unzufriedenen Bevölkerung immer mehr Anhang und im Mai dieses Jahres kam dort der Aufruhr zum offenen Ausbruch. Militärische Hilfe, die aus der Hauptstadt Söul requiriert wurde, erwies sich als ohnmächtig zur Niederwerfung desselben, und so wandte sich der bedrängte König mit der Bitte um Beistand an China, zu welchem Reiche Korea seit Jahrhunderten in dem Verhältnis einer gewissen Vasallenschaft gestanden, nur daß dieses Verhältnis in der letzten Zeit ein sehr lockeres geworden ist. China sandte auch eine kleine Truppenmacht.

Diese chinesische Intervention gab nun Japan Veranlassung, sich auch seinerseits in den koreanischen Handel zu mischen. Ein Grund dazu war vorhanden. 1873 waren einige Japaner im Hafen von Fusan seitens der

---

Prof. Dr. Fritsch behauptet habe: „Selbst der fromme Livingstone, der noch dazu einer Mission vorgestanden, habe mit eingebornen Frauen in den letzten Jahren seines Lebens Verkehr gehabt.“ Ich fordere den Herrn Professor auf, diese Beschuldigung zu **beweisen**, sonst muß er sichs gefallen lassen, daß sie für eine **schändliche Verleumdung** erklärt wird. Ich bin mit dem Leben Livingstones auch einigermaßen bekannt und habe nie auch nur die leiseste Anspielung auf einen solchen Verkehr entdeckt oder je von jemandem gehört. Es ist überaus schmerzlich, daß jetzt, so lange nach seinem Tode, der sittenreine große Entdecker und Afrikanerfreund sich solche Beschuldigungen gefallen lassen muß, um die unzüchtigen Handlungen des Herrn Leist zu entschuldigen. **Warneck.**

koreanischen Beamten gröblich beleidigt worden. Die japanische Regierung wendete sich mit der offiziellen Anfrage an China, ob dasselbe Korea als einen von ihm abhängigen Staat betrachte und verlangte im Falle der Bejahung von China Genugthuung für jene Beleidigung. China lehnte alle Verantwortung für Akte der koreanischen Beamten ab und das kluge Japan benutzte diese Erklärung, um einen Vertrag mit Korea zu schließen, in welchem das letztere als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. 1882 ging Japan einen Schritt weiter, indem es sich das Recht sicherte, zum Schutze seiner in Korea weilenden Unterthanen eine kleine Truppe daselbst zu stationieren, und 1885 kam ein Vertrag zwischen Japan und China zustande, in welchem sich jedes der beiden Reiche verpflichtete, falls es durch Unruhen in Korea veranlaßt, zum Schutze seiner Unterthanen Truppen dahin sende, dies nur zu thun nach vorheriger Anzeige an die andere Macht.

Japan, das offiziell von der Entsendung der chinesischen Truppen erst Kunde erhalten, nachdem sie nach Korea abgegangen waren, schickte nun auch seinerseits fünftausend Soldaten nach Korea, angeblich zum Schutz seiner Reichsangehörigen, obgleich seitens der koreanischen Regierung erklärt worden war, daß für dieselben keine Gefahr bestehe, und die japanische Truppenmacht setzte sich in Besitz der strategisch wichtigen Punkte am Flusse und auf den Bergen rings um die Hauptstadt Söul, richtete sich auch daheim sofort auf einen ernsten und anhaltenden Krieg ein. Zugleich verhandelte es mit China über eine gemeinsame Reform der koreanischen Regierung. China ging auf diese Verhandlungen nicht ein, sondern verlangte einfach die Zurückberufung der japanischen Streitmacht. Jetzt knüpfte Japan mit Korea selbst Verhandlungen an betreffs einer Regierungsreform; erst erhielt es eine mündliche Zusage, dann aber schriftliche Ablehnungen in fast beleidigender Form. Der König selbst äußerte hierüber allerdings sein Bedauern, aber er war ohnmächtig gegenüber seiner eigenen Regierung. Als nun auch noch koreanische Soldaten auf den japanischen Gesandten einige Schüsse abgefeuert, glaubte sich Japan berechtigt, weniger Korea als vielmehr China den Krieg zu erklären.

Dieser Krieg hat offenbar lange in der Luft gelegen. Japan, stolz auf seine Fortschritte in der abendländischen Kultur seit drei Jahrzehnten und begierig, vor allem seine militärische Befähigung aller Welt zu erweisen, ergriff die koreanischen Wirren als eine erwünschte Gelegenheit, nicht bloß mit seinem chinesischen Rivalen, mit dem es schon lange auf gespanntem Fuße gestanden, einen Waffengang zu thun, sondern auch den Westmächten seine Ebenbürtigkeit zu demonstrieren und durch diese Demonstration eine vorteilhafte Unterlage für seine Forderung betreffs einer Revision der Verträge mit diesen Mächten zu schaffen.[1]) Es trat wohl vorbereitet mit einer genügenden Macht zu Wasser und zu Lande in den Kampf, erwarb sich überall den Vorteil des Angreifers und trug infolge seiner taktischen Überlegenheit, wie unschwer vorauszusehen

[1]) Wie der Indep. vom 11. Okt. mitteilt, hat England bereits einen neuen Vertrag mit Japan — zunächst auf fünf Jahre — abgeschlossen, in welchem es den Anspruch auf eigne konsulare Gerichtsbarkeit über seine in Japan lebenden Unterthanen (die sog. Exterritorialität) aufgiebt. Außerdem bestimmt dieser Vertrag, daß die Unterthanen der beiderseitigen Mächte volle Freiheit der Niederlassung, des Eigentumerwerbs und der Religionsübung in den bezüglichen Ländern haben.

war, überall den Sieg davon, während der chinesische Koloß in allen Fugen kracht und eine Desorganisation zeigt, die der Welt offenbar macht, auf wie thönernen Füßen er steht. Daß China, falls sich der Krieg in die Länge zieht, durch seine numerische Überlegenheit ihm eine Wendung zu seinen Gunsten zu geben vermag, ist wenig wahrscheinlich. Wie aber auch immer der weitere Verlauf und der Ausgang des Kriegs sein möge, das ist uns außer Zweifel, daß er für China eine Krisis mit sich bringt, die seiner ablehnenden Haltung gegen die abendländische Kultur, wenn nicht ein Ende macht, so doch mächtige Stützen bricht.

Zur Zeit scheint allerdings die Rückwirkung, die der Krieg auf China übt, das Gegenteil zu prognostizieren, wenigstens hat sie den Fremdenhaß zu neuen Flammen angefacht, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn ihm auch Missionare zum Opfer fallen, wie dies mit dem schottischen Missionar Wylie in der Mantschurei bereits geschehen ist (siehe Gemischte Zeitung). Aber dieser Fremdenhaß, selbst wenn er anhielte, wird doch nicht gegen die Einsicht verblenden, daß ein Hauptgrund der Niederlage der Chinesen in der Überlegenheit beruht, welche den Japanern nicht bloß ihre militärische, sondern ihre gesamte kulturelle Schulung nach abendländischem Muster gegeben hat. Das Kriegsmaterial der Chinesen wird ja dem japanischen nicht viel nachstehen, aber die Leute fehlen, die es zu gebrauchen verstehen, die gesamte kulturelle Schulung fehlt. Daß China mit dem Eifer und der Beweglichkeit Japans den Weg dieser Schulung betritt, macht das Naturell seiner Bevölkerung allerdings unwahrscheinlich, aber auch wenn der chinesische Konservatismus nur langsam in die Bahnen der abendländischen Civilisation einlenkt — welch eine Veränderung steht dann diesem Reiche des Zopfes und was für eine Veränderung vielleicht der gesamten Weltwirtschaft bevor! Die Folgen dieses Krieges schaffen jedenfalls eine neue Lage der Dinge in Ostasien, Gott helfe, daß sie auch Thüröffnungen für die christliche Mission zustande bringen.

In Japan ist der kriegerische Geist in ein gewisses Fieberstadium getreten. Der Krieg gegen China ist überaus populär auch in den christlichen Kreisen. Unter den eingezogenen Reserven befinden sich nicht wenige eingeborene Evangelisten und selbst Pastoren. Von den Schülern der Doschischa sind 12 in die Armee eingetreten. In den christlichen Gemeinden wird gesammelt für die Gesellschaft des Roten Kreuzes, die sich in Japan gebildet hat. Die Christen thun sich hervor durch ihre Opferwilligkeit, um bei dieser Gelegenheit den in jüngster Zeit oft gegen das Christentum erhobenen Vorwurf durch die That zu widerlegen, daß es den Patriotismus untergrabe. Die nationale Begeisterung geht, besonders nach den glänzenden Siegen, in den höchsten Wogen und gegenüber den patriotischen treten alle andern Interessen in den Hintergrund, auch die missionarischen. „Die Verteidiger einer strengen auswärtigen Politik stehen auf dem Gipfel der Volksgunst und wenn China erobert sein wird, werden die andern Nationen mit Bewunderung auf die

---

Vermutlich folgen diesem Vorgange Englands auch die übrigen westlichen Mächte und dann wird ja der Hauptanstoß zu der Erregung beseitigt sein, die in den letzten Jahren eine so feindselige Stimmung in Japan gegen die Fremden hervorgerufen. Hoffentlich macht dieser neue diplomatische Sieg den nationalen Stolz nicht noch größer und unwilliger, den fremden Missionaren Einfluß zu gewähren.

errungenen Lorbeeren schauen, und die Revision der Verträge wird mit Glanz und Energie durchgeführt werden." Ob diese von enthusiastischem Nationalstolz getragene mächtige nationale Bewegung dem Christentum günstig ist, steht sehr in Frage, daß sie die Volksstimmung für die fremden Missionare nicht günstiger machen wird, als es leider augenblicklich der Fall ist, steht kaum in Frage.

Was endlich Korea betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß der Sieg der japanischen Waffen nicht nur die alte verrottete Regierung beseitigen, sondern überhaupt das Land dem Einflusse der modernen Kultur öffnen wird. Hoffentlich bedeutet diese Öffnung auch eine offene Thür für die christliche Mission. Zur Zeit ist (vergl. Rundschau S. 191) die noch sehr junge evangelische Mission über die ersten kleinen Anfänge nicht hinausgekommen. Neben der Ausbreitungs-Gesellschaft und den bischöflichen Methodisten haben die amerikanischen und australischen Presbyterianer ein paar Stationen zu Söul, Tschimulpo, Tschongtschu, Pyenghang, Fusan und Gensan, mit zusammen einigen 20 Missionaren, Missionarinnen und Missionsärzten und gegen 300 Kirchengliedern. Außer den bereits (S. 364) erwähnten Feindseligkeiten gegen die kleine Hausgemeinde des Missionsarztes in Pyenghang hat, soweit die Nachrichten reichen, der evangelischen Mission der Krieg keine ernstlichen Verfolgungen gebracht.

Die katholische Mission, die mit Unterbrechungen seit 1794 in Korea thätig ist und schwere Verfolgungszeiten durchgemacht hat, zählte Ende 1893 in 350 Gemeinden 22419 Christen. Auch sie scheint bis jetzt durch den Krieg nicht gelitten zu haben. (Miss. Her. 1894, 409. Indep. v. 9/8. u. 20/9. Int. 1894, 705. Katholische Missionen 1894, 217. 228.)

Warneck.

Gemischte Zeitung.

1. Römische Mission und Politik.

Es wird den Lesern noch in Erinnerung sein, wie vor etwas länger als einem Jahrzehnt auf Betreiben der französischen Regierung und speziell ihres Agenten, des Kardinal Lavigerie, der Papst die italienischen Kapuziner aus Tunis abberief, damit sie französischen Missionaren Platz machten, die die Besitznahme des Landes seitens Frankreichs vorbereiten sollten. Jüngst hat derselbe Papst seine Hand geboten zu einem Gegenstück. Er hat nämlich in der sog. erythreischen Kolonie eine apostolische Präfektur errichtet, die er in die Hände von Italienern gelegt hat, um die französischen Missionare zu entfernen, weil die italienische Regierung von diesen eine Schädigung ihrer dortigen kolonialpolitischen Interessen erfuhr. Ungescheuter kann nicht proklamiert werden, daß die katholische Mission im Dienste der Politik steht; der Papst selbst sanktioniert sie zu einer politischen Macht, die er spielen läßt je, nachdem es die Interessen seiner eigenen vatikanischen Politik erfordern.

Welch ein Geschrei wird erhoben, wenn englische Missionare wirklich oder angeblich der Kolonialpolitik ihres Vaterlandes einen Dienst leisten; aber daß die katholischen Missionare solche politische Dienste thun, findet man nicht nur ganz in der Ordnung, sondern die Regierungen verhandeln mit dem Vatikan,

damit er sie zu ihren politischen Agenten mache. Und der Mann, der vorgiebt, der Stellvertreter Jesu zu sein, weist solches Ansinnen der Regierungen nicht etwa entrüstet zurück mit der Erklärung, daß Glaubensboten in den Dienst der politischen Eroberung zu stellen ein Mißbrauch des Evangelii sei, sondern er findet es in der Ordnung, ja er heißt es willkommen, weil es ihm erwünschte Gelegenheit zu Tauschgeschäften für seine eigne do ut des-Politik bietet! Und das alles am Ende des 19. Jahrhunderts, das sich so erhaben dünkt über die Verirrungen der mittelalterlichen Mission!

2. Ermordung des Missionar Wylie.

Am 17. August ist der junge schottische Missionar James Allan Wylie, der seit sechs Jahren im Dienst der United Presb. Church in der Mantschurei stand, von einer zuchtlosen Soldatenschar, die sich auf dem Wege nach Korea befand, am hellen lichten Tage in der Hauptstraße von Liaoyang (im Distrikt Newchwang) auf die brutalste Weise ermordet worden. Der junge Mann befand sich auf dem Wege nach seiner Wohnung, als der Soldatentrupp ihm begegnete. Er sah, daß der Haufe sich in einem Zustande wilder Aufregung befand und wich ihm darum aus. Aber einige Soldaten hatten ihn bereits bemerkt und begannen ihn zu beschimpfen. Als Wylie sich zu entfernen suchte, stürzten sich einige auf ihn und warfen ihn zu Boden. Sofort fiel der ganze wilde Haufe über ihn her, schlug, stach und schnitt ihn, bis sie ihn für tot hielten. Die Offiziere ließen alles ruhig geschehen. Der so übel Gemißhandelte wurde in sein Haus geschafft, wo er nach einigen Stunden starb. Die Ortsobrigkeit verlangte die Auslieferung der Mörder, die aber von den Offizieren verweigert wurde. Die in der Mantschurei lebenden Engländer, die durch diesen Mord in große Aufregung versetzt worden waren, zeigten den Vorfall in Peking an und ein kaiserliches Reskript, das sein Bedauern über denselben ausgesprochen, stellt strenge Untersuchung in Aussicht. Rev. Wylie ist gefallen als das erste völlig unschuldige Opfer der mit dem koreanischen Kriege verbundenen Aufregung in China, und dieses Opfer ist um so schmerzlicher als die schottischen Missionare in der Mantschurei mit der dortigen Bevölkerung auf einem so friedlichen Fuße stehen und niemals mit politischen Händeln irgend etwas zu thun gehabt haben.

3. Das Drama auf der Moskitoküste

(siehe S. 333), das monatelang mit der dortigen Bevölkerung die Missionare der Brüdergemeine in viel Ängsten und Gefahren gehalten hat, scheint wirklich mit dem Verlust der Selbständigkeit des kleinen Ländchens und seiner Einverleibung in Nikaragua zu endigen. Das ganze Trauerspiel ist zu lang, als daß wir es umständlich hier erzählen könnten; wir müssen für die Details auf das Miss.-Blatt der Brüdergemeine (1894) verweisen, welches sie in umständlicher Ausführlichkeit bringt. Kurz: England hat mit seiner Hilfe keinen Ernst gemacht und die Vereinigten Staaten haben Nikaragua seinen Raub überlassen, vermutlich nicht bloß, um wieder ein bißchen englischen Einfluß in Amerika los zu werden, sondern hauptsächlich in Aussicht auf eine Gegenleistung beim Bau des von Nordamerika projektierten Nikaraguakanals. Die gesegnete evangelische Mission Moskitos ist durch die Besitznahme des Ländchens seitens des katholischen Nikaragua nicht bloß augenblicklich in große Verwirrung ge-

bracht, sondern überhaupt ernstlich bedroht; denn wenn es der Leitung der brüdergemeinlichen Mission auch gelingt, in dem neuen Vertrage einen Paragraphen zu erwirken, der die freie Religionsübung gestattet, so weiß man doch aus vieler Erfahrung, daß diese papiernen Paragraphen nicht viel wert sind, wo der Ultramontanismus am Ruder sitzt.

4. Die Spaltung in der Schleswig-Holsteinschen Miss.-Ges., von der wir 1893, 338 berichten mußten, ist nach langen Verhandlungen beigelegt und Gott gebe auch wirklich geheilt worden. Der bisherige Inspektor Fiensch, dessen Person zu einem Stein des Anstoßes geworden war, ist nicht nur aus seinem Amte freiwillig ausgeschieden, sondern hat auch in großer Selbstverleugnung seine Zugehörigkeit zu dem weiteren Vorstande aufgegeben, da seitens des ursprünglichen Gründers der betreffenden Miss.-Ges., des Pastor Jensen, diese Ausscheidung zur conditio sine qua non der Wiedervereinigung gemacht worden war. Hoffentlich gelingt es dem neuen Inspektor, Pastor Bahnsen, die Zertrennung, die der lange Streit mit sich gebracht hat, innerlich zu überwinden und die Schäden, die er offenbar gemacht hat, auszuheilen.

5. Über Hendrik Witbooi

bringt der Globus (1894 Bd. 66 Nr. 10) einen sehr lehrreichen Artikel, den wir, wenn er nicht zu lang wäre, am liebsten abgedruckt hätten, da er viele Vorurteile, die über den merkwürdigen Mann herrschen, berichtigt. Er ist von sehr kundiger Hand geschrieben, von Herrn Rektor Joh. Kleinschmidt in Görlitz einem Sohne des bekannten Missionars Kleinschmidt, der mit Hugo Hahn vor fünfzig Jahren die rheinische Mission im Namalande begründete.

Nach einer trefflich orientierenden Übersicht über die politischen Verhältnisse des Nama- und Hererolandes und einer lobenden Anerkennung der christianisierenden und civilisierenden Thätigkeit der rheinischen Missionare in beiden Ländern trotz der Ungunst der unsicheren politischen Lage, wird mit der Erzählung der Geschichte Hendrik Witboois eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes gegeben, welche sein jetziges kriegerisches Auftreten verständlich zu machen sucht. Als er Häuptling von Rehoboth wurde, „ging ihm ein außerordentlich guter Ruf voraus. Aus voller Überzeugung war er seinerzeit Christ geworden, sein ganzes Leben war bis dahin musterhaft gewesen; er war eine der festesten Stützen des Christentums im Namalande. Hochbegabt, gebildet, energisch, klug und zuverlässig, war er wegen seiner geradezu vortrefflichen Eigenschaften von allen hochgeschätzt, von Eingebornen und Europäern. Man hoffte von ihm Großes.“ Der Verfasser sucht nun das Rätsel zu lösen, wie derselbe Mann dazu gekommen ist, daß man ihn jetzt als Rebell und Räuberhauptmann bezeichnet. „Mit ein paar kräftigen Phrasen“ lasse sich dieses Rätsel nicht lösen. Kleinschmidt schildert nun das religiöse und nationale Moment, das seine Handlungen bestimmt, seine Visionen, durch die er sich zum Retter seines Volks gegenüber dem „Erbfeind“, den Herero, berufen glaubt, eine Art religiös-nationales Messiastum, und seinen Ehrgeiz, der alles an die Durchführung der ihm vermeintlich von Gott selbst gestellten Aufgabe setzt. Dann kommt er auf die deutsche Besitzergreifung und die Schwächen der dortigen Kolonialpolitik, die er einer scharfen Kritik unterwirft. „Nun denke man sich H. Witbooi in diesen wirren Verhältnissen. Jetzt glaubte er

sich erst recht berufen, seine ihm von Gott gegebene Sendung zu erfüllen. Wer will und kann es ihm verdenken, wenn er gegenüber der Thatenlosigkeit und Ohnmacht der deutschen Behörden den Zeitpunkt für gekommen hielt, seine weitausgreifenden Pläne zu verwirklichen? Vor ihm lag das weite Land, das, wie es schien, herrenlos war und sich nach einem Erlöser sehnte. Er fühlte sich dazu erkoren. . . In jenen so kritischen Zeiten sind es die deutschen Missionare gewesen, welche, ohne sich in die Politik zu mischen, Hendrik warnten und ihm rieten, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. Was thaten die deutschen Beamten, die Schutztruppe? — Nichts." „Die Warnungen, welche ihm hier und da von seiten derselben kamen, glaubte er als selbstmächtiger Gebieter und thatsächlicher Herr von Namaland nicht beachten zu brauchen. Was hat mir denn die deutsche Schutztruppe, dem von Deutschland unabhängigen Häuptlinge, zu sagen? Er übersah dabei freilich eins, daß er fortwährend Schutzbefohlene des deutschen Reichs belästigte, plünderte, niederschoß. Allerdings hatte bisher die Kolonialbehörde dem ruhig zugesehen. Und wenn sie nun nichts that, ihre Pflichten auszuüben gegen ihre Klientel, was hatten denn die Deutschen für ein verbrieftes Recht auf das Land? Und endlich — das waren die Gedanken Hendriks — so lange er den Deutschen und den deutschen Unterthanen, und das waren ja in der That die Eingebornen nicht, kein Haar krümmte, so lange hatte keine Macht der Welt, am allerwenigsten diese schwache Schutztruppe, ein Recht darauf, sich in die Eingebornen-Händel zu mischen." Dazu kam, daß die deutschen dortigen Juristen und Offiziere „völlig unbekannt waren mit den sämtlichen einschlägigen Verhältnissen." Als dann Major von François ein Ultimatum sandte, das nachher zu dem bekannten Angriff auf Hornkranz führte, war die gewährte Frist zu kurz bemessen. Witbooi mußte sich erst mit seinen Unterhäuptlingen beraten, dazu gehörte Zeit. Alle waren willig, sich der deutschen Oberhoheit zu unterstellen. Aber ehe die Erklärung abgehen konnte, griff der Major an, so war der Krieg erklärt. „Hendrik hatte keine Ahnung von der Bedeutung eines Ultimatums. . . Es geht dort alles einen langsamen gemessenen Gang. . . H. Witbooi war nicht im mindesten auf einen Angriff gefaßt, nicht einmal Wachen waren ausgestellt." Ein Mißverständnis war die Schuld vielen Blutvergießens und der Kriegsfortsetzung. Nun war die Erbitterung desto größer und von einer Unterwerfung keine Rede mehr. Englische Händler und holländische Buren boten ihre Hilfe an und der erbitterte Mann ließ sich mit ihnen ein und fing nun an, auch die deutschen Niederlassungen zu bedrohen. Das erste Opfer war Kubub. — Doch genug. Man muß die Dinge verstehen, um sie gerecht zu beurteilen. Und der hier nur sehr dürftig skizzierte Aufsatz Kleinschmidts ist ein Beitrag eines kundigen Mannes zum Verständnis der traurigen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika. Möchten nur die maßgebenden Stellen etwas aus diesem Aufsatz lernen.[1])

6. „Die kirchliche Guillotine in Japan".

Unter dieser Überschrift bringt der Independent vom 9. Sept. einen scharfen Artikel gegen die Extravaganzen des im hohen Fieberstadium sich befindenden empfindlichen japanischen Nationalstolzes, der soweit geht, daß selbst

[1]) Wie die Zeitungen melden, hat sich Witbooi jetzt bedingungslos unterworfen.

christliche Gemeinden anfangen, den Nationalismus an die Stelle der Religion zu setzen. Der Artikel stammt aus der Feder eines der besten Kenner Japans, des Dr. W. E. Griffis, des Verfassers von The Mikados Empire, der zugleich einer der wärmsten Freunde der Japaner ist. Aber jetzt geht ihm der Dünkel dieser auf ihre Kulturfortschritte so stolzen Herren doch über den Spaß und er geißelt ihn. Es fehle dieser jungen Kultur die Wurzel, und es sei eine kindische Prätension, daß Jungjapan sich anmaße, es könne alle Rätsel der Welt lösen und sei berufen, auch über das Wesen des Christentums der alten Christenheit ein ganz neues Licht aufzustecken.

Die Veranlassung zu dieser vielleicht schärfsten Kritik, die bis jetzt Jungjapan erfahren hat, bot die Amtsentsetzung eines der tüchtigsten und eifrigsten eingebornen Pastoren durch sein eignes Presbyterium. Dieser Pastor, der Geistliche einer sich selbst erhaltenden Gemeinde in Tokio, heißt Tamura, er hat in Amerika studiert und ist durch seinen jahrelangen dortigen Aufenthalt instand gesetzt worden, einen Vergleich anzustellen zwischen dem amerikanischen und dem japanischen Familienleben und dem Zustande des weiblichen Geschlechts in den Vereinigten Staaten und in seinem Vaterlande. Er schrieb dann, in englischer Sprache, zwei Bücher, erst eins über die amerikanischen Frauen und dann ein anderes: „Die japanische Braut" (oder junge Frau). Das Buch erschien in einem berühmten amerikanischen Verlage, leider etwas durch die Verleger im Einverständnis mit dem amerikanischen Herausgeber verkürzt durch Weglassung der religiösen Partien, so daß nur die Schilderung der weiblichen Welt Japans, wie sie in Wirklichkeit ist, blieb. Das Buch wurde dann auch so ins Japanische übersetzt und bewirkte dort eine ungeheure Aufregung. Man nannte den Verfasser einen „Verräter", weil er sein Vaterland bloß gestellt, und obgleich man zugeben mußte, daß es lauter auf Wahrheit beruhende Thatsachen enthalte, beschloß die Gen.-Synode der Kirche Christi in Japan (eine Union der reformierten presbyterianischen Gemeinden) im Juli 1894, Tamura seines Amtes zu entsetzen, ein Beschluß, der auch trotz des Protestes der zu der betreffenden Synode gehörenden Missionare zur Ausführung kam. Gegen Lehre und Leben des Verfassers hatte niemand etwas einzuwenden, sein Verbrechen bestand lediglich darin, daß er die japanische Nationalehre beleidigt habe. Ich habe das Buch selbst nicht gelesen und darum kein eignes Urteil zur Sache, aber Griffis hat es einer Reihe der kompetentesten Beurteiler vorgelegt und sie alle haben einmütig erklärt: das in ihm gezeichnete Bild entspreche der Wirklichkeit. Vielleicht hat Tamura sich im Tone vergriffen, wie gesagt, ich weiß das nicht, aber er hat die beste Absicht gehabt; er wollte seinen Landsleuten zeigen, wie wurmfraßig ihr Familienleben sei und daß mit der Besserung desselben begonnen werden müsse, wenn das neue Kulturleben eine gesunde Wurzel haben solle. Aber Jungjapan, auch das christliche, kann eine Bußpredigt nicht hören, die seinem Nationalstolz an die Krone tastet. So mußte der Bußprediger der kirchlichen Censur zum Opfer fallen. Warneck.

Schulen in der Mission.[1])

Von W. Miller, Principal des Madras Christian College und Mitglied der Universität von Madras.

Die Schulen in der Mission unter den Heiden sind zweierlei Art, oder richtiger, sie streben nach zwei verschiedenen Zielen. Ich werde deshalb zuerst reden von Schulen in der Mission als kräftigenden, bildenden, entwickelnden Hilfsmitteln und zweitens, als vorbereitenden Hilfsmitteln.

I.

Von den Schulen ersterer Art ist verhältnismäßig viel nicht nötig zu sagen. Die Nützlichkeit, ja die Notwendigkeit der Erziehung in dieser Richtung wird überall zugestanden. Daß die Schule aus der Kirche herauswachsen muß, daß, wenn eine Gemeinschaft von gläubigen Leuten sich gebildet hat, dann auch ein Hilfsmittel zur Erziehung der Kinder vorhanden sein muß, dies wird wenigstens innerhalb der Grenzen des protestantischen Christentums als allgemeiner Grundsatz angenommen. Es ist jetzt nicht nötig, gegen die Idee anzukämpfen, daß „Unwissenheit die Mutter der Frömmigkeit" ist. Diese Idee hat vielleicht noch etwas Einfluß in entlegenen Winkeln der Missionsgebiete; aber es mag dem Zeitgeiste anheimgestellt bleiben, denselben zu beseitigen.

Dessen ungeachtet ist es angebracht, darauf hinzuweisen, daß in betreff der Schulen zwei verschiedene Fragen in betracht kommen, ob dieselben nämlich als disciplinarisches oder entwickelndes Hilfsmittel dienen. Da ist erst die Frage von der Erziehung jeder Generation in der vollen Erkenntnis des christlichen Glaubens. Zweitens ist da die Frage wie alles, was in dem Ausdruck „Erziehung" inbegriffen ist, dazu benutzt werden kann, die Gaben des einzelnen Menschen zu entwickeln und so ihn mehr und mehr zu befähigen, eine hervorragende Stellung einzunehmen und im späteren Leben einen großen Einfluß auszuüben.

In betreff der ersteren Frage steht es außer Zweifel, daß es nicht richtig zugegangen sein kann, wenn in einer auf heidnischem Boden gebildeten Kirche nicht jede Generation besser im Christentum unterrichtet ist und von demselben mehr beeinflußt wird, so zu sagen, weniger heidnisch ist, als diejenige vor ihr es war. Aber die zweite Frage ist nicht so

[1]) Ein Vortrag auf dem Missionskongreß in Chikago. Im Einverständnis mit dem Verfasser aus dem Englischen übertragen, von Missionar Petersen.

einfach wie die erste, über welche ich so leicht weggekommen bin. Dennoch werden die beiden Fragen oft behandelt, als ob sie nur eine Frage bildeten, und durch Vermengung derselben ist Schaden entstandeu.

Gewiß, es ist die dringende Pflicht einer jeden Missionsgesellschaft, innerhalb ihres Gebietes für die Erziehung der Jugend in der Frömmigkeit zu sorgen. Daraus folgt aber nicht, daß es auch die Pflicht jeder Missionsgesellschaft ist, der Jugend überhaupt, oder auch nur denjenigen, welche wünschen sich Gelehrsamkeit, oder eine sociale Stellung zu erwerben, fortschreitende Bildung, dasjenige, was in Indien unter „höherer Bildung“ verstanden wird, zu bieten. Um entscheiden zu können, wie weit eine christliche Missionsorganisation auf dem letzteren Wege gehen soll, kommen Fragen praktischer Art in betracht. Hier kann keine allgemeine Regel aufgestellt werden. Die christliche Kirche, jeder Zweig derselben, ist für das Wohl derer da, welche ihr angehören, nicht aber um alle, oder auch nur einige in dem Streben nach höherer Bildung oder socialen Stellungen zu fördern. In manchen Fällen ist es am besten, wenn eine Mission und die Christen, welche ihr angehören, sich damit zufrieden geben, nicht nach hohen Dingen zu trachten, selbst dann nicht, wenn das, wonach sie etwa streben möchten, gestattet und lobenswert ist. Man kann jedoch sicher sagen, daß unter den Verhältnissen, in welchen solche Kirchengemeinschaften sich befinden, die aus dem Heidentum heraus entstanden sind, oder auch inmitten des Heidentums noch stehen, sehr viel geschehen sollte, um den Verstand, den Charakter und die Gaben, wenigstens ausgesuchter Jünglinge in solchen Gemeinschaften zu bilden und zu entwickeln. Aus solcher christlichen Gemeinschaft sollte um derer willen, die den christlichen Glauben noch nicht angenommen haben, nur Gutes hervorgehen, sei es groß oder klein, hoch, intellektuell, social oder was sonst. Und ich kann mich dem Gedanken nicht entziehen, daß in dieser Richtung im Laufe der Geschichte der indischen Missionen im ganzen weniger geschehen ist, als wohlweislich hätte geschehen können. Einige Missionen sind in dieser Beziehung frei von Tadel, aber wenn man die indischen Missionen im allgemeinen nimmt, so meine ich, daß in merklicher und unnötiger Weise viel Kraft verloren gegangen ist durch eine gewisse Trägheit, die es nicht zu einer gründlichen und höheren Bildung von Jünglingen dieser und der vorigen Generation der christlichen Gemeinden kommen ließ. Aber die Richtigkeit meiner Meinung, die vorzutragen ich so frei gewesen bin, ist wenig mehr als von spekulativem Interesse. In Wirklichkeit, wenigstens in Südindien, gehen die Dinge, oder sind im Begriff sich zu entwickeln, wie man es in dieser Beziehung nur wünschen kann.

In letzterer Zeit hat man seine Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet, welche Fortschritte der höhere Unterricht unter den christlichen Volksschichten der Madras-Präsidentschaft und der dazu gehörigen eingebornen Staaten gemacht hat. Es ist am Platze hier eine Darstellung dieses Fortschrittes im Unterrichtswesen zu geben.

Jeder höhere Unterricht unter den fünfzig Millionen Südindiens wird geprüft und geordnet durch die Universität von Madras. Die Universität führt ihre Funktionen hauptsächlich vermittelst dreier Examina aus — das Immatrikulations-Examen zu Anfang (Matriculation Examination), das erste Examen in den Künsten in der Mitte (First Examination in Arts) und das Examen des Baccalaureus in Künsten (Bachelor of Arts Examination) am Ende des gewöhnlichen Kursus des höheren Unterrichts. Im Jahre 1880 betrug die Zahl der indischen christlichen Jünglinge, welche die drei Examina bestanden, 88, 14 und 10. Zehn Jahre später, 1890, 144, 53, 45. Der Fortschritt in den Zahlen bleibt in den folgenden Jahren im wesentlichen derselbe. Es ist wahr, der Fortschritt in der Bildung beschränkt sich nicht nur auf indische Christen; in größerem oder kleinerem Maße nehmen andere Kreise der Bevölkerung teil daran. Im Jahre 1880 wurde das Immatrikulations-Examen von 1371, das erste Examen in den Künsten von 167 und das Baccalaureus-Examen in den Künsten von 113 jungen Leuten bestanden, im Jahre 1890 aber waren die Zahlen der Reihe nach 1648, 668 und 359. Beide Reihen Zahlen zeigen einen starken Fortschritt, aber die Zahlen der die Examina bestehenden Christen weisen den größeren Fortschritt auf. In dem mittleren Examen ist der Fortschritt ungefähr derselbe, aber während die Zahl der Immatrikulierten im Jahre 1890 nicht viel größer war als im Jahre 1880, so hatte sich die Zahl der eingebornen Christen, welche in den höheren Unterricht traten, unterdessen beinahe verdoppelt. So auch, während die Zahl aller, welche das höchste Examen bestanden, im Jahre 1890 dreimal so groß war als im Jahre 1880, war die Zahl der Christen, welche dasselbe Examen bestanden, vier einhalb mal so groß als 1880. Es sind Anzeichen genug vorhanden, daß die Bildung innerhalb der Kirche größeren Fortschritt macht, als außerhalb derselben.

In seinen Bemerkungen zu den Zahlen von 1890 macht der Direktor des öffentlichen Unterrichts (Director of Public Instruction) Andeutungen, welche mit dem vorher Gesagten übereinstimmen. Er sagt: „Ich habe öfter hingewiesen auf den Fortschritt in der höheren Bildung auf Seiten des christlichen Teiles der Bevölkerung . . . . In dem B. A. Examen nahm die Zahl der Examinanden unter den Brahmanen, die in Sprachen examiniert wurden, 8 ab, während die Zahl der Christen in demselben Zweige 40 zunahm. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn diese Gemeinschaft dem jetzigen Streben ihrer Lehrer mit Ausdauer folgt, sie dann im Laufe einer Generation in allen höheren Stellungen einen überwiegenden Vortritt erlangen wird, und möglicherweise auch in den Industriezweigen des Landes. Freilich, auf lange Zeit werden die Brahmanen noch das Übergewicht behalten. Im letzten Jahre bestanden nicht weniger als 72 Procent der Kandidaten unter

den Brahmanen im Sprachenzweig des B. A. Examens, während die eingebornen Christen 10.3 Procent lieferten. Diese Zahl ist aber beinahe doppelt so groß, als die der Brahmanen, wenn man die Zahl beider Gemeinschaften in betracht zieht. Nicht-Brahmanen unter den Hindus lieferten nur 16.6, obgleich sie 88 Procent der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die Erfolge des Examens im Sprachenzweige (des B. A. Examens) waren für die eingebornen Christen sehr günstig."

Es muß ferner bemerkt werden, daß dieser Strom der Bildung unter den eingebornen Christen erst zu fließen angefangen hat. Es kann als sicher angenommen werden, daß nach zwanzig Jahren, ja sogar nach zehn Jahren dieser Fortschritt viel höhere Zahlen aufzuweisen haben wird, als es jetzt möglich ist vorauszusagen. In Indien sind die Schulen der eine sichere Weg zu socialem Fortschritt und socialer Macht, und sie werden dies für lange Zeit bleiben. Es scheint demnach, daß wir schon die, freilich noch ferne, aber doch zu berechnende Aussicht haben auf einen Stand der Dinge, da die eingebornen Christen unter der Bevölkerung Südindiens entschieden den höchsten socialen Einfluß und die leitende Macht haben werden. Alles, was auf dem Missionsgebiete für diesen Zweck nötig zu sein scheint, ist nur die gegenwärtigen Hilfsmittel zu erhalten, sie zu entwickeln, wie Gott den Weg weist, und sorgfältig und mit Gebet den Lauf der Veränderungen, welche diese Hilfsmittel wirken, zu überwachen.

Es ist wahr, daß dieser erstaunliche Fortschritt nicht allein, und auch nicht zum größten Teil von der Art von Schulen herrührt, von welchen ich jetzt rede, nämlich von denen, welche als ersten Zweck die Erziehung der Jugend einer schon bestehenden Kirche haben. Der Fortschritt, welcher in letzterer Zeit gemacht ist, muß hauptsächlich den Vorteilen, und noch mehr dem Antrieb zugeschrieben werden, welche das Madras Christian College und andere Institutionen geboten haben, deren Zweck, wie im andern Teil dieses Vortrages gezeigt werden soll, nicht Entwicklung oder Disciplin ist, sondern Vorbereitung. Es kommt aber nicht viel darauf an, welcherlei Art die Hilfsmittel am Werke gewesen sind. Schulen und höhere Schulen, welche gegründet wurden, um die Jugend innerhalb der christlichen Gemeinde zu erziehen und zu bilden, haben das ihrige gethan die Flut in's Steigen zu bringen, welche hinfort dem indischen Volke so viel zeitliches und ewiges Wohl bringen wird. Und alle Missions-Hilfsmittel müssen angesehen werden als solche, welche Teile eines großen Ganzen gegenseitig stützen. Welcher Art auch die Hilfsmittel sind, welche am meisten Erfolg gehabt haben, es ist in Südindien nur wenig mehr nötig, als ein sicherer und gesunder Fortschritt auf dem Wege, welcher ernstlich betreten ist.

Ich denke jedoch, daß ich, bevor ich diesen Teil meines Themas abbreche, auf eine Gefahr hinweisen muß, die verhängnisvoll werden kann,

wenn man nicht mit argwöhnischer Sorgfalt auf der Hut ist. Wo Fortschritt vorhanden ist, da ist auch Gefahr. Das Schiff, welches ruhig vor Anker liegt, befindet sich wenig in Gefahr. Das Schiff, welches seine Reise angetreten hat, kann Schiffbruch leiden, indem es auf Felsen stößt, die zwischen ihm und dem Hafen seiner Bestimmung liegen. Seine einzige Sicherheit ist die, daß es auf die Felsen achtet und sie umgeht. So auch hier. Der Fortschritt in der Bildung der südindischen Kirche, welcher später ihr eine Stellung bringen wird, in der sie unbegrenzte Gelegenheit haben kann Gott zu dienen und Menschen zu segnen, ist unzweifelhaft etwas, darüber man sich freuen kann. Es ist aber die Gefahr vorhanden — den klar sehenden schon offenbar — daß Fortschritt in der Bildung und eine höhere Stellung im Leben den Christen das alleinige oder das hauptsächlichste Motiv ihres Strebens wird. So kann die Kirche in eine Gilde für die zeitliche Wohlfahrt ihrer Söhne verkehrt werden. Es treten oft Klagen auf, welche wirklich, obgleich vielleicht teilweise unbewußt, in der Idee begründet sind, daß die Kirche eine solche Gilde sein muß. Wenn dies aber, oder etwas Ähnliches, die praktische Folge sein soll von dem, was bisher geschehen ist, so würde es besser sein, den Fortschritt etwas rauh zu hemmen. Eine Kirche, welche in einem niederen Stande ist, aber ihres Herrn Willen zu erfüllen sucht, ist ein besseres Mittel den göttlichen Endzweck zu erreichen, als eine Kirche, welche auf's höchste gebildet und gelehrt ist, die Bildung und Gelehrsamkeit aber nur zu ihrem eigenen Vorteil benutzt. Es ist daher notwendig, daß die geistlichen Vorsteher der wachsenden christlichen Gemeinschaft suchen die Familien, das Gemeindeleben und das sociale Leben zu Kanälen der Gnade Gottes zu machen. Es ist notwendig, daß diejenigen, welche die strebsamen Glieder dieser Gemeinschaft unterrichten und bilden, dieselben lehren, daß Gelehrsamkeit nicht an und für sich der Zweck ist, sondern ein Mittel, dadurch Gottes Absichten in bezug auf die Menschen ernstlich gefördert werden sollen. Es ist eine schreiende Notwendigkeit, durch solche Mittel in angemessener Weise das geistliche Leben zu vertiefen, wenn nicht die Bildung der südindischen Christen und christlichen Gemeinschaften ein Fluch werden soll anstatt ein Segen.

In einem kurzen Vortrage, wie dieser, scheint es mir genug zu sein dies im ersten Teile gesagt zu haben, nämlich, daß die Schulen als ein Hilfsmittel anzusehen sind, um die wachsende christliche Kirche zu bilden, zu erziehen und zu kräftigen.

II.

Es scheint mir erforderlich von Schulen als vorbereitenden Hilfsmitteln etwas ausführlicher zu reden. Schulen als solche anzusehen ist nicht so allgemein.

Die Gedanken, welche dieser und so vielen anderen untergeordneten Missionsunternehmungen zu Grunde liegen, sind nicht neu. Es ist Gottes Weise in der Natur, wie in der Gnade von vorbereitenden Mitteln großen Gebrauch zu machen. Die lange Vorbereitung des Volkes Israel auf die volle Offenbarung der erlösenden Liebe zu verfolgen und ihr nachzuspüren ist eine Lieblingsarbeit vieler frommer Herzen. Es ist ja etwas ganz Gewöhnliches zu sagen, daß die römische Welt von Gott für das Christentum vorbereitet war, oder daß für jede große Reformation, oder für jeden anderen Schauplatz der Entfaltung seiner Macht Gott Vorbereitungen machte, obgleich dieselben, die jetzt in der Geschichte so klar wie die Sonne sind, vor den Menschen jener Vorbereitungszeiten verborgen waren. Das Evangelium sagt in bestimmten Ausdrücken, daß die Arbeit des Erlösers eines Vorläufers bedurfte, eines Vorläufers, welcher auf einem niedrigeren Standpunkt als er selbst, ja sogar als seine Jünger, stand und stehen blieb. „Der Geringste im Himmelreich ist größer als er." Es ist unzweifelhaft ein natürliches, menschliches Vorurteil, daß, wenn Gott im Begriff ist etwas zu thun, sein Arm in der ganzen Majestät einer plötzlichen Veränderung erscheinen muß. Die geringste Überlegung zeigt, daß dieses nur ein Vorurteil ist, und daß das wahre Zeichen der gewöhnlichen Werke Gottes das ist, daß sie nicht plötzlich geschehen; erst wenn sie vollendet sind, tritt es deutlich hervor, daß es von Stufe zu Stufe gegangen ist. In allem diesem ist nichts neu und nichts zu bestreiten.

Ferner, die Diener Gottes haben immer (mit mehr oder weniger Einsicht in die Bedeutung dessen, was sie thaten) nach dem Grundsatz gehandelt, daß untergeordnete, vorbereitende Mittel — bildende Mittel verschiedener Art — zu gebrauchen seien bei der großen Aufgabe die Menschheit dahin zu bringen, daß sie sich in Christo freue. Es waren hauptsächlich die großen Mönchsorden, solange dieselben noch etwas von ihrer ursprünglichen Kraft besaßen, welche in Europa das Christentum erhielten und ausbreiteten in der Zeit, als die rauhen Geschlechter des Nordens unter das sanfte Joch Christi gebracht wurden. Diese Gemeinschaften waren die Mittelpunkte für allerlei Arten des menschlichen Strebens. Mit ihnen organisch verbunden waren die Schulen, die Hospitäler, der Ackerbau und die Warenhäuser. Der vornehmlichste Zweck

aller dieser Unternehmungen war — in der Theorie ganz, und in der Praxis zum Teil — daß sie Hilfsmittel sein sollten die Herzen der Menschen der Wahrheit zu öffnen und sie der Herde Christi zuzuführen.

Aber, nach einem unklaren Grundsatz zu handeln ist eins; ein anderes ist einen Grundsatz zum klaren Verständnis zu bringen und mit überlegter Absicht ihn auszuführen. Die größten Entdeckungen sind oft im Grunde nichts mehr als eine Darstellung und Anwendung der Gesetze und Ursachen, welche beständig in der Natur wirksam sind und welche deshalb im eigentlichen Sinne des Wortes durchaus nichts Neues sind. So sind auch Schulen als Hilfsmittel nur im zweiten uneigentlichen Sinne etwas Neues. Die deutliche Anwendung des unklaren Grundsatzes muß dem Dr. Inglis in Edinburg zugeschrieben werden, welcher die erste Komitee der indischen Mission der schottischen Kirche zusammen rief. Im Jahre 1818, eine ganze Reihe Jahre früher als seine Kirche als solche die Missionsarbeit begann, erklärte Dr. Inglis in einer Predigt, bei einer öffentlichen Gelegenheit, das Princip, welches er später praktisch auszuführen in großem Maßstabe half. Er hielt dafür, daß es unbestritten sei, daß — um seine eigenen Worte zu gebrauchen —

„ein Mensch von Verstand, der zu denken und Schlüsse zu machen gewohnt ist, vor andern befähigt ist beides, die Beweise der christlichen Lehre und ihre Anwendung auf menschliche Bedürfnisse zu würdigen.“ Aus diesem zog der Prediger den praktischen Schluß, daß „Schulen für den Unterricht der Jugend in allen Zweigen nützlicher Kenntnisse (weltlicher wie religiöser) anzusehen sind als solche, die einen Grund legen für den Erfolg aller anderen Mittel, welche benutzt werden zur allgemeinen Ausbreitung des Evangeliums.“ „In solchen Schulen,“ sagt er, „ist es möglich die Herzen in den frühesten Jahren anzufassen, ... und, indem die göttliche Wahrheit zur Annahme empfohlen wird, die Gabe zur Schätzung der Wichtigkeit und der Beweise der göttlichen Offenbarung nach und nach zu entwickeln und zu kräftigen.“

Aber hat nicht diese Darstellung, so mag gefragt werden, in Wirklichkeit die Bedeutung, daß Kultur zur Seligkeit nötig ist? Wird also dadurch nicht die Gnade Gottes beschränkt? „Nein“, sagt Dr. Inglis, „es würde die höchste Vermessenheit sein sagen zu wollen, in welchem Grade es der Übung eines verständnisvollen Gemütes bedarf zu unserer Annahme des Glaubens an das Evangelium. Wir sind in der Hand dessen, der uns schuf, und nicht nur kann er uns bilden nach seinem Willen — Er kann seine Gnade wirksam machen, wie es ihm weise und gut deucht, um die Mängel, welche durch die Schwäche oder das Fehlen irgend einer natürlichen Anlage oder Eigenschaft vorhanden sind, zu ergänzen. Aber es ist unzweifelhaft Gottes Weise, sich an unsere natürlichen Anlagen und Eigenschaften zu wenden, um diese unseren geistlichen Bedürfnissen dienstbar zu machen; um das wenigste zu sagen: es ist sehr gewöhnlich, daß seine Gnadenabsichten in dieser Weise sich erfüllen.“

Oder, wiederum, es mag gesagt werden, daß die ganze Thätigkeit, welche so empfohlen ist, die evangelischen Wahrheiten verdeckt, daß sie statt des lebendigen Glaubens nur bloßes Kopfwissen wirkt und die Wirkung des heiligen Geistes ausschließt. Hören wir Dr. Inglis Antwort, die er in Vorempfindung solcher Rede giebt: „Daß der Unglaube,“ sagt er, „einem bösen und verderbten Herzen zugeschrieben werden muß, ist nur zu wahr. Das halsstarrige Festhalten des Herzens an dem Bösen hat sich erfahrungsmäßig als genügend erwiesen den stärksten Beweisen entgegen zu wirken, und obgleich nur der Gnadengeist die verderbten Neigungen des Herzens wirksam unterjochen kann, gefällt es doch Gott in diesem Falle, wie in anderen, seine Absicht durch Vermittelung natürlicher Mittel zu erfüllen. Die innere Vortrefflichkeit der christlichen Lehre und ihre Anpassung an unsere geistlichen Bedürfnisse sind durch Gottes Gnade dem Auge des Gemütes ausgesetzt, die Vorurteile des verderbten Herzens werden dadurch überwunden und unsere Neigungen, anstatt wie früher den äußeren Beweisen der Wahrheit zu widerstehen, wirken mit den Beweisen zusammen unsern Glauben an das Evangelium zu begründen.“

Die Grundsätze, welche durch diese Citate angegeben sind, sind diejenigen, nach welchen die Schul-Missionsarbeit der schottischen Kirche immer betrieben worden ist und noch betrieben wird. Beides, nach ihrer Theorie wie nach ihrer Praxis, behauptet diese Kirche, daß, während die einfache Darstellung der Botschaft von der Vergebung der Sünden und der Liebe durch das Kreuz Christi die höchste Form des christlichen Strebens und das eigentliche Mittel zum Bau der Kirche ist, doch dem göttlichen Plan gemäß noch Raum und Notwendigkeit vorhanden ist für geringere Mittel in helfender Unterordnung unter denselben zu arbeiten. Es ist das Streben dieser Kirche gewesen, durch das Studium von Gottes gewöhnlicher Handlungsweise ein Mittel zu werden diese wirksam durchzuführen, den Weg zu gehen, den Gott für seine Absichten benutzt und, nicht eigne Ehre suchend, mit Bewußtsein und darum schneller ein Werk zu thun, das irgendwie gethan werden muß, wenn Gottes Absichten in irgend einem Lande, oder unter irgend einem Volke völlig ausgeführt werden sollen. Dieses war der Gesichtspunkt der Komitee der schottischen Kirche für indische Mission, die, mit Dr. Inglis an der Spitze, 1825 zusammen trat. In dem ersten Briefe dieser Komitee an „das schottische Volk“ kommen folgende bezeichnenden Worte vor:

„Daraus, daß wir so viel gesagt haben von Schulen und anderen Bildungsanstalten, darf nicht der Schluß gezogen werden, daß wir auch für einen Augenblick nur das mehr direkte Mittel unsern Zweck zu erreichen aus den Augen lassen, nämlich die Predigt des Evangeliums an die heidnische Welt .... Es ist im Dienste für den Erfolg der Predigt, daß wir in diesem Falle unsere Arbeit der Jugend widmen wollen.“

Diese Grundsätze sind durch ein langes und ernstes Leben hindurch,

von 1830 bis 1863 (oder einschließlich seiner Arbeit in der Heimat bis 1878) von Dr. Duff, mit Hilfe von Kollegen, die, wenn auch nicht so berühmt, doch eben so treu waren wie er selbst, ausgeführt worden. Dieselben Grundsätze wurden sehr bald im westlichen Indien durch Dr. Wilson und Dr. Murray Mitchell angewandt. Der erstere von ihnen hatte früher einer schottischen Gesellschaft angehört, die sich auflöste, als die schottische Kirche in ihrer Gesamtheit sich der Heidenmission zuwandte. Dieselben Grundsätze wurden auch, nachdem sie sich sieben Jahre lang in der Praxis bewährt hatten, von Mr. Anderson und seinen Mitarbeitern in Madras durchgeführt. Dieselben wurden überall für anwendbar, besonders aber von großem Werte für ein Land wie Indien gehalten, wo Kaste und uralte Sitte eine Mauer gleich einer uneinnehmbaren Festung um die Masse des Volkes aufgerichtet hatten, die dieses schützte gegen das Eindringen neuer Einflüsse und Gedanken. Die Menschheit ist ein organisches Ganzes. Innerhalb dieser großen Einheit ist jede ausgeprägte Rasse und jedes ausgeprägte Volk ein organisches Ganzes. Mehr als alle ist das Hinduvolk in Indien im Gegensatz zu den Mohammedanern auf der einen Seite und den Nicht-Hindus, oder den nur wenig hinduisierten Stämmen auf der andern, ein organisches Ganzes. Einflüsse, welche irgend einen Teil dieser, durch alte Erbschaft eines gemeinsamen Gedankens und einer gemeinsamen Sitte verbundenen Gemeinschaft berühren, breiten sich mächtig in derselben aus, etwa wie Medizin oder Gift ihre Wirkung auf den körperlichen Organismus ausüben. Die Hauptsache ist ein Mittel zu finden, durch das von innen heraus an einer solchen Gemeinschaft gearbeitet werden kann. Es ist leicht, Einflüssen, so gut und stark dieselben auch sein mögen, mit Erfolg zu widerstehen, wenn sie außerhalb der Gemeinschaft bleiben. Gelingt es innerhalb der Gemeinschaft einen Einfluß zu gewinnen, so wird ganz gewiß ein Wechsel bemerkbar werden, und derselbe kann schnell entstehen.

Mit solchen Absichten wurden Schulen, von denen einige gelegentlich sich zu hohen Schulen entwickelten, gegründet. In diesen sollten die Gemüter solcher, welche innerhalb der Hindugemeinschaft stehen, gebildet und erzogen werden, die dann nicht unterlassen würden die Gemeinschaft in allen ihren Gedanken zu beeinflussen. In solchen Schulen sollten alle Wahrheiten, welche behilflich sein können Gedanken und Charakter recht zu bilden, nach den Grundsätzen, welche Dr. Inglis aufgestellt hatte, eingeprägt werden, je nachdem sich Gelegenheit bot, und alle sollten so eingeprägt werden, daß die Offenbarung der Liebe, der Schlüssel zur Geschichte der Menschheit und der Keim allen Fortschrittes, in den Vorder-

grund treten würde. Als die hauptsächlichste unter diesen Wahrheiten sollten die Worte der Schrift, und besonders die Worte Christi studiert werden. Die heilige Schrift sollte die Lanzenspitze, alle anderen Wissenschaften sollten der gut passende Schaft sein. Die heilige Schrift die heilende Essenz, alle anderen Wissenschaften das angemessene Gefäß, in welchem sie dargereicht werden sollte.

Es gehört nun aber in den Plan dieser von Gott gelenkten Welt — mag man es erklären wie man will, — daß die Ausführung des heiligsten Grundsatzes, und wenn sie auch die einfachste ist, mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat und nur durch anhaltende Geduld und anhaltenden Fleiß erfolgreich wird. Die volle Einrichtung dieser Schulen, den rechten Ort und die rechte Herrschaft für sie zu gewinnen, bildeten keine Ausnahme dieser Regel. Es gab Hindernisse und Verzögerungen und Versuchungen, bald so bald so, von dem wahren Ideal abzuweichen. Dessen ungeachtet wurde es bald bemerkbar, daß eine Macht in Thätigkeit getreten war, welche alle, die darnach strebten, die Herrschaft Christi in Indien zu gründen, in Rechnung ziehen mußten. Es gingen deshalb nicht viele Jahre vorüber, ehe die meisten der Missionsgesellschaften, besonders in Südindien, in derselben Weise arbeiteten wie die schottische Kirche vorangegangen war. Missionen eröffneten Hochschulen an vielen Mittelpunkten, von denen einige Colleges geworden sind.

Wenn nach Gottes Anordnung jede neue Stufe des Werkes Gottes durch besondere Schwierigkeiten bezeichnet ist, so finden wir ebensowohl, daß bei solchen Stufen immer besondere Ermutigungen und besondere Hilfen vorhanden sind. In jenen Tagen waren der Schüler in den schottischen Schulen nur wenige und der Einfluß der Missionare auf jeden unter diesen verhältnismäßig recht groß. Und der Geist Gottes arbeitete mächtig. Ehe viele Jahre vorübergegangen waren, gab es junge Leute, die sich von dem, was sie von der Liebe Christi gelernt hatten, gedrungen fühlten in die Reihen der christlichen Kirche überzutreten. Sie waren die ersten, und für manche Jahre waren sie die einzigen Beispiele unter denen, welche der eigentlichen Hindugemeinschaft angehören, die ihr Los mit den getauften Nachfolgern des Heilandes warfen. Es mag ja nun mehr der vollkommen gerechte, obgleich etwas seichte Wunsch gewesen sein, Bekehrte aus einer Volksklasse zu bekommen, die bisher für unzugänglich gehalten worden war, als das richtige Verständnis des Grundsatzes, der hier in betracht kommt, welche so viele Missionsgesellschaften dazu bewog, Schulen für höhere Bildung unter den Hindus zu gründen. Oder, es würde vielleicht wahrer und auch gütiger sein zu glauben, daß beide Motive in

verschiedenen Graden sich unbewußt vereinigten und in verschiedenen Fällen abwechselten. Eine höhere Weisheit, als die der Menschen, lenkt den wirklichen Fortschritt in den Formen christlicher Thätigkeit. Denjenigen, welche den Anfang machen, sind oft die Ziele, nach denen diese Weisheit trachtet, eben nur der Beweggrund, der sie veranlaßt, die Vermittler derselben sein zu wollen.

Es ist Ursache vorhanden zu glauben, daß sogar in der schottischen Kirche und den schottischen Missionen vielfach von dem fundamentalen Grundsatz abgewichen wurde. Die Taufen in jenen früheren Jahren und das Staunen, das durch dieselben erweckt wurde, gaben Veranlassung zu der halb ausgesprochenen Idee, daß es der einzige Zweck sei, um dessentwillen Schulen angefangen seien, so viele einzelne Individuen als möglich und so bald als möglich zu bekehren. Ja, man begann sogar zu denken, daß man die apostolische Weise des Missionierens gründlich verbessert habe. Man machte gewissermaßen den Versuch die Kirche aus der Schule heraus wachsen zu lassen, dasjenige an die erste Stelle zu setzen, was untergeordnet und nur ein Hilfsmittel sein soll. Eine solche Verkehrung der göttlichen Ordnung konnte nicht bleibend sein; noch waren diese Ideen imstande den Hauptstrom des schottischen Missionsstrebens abwärts zu führen. Es scheint jedoch gewiß zu sein, daß selbst in Schottland viele der treuesten Missionsfreunde nicht imstande waren zu unterscheiden zwischen Nebenerfolgen, die wohl würdig waren als Zeichen göttlicher Zustimmung erkannt zu werden, und dem großen Vorbereitungswerke, welches diejenigen in so hervorragender Weise begonnen hatten, welche Gottes gewöhnliche Wege studierten, und deren Wunsch es war, Werkzeuge in Gottes Händen zu sein. Es wurden darum Erwartungen gehegt, die ein wenig Nachdenken über die gewöhnliche Weise der göttlichen Verfahrungsart als vergebliche erweisen mußte. Als die unausbleibliche Enttäuschung kam, schien es, als ob das System, welches Dr. Inglis entworfen, und Dr. Duff praktisch ausgeführt hatte, zusammenbrechen sollte. Ohne Zweifel haben auch andere Ursachen mitgewirkt, als es aber etwa um das Jahr 1855 herum allgemein bekannt wurde, daß der Bekehrten, welche direkt aus den Schulen getauft wurden, verhältnismäßig wenige waren, da war es für eine Reihe von Jahren kaum möglich, tüchtige Leute, oder überhaupt welche zu bekommen, die bereit waren die Arbeit fortzusetzen, oder Missionsarbeit aufzunehmen, die mit Schulen in Verbindung stand. Zusammen aber mit einem besseren Verständnis in der schottischen Kirche von dem, was ihre Schulmänner imstande waren zu thun und nach dem göttlichen Plane thun sollten, trat ein bemerkenswerter Wechsel ein. Hiervon werde

ich ein Beispiel geben, das zwar extrem, aber anschaulich ist. Es ist ein Beispiel, von dem ich frei reden kann, da ich vollkommen damit bekannt bin.

Im Jahre 1863 hatte die schottische Freikirche nur zwei schottische Missionare in Südindien, wo sie früher wenigstens fünf oder sechs gehabt, und so viele zu haben auch immer in der Absicht gelegen hatte, und wo sie Arbeit für noch mehr hatte. Dies kam nicht daher, daß ihr die Mittel fehlten, obgleich in dieser Beziehung auch Schwierigkeiten in Sicht waren. Es kam hauptsächlich daher, daß die Herzen der Menschen einem Werke gegenüber erkaltet waren, das nur wenig verstanden wurde, und daß, wenn es überhaupt verteidigt wurde, dies nur aus solchen Gründen geschah, welche die Erfahrung nicht zu bestätigen schien. Selbst von den beiden Schotten, welche 1863 am Werke standen, war der eine nur deshalb nach Indien gekommen, weil seine Kirche ihm die Schuld auf's Gewissen gelegt hatte, es abgelehnt zu haben einen Posten anzunehmen, wo Hilfe sehr nötig war, und weil er es für besser hielt, daß er den Posten bekleidete, als daß derselbe unbesetzt bliebe. In späteren Jahren, als die Kirche angefangen hatte das Werk, welches in Indien begonnen war, einigermaßen richtig zu verstehen, haben in Wirklichkeit vierzehn Männer den Platz eingenommen, den früher dreißig Jahre lang zwei zu halten sich abgemüht hatten. Zehn von ihnen haben das Werk des christlichen Schulwesens auf der Basis, die zu Anfang angegeben ist, fortgeführt, und es sind keine Schwierigkeiten mehr vorhanden ihre Zahl voll zu halten. Es ist ein Wetteifer entsprungen unter wählbaren, fähigen Männern, nicht allein in der Freikirche Schottlands, die alle gern ernannt werden wollen, wenn eine Vakanz entsteht. Dies ist ein Wechsel seit der Zeit, da es notwendig war für die Kirche das ganze Gewicht ihrer Autorität geltend zu machen, um solche, die sich nicht besonders berufen fühlten, zu drängen, und selbst so nur einige von vielen Vakanzen gefüllt werden konnten. Die anderen vier von den vierzehn haben keine Verbindung mit Schulen. Sie sollen das Werk thun, für welches die Schulen nur Hilfsmittel sind, und ihr Teil dazu beitragen durch die „thörichte" Predigt eine Kirche in Indien zu gründen. Sie sollen auf dem Fundament bauen, das christliche Schulen gelegt haben, und durch die Thür eingehen, welche durch diese geöffnet ist.

Es wird nicht behauptet, daß dieser bemerkenswerte Wechsel allein dem Umstande zu verdanken ist, daß die Arbeit der christlichen Schule jetzt besser verstanden wird. Auch andere Ursachen sind wirksam gewesen, die hier zu erwähnen gleichgiltig ist. Es ist aber gewiß, daß die Hauptursache zu diesem heilsamen Wechsel diejenige ist, welche ich angegeben habe. Die Erfahrungen aller schottischen Missionare, welche den Weg verfolgen, der von Dr. Inglis vorgezeichnet ist, sind im wesentlichen dieselben gewesen. Die bessere Auffassung ihres Grundsatzes und ihrer Amtsverrichtungen, welche seit etwa zwanzig Jahren Fuß zu fassen begann, ist begleitet gewesen von einer Zunahme der Zahl fähiger Männer, die sich freuen sich ihnen zugesellen zu dürfen, und von einer Zunahme des Interesses an ihrem Werke.

Doch bei diesem Punkte mag mit Recht gefragt werden wie weit

diese vorbereitenden Schulen in Wirklichkeit dem Triumphe des Evangeliums den Weg gebahnt haben. Die Frage ist innerhalb meiner engen Grenzen nicht völlig zu beantworten. Etwas muß jedoch darüber gesagt werden.

Das Ziel derer, welche in dieser Weise arbeiten, ist, Werkzeuge zu sein, um in den Gedanken, dem Charakter und den Richtungen der Menschen einen Wechsel hervor zu bringen, welcher, der gewöhnlichen Ordnung dieser Welt entsprechend, zur vollen Entfaltung der Absichten Gottes notwendig ist, und diesen Wechsel zu beschleunigen. Eine göttliche Vorbereitung ist aber noch niemals eine kurze und leichte Sache gewesen. Es ist nicht eine einzelne Mauer, die niedergerissen, nicht eine einzelne Thür, die geöffnet werden muß. Soll das Werk mit irgend einem Vorgang in der Natur verglichen werden, so ist es dieser, wie durch verborgene Mittel von unten und durch wiederkehrende Zeiten des Regens und des Sonnenscheins von oben die Fruchtbarkeit des erschöpften Erdbodens erneuert wird. Oder, wenn es mit einem menschlichen Werke verglichen werden soll, so ist es besonders das Graben eines Kanals, durch welchen große Schiffe von einem Ocean zum andern, die weit voneinander getrennt sind, fahren sollen. Bei solch einer Arbeit ist vieles nötig, ehe es dem Auge ersichtlich wird, daß dieselbe fortgeschritten ist. Nun ist vorher gezeigt worden, daß seit den sechzig Jahren, seitdem das vorbereitende Schulwesen begonnen wurde, es durchaus nicht immer mit dem rechten Verständnis fortgeführt worden ist, und auch jetzt wird es nur zum Teil so fortgeführt. Und die Einführung christlicher Gedanken vermittelst einer fortgeschrittenen Schulbildung ist nicht der einzige Zweck gewesen. Andere Gedankenformen, als die christlichen, haben sich notwendigerweise auch denjenigen dargestellt, die aus der Erstarrung aufgerüttelt wurden, welche ihr Geschlecht seit Jahrhunderten fesselte. Die Eigenschaft des Sauerteigs des Evangeliums ist Leben zu wirken; er hat überall Leben gewirkt, Widerspruch sowohl wie Beifall, selbst in den Ländern, wo er am kräftigsten ist. Er verkündigt Frieden auf Erden, und bringt doch nicht Frieden, sondern das Schwert. Jede Gedankenrichtung, welche in Europa und Amerika Widerspruch erweckte, welchen Namen sie auch haben mag, hat in Indien ihre Repräsentanten gefunden, oder ist im Begriff solche zu finden. Solche Gedankenformen finden in Indien passende Kanäle, die bereit sind sie aufzunehmen. Der Hinduismus ist nicht der Götzendienst und entwurzelte Polytheismus von Wilden. Der Götzendienst, welcher sich im Hinduismus so verbreitet hat, daß er dem oberflächlichen Beobachter als Hinduismus selbst erscheint, ist nur eine Korruption und ein

Auswuchs. Im Innern giebt es Richtungen so erhaben, und philosophisch so fein wie diejenigen, welche die Umgebung der ersten Kirche in Ephesus und Alexandrien beherrschten. Diesen hat die Berührung mit der christlichen Bildung neues Leben gegeben, wie es in der Natur der Sache lag, daß sie thun mußte. Weniges ist in dem Indien von heute so in die Augen fallend, als der Versuch christliche Gedanken, christliche Ethik und so viel als möglich von dem christlichen Geist in die alten Systeme hinein zu lesen. Es sind etliche, bei denen der neue Einfluß am stärksten hervortritt, allen Ernstes dabei dieses zu thun, und es wird nicht lange währen, bis ihre Zahl sich mehrt. Einige thun es mit dem eitlen Wunsche die Ausbreitung des Christentums zu hemmen. Andere thun es mit dem Bewußtsein, daß sie selbst, sowohl wie diejenigen, welche von ihnen beeinflußt werden, auf dem Wege zu einem vollen Bekenntnis zu Christo sind. Während sie alle aber so beschäftigt sind, einerlei mit welcher Absicht, haben sie unterdessen den Beifall der Menge, welcher in oberflächlicher Weise die Sitten der Vergangenheit teuer sind, und der laute Beifall der Menge entschuldigt die Feinde und die Gedankenlosen bei ihrer Behauptung, daß der einzige Erfolg der christlichen Schulbildung die Neubelebung des Hinduismus ist. Es ist nicht nötig solchen Männern, welche darüber nachgedacht haben, wie die Menschheit wirklich erzogen wird, zu beweisen, daß eine solche Phase, wie diese, notwendig kommen mußte. Die Thatsache, daß sie in Indien gekommen ist, muß für solche Männer ein wichtiger Bestandteil ihres Beweises sein, daß die göttliche Vorbereitung stattgefunden hat, einerlei wie es auch angesehen wird von denjenigen, welche die Oberfläche als ein Zeichen des Mißerfolges betrachten.

Da alles dies in's Gewicht fallen muß, so kann es nur eine Hauptantwort zu der Frage geben, ob die Schulen der zweiten Art, von denen ich rede, dasjenige in redlichem Maße gewirkt haben, was von ihnen erwartet wurde. Es giebt viele Schwierigkeiten und Hindernisse, von denen einige lange vorauszusehen waren, und andere sind in unerwarteter Weise und von unerwarteten Seiten entstanden. Es sind aber Beweise genug vorhanden, daß die vorbereitende Wirkung der Schulbildung eine tiefe und gesunde ist, und daß die Schulen die Aussicht haben in der Zukunft als vorbereitende Hilfsmittel in der Mission noch wirksamer zu werden. Es sind gute Beweise da, daß die Schulen als Hilfsmittel gesegnet gewesen sind und noch sind, mehr als die meisten anderen Hilfsmittel, welche benutzt werden, um „auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott" zu machen.

Diese Beweise so zu führen und so zu beleuchten, daß ihr Gewicht von

denen empfunden wird, welche keine indische Erfahrung haben, ist einfach unmöglich in einem Vortrage, der nicht mehr sein kann als ein grobes Gerippe von diesem großen Thema. Es würde eine angenehme Aufgabe sein, den Beweis zu führen, aber es ist hier unmöglich. Nur eine weniger direkte Art der Beweisführung bleibt mir offen.

Die besten, wenn nicht die alleinigen Richter in diesem Falle sind diejenigen, deren persönliche Aufgabe es ist, zu wissen was Wohlwollen für, oder Widerwillen gegen die Arbeit wirkt, der sie ihr Leben widmen. Wie alle Sachen, welche in irgend einer Weise neu sind, der Kritik ausgesetzt sind, so waren auch die vorbereitenden Missionsschulen — und zwar mit Recht — bei ihrem Beginn der Erörterung und der Kritik ausgesetzt. Noch bis heute sind ihre Grundsätze und ihre Praxis hervorragende Themata in den Konferenzen der Missionare. Viele der früheren dieser Konferenzen standen im Zweifel ob derselben. In der ersten allgemeinen indischen Konferenz, die 1872 in Allahabad gehalten wurde, trat man heftig gegen sie auf. Es sei jedoch zugegeben, daß die Nützlichkeit und der hohe Wert der Schulen zur Zufriedenheit aller christlicher Arbeiter, die zugegen waren, festgestellt wurde. Im Jahre 1879 wurde von 117 Missionaren Südindiens und Ceylons eine Konferenz in Bangalore abgehalten. Dieselbe war im Verhältnis von mehr als vier zu eins von Männern zusammengesetzt, welche zur vorbereitenden Schularbeit keine persönliche Beziehung hatten, die aber den Erfolg, welchen dieselbe unter den Hindus erzielt hatte, kannten. Auf den Antrag von Missionaren, deren Beruf das direkte Predigen war, hielt diese Konferenz es für weise eine Resolution zu Protokoll geben zu lassen, welche eine Kommission, die aus lauter solchen Missionaren bestand, aufgestellt hatte. Diese Resolution lautete so, daß vorbereitende Schulen, welche die Mitglieder der Konferenz in ihren Umgebungen arbeiten sahen, des vollkommenen Vertrauens und der Unterstützung der ganzen Kirche würdig seien. Sie wurde einstimmig angenommen; nicht eine Stimme war dagegen. In neueren Konferenzen sind solche Resolutionen nicht gefaßt worden, teils, weil sie nicht mehr nötig sind, teils auch, weil die Konferenzen so schwerfällig geworden sind, daß Erörterungen unmöglich und darum die Aufstellung von Resolutionen unerwünscht geworden sind. Was jedoch auf der letzten dieser Konferenzen, die zu Ende 1892 in Bombay versammelt war, sich zutrug, ist bezeichnender, als irgend eine Resolution. Es fand eine vorübergehende Erneuerung des Angriffs gegen die Art von Schulen, von denen jetzt die Rede ist, statt. Ausdrücklich wurde gesagt, daß die Kritik heftig und unwiderstehlich sein sollte. Als die Erörterung an die Reihe kam, fand es sich, entweder weil keine Gegner zugegen waren, oder, weil diejenigen, welche zugegen waren, durch die Macht der Meinung derer, die sie umgaben, sich entmutigt fühlten, daß buchstäblich kein einziger da war, der etwas anderes als Beifall für die Schulen, die in Frage standen, hatte. Einzelne kritische Bemerkungen, welche vorgebracht wurden, beschränkten sich darauf zu sagen, daß die vorbereitenden Schulen noch nicht so wirksam seien, wie sie wohl sein könnten, und daß sie der Verbesserung noch fähig seien. Dies anzuerkennen war natürlich niemand bereiter, als diejenigen, die es am meisten anging.

Obgleich solche Übereinstimmung unter denen obwaltet, welche am meisten befähigt sind zu richten, ist es nur gerecht zu erwähnen, daß der Konsensus des Beifalls noch nicht allgemein ist. Die eigentliche Ursache, daß so viel gegen die Schularbeit gesprochen wird, sind diejenigen, welche für die Arbeit der Kirche überhaupt keine Liebe haben, und immer bereit sind harte Urteile zu fällen über dies Hilfsmittel in der Missionsthätigkeit. Aber nicht diese allein, sondern auch andere mißbilligen es, denen man obiges nicht vorwerfen kann. Einzelne, doch auf keinen Fall alle, welche Indien auf ein paar Wochen oder Monate besuchen und finden, daß Gottes Wege nicht so kurz und leicht sind, wie zu wünschen so natürlich ist, erklären, daß alles ein Mißerfolg ist. Sie gleichen darin Menschen, welche, ob sie auch selbst noch keinen Berg bestiegen haben, anderen vorwerfen, daß sie nicht in einem Lauf vom Boden an direkt nach der Spitze des steilen Felsens hinaufsteigen. Sie vergessen, daß diejenigen, welche nicht nur davon sprechen, sondern wirklich die Absicht haben die Bergspitze zu erreichen, manchen Umweg machen, bald hier, bald dort es versuchen müssen und manche Enttäuschung erleben; daß sie oft quer und auch wieder niederwärts gehen müssen, ehe sie den Abhang erreichen, an dem sie endlich zur Spitze hinaufsteigen können. Es giebt auch indische Missionare, die unter Volksklassen außerhalb der kultivierten Hinduwelt arbeiten und in deren besonderem Arbeitsfelde die vorbereitenden Mittel anderer Art sind. Etliche unter diesen scheinen zu denken, daß Hilfsmittel, deren sie nicht bedürfen, überhaupt nicht notwendig seien, obgleich die meisten von ihnen brüderlich genug sind, um wenigstens in einer Sache, die nach Gottes Führung zu erforschen sie nicht berufen sind, zu schweigen.

Zum Schluß bitte ich um Nachsicht, daß ich noch zwei Bemerkungen hinzufüge, die zu unterlassen aus manchen Gründen unrecht sein würde. Die eine ist allgemeiner, die andere besonderer Art. Die allgemeine Bemerkung ist die, daß die Grundsätze, welche der zweite Teil meines Vortrages enthält, nicht auf Schulen allein sich beziehen. Sie beziehen sich ebensowohl auf eine ganze Reihe anderer Hilfsmittel. Sie beziehen sich auf die Verbreitung einer gesunden Literatur; sie beziehen sich auf medizinische und industrielle Unternehmungen in der Mission. Sie beziehen sich in Indien auf die Senana-Arbeit, in Afrika auf die Bemühung das Christentum den Menschen vermittelst Kolonisation und Handel näher zu bringen. Diese Hilfsmittel und andere, ihnen ähnliche, sind im Keime schon wirksam. Sie werden sich weiter entwickeln und ihre Zahl wird sich mehren, jemehr die Bedeutung der Aufgabe, die Welt unter den Gehorsam Christi zu bringen, erkannt wird. Dieselben Grundsätze liegen diesen Unternehmungen zu Grunde, wie den Schulen, in ihrer vorbereitenden Bedeutung. Würde der Versuch gemacht werden, irgend eine derselben an die Stelle der einfachen Verkündigung der erlösenden Liebe durch den Mund und das Leben gottesfürchtiger Männer zu setzen, so würde der Erfolg ein jämmerlicher sein. Werden sie aber als Hilfs-

mittel zu dieser Hauptaufgabe angesehen, zur Erlangung der vollen Erfolge der Predigt vorbereitend, dann werden die Lehren, welche sie der Kirche bieten, unzählbar sein, und die Macht, welche sie den Männern, die die Arbeit der Kirche thun, geben werden, wird unermeßlich sein. Vielleicht liegt der größte Segen noch in dem rückwärts wirkenden Einfluß auf die Kirche, den solche Unternehmungen ausüben. Es ist wahrlich gut, daß die Arbeit, die Welt für Christum zu gewinnen, nicht so einfach und leicht ist, als manche zu denken scheinen, ein Werk, das nur unternommen zu werden braucht, um auch schon gleich vollendet zu sein. Denn es ist in der Ausübung dieses großen Werkes, in dem Begegnen jeder neuen Schwierigkeit, so wie sie entsteht, im Lernen, wie Gott in allen Dingen handelt, lebt und regiert — es ist so und kann niemals anders sein — daß wiedergeborne Männer in Berührung kommen mit dem ewigen Vater und bereitet werden die Bürde der Ehre und des Ruhmes zu tragen.

Die besondere Bemerkung werde ich so kurz als möglich fassen. Es ist diese, daß, wie die Vorbereitung von Stufe zu Stufe fortschreitet, der Unterschied zwischen den zwei Arten von Schulen mehr und mehr verschwinden wird. Dieselbe Schule und dasselbe Kollegium wird in vielen Fällen beiden Zwecken dienen. Institutionen, welche anfänglich nur bestimmt waren die christliche Jugend zu unterrichten, werden weniger Ursache finden ihren Nutzen einzuschränken und werden auch Heiden aufnehmen. Institutionen, welche es ursprünglich darauf abgesehen hatten, durch das Unterrichten der Heiden den Weg für das Evangelium zu bereiten, werden mehr und mehr Mittelpunkte werden, welche auch junge Christen mit Freuden besuchen, wenn ihr Unterricht genügend und ihr christlicher Einfluß ein ausgeprägter ist. Vorausgesetzt, daß das Ziel der indischen Kirche ein hohes ist, daß ihre Jugend in christlichem Geiste lebt und einen demgemäßen Einfluß übt, muß die Vermengung, welche so entsteht, eine erwünschte Wirkung haben auf die wirksame Ausbreitung des Evangeliums.

Diese Begegnung von zwei entgegengesetzten Seiten der zwei großen Arten der Schulen hat schon viel mehr als angefangen. Nur ein Beispiel will ich geben. Gegründet im Jahre 1837, hatte die Institution, welche jetzt als das Madraser Christliche Kollegium bekannt ist, dreißig Jahre hindurch kaum einen christlichen Schüler, ausgenommen die wenigen, welche in den ersten Jahren aus dem Hinduismus herauskamen und getauft wurden. Jetzt steht die Sache anders. Mit dem Beifall sämtlicher protestantischer Missionsgesellschaften, die sich daran beteiligen, und mit direkter und bedeutender Unterstützung von Seiten zweier sehr einflußreicher dieser Gesellschaften hat dies Kollegium seit mehr als als zwanzig Jahren, besonders aber seit 1877 sich bestrebt sein Teil bei der Erziehung und Entwickelung der eingebornen Kirche dadurch zu üben, daß es die best begabten unter ihren Jünglingen ausbildete.

Es hat dies gethan, ohne sein ursprüngliches Streben, eine vorbereitende Schule zu sein, zu beeinträchtigen. Vor zwanzig Jahren waren es 45; jetzt ist die Zahl 82. Unter ungefähr 850, welche von diesem Kollegium aus graduierten und noch leben, besteht der sechste bis siebente Teil aus Christen. Das Kollegium ist in Wirklichkeit das Centrum geworden für höhere Bildung der Jugend des christlichen Volkes in ganz Südindien. Gekräftigt durch die Unterstützung verschiedener Missionsgesellschaften und durch das Fenn-Hotel, in welchem über 40 christliche Studenten wie in einem christlichen Haushalte zusammen wohnen, und das immer voll ist, mag das Kollegium vielleicht in Zukunft ein wichtiger Faktor werden bei der Kräftigung und Formierung der eingebornen Kirche, wie es das schon lange gewesen ist, um in der Hindugemeinschaft, zu deren Wohl es anfänglich gegründet wurde, die Gedanken aufzuwecken, moralisches Leben anzuspornen und Charaktere zu bilden.

Dies ist nur ein Beispiel von dem, was bald überall vor sich gehen wird. Schulinstitutionen, in welchen die besten Jünglinge aller Religionen und Klassen frei miteinander umgehen, — wo die Mehrheit mit Eifer und in Verbindung mit ihm, welcher der Mittelpunkt der Entwicklung der Welt und der rechtmäßige Herr der Menschen ist, gelehrt wird, wo der herrschende Grundsatz Vertrauen auf die Führung und die Kraft Gottes aller Zeiten ist, — solche Institutionen werden anerkannt werden von allen denen, welche Verstand haben Gottes Wege zu verstehen, und ein Herz haben mit ihnen zu sympathisieren als solche, die wertvolle Außenposten der christlichen Armee sind. Die Kirche im allgemeinen kann sich in keinem Lande auf sie allein verlassen, aber, wenn irgend etwas klar ist, so ist dieses klar, daß durch sie, wie Dr. Inglis schon vor langer Zeit voraus sah, die guten Erfolge aller übrigen Hilfsmittel, welche die Kirche anwendet, außerordentlich vergrößert werden.

Es ist oft gesagt worden von solchen, welche von vorbereitenden Schulen wenig erwarten, und zwar so, als ob es ein nicht zu beantwortender Beweisgrund sei, daß St. Paulus, wenn er in unsern Tagen nach Indien käme, nicht Professor an einem Kollegium werden würde, noch Lehrer an einer Schule. Für meinen Teil gebe ich ohne weiteres zu, daß das recht ist. Wir sind aber nicht alle Apostel, noch sind wir alle begabt wie Paulus war. Laß diejenigen, welche so begabt sind, das Predigtamt, welches ihnen anvertraut ist, völlig üben. Niemand versuche ihnen hinderlich zu sein in der höchsten und geistlichsten Form der christlichen Arbeit. Diejenigen unter uns, welche weniger sind als Paulus, finden Trost in seiner ausgezeichnet charakteristischen Lehre, daß die Gaben unterschieden sind, daß das kleinere an seinem Ort so geehrt sein kann wie das höhere, ja, daß es sogar vorkommen kann, daß, wenn der ganze Körper wohl zusammengefügt ist, dem schwächsten Gliede am meisten Ehre beigelegt wird.

Noch mehr als dies. Wenn das, worauf ich vorhin hingewiesen habe, gesagt wird, so wird außer acht gelassen, daß auch St. Paulus nicht allein stand. Er hatte in seinen Tagen solche um sich, die ihm halfen, die weniger begabt und weniger groß waren, die aber in ihrer untergeordneten Weise seinem und ihrem Herrn treu dienten. Ihre Namen mögen verschollen sein; um deswillen haben sie dasjenige nicht weniger ausgeführt, wozu sie geschaffen und erlöst waren. Es mag auch mit Männern in unsern Tagen so sein. Ihre Arbeit mag wenig Lob ernten. Dessen ungeachtet mag ihre hohe Belohnung die sein, daß ihre Arbeit in Gottes Plan eingeschlossen ist. Giebt es solche Nachfolger des Herrn, deren Augen er auf die Gegenwart richtet, so giebt es auch solche, deren Augen er auf die Zukunft richtet. Die Menschen sind nicht alleinstehende Einheiten, noch sind solche Generationen dies, unter denen der göttliche Plan majestätisch in seiner Langsamkeit sich zu seiner vollkommenen Erfüllung entwickelt. Wenn Christi Lehre eine Bedeutung hat, so ist dies ein unausrottbarer Teil derselben, daß etliche Menschen ohne gleichzeitige Ehre arbeiten müssen, damit andere in späteren Tagen in ihre Arbeit treten können. „Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit."

Die evangelischen, besonders deutschen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Eine Übersicht von Pfarrer Richter in Rheinsberg (Mark).

IV. Die australischen Kolonien.

a) Kaiser Wilhelmsland. Mit diesem Namen bezeichnet man das langgestreckte Gebiet auf der Nord- und Nordostseite der Insel Neu-Guinea, mit einem schmalen flachen Küstensaume am Meere und nach dem Innern zu immer höher ansteigenden Gebirgsketten. Nur die Küste ist einigermaßen bevölkert, selbst hier drängen sich selten die Ortschaften zusammen. Das Innere ist teils sehr spärlich bevölkert, teils, wie es scheint, menschenleer. Die beständigen Fehden der kleinen Stämme und Stämmchen haben zu einer völligen politischen Zersplitterung geführt; oft verstehen die Nachbardörfer nicht ihre Sprachen; die einzelnen Sprachgebiete sind nur wenige Stunden groß und umfassen zum Teil nur wenige hundert Menschen. Die Natur prangt in dem großartigsten Reichtum der Tropen, aber das Klima ist sehr ungesund. Die Jahrestemperatur von 26,2 C. mit 31,08 C. als Maximum und 21,02 als Minimum, das große Maß von 2393 mm Regen bei 150 Regentagen stellen an eine europäische Konstitution die härtesten Anforderungen und

lassen alle Lebenskräfte erschlaffen. Heftige, perniziöse Fieber, oft mit schweren Komplikationen schnell zum Tode führend, lichten die Reihen der Europäer, der Missionare wie der Compagnie-Beamten. Diese Mission steht unter dem Zeichen des Kreuzes.

Die Rheinische Mission hat in jedem der letzten Jahre schwere Verluste zu verzeichnen gehabt. Im Jahr 1891 wurden die Missionare Scheidt und Bösch von den Eingebornen erschlagen, Frau Bösch starb und Missionar Eich mußte mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen. Im Jahr 1892 starben die junge Frau Missionar Kunze und der eben hinausgesandte, als Schiffer ausgebildete Br. Pilkuhn. Das Jahr 1893 riß eine tiefe Lücke durch den unerwartet eingetretenen Tod des Miss. Arff. Nach den letzten Nachrichten wüteten in Bogadjim und Siar die Pocken. Der Missionsarzt Dr. Frobenius hat alle Hände voll zu thun, ein Segen, daß die Brüder in ihm wenigstens in diesem Todeslande einen treuen ärztlichen Berater haben. Ist doch auch von den jetzt dort an der Arbeit befindlichen Brüdern jeder schon durch plötzliche Klimaerkrankung am Rande des Grabes gewesen. Diese viele Krankheitsnot hat die Arbeit gehindert; außerdem müssen auf den drei Stationen drei verschiedene Sprachen bewältigt werden, und nur eine davon, die Siar-Sprache, scheint wenigstens ein etwas ausgedehnteres Sprachgebiet zu haben. Die Missionare haben in Bogadjim und Siar in hohem Maße das Vertrauen der Papúas erworben, nur auf Dampier übt das Heidentum eine große, feindliche Macht aus.

Bogadjim im innersten Winkel der Astrolabe-Bai, nahe den Plantagen Stephansort und Erima der Astrolabe-Compagnie, ist die älteste Rheinische Missionsstation (seit 1887); die alten Gebäude waren durch die Unbilden der Witterung und die weißen Ameisen so arg beschädigt, daß die Station (1892) an einem höher und gesunder gelegenen Orte neu aufgebaut wurde. Die Arbeit der Missionare wurde oft geschädigt durch das rücksichtslose und gewaltthätige Auftreten der im Dienst der Compagnie beschäftigten „Miokesen" oder eingebornen Arbeiter. Zwischen Bogadjim und Siar sollte Miss. Arff hoch oben im Gebirge (1200 Fuß hoch) in Buramana eine Gesundheitsstation anlegen, starb aber plötzlich in den vorbereitenden Arbeiten. — Siar auf der Siar- oder Aly-Insel vor dem Prinz Heinrich-Hafen liegt nahe dem neuen Mittelpunkt der Neu-Guinea-Compagnie (seit 1892 in Friedrich-Wilhelms-Hafen) und wird deshalb viel von den deutschen Beamten besucht. Im Jahr 1893 konnte durch den Einfluß des Missionars Bergmann ein Aufstand der Inselbewohner gegen die Compagnie unterdrückt werden. Br. Bergmann stellte ihnen die Wahl, ob sie sich unterwerfen oder er die Insel verlassen solle. Da zogen sie das erstere vor und fügten sich den schweren Forderungen der Landesverwaltung — ein hocherfreuliches Zeichen des Einflusses, den die Mission erlangt hat. — Die Dampier-Insel liegt leider sehr abseits, und der Verkehr dahin ist schwierig. Auch scheinen die Sitten dort besonders roh und heidnisch zu sein. Miss. Kunze hat einen schweren Stand auf diesem ein-

samen Posten. Taufbewerber haben sich noch auf keiner der drei rheinischen Stationen gemeldet.

In der Gegend von Finschhafen weiter im Südosten der Kolonie arbeitet seit 1886 die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft. Damals war Finschhafen noch der Hauptort der Kolonie und der Mittelpunkt der Verwaltung. Als die deutschen Beamten infolge schwerer Erkrankungen und zahlreicher Todesfälle sich 1892 veranlaßt sahen, Finschhafen aufzugeben und nach der Astrolabe-Bai überzusiedeln, wurden die bayrischen Missionare fast gänzlich vom Verkehr mit den Weißen abgeschnitten. Sie haben nur mit um so größerem Eifer gesucht, unter den schwierigen Verhältnissen der gänzlich wilden Bevölkerung festen Fuß zu fassen. Todesfälle haben sie erst einen zu beklagen; die Krankheiten, besonders Malaria und seine Komplikationen, nehmen kein Ende. Getauft ist ein Jabim, welchen der kaiserliche Kommissar Rose aus Simbang mit nach Berlin genommen und dort erzogen hatte. Derselbe ist Mitte dieses Jahres als Christ in seine Heimat zurückgekehrt und wird hoffentlich zu einer Stütze der Mission heranwachsen.

Die älteste Station Simbang (1886) am Ausfluß des Bubui, mußte 1891 flußaufwärts auf einen günstig gelegenen Hügel verlegt werden, da sich die zuerst gewählte Lage als zu ungesund erwiesen hatte. Es ist ein luftiges und geräumiges Haus aus einheimischem Material erbaut und, was bei dem aufreibenden Klima besonders wichtig ist, für einen ordentlichen Viehstand und ausgedehnte Gartenwirtschaft gesorgt. Die Küstenbevölkerung heißt Jabim, sie mag etwa 1000 Seelen zählen, die Sterblichkeit ist unter jung und alt sehr groß, wozu ihre bodenlose Faulheit und Nachlässigkeit beiträgt. Die der Station nahewohnenden Eingebornen verhalten sich gegen die Mission ablehnend und ärgern die Missionare durch ihre Diebstähle und Beschädigungen. Nur die entfernter wohnenden Jabim stellen sich freundlicher; von diesen befinden sich 20—30 Knaben halb als Schüler, halb als Dienstleute auf der Station. — Eine zweite Station wurde 1889 auf den der Mündung des Bubui gegenüberliegenden, kleinen Tami-Inseln angelegt, und zwar auf der größten der Eilande, Wonam. Die Bevölkerung beträgt nur 170 Seelen und stellt sich dem Evangelium fast feindselig gegenüber. Auf dem benachbarten Festlande sprechen noch etwa 150 Seelen denselben Dialekt. Die Tamiesen sind von Wichtigkeit wegen ihrer großen Betriebsamkeit und ihres ausgedehnten Handels bis zur Insel Rook und in den Huongolf hinein. Das Wohnhaus der Missionare wurde am Epiphaniastag 1892 eingeweiht. — Im Jahr 1892 wurde landeinwärts von Simbang die dritte Station Sattelberg 3000′ hoch als Gesundheitsstation angelegt. Sie liegt im Gebiet der Kai, eines diebischen, unbändigen Völkchens, das etwa 2—3000 Seelen zählen mag. Der Verkehr mit Simbang, woher aller Proviant bezogen wird, leidet unter der Raublust der Kai und der Jabim. Von dem neuen Missionshaus hat man einen herrlichen Ausblick über die Küste und das Meer. Das Hinterland nach dem Innern zu ist noch fast gänzlich unerforscht.[1])

[1]) Allg. Miss.-Ztschr. 1892, S. 34 ff. Deinzer, Die Neuendettelsauer Mission

b) Bismarck-Archipel und Salomons-Inseln. Diese beiden Inselgruppen umfassen einschließlich der Admiralitäts-Inseln etwa 75000 □km mit 1/3 Million Einwohner;[1]) von den Salomons-Inseln sind jedoch die kleineren, südlichen, englisches Besitztum. Die Salomons-Inseln wurden im Jahre 1567 von dem Spanier Mendaña entdeckt; spätere Seefahrer konnten jedoch die Inseln nicht wiederfinden. Erst in den Jahren 1767—1769, also nach genau zweihundert Jahren, wurden sie von französischen Seefahrern wieder entdeckt und erforscht. Die Inseln sind vorwiegend vulkanischen Ursprungs; auf einigen wie Rook und Neu-Pommern sind die Vulkane noch in Thätigkeit. Die spärliche Bevölkerung besteht fast auf allen Inseln aus argen Menschenfressern, und zwar frönen sie diesem schändlichen Laster weniger aus religiösen Gründen als aus Lüsternheit. Dem englischen Schiffskapitän Powell, welcher drei Jahre unter den Bewohnern Neu-Pommerns zugebracht hat, versicherte ein Häuptling allen Ernstes: es sei schwer, sich des Menschenfleisches zu enthalten, wenn man es einmal gekostet hat; es sei besser als Schweinefleisch, Schildkröten, Fische und Geflügel; die Weißen seien Thoren, sie wissen nicht, wie gut es schmecke. Infolge dieser greulichen Sitte hören die Kriege zwischen den einzelnen Ortschaften nicht auf.

Die Mission im Bismarck-Archipel[2]) unternahmen im Jahre 1875 die australischen Wesleyaner. Ihr Missionar Brown gründete die erste Station im Hunter-Hafen auf der kleinen Insel Makada nahe der Nordspitze von Neu-Lauenburg. Das Missionswerk sollte hauptsächlich durch christliche Lehrer von den Tonga- und Witi-Inseln betrieben werden; sie wurden an vier Punkten der Insel Neu-Lauenburg und an zwei Punkten auf der Gazellen-Halbinsel der Insel Neu-Pommern stationiert. Sie erhielten nur die Kleidung (Lavalava d. h. Lendentücher), etwas Tabak und vier Pfund Glasperlen als Gehalt. Zwei Jahre blieben sie unbehelligt, da lockte der Häuptling Tarlily die in seinem Dorfe stationierten vier braunen Lehrer in einen Hinterhalt, erschlug sie und fraß sie auf. Infolge dieser Greuelthat waren die christlichen Lehrer und die weißen auf diesen Inseln angesiedelten Kaufleute ihres Lebens nicht sicher. Um die wilden Papuas einzuschüchtern, unternahmen sie mit Zustimmung des Missionars Brown einen Rachezug gegen Tarlily und verbrannten mehrere Dörfer (1878). Die heimische Missionsleitung miß-

---

in Neu-Guinea. Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika und Neu-Guinea.

[1]) Kaiser Wilhelms-Land und der Bismarck-Archipel umfassen nach den officiellen Angaben 251 000 qkm (5000 □Meilen) mit 317 000 Einwohnern.

[2]) Die Quellen über diese Mission fließen spärlich. Im folgenden ist zusammengestellt, was sich in der zugänglichen Litteratur darüber finden ließ. Benutzt sind: D. Grundemann, Vier Märtyrer auf Neu-Pommern (Dornen und Ähren Heft VII). Ders. in Burckhardt-Grundemanns Missions-Bibliothek, Bd. IV, 3. Abt. 215 ff. Reclus, Géographie universelle, Bd. XIV. Finsch, Samoafahrten. Hernsheim, Südsee-Erinnerungen. Zöller, Deutsch Neu-Guinea. Wilfred Powell, Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Wallroths Aufsatz in Dr. Meineckes Kolonialem Jahrbuch 1893.

billigte diese eigenmächtige Selbsthilfe der Missionsgehilfen, welche nur geeignet war, die Friedensabsichten der Mission vor diesen Wilden zu verschleiern, obgleich die seitens des Gouverneurs von Witi angestellte sorgfältige Untersuchung mit der Freisprechung der Missionare geendet hat. Miss. Brown kehrte nach Australien zurück und wurde durch Miss. Rooney ersetzt. Dieser legte neben Port Hunter (Makada) auf der Gazellen-Halbinsel in Raluana an der Blanche-Bai eine zweite Station an und verwaltete die Mission, bis er im September 1888 gesundheitshalber genötigt wurde, heimzukehren. An seine Stelle traten Miss. Pickard in Raluana und Miss. Oldham in Port Hunter. Da ersterer 1893 nach Australien heimgekehrt ist, steht zur Zeit wieder nur ein weißer Missionar an der Spitze des Missionswerkes. Ihm stehen aber 25 polynesische Lehrer, von denen einige ordiniert sind, und 45 unbezahlte Laienhelfer zur Verfügung, mit deren Hilfe an 41 Orten in gottesdienstlichen Lokalen und an einigen weiteren Predigtstationen regelmäßige Gottesdienste gehalten werden. Die Zahl der Kirchgänger wird auf 6000, die der Sonntagsschüler auf 1300, die der vollen Gemeindeglieder auf etwa 900 geschätzt. Die Urteile der Reisenden über die Erfolge dieser Mission gehen ziemlich auseinander. Während Finsch (1886) und Hernsheim (etwa 1881) ziemlich abschätzend urteilen und meinen, daß es ein Fehlgriff sei, unter diesen Wilden mit Hilfe von braunen Lehrern zu missionieren, finden wir dagegen aus dem Munde der Neuendettelsauer Missionare[1]) viel Anerkennung: „Einzelne Lehrer sind schon Prediger, andere Katecheten, die wieder die Aufsicht über mehrere Lehrer und Gemeinden haben. Die vorhandenen Christen erkennt man außer an der Bekleidung auch am Haarschnitt, der sich vorteilhaft ausnimmt. Die Christen, Männer sowohl wie Frauen, tragen das Haar halblang und in die Höhe gekämmt, dazu so gleichmäßig geschnitten, als ob eine Maschine es gethan hätte. Die Lebensweise der Lehrer ist die der Eingebornen; sie haben aber einige Geräte und eine Lampe, welche bei den übrigen Eingebornen nicht zu finden sind. Die gottesdienstlichen Lokale sind aus Gras, das Innere ganz schmucklos. Die Kanzel ist ein rauher Holzkasten ohne Farbe und Bekleidung; auch trägt der Prediger keinen Talar." Ähnlich äußert sich Zöller[2]): „Man muß es der wesleyanischen Mission nachrühmen, daß sie gebildete Leute hinaussandte und sich mit feinem politischen Takt gut mit der deutschen Compagnie-Verwaltung zu stellen gewußt hat. Soll die Missionsarbeit unter solchen Halbwilden wie die Papuas Erfolg haben, so muß sie sich ein wenig deren Eigenart anbequemen. Und daß die mit Methodistentum und Heilsarmee nahe verwandten Wesleyaner diese Kunst des Anbequemens gründlich verstehen, haben sie bewiesen."

Nach dem Zusammenbruch der schwindelhaften Kolonisationsversuche, zu welchen der französische Marquis de Roys die Insel Neu-Mecklenburg ausersehen hatte, blieben einige mit hinausgegangene katholische Missionare zurück und gründeten die Missionsstation Blavollo (1882) an der Tarlily-Bai auf Neu-Pommern. Schon früher (1852) hatten die Katholiken im Salomons-Archipel, dann im Woodlark-Archipel, dann auf der Rook-Insel vorübergehende Missionsversuche gemacht, waren aber überall nach den ersten Enttäuschungen

[1]) Meinecke, Koloniales Jahrbuch 1893; der vortreffliche Aufsatz von Wallroth über die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.
[2]) H. Zöller, Deutsch Neu-Guinea S. 274.

Nr.	Station.	Missionare: Europäische: ordin.	Laien	weibl.	Eingeb.: ordin.	Katech.	Gemeinden: Getaufte	Kommunikanten	Nebenstation.: Filiale	Predigtplätze	Schulverhältnisse: Schulen	Schüler
1.	**Togo.**											
Norddtsche. M.-G.	Ho [1]	5	—	2	1	19	763	428	11	—	9	265
	Amedschovhe	2	2	—	—	7	96	171	—	—	3	63
Wesl. M.	Klein-Popo	1	—	—	—	—	245 ?	120	2	—	2	220
Basler M.	Ntschumuru	—	—	—	2	—	19	?	1	—	2	?
2.	**Kamerun.**											
Basler M.-G.	Bethel	4	—	—	—	10	217	178	10	—	11	420
	Mangamba	3	—	—	—	10	229	203	10	4	10	184
	Bonaberi	1	—	—	—	13	338	306	14	7	12	504
	Victoria	2	—	—	—	3	60	48	8	—	4	109
	Lobethal	3	—	—	—	8	68	54	7	—	8	280
Deutsche Bapt. M.	Akwa-Stadt	1	—	1	1	33 (zus.)	1175	1175	—	c.45	35	2000
	Victoria	—	—	1	1							
Am. Presb.	Groß-Batanga, Nkongemekak	6	2	2	—	5	? 358	358	2	2	1	?
3.	**Süd-West-Afrika.**											
Rheinische Mission	Nama-Land:											
	Warmbad	1	—	—	—	—	556	200	—	—	1	60
	Rietfontein	1	—	—	—	—	338	151	—	—	1	40
	Keetmanshoop	1	—	—	—	1	751	365	1	—	2	90
	Bersaba	1	—	—	—	—	1040	378	—	—	1	150
	Gibeon	—	—	—	—	1	? 300	—	—	—	—	—
	Gochas	1	—	—	—	—	183	111	—	—	1	92
	Bethanien	1	—	—	—	—	966	335	—	—	1	75
	Hoachanas	—	—	—	—	—	?	—	—	—	—	—
	Rehoboth	1	—	—	—	1	906	365	—	—	1	180
	Walfischbai	1	—	—	—	3	297	110	1	—	1	100
	Herero-Land:											
	Otjimbingue	1	—	—	—	2	709	287	—	—	1	98
	Okahandja	3	—	—	—	4	824	290	3	—	2	155.
	Otjosazu	1	—	—	—	3	337	127	2	—	1	130
	Otjihaënena	1	—	—	—	1	25	10	—	—	1	18
	Omaruru	—	—	—	—	1	410	140	1	—	—	75
	Omburo	1	—	—	—	1	62	16	2	—	1	53
	Okambahe	1	—	—	—	2	60	70	—	—	1	270
	Otjozondjupa	1	—	—	—	2	152	59	2	—	1	60
	Franzfontein	1	—	—	—	1	247	110	—	—	1	102
	Otjombuima	1	—	—	—	1	18	?	—	—	—	—
	Ovambo-Land:											
	Ondjiva	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Omupanda	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Finnische Mission.	Olukonda	2	—	—	—	—	285	109	—	—	1	425 (zus.)
	Onipa	1	—	—	—	—	233	80	—	—	1	
	Ondangua	1	—	—	—	—	91	17	—	—	1	
	Elim	1	—	—	—	—	9	2	—	—	1	

[1] Wir geben die Zahlen für das ganze Gebiet der Stationen; ein Teil desselben liegt in der englischen Interessensphäre. Von der Station Keta liegt im deutschen Gebiet die Außenstation Tove.

Nr.	Station.	Missionare: Europäische ordin.	Laien	weibl.	Eingeb. ordin.	Katech.	Gemeinden: Getaufte	Kommunikanten	Nebenstation.: Filiale	Predigtplätze	Schulverhältnisse: Schulen	Schüler
4.	**Deutsch Ost-Afrika.**											
Berlin III.	Daressalaam	1	4	2	—	—	—	—	—	—	—	2
	Kisserawe	2	1	—	—	—	15	12	—	—	1	30
	Tanga	1	1	—	—	1	9	7	—	1	1	11
	Hohenfriedeberg	2	1	—	—	—	1	1	—	—	1	11
	Bethel	2	—	—	—	—	1	1	—	—	1	5
Berlin I.	Wangemannshöhe	2	1	—	—	—	—	—	—	—	1	?
	Manow	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Muakarere	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Ikombe	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Herrnhut.	Rungwe	5	—	—	—	—	—	—	—	—	1	?
Universitäten-Mission	Magila	2	4	3	1		369	182	—	2	5	235
	Misozwe	—	—	—	—		71	59	—	—	2	61
	Mkuzi	1	—	—	—		77	56	—	1	3	63
	Umba-Msalaka	1	—	—	1	12	46	17	—	—	2	107
	Kologwe	1	1	—	—		9	6	—	—	1	24
	Kwa Kibai	—	—	—	1		—	—	—	—	—	—
	Masasi	2	1	—	—		119	75	—	—	5	159
	Newala	3	2	—	—	13	180	168	1	—	8	192
	Tschitangali	—	—	—	1		123	92	—	1	1	85
	Kichelwe	—	—	—	1	—	26	10	—	—	1	118
Ch. Miss. Soc.	Mpwapwa	1	1	—	—	—	28	23	—	—	1	15
	Mamboia	1	1	2	—	—	35	26	—	—	1	82
	Kisokwe	2	1	—	—	—	59	37	—	—	1	85
	Nassa	1	1	—	—	—	2	—	—	—	1	43
	Urambo	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5.	**Kaiser Wilhelmsland.**											
Rheinische Mission.	Bogadjim	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Dampier	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Siar	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Neuendettelsauer Mission.	Simbang	2	—	1	—	—	1	—	—	—	1	20
	Tami-Wonam	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	Sattelberg	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6.	**Bismarck-Archipel.**											
Austral. Wesleyan.	Port Hunter	1	—	—	3	25	2000 ?	900	41	—	44	1107
	Raluana	—	—	—								
Melan. M.	Bugotu auf Ysabel	1	—	—	—	14	686	? 300	7	—	14	148
7.	**Marshall-Inseln.**											
Amer. B. mit Hilfe des Hawaian. Board.	Ebon	—	—	—			623	171	—	—	1	140
	Jaluit	—	—	—			719	198	—	—	1	150
	Namorik	—	—	—			300	82	—	—	1	?
	Milli	—	—	—			486	133	—	—	1	?
	Arno	—	—	—			214	59	1	—	1	?
	Ailinglap	—	—	—	7	7	367	100	—	—	1	?
	Namo	—	—	—			191	52	—	—	1	?
	Ujae Lae	—	—	—			263	72	—	—	?	?
	Mejuro	—	—	—			223	61	—	—	?	?
	Malwonlap	—	—	—			114	31	—	—	?	?
	3 andere Inseln	—	—	—			—	—	—	—	?	?
	Nauru	—	—	—			120 ?	120	—	—	1?	350

wieder abgezogen. Auch auf Blavollo ging es zuerst dürftig genug, da nur ein Missionar, der Franzose Craimaille vom Orden du sacré coeur sich dauernd dort aufhielt. Erst seit Dezember 1888 haben sich fünf weitere französische Missionare und etliche Nonnen nach dem Bismarck-Archipel eingeschifft, und es ist für diese Mission ein eigener Bischof ernannt. Die Centralstation ist Kiningunang unweit Herbertshöhe an der Blanche-Bai. Die zweite Station ist Blavollo. Als dritte Station wird gelegentlich Malangunan erwähnt. Auf den beiden ersten Stationen befinden sich ausgedehnte Erziehungs-Anstalten, in Kiningunang für 70 Knaben und 78 Mädchen. „Diese Kinder," schreibt Prof. Hespers in Meineckes Kolonialem Jahrbuch 1893, „sind von der Mission adoptiert und erhalten freie Verpflegung, Bekleidung, Unterricht und Wohnung. Zugleich werden sie im Landbau und in nützlichen Handwerken unterrichtet." Meist sind es losgekaufte Sklaven- und Waisenkinder. Es ist also dieselbe Art der katholischen Missionsarbeit, die aus Afrika zur Genüge bekannt ist. Übrigens haben die Missionare, da die Papuas den Gesang außerordentlich lieben, die wichtigsten Wahrheiten in Liedern niedergelegt und einen Katechismus verfaßt. Auch gepredigt wird in der Landessprache. Die Katholiken zählen 2 Kirchen, 2 Schulen, 145 Getaufte und 56 Schüler.

Von den Salomons-Inseln[1]) ist nur eine, die Insel Isabel, von der evangelischen Mission in Angriff genommen, und auch von dieser nur die südlichste Landschaft Bugotu. Die Melanesische Mission, mit dem Stützpunkt auf der kleinen Norfolk-Insel, hat hier ihr nördlichstes Arbeitsfeld. Unter den ehemals wegen ihrer Wildheit und Blutdürstigkeit berüchtigten Kannibalen ist die Arbeit nicht ungesegnet geblieben. Der einflußreiche Häuptling Soga ist zum Christentum übergetreten und hat demselben in der ganzen Landschaft Bugotu Bahn gebrochen. Der Prozeß der Christianisierung in dem nur spärlich bevölkerten Gebiet geht so schnell vor sich, daß die Missionsleitung den übereifrigen Häuptling zurückhalten muß. Weiße Missionare halten sich nur in den Wintermonaten dort auf; die eigentliche Missionsarbeit wird durch eingeborne Melanesen, die auf der Norfolk-Insel ausgebildet sind, betrieben.[2])

c) Die Marshall-Inseln umfassen 33 Atolls, d. h. über das Wasser hervorragende Korallenkreise mit kleinen Inselchen; sie haben im ganzen 410 qkm = 8 □Meilen Oberfläche und 11500 Einwohner. Man teilt sie in eine westliche (Ralik) und eine östliche (Ratak) Inselreihe; jede steht unter einem besonderen König. Der dürftige Korallenboden trägt nur Pandanus, Arrowroot, Brotfrucht und vor allem Kokospalmen; die letzteren machen den Reichtum der Inseln aus. Kopra,

---

[1]) Melan. Miss. Report. Auckland.

[2]) Da der Jahresbericht 1894 der Melan. Miss. über diese Mission in Bugotu keine Zahlen enthält, geben wir die Zahlen für 1893 nach Gundert, Die evang. Miss. 3. Aufl. S. 389.

d. h. getrocknete Kokosnußkerne bilden den Hauptexportartikel. Die Mission wird von dem American Board schon seit 1857 betrieben und ist von großem Erfolg gekrönt; fast der dritte Teil der Insulaner (etwa 3500) gehören bereits zur christlichen Kirche. Die Missionsarbeit wird ausschließlich durch eingeborne Gehilfen von den Hawaii-Inseln und aus Mikronesien betrieben. Der Aufsicht habende europäische Missionar hat seinen Wohnsitz auf der Karolinen-Insel Kusaie. Dort ist er zugleich der Vorsteher des Erziehungsinstituts für die Marshall-Inseln. Alle Jahre ein oder zweimal fährt er auf „dem Morgenstern" von Insel zu Insel, um überall nach dem Rechten zu sehen. Die im wesentlichen auf sich selbst angewiesenen braunen Lehrer entbehren zum Teil der Charakterfestigkeit. Seit 1885 steht der Archipel unter deutscher Oberherrschaft; er wird von der Insel Jaluit (spr. Dschalút) verwaltet. Die deutschen Beamten haben sich ein Verdienst erworben durch die Unterdrückung der vielen kleinen Stammfehden. Im übrigen haben sie die Missionsarbeit leider mehr gehindert als gefördert.

Die Insel Ebon, die südlichste der Gruppe, ist der Ausgangspunkt der Missionsarbeit gewesen; hier hatten von 1858—1879 die amerikanischen Missionare, die Missionspresse und das Erziehungsinstitut ihren Sitz. Die Insel Jaluit, fast 2 □Meilen groß mit 1200 Einwohnern, ist der Sitz der deutschen Behörden und Handelsniederlassungen; hier befindet sich die größte Gemeinde (719 Seelen). Weitere blühende Christengemeinden befinden sich auf den Inseln Namorik, Ailinglap, Namo, Ujae, Mille, Arno, Mejuro, Malwonlap und dem entlegenen Naura. Neu (seit 1892) in Angriff genommen sind die Inseln Kwadjeline, Aur und Mejit. Noch ohne Mission sind die nördlichen Inseln Kwojeleu, Ergup, Woja, Likiop, Ailok und Ronelap. Leider fehlt es an Missionaren, um auch diese Inseln schnell zu besetzen, Bereitwilligkeit zur Aufnahme der Mission scheint überall vorhanden zu sein.[1])

Noch einmal der Fall Leist samt einigen Anhängen.

1. Eine Kundgebung der Preußischen Generalsynode.

Auf Antrag des Herausgebers dieser Zeitschr. hat die außerordentliche Preuß. Generalsynode am 5. November dieses Jahres und zwar einstimmig die nachfolgende Kundgebung beschlossen:

„Anläßlich der bekannten Vorgänge in Kamerun hält es die General-Synode, unter ausdrücklicher Anerkennung des sittlichen Ernstes, mit welchem das Auswärtige Amt dieselben behandelt hat, für ihre Pflicht, sowohl als Vertreterin der christlich-sittlichen Interessen wie als Schützerin und Pflegerin der christlichen Missionsinteressen vor der Öffentlichkeit

[1]) Allg. Miss.-Ztschr. 1890, S. 97 ff.: Kurze, Die Mission im Marshall-Archipel. Die Zahlen nach Gundert, Die evang. Miss. 1894, S. 434.

erstens ihrer tiefen Betrübnis Ausdruck zu geben über diese traurigen Vorgänge, deren Thatsächlichkeit notorisch ist, und

zweitens energisch Verwahrung einzulegen gegen den Versuch, diese Vorgänge zu rechtfertigen durch tropische Lebensgewohnheiten, welche mit den elementarsten Forderungen der christlichen Sittlichkeit in Widerspruch stehen.

Die Generalsynode glaubt sich mit den Organen der Obrigkeit in der Auffassung in Übereinstimmung zu befinden, daß jene Vorgänge und diese Rechtfertigungsversuche im Vaterlande wie in den Schutzgebieten das sittliche Urteil verwirren, den deutschen wie den christlichen Namen schädigen und die Erfolge der christlichen Mission erschweren."

In seiner Begründung motivierte der Antragsteller zuerst die Kompetenz der Synode, die bekannten Vorgänge in Kamerun zum Gegenstand einer öffentlichen Kundgebung zu machen, erklärte sodann, daß er die richterliche Seite der Frage von seiner Besprechung ausschließe und sprach dem Auswärtigen Amte dafür dankbare Anerkennung aus, daß es diese traurige Angelegenheit mit dem ihr gebührenden sittlichen Ernste behandelt habe.

Zur Sache selbst bemerkte er etwa folgendes: Die Vorgänge in Kamerun wie die Versuche, sie zu rechtfertigen, seien typisch. In dem Kameruner Falle seien sie nur in besonders krasser Weise zu Tage getreten und notorisch geworden und haben die Rechtfertigungsversuche einen besonders drastischen Ausdruck gefunden. Man statuiere einen besonderen Sitten- oder vielmehr Sittenlosigkeitskodex für die Schutzgebiete, einen besonderen Standpunkt des Tropenlandes, der dort Dinge für erlaubt erkläre, welche selbst schändlich zu sagen sind. Dies sei der Kernpunkt der Frage für die Synode. Das christliche Sittengesetz dürfe von Kolonialbeamten nicht zu Hause gelassen werden. Die laxen sittlichen Anschauungen, denen Europäer in den Schutzgebieten huldigen, seien wohl anstößig, nicht bloß für die christliche sondern auch für die nichtchristliche Welt. Nur die Lumpen unter den Eingebornen nehmen keinen Anstoß an einem unsittlichen Leben der Europäer, das sich dem der Heiden gleichstelle, ja darunter erniedrige. Alle bessern Elemente unter den Eingebornen verachten den Europäer, der ein solches Leben führe. Sein Ansehen beruhe darauf, daß er seinen Charakter als christlicher Europäer bewahre. Der Afrikaner habe gesunden Menschenverstand genug, um sich zu sagen, wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Der Weiße, der von seinem höheren Kultur- und Sittlichkeitsstandpunkte herabsteige, mache sich vor den Farbigen gemein. Im Blick auf das sittenlose Leben so vieler unsrer Landsleute in den Kolonien erklären die Eingebornen: seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Aber angenommen die Heiden nähmen keinen Anstoß — könne das gebildete, christliche, deutsche Männer, noch dazu in hoher amtlicher Stellung, rechtfertigen, wenn sie sich auf den Standpunkt der Heiden erniedrigen? Hieße das nicht: die Heiden demoralisieren die Europäer statt daß diese die Heiden auf eine höhere Stufe der Moral erheben? Angesichts der Vorgänge in Kamerun werde die Civilisationsphrase doppelt widerlich. Graf von Schweinitz habe in seinem Buche, „Deutsch-Ostafrika" gewarnt, ungebildete Leute in die

Tropen zu schicken, weil sie nicht Widerstandskraft genug besäßen gegenüber den Versuchungen des Tropenlandes — was haben wir jetzt an gebildeten Leuten erlebt? Auch die Bildung gebe die nötige Widerstandskraft nicht; die gebe nur ein religiös-sittlicher Fonds.

Was für Leute solle man in die Schutzgebiete schicken? Nicht solche, die sich auf den Standpunkt des Tropenlands stellen, sondern sittlich gefestete, mit einem innern Widerstandsfonds. Wer in die Schutzgebiete gehe, übernehme eine hohe Mission. Er repräsentiere das Deutschtum und das Christentum, solle dem deutschen wie dem christlichen Namen Ehre machen. Es gelte die Herzen der Eingebornen zu erobern. Das geschehe nicht durch Auspeitschen, Hängen, Totschießen, unzüchtiges Leben, sondern dadurch, daß man sich die Achtung und das Vertrauen der Eingebornen erwerbe, und dies sei nur möglich durch ein andauernd gutes Leben, durch Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit, Selbstzucht u. s. w. Daher sei große Vorsicht nötig bei der Wahl der Kolonialbeamten. Das Auspeitschen sei nicht Sitte der Eingebornen. Es verletze ihr Ehrgefühl und auf diese Verletzungen folgen Racheakte. Werde ausnahmsweise körperliche Züchtigung notwendig, so dürfe sie nur bei Verbrechen stattfinden und niemals brutal und ehrverletzend sein.

Und wie schädigen Vorgänge, wie sie jetzt in Kamerun notorisch geworden sind, die christliche Mission! Nichts hindere den Erfolg derselben so sehr als das gottlose und sittenlose Leben der christlichen Europäer. Jeder weiße christliche Mann gebe dort durch sein Leben einen Anschauungsunterricht: einen guten oder einen bösen. Die Naturvölker seien in diesem Stück wie die Kinder: sie folgen mehr dem schlechten Beispiel, das sie sehen als der guten Ermahnung, die sie hören. Diese vermeintlichen Wilden seien nicht so dumm, daß sie den Unterschied zwischen der guten Botschaft der Missionare und dem schlechten Leben ihrer Landsleute nicht merken. Es sei nicht zu verwundern, wenn sie von einem Christentum nichts wissen wollen, das durch sittenlose Christen in Verruf gebracht werde. Das gute Leben der Christen sei die beste Apologie des Christentums, das schlechte der willkommenste Vorwand zur Verwerfung des Christentums. Ein Hauptkampf der christlichen Mission sei der gegen die heidnische Unzucht; seien in diesem Kampfe die christlichen Europäer, speciell die Kolonialbeamten, nicht ihre Verbündeten, sondern ihre Widersacher, so seien sie die größten Schädiger der Mission.

Nun müsse man es oft erleben, daß dieselben Leute, die durch ihr sittenloses Leben die Mission aufs tiefste schädigen, auch noch ihre Ankläger werden. Es sei manchmal nicht leicht, wenn man diese Anklagen widerlegen müsse und das sittenlose Leben der Ankläger kenne, rein sachlich zu bleiben.

Der Referent schloß mit der Hinweisung auf das bekannte Kaiserwort, das zum Kampf für Religion und Sitte aufforderte. Dieses Kaiserwort gelte auch den Kolonialbeamten; freilich für Religion und Sitte kämpfen könne nur, wer selbst Religion habe und sittlich lebe.

2. Das Erkenntnis der Disziplinarkammer.

Die Zeitungen haben die Begründung des Urteils, welches die Disziplinarkammer gefällt hat, in extenso gebracht. Es ist ein langes Schriftstück, das sowohl den Thatbestand wie die Gründe ausführlich dar-

legt, nach denen der Gerichtshof sein Urteil bemessen hat. Der Thatbestand enthüllt verabscheuungswürdige Dinge; Skandala, welche auf das Treiben in unsern Schutzgebieten das trübste Licht werfen. Und noch anstößiger als diese schmutzigen Dinge sind die Rechtfertigungsversuche des Angeklagten, die die Begründung des Urteils allerdings teilweise zurückweist, teilweise aber auch als Entlastung des Angeklagten gelten läßt. Der Eindruck, den das gesamte Aktenstück macht, ist ein so beschämender, daß man fast wünschen möchte, es wäre nicht veröffentlicht worden. Ich kann mich daher auch nicht entschließen, es abzudrucken.

3. Kanzler Leist's Verteidigung. Ein Interview.

Die Leipziger Nachrichten (Nr. 312) veröffentlichen ein Interview, das zu dem Zwecke veranstaltet wurde, dem Angeklagten Raum zur Verteidigung zu geben. Es ist zu lang, um es ganz zu reproduzieren. Nur einige Citate.

... „Überhaupt streift man unter dem Einfluß des Tropenklimas die Zimperlichkeit ab. Ich weiß, daß ein preußischer Offizier, der fieberkrank war, sich in der Hängematte herumtragen ließ und aus einem Revolver mit scharfen Patronen auf Eingeborne schoß. Kein Hahn krähte danach, der Herr wurde abberufen, nicht einmal das Disziplinarverfahren wurde gegen ihn eingeleitet; weil er thatsächlich krank war, so war sein Geist durch das Klima zerrüttet. Die Einwirkung des Tropenklimas ist nicht eine Phrase, ich habe von Europäern die brutalsten Handlungen verrichten sehen, die ich damals wie auch heute noch verabscheue und nicht verstand. Wenn man sich entrüstet darüber, daß so viele Aufständische gehängt wurden, so beweist das eine Unkenntnis der dortigen Verhältnisse. Wie wäre es erst uns gegangen, wenn wir den Aufstand nicht niedergeschlagen! Ich habe gesehen, wie die Schwarzen mit den Knochen des gefallenen Gravenreuth Würfel spielten!

... „Als Triebfeder aber zu allen Unruhen kann ich den Alfred Bell bezeichnen. Der Kerl ist, seitdem er in Deutschland gewesen, thatsächlich Socialdemokrat, er hat in Hamburg in socialdemokratischen Versammlungen eine Rolle gespielt und weiß bei seiner Rückkehr in Kamerun nichts Besseres zu thun, als auf die Beamten zu schimpfen. Er log den Schwarzen vor, er habe den Kaiser von Deutschland gesprochen, Se. Majestät habe den Sold für die Polizeitruppe wohl bewilligt, und ich enthielte den Leuten den Sold vor. Ich wunderte mich immer, wo die gut stilisierten Beschwerdeschriften herkamen, die mir die Schwarzen brachten, bis ich endlich erfuhr, daß Bell so eine Art „Ferkelstecher" abgab und sich damit nebenher Geld verdiente. Er war es auch, welcher mich wegen meines Umganges mit Pfandweibern denuncierte, nachdem ich ihn eines Vergehens halber zwei Tage eingesperrt hatte. Ich bin mir keinen Moment darüber in Zweifel, daß ich hier gefehlt habe und nehme auch gern dieserhalb die Strafe auf mich, aber man soll mich nicht verdammen, ehe man mich gehört hat. Wenn in dem „Reichsboten" ein Schulrat die Geschichte von dem wegen Sittlichkeitsverbrechen bestraften Schulmeister mit meiner Handlungsweise vergleicht, so

fehlt mir zu diesem unglücklichen Bild die richtige Bezeichnung. Der Schulmeister hätte noch müssen obendrein geprügelt werden. Hauptmann Morgen hat eidlich ausgesagt, daß mein Verkehr mit den Weibern keinen Anstoß erregt hat, die Missionare verkehrten bei mir mit ihren Frauen, die Diakonissinnen ebenfalls, was wohl schwerlich der Fall gewesen, hätte ich durch meinen Lebenswandel Anstoß erregt. Legationsrat Rose selbst erfuhr erst nach dreiwöchigem Aufenthalt in Kamerun von meinem Umgange mit den Pfandweibern." . .

„Eine eigene Prostitution giebt es in Kamerun nicht, dieselbe wird dadurch ersetzt, daß die Männer ihre Weiber an die Europäer vermieten."

„Und warum verboten Sie das Institut der Pfandweiber nicht?"

„Dazu hatte ich während der kurzen Zeit meiner Stellvertretung keine Veranlassung. Welchen Wutschrei der dortigen Europäer hätte ich dadurch hervorgerufen. Was ich gethan, haben vor mir alle andern gethan, heute laufen noch schwarze Weiber da herum, die die Namen ihrer ehemaligen Besitzer (Deutsche) tragen. Man sagt jetzt noch, das ist Frau v. Gravenreuth, Frau v. X. (Die Namen verschweigen wir mit Rücksicht auf die in Deutschland lebenden Beamten. D. Red.) Ballentin, der das Institut der Pfandweiber nicht hat entwickeln sehen, hielt dieselben, da sie im Gefängnis untergebracht, für Gefangene, das war gar nicht der Fall; ich ließ sie des Nachts nur deshalb einsperren, damit sie von den ohne Ausnahme kranken Soldaten nicht inficiert wurden.

„Ich muß mich entschieden dagegen verwahren, daß ich dem deutschen Namen Unehre gemacht haben soll, erst, nachdem deutsche Blätter in sensationellster Weise die Angelegenheit aufgebauscht, meldeten sich mit bekannter Schadenfreude die ausländischen Zeitungen. In der Kamerun benachbarten französischen Kolonie passieren die tollsten Sachen. Da wurden bei hellem Tage die Negermädchen aus angesehenen Familien durch Offiziere von der Straße weggeschleppt und vergewaltigt. Als der Missionar an dem darauffolgenden Sonntag in der Predigt das rügte, verließen die Offiziere ostentativ die Kirche und der Missionar mußte abberufen werden. Ich erzähle Ihnen das nicht, um mich zu entschuldigen, denn was andere gefehlt haben, entlastet einen nicht, sondern nur, um Ihnen zu zeigen, daß unter den Tropen manches Unmögliche möglich erscheint.

„Die dieser Tage in Berlin stattgehabte Synode will meine Entschuldigung, das Klima überreize das Nervensystem, nicht gelten lassen. Warum aber werden dann den Missionaren, wenn sie glauben, dem Drang nicht widerstehen zu können, Frauen ex officio angetraut und ihnen geschickt?" — [1]) . .

4. Ein katholisches Missionszeugnis und seine Beleuchtung.

Durch die Zeitungen ging die Kunde, daß auch Zeugnisse der Missionare zur Entlastung des Herrn Leist beigebracht worden seien. Es steht

[1]) Die Generalsynode hat mit der Überreizung des Nervensystems durch das Klima gar nichts zu thun gehabt. Vergl. Nr. 1. — Daß der Herr Kanzler die Verheiratung der Missionare in seine Verteidigungsrede hineinzieht, bekundet eine sehr wenig ideale Vorstellung von der christlichen Ehe. Jede weitere Bemerkung ist überflüssig.

amtlich fest, daß seitens der evang. Baseler Missionare dies nicht geschehen ist. Wie das gerichtliche Erkenntnis mitteilt, hat „der inzwischen verstorbene Baptisten-Missionar Steffen und dessen Frau nach dem Zeugnis der Schwester Bäseler sich stets sehr günstig über ihn ausgesprochen." Sodann heißt es in demselben Aktenstück:

„Bei der Beurteilung der Person des Angeschuldigten dürfte auch eine von dem apostolischen Präfekten von Kamerun, P. Vilter, gethane, durch Vermittlung des Reichstagsabgeordneten Dr. Lieber[1]) zu den Akten gelangte Äußerung vom 19. September d. Js. nicht unberücksichtigt bleiben, worin gesagt wird, Kanzler Leist sei nicht der knutenschwingende Tyrann und Wüterich gewesen, als welchen man ihn in Deutschland hinstelle; wenn er die ihm zur Last gelegten Vergehen begangen habe, so werde er die Folgen tragen müssen, und es sei dann zu bedauern, daß ein sonst so arbeitsamer Beamter sich solch großer Fehler schuldig gemacht habe; doch habe er auch manches Gute gethan und wohl auch wegen ruinierter Gesundheit und Nervosität Anspruch auf einige Nachsicht."

Einen famosen Beitrag zum Verständnis dieses Zeugnisses giebt der bekannte Dr. Zintgraff in der deutschen Warte (in dem Artikel: Die Kameruner Missionsthätigkeit II). Der Herr Dr. spricht da nämlich mit drastischer Offenheit eine Wahrheit aus, die allerdings Kundigen kein Geheimnis war, aber meines Wissens noch niemals mit so drastischer Offenheit gesagt worden ist, eine Wahrheit, die sattsam die Intimität zwischen vielen unserer Kolonialbeamten und der katholischen Mission erklärt. Er schreibt:

„Schließlich möchte ich hier noch eines Umstandes erwähnen, durch den dies christliche Missionswerk, ohne Unterschied der Konfessionen — wenigstens nach meinem persönlichen Dafürhalten sehr erschwert ist; nämlich die Ungläubigkeit oder, um mich milder auszudrücken, das höchst laxe Christentum der in Afrika thätigen Europäer und Namenchristen, wobei ich natürlich meine eigene Persönlichkeit nicht ausnehme. Die meisten Europäer in Afrika — Beamte, Kaufleute, Reisende, Kapitäne, kurz niemand ausgenommen — sind nämlich nichts weniger als christliche Vorbilder, sondern eher (siehe Leist!) abschreckende Beispiele, und der Missionar muß sie entweder dem Schwarzen gegenüber als solche hinstellen oder aber sich auf den nicht ganz unberechtigten Einwurf gefaßt machen: wenn ihr bekehren wollt, so fangt doch zuerst bei euren Landsleuten an und gewöhnt diesen den sittenlosen Umgang, das Fluchen und Saufen ab — wir Wilden sind doch bessere Menschen — oder aber den anderen: wenn eure Landsleute wirklich Christen sind, wofür sie sich ausgeben und was ihr bestätigt, warum soll uns nicht dasselbe gestattet sein wie ihnen, weshalb sollen wir denn stets beten und zur Kirche und zum Abendmahl gehen, während sie dies doch niemals oder höchstens Weihnachten oder an Kaisers Geburtstag thun? Aus dieser Klemme pflegen sich die Mis-

[1]) Nach dem Nr. 3 erwähnten Interview soll der Hochw. Pater unter dem 6. Aug. an einen Freund geschrieben haben: „Thut mir leid, daß Dr. Lieber seine Nase in die Sache hineingesteckt hat, hätte das bleiben lassen können."

sionare der beiden Konfessionen in sehr verschiedener Weise zu ziehen; die einen, die protestantischen dadurch, daß sie überhaupt den Verkehr mit ihren Landsleuten möglichst beschränken und aus ihrer Ansicht über das Christentum kein Hehl machen; die katholischen dadurch, daß sie eine Art Kompromiß eingehen, in der Art, daß sie sich mit dem Europäer auf möglichst gutem Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet — mag diese nun im Besuche der Kirche und Messe oder sonst einem kleinen Dienste bestehen, wie ihn ja jeder mehr oder minder einmal der Sache leisten kann, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage. — Die französischen Missionäre in ihrer Liebenswürdigkeit sind darin vollends Meister und haben vorher schon mehr als einmal gewiß über den dummen deutschen Michel ins Fäustchen gelacht. Auch ich ziehe, offen gestanden, den Umgang mit katholischen Missionären, zumal mit französischen, bei weitem vor, sie drückten bei meinen schwachen Seiten ein Auge zu, lassen auch einmal fünf grade sein, kurz sind fröhlich mit den Fröhlichen, und ich scheide von ihnen nicht mit dem Bewußtsein, daß ich ein großer Sünder bin, sondern mit dem, daß es ganz famose und liebenswürdige Kerle sind — ob sie deshalb nur auch die besseren Missionäre sind, das ist ein Urteil, das ich ruhig dem Leser überlasse, da ich es als vorsichtiger Mann mit niemand verderben möchte."

Ich bin sehr neugierig, was die katholischen Herren auf diese Schmeichelei sagen werden.

5. Herr Professor Fritsch.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß Prof. Fritsch in der anthropologischen Gesellschaft, um das unzüchtige Verhalten der Kolonialbeamten als unanstößig zu erweisen, neben Emin Pascha auch auf Livingstone exemplifiziert und von dem letzteren behauptet hatte, „er habe in den letzten Jahren seines Lebens mit eingeborenen Frauen Verkehr gehabt." Am Schluß der Begründung meines Antrags in der Generalsynode führte ich den Beweis der Unwahrheit dieser Behauptung und forderte den Herrn Professor öffentlich auf, seinerseits die erhobene Beschuldigung zu beweisen. Auf diese Aufforderung brachte das Berliner Tageblatt folgende Antwort des Herrn Professors, die ich wörtlich abdrucke:[1])

„In Nr. 365 Ihres wertgeschätzten Blattes vom 6. d. M. findet sich bei den Verhandlungen der Synode ein Angriff des Dr. Warneck gegen mich, welcher mit der Aufforderung endigt, einen gewissen Beweis öffentlich anzutreten. Sie haben daher wohl die Güte, einer kurzen Antwort an die Adresse dieses gewohnheitsmäßigen Angreifers ein Plätzchen in ihren Spalten einzuräumen.

Ich bestreite dem Synodalen Dr. Warneck überhaupt das Recht, diesen

[1]) Der Sperrdruck ist von dem Herrn Professor.

Beweis von mir öffentlich zu verlangen und zwar neben anderen vornehmlich aus folgenden beiden Gründen: Die Bemerkungen von mir sind in einer geschlossenen Gesellschaft und ohne jede Beziehung auf ihn oder seine Partei gethan worden, wo ich berechtigt und verpflichtet bin, meine persönliche Überzeugung frei zum Ausdruck zu bringen, nicht in in einer öffentlichen Versammlung. Die Möglichkeit, in solchem Kreise gefallene Äußerungen einer feindlichen Presse gegenüber öffentlich zu verteidigen, ist schon dadurch aufgehoben, daß kein vollständiges, beglaubigtes Stenogramm aufgestellt wird über das, was wirklich gesagt worden ist.

Daher konnten manche böswillige Blätter trotz meiner vom Berliner Tageblatt gütigst veröffentlichten Berichtigung schamloserweise ruhig weiter behaupten, ich sei für den Kanzler Leist eingetreten, wo ich doch jedes Urteil über den Fall abgelehnt hatte und nur englische Angriffe gegen deutsche Beamte zurückzuweisen suchte, weil die Engländer ganz genug vor ihrer eigenen Thür zu kehren haben. Zweitens aber lehne ich es begreiflicherweise mit Entschiedenheit ab, mich mit einem Manne in eine öffentliche Auseinandersetzung einzulassen, der bereits auf Antrag des Herrn Reichskanzlers Caprivi wegen ungerechtfertigter Angriffe gegen die Ehre der deutschen Marine vom Landgericht in Bielefeld verurteilt worden ist, dessen Angriffe gegen den Herrn Reichskommissar Major v. Wißmann, gegen Herrn Professor Dr. Joest und andere vom deutsch-nationalen Standpunkt gleich verwerflich waren.

Hat der fromme Herr, dessen Angriffen die Synode so bereitwillig Beifall zollte, somit seine kindliche Unschuld leider nicht bewahrt, so ist ihm doch ein gutes Teil von rührender Einfalt geblieben, „da er in den veröffentlichten Aufzeichnungen Stanleys vergeblich nach der Bestätigung meiner Bemerkungen suchte." Ja, wenn es sich um Aufzeichnungen eines deutschen Missionars über Stammesgenossen gehandelt hätte, dann dürfte man wohl erwarten, daß der Mantel christlicher Liebe stellenweise fadenscheinig geworden wäre, aber ein Engländer hat noch stets mit Recht nach dem Wahrspruch gehandelt: Es ist ein schlechter Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt! Das thun leider nur die Deutschen mit Vorliebe.

Möge der geehrte Herr Warneck doch Herrn Stanley privatim fragen, vielleicht erzählt er ihm, was damals nach solchen privaten Auslassungen als öffentliches Geheimnis durch die ganze Welt lief. Öffentlich wird sich Herr Stanley der Feststellung ganz gewiß zu entziehen wissen. Im übrigen schiebe ich den Gegnern den Beweis zu, warum Livingstone, dessen Briefe an den Konsul Kirk doch ganz harmlos die Küste erreichten, nicht selbst herauskam, selbst nicht, nachdem ihn Herr Stanley entdeckt hatte, indem ich behaupte, es geschah, weil Livingstone thatsächlich afrikanisiert war, nicht weil er nach einem ersichtlich vorgeschützten, absolut unsinnigen Plan angeblich erst die Nilquellen entdecken wollte.

Schließlich empfehle ich Herrn Dr. Warneck als Privatlektüre Hackländers Europäisches Sklavenleben, woraus er manche Belehrung schöpfen dürfte. Der Rest ist Schweigen.

Hochachtungsvoll

Berlin, 9. November 1894. Gustav Fritsch."

Ich habe darauf die nachfolgende Entgegnung an das Berliner Tageblatt eingesandt, die dasselbe auch gedruckt hat:

„Ich hatte Herrn Prof. Fritsch aufgefordert, den Beweis zu erbringen für die in der anthropologischen Gesellschaft gethane und durch die Zeitungen in weite Kreise getragene Behauptung: „Livingstone habe in den letzten Jahren seines Lebens mit afrikanischen Frauen gelebt." Jedermann wird zugestehen, daß diese Aufforderung eine berechtigte war, da es nach allgemein geltenden Grundsätzen Sache des Anklägers ist, durch Thatsachen die Richtigkeit seiner Anklage zu beweisen. Ich meinerseits führte den Beweis für die Unrichtigkeit der in Rede stehenden Behauptung durch ein Zeugnis des einzigen Europäers, der mit Livingstone in den letzten Jahren seines Lebens zusammengetroffen, nämlich Stanleys, der 1873 in seinem Buche: „Wie ich Livingstone fand" erklärt: „Was das Gerücht von seiner afrikanischen Heirat betrifft, so ist es unnötig mehr zu sagen, als daß es nicht wahr ist. Es ist durchaus unter der Würde eines Gentleman in Verbindung mit dem Namen Livingstones so etwas auch nur anzudeuten." Ich fügte hinzu, Stanley habe dieses Zeugnis abgelegt „als er noch ein junger, durch Afrika nicht verdorbener Mann gewesen sei."

Statt nun seinerseits den von mir erforderten Beweis zu erbringen, verdächtigt mich der Herr Professor Fritsch persönlich. Das ist weder überzeugend noch gentlemantlike. Er nennt mich u. a. „einen gewohnheitsmäßigen Angreifer". Die Wahrheit ist, daß ich durch Angriffe auf die christliche, speciell die evangelische Mission wiederholt genötigt worden bin, zum Schutze derselben das Wort zu ergreifen. So verhielt es sich gegenüber dem Herrn v. Wißmann, der — wie wohl noch erinnerlich — seinerseits die evang. Mission angegriffen und von meiner Erwiderung ausdrücklich öffentlich anerkannt hat, daß sie eben so sachlich wie würdig gewesen sei. So verhielt es sich auch gegenüber dem Herrn Joest. Dieser hatte für gewisse Beschuldigungen gegen evangelische Missionare sich auf den Afrikareisenden H. H. Johnston berufen. Ich war in der Lage, einen Brief dieses Herrn zu veröffentlichen, in welchem es hieß: „Soweit mich die Sache betrifft, ist sie ein vollständiges Lügengewebe." In beiden Fällen war ich also nicht der Angreifer, sondern ich wehrte Angriffe ab.

Mit der Verurteilung in Bielefeld verhielt es sich in Kürze folgendermaßen. Ein Mitarbeiter an der von mir herausgegebenen A. M.-Z. hatte zum Schutze der Eingebornen über gewisse Vorgänge auf den Inseln Ebon und Kusaie, die mit Schiffen der deutschen Marine in Verbindung standen, Bericht erstattet. Die Thatsachen, auf welche sich dieser Bericht bezog, wurden in bezug auf Ebon seitens des Gerichts für bewiesen erachtet; in bezug auf Kusaie hatte sich der Verf. im Namen des Schiffs geirrt und wurden die Aussagen der weißen Zeugen abgelehnt. In der angefügten Kritik wurde eine Beleidigung der deutschen Marine gefunden und ich als Redakteur dafür mit einer unerheblichen Geldstrafe belegt.

Das sind die Thatsachen. Das Urteil über den Ton, in welchem der Herr Professor gegen mich persönlich sich ausgelassen, wie über den sachlichen Wert seiner Entgegnung überlasse ich getrost jedem unbefangenen Leser.

Berlin, den 14. Nov. 1894. G. Warneck.

Ich füge dieser Erwiderung nur noch eine dreifache Bemerkung hinzu: 1) der Herr Prof. Fritsch hat den von ihm erforderten Beweis nicht erbracht; 2) es ist für mich kein angenehmes Geschäft, so oft in die Lage versetzt zu werden, Angriffe auf die evang. Mission abzuwehren. Ich wünschte wohl, daß ich dieser Notwendigkeit überhoben würde. Aber so lange die Angriffe fortgehen, darf auch die Verteidigung nicht schweigen. Herr Prof. Fritsch hat angegriffen, nicht ich. Übrigens hat ihm schon vor mir die Weser-Zeitung (vom 26. Okt.) in gebührender Weise und stärker als ich geantwortet. Und 3) ist es eine vollständige Verschiebung der Sachlage, wenn mich der Herr Professor dem Vogel vergleicht, der sein Nest beschmutze. Ich dächte, die Beschmutzung des Nestes sei von anderer Seite geschehen. Oder war etwa Johannes der Täufer der Sünder, weil er einem ehebrecherischen Könige sagte: „es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast?“ Sapienti sat. Warneck.

Eine neue religionsstatistische Tabelle

bringt der Church Miss. Int. (1894, 730), die wir mit einigen Anmerkungen zur Kenntnis unsrer Leser bringen. Eine solche Tabelle ist ja immer ein großes Wagstück, denn sie beruht nur zum kleineren Teile auf sicheren Unterlagen. Die meisten Zahlen sind das Ergebnis einer Schätzung, die natürlich bei aller Sorgfalt selbst Irrungen, die in die Millionen gehen, nicht ausschließt und bei verschiedenen Sachverständigen verschieden ausfällt. Zuerst die Tabelle. (Siehe nebenstehend.)

Nun die Anmerkungen. 1. Die Zahl der Juden dürfte zu niedrig sein. Nach von Juraschek's „Geogr.-statistischen Tabellen“ Jahrgang 1890 und Dalmann (Nathanael 1891) belief sich dieselbe auf 7 404 250, von denen auf Europa 6 301 550, auf Asien 294 000, auf Afrika 507 500, auf Amerika 285 200, auf Australien 16 000 kommen.

2. Die Zahl der Mohammedaner ist vielleicht etwas zu hoch. Wie unzuverlässig hier die Schätzungen sind, zeigt eine Tabelle in der Miss. Rev. 1894, 776, nach welcher z. B. Asien 133 und Afrika 70 Millionen Mohammedaner haben soll. Nach den uns sonst zugänglichen Daten dürfte die Gesamt-Anhängerzahl des Islam 185 bis höchstens 200 Millionen betragen.

3. Nach dem offiziellen indischen Regierungscensus von 1891 betrug (in Indien) die Zahl der Hindus 207 731 727, die der Sikhs 1 907 833. Die Gesamtsumme der betreffenden Rubrik ist also über zwei Millionen größer als die Angabe der Tabelle.

4. Die vierte Rubrik läßt es unausgemacht, wie groß die Zahl der wirklichen Buddhisten ist. Wie wir wiederholt nachgewiesen haben (z. B. Evang. Missionslehre I 87 Anm. 1), ist es ein ungeheurer Irrtum, der aber mit Zähigkeit festgehalten wird, daß sie 400 Millionen und noch darüber betrage. Dieser Irrtum kommt daher, daß man unbesehens alle Chinesen und Japaner als Buddhisten registriert. Bei dem eklektischen Charakter des Buddhismus

Religionen	Europa	Asien mit dem Archipelagus.	Afrika	Amerika	Australien mit Polynesien u. Neuguinea.	Gesamtsumme
1. Juden	5 500 000	260 000	430 000	300 000	15 000	6 505 000
2. Mohammedaner	5 750 000	160 000 000	40 000 000	— —	25 000	205 775 000
3. Hindus und Sikhs	— —	207 000 000	300 000	100 000	— —	207 400 000
4. Buddhisten, Dschains, Schintoisten, Taoisten, Konfucianer	160 000	430 000 000	— —	— —	14 000	430 174 000
5. Ohne Angabe der Religion . . .	350 000	250 000	— —	200 000	30 000	830 000
6. Heiden	20 000	15 000 000	125 000 000	14 000 000	1 600 000	155 620 000
Gesamtzahl der Nichtchristen . . .	11 780 000	812 510 000	165 730 000	14 600 000	1 684 000	1 006 304 000
7. Römische Katholiken	156 000 000	8 500 000	1 200 000	57 000 000	850 000	223 550 000
8. Protestanten	86 000 000	1 000 000	820 000	59 000 000	3 135 000	149 955 000
9. Orthodoxe Griechen	92 000 000	6 000 000	30 000	— —	— —	98 030 000
10. Armenier, Syrier, Kopten, Melchiten, Abessynier	300 000	3 000 000	3 000 000	— —	— —	6 300 000
11. Andere Christen ohne Angabe . .	14 000 000	1 000 000	— —	— —	30 000	15 030 000
Gesamtzahl der Christen	348 300 000	19 500 000	5 050 000	116 000 000	4 015 000	492 865 000
Bevölkerung	360 080 000	832 010 000	170 780 000	130 600 000	5 699 000	1 499 169 000

und der besonders in China herrschenden Religionsmischung ist es ganz unmöglich, die Buddhisten von den Taoisten und Konfucianern reinlich zu scheiden. Wie groß die statistische Konfusion bezüglich der Buddhisten ist, geht aus folgenden Zahlenangaben hervor: E. Arnold berechnet sie auf 470, Newman auf 367, Hassel auf 315, Johnstone auf 245 Millionen (Miss. Rev. 1894, 779). Monier Williams hält 100 Millionen für eine hohe Schätzung. Reine Buddhisten in Siam, Barma, Tibet, Ceylon, Mongolei und Mantschurei giebt es kaum mehr als 40 Millionen, in dem eigentlichen China und Japan 50 bis 60 Millionen.

5. Was unter den religions non specified and sundries zu verstehen, ist nicht recht klar. Vielleicht sind die Parsis und ähnliche kleine nichtchristliche Religionsgemeinschaften gemeint.

6. Die Bezeichnung Heiden für diese Rubrik ist insofern nicht korrekt, als die große Majorität der unter 3—5 aufgeführten Nichtchristen gleichfalls pure Heiden sind. Der Ausdruck soll wohl sagen: Fetischistische bezw. animistische Religionen; aber auch so ist die Rubrizierung nicht völlig zutreffend.

7. Die Zahl der Katholiken für Asien ist wohl etwas überschätzt, sicherlich sind die Philippinen mit sechs Millionen zu hoch angerechnet; doch trägt das aufs Ganze wenig aus. Auch Afrika und Amerika sind reichlich hoch angenommen.

8. Die 820 000 für Afrika berechneten Protestanten sind zu wenig. Allein die Kapkolonie zählt nach dem offiziellen Census 732 047 Protestanten (A. M.-Z. 1894, 9). Die übrigen protestantischen Kolonisten und Missionschristen Afrikas, Madagaskar eingerechnet, belaufen sich auf mindestens 550 bis 600 000, so daß also statt 820 000 etwa 1 300 000 zu setzen sind.

9 und 10 sind wir außerstande zu kontrollieren.

11. Diese Rubrik (Other Christians non specified) umfaßt außer einer Reihe Sekten besonders russischen: 7 684 906 „Franzosen, welche bei dem letzten Census declined to make any declaration of religious belief." Abgesehen davon, daß nach den uns zugegangenen Informationen diese Zahl unrichtig ist — es sollen nur 80 951 in Frankreich „keinen Kult" konstatiert haben — so hätte konsequenterweise dann auch aus anderen christlichen Ländern die Zahl derjenigen angegeben werden müssen, welche sich als konfessions- oder religionslos bezeichnen, eine Ausscheidung aus der Konfessionsstatistik, die sich freilich aus Mangel an offiziellem Material nicht allgemein durchführen läßt.

Soviel stellt trotz der Unsicherheit vieler ihrer Rubriken die vorstehende Tabelle jedenfalls außer Zweifel, daß zur Zeit das Christentum numerisch jede andere Religion übertrifft. Warneck.

Gemischte Zeitung.

Auch eine Apologie der Mission.

Wie den Lesern bekannt, hat die Brüdergemeine auf der Halbinsel York in Nord-Queensland zu Cullen Point unter den Schwarzen Australiens 1891 ein neues überaus schweres Missionswerk in Angriff genommen (A. M.-Z. 1892, 216). Besonders die weißen Perlenfischer, die in jener Gegend ihr Wesen treiben, waren über diese Missionsunternehmung mißvergnügt, weil sie wohl wußten, daß die Missionare als die Beschützer der Eingeborenen ihrem

wüsten Treiben einen Damm entgegensetzten. Nun waren 1893 innerhalb eines halben Jahres auf der genannten Halbinsel drei dieser Perlenfischer von den wilden Eingebornen ermordet worden, vermutlich aus Rache für Schandthaten, die sie oder ihre Genossen an ihnen geübt. Da erschien in der Zeitung The Torres Streicts Pilot im Dez. 1893 ein Artikel, welcher der Mission bezw. den Missionaren die Schuld für diese Verbrechen aufbürdete, obgleich es offenbar war, daß sie von Schwarzen begangen worden waren, die weitab von der Missionsstation wohnten und mit der Mission in gar keiner Verbindung standen. Die Missionare verteidigten sich in der genannten Zeitung, aber kurz darauf fand ein Ereignis statt, welches die Mission viel glänzender rechtfertigte, als die geschickteste Feder es zu thun vermochte.

Am 19. Januar 1894 ging nämlich im Busen von Carpentoria in einem furchtbaren Sturme ein Schiff unter, von dessen Mannschaft ein Teil sich ans Land rettete. Acht Tage lang hatten die Geretteten zu Lande und zu Wasser unsägliche Gefahren, Leiden und Entbehrungen auszustehen und sie wären unfehlbar von den wilden Eingeborenen getötet worden, wären nicht zwei junge Eingeborene dazu gekommen, welche bereits unter einigem Einfluß der Mission gestanden und die ihnen das Leben retteten. Auf ihrer Weiterreise trafen sie am Coenflusse andre Schwarze, die ebenfalls schon mit der Mission in Berührung gekommen waren und diese kleideten, speisten, herbergten und geleiteten sie auf die Missionsstation. Hier wurden die ganz heruntergekommenen elenden Männer erst recht mit aller Freundlichkeit aufgenommen und verpflegt, und so oft der eine der Geretteten, ein Offizier, ausrief: das ist der glücklichste Tag meines Lebens, kommt Jungens, laßt uns ein Gebet sprechen, war es sehr ergreifend, solche Leute auf ihren Knien zu sehen. Wohl verpflegt und versorgt reisten sie dann nach Thursday-Island und — nun erschien wieder ein Artikel in der Zeitung, aber der war voll Lob und Bewunderung für den segensreichen Einfluß, den die Mission in der kurzen Zeit ihres Bestehens auf die wilden Eingebornen geübt. Und dieses Zeugnis aus dem Munde geretteter Schiffer verwandelte auf einmal das Aschenbrödel Mission in eine gefeierte Prinzessin auch bei Leuten, die früher nur Lästerungen über sie geredet. Die Geschichte ist sehr ausführlich erzählt im Miss.-Blatt der Brdgem. 1894, 227 ff.

Literatur-Bericht.

1. **Hesse**: „Joseph Josenhans. Ein Lebensbild." Mit Bildnis. Calw und Stuttgart 1895. Geb. 2 Mk. Wieder eine schöne Gabe aus der Hand Hesses, ein würdiges Gegenstück zu Gunderts Leben. Der alte Blumhardt hat einmal zu Josenhans gesagt: „du bist wie ein Fürst Gottes unter uns"; diesen Ausspruch könnte man als Motto auf das Titelblatt setzen, denn treffend charakterisiert er den Mann, von dem das Buch handelt. Ein ganzer Mann mit seltener Regiergabe, ein geborner Herrscher und Organisator, streng gegen sich selbst und streng gegen seine Mitarbeiter und Untergebenen, ein Mann der Autorität und der Ordnung, von eisernem Fleiß, unentwegter Pflichttreue, aufopferungsvoller Hingabe an seinen Beruf, unerschütterlicher Willensenergie und Festigkeit in seinen Grundsätzen, gerader Offenheit und Wahrhaftigkeit, bewunderungswürdiger Menschenkenntnis und

Menschenbeeinflussung; und dabei durch und durch ein christlicher Charakter, ein Held, der den guten Kampf des Glaubens kämpfte, ein Kreuzträger, gereift durch Leiden, mächtig in der Schrift und angethan mit dem Geist des Gebets, ein Großer in Israel, aber klein vor der Majestät seines Gottes — so stellt sein Biograph das Bild dieses hervorragenden Baseler Missionsinspektors vor unsre Augen. Es ist wahr, es geht ein gesetzlicher Zug und eine gewisse Herbigkeit durch seinen Charakter — und deshalb war Josenhans vielleicht mehr gefürchtet als geliebt; der Verfasser verschweigt das ganz und gar nicht, aber es ist wohlthuend zu sehen, wie gerecht und wie pietätsvoll er die Schattenseiten des seltenen Mannes behandelt, indem er sie uns eben verstehen lehrt als Schatten, die das Licht wirft, als Schwächen, die die Kehrseiten der Stärke sind. Das ist meisterlich an diesem Lebensbilde, daß es uns mit Hochachtung vor dem Manne erfüllt, nicht trotzdem, sondern weil es ihn ohne alle Schönfärberei zeichnet wie er gewesen ist. Wie Gunderts Leben so ist auch das Lebensbild von Josenhans ein Erbauungsbuch, freilich in einem etwas andern Sinne; es wird es niemand lesen ohne daß es ihm zu einer Predigt würde über die tapfern apostolischen Worte: „wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark“ und „darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn.“ Und in unsrer Zeit, die so arm ist an ganzen Männern in Christo, ist eine Anschauungspredigt über diese Texte sehr zeitgemäß. Schließlich bemerken wir noch, daß das vorliegende Lebensbild, in welchem der Verf. nicht ein Stück Missionsgeschichte erzählen, auch nicht das Inspektorat Josenhans', sondern wesentlich den Mann selbst schildern wollte, auch reichliche Belehrung über die Mission enthält. Beides wird uns vor die Augen gestellt: die Niedrigkeit und die Herrlichkeit der Mission, die Niedrigkeit soweit sie ein Menschenwerk, die Herrlichkeit soweit sie ein Gotteswerk ist — Schatten und Licht mit unparteiischer Wahrheitsliebe verteilt.

2. **Stosch**: St. Paulus der Apostel. Eine apolog. Studie. Leipzig 1894, Akademische Buchhandlung. 3 Mk. Ein anmutig und farbenfrisch geschriebenes Büchlein, das man mit Genuß liest, nur wird leider dieser Genuß dadurch etwas beeinträchtigt, daß die lebendige Phantasie des Verfassers zu viele kühne Vermutungen zum Teil als Geschichte einwebt, die man beanstanden muß. Um nur einige Beispiele anzuführen: daß Paulus sich wiederholt unter den Zuhörern Jesu befunden habe und gewisse Worte des Herrn direkt an ihn gerichtet gewesen seien (23—27); daß Paulus das jüngste Mitglied des hohen Rates und verheiratet gewesen (29. 37); daß es sich bei dem Konflikt mit Petrus in Antiochien nicht um einfache Tisch- sondern um Sakramentsgemeinschaft gehandelt und Lukas in der Apg. die Erzählung dieses Konflikts auf den Wunsch des Paulus weggelassen habe (94 ff.); daß sich Paulus von Barnabas getrennt auf Wunsch der Antiocheuischen Gemeinde (99); daß Petrus im Jahre 44 nach Rom gekommen und der Stifter und Pfleger der dasigen Gemeinde gewesen sei (143 ff. 173); daß Petrus den Paulus auf seiner Reise durch Galatien begleitet habe (156); daß das Lukasevangelium in Gemeinschaft mit Paulus während seiner Gefangenschaft zu Cäsarea (196), der an die Gemeinde zu Jerusalem gerichtete Ebräerbrief zu Rom unter der Redaktion des Paulus durch den Griffel des Lukas von Barnabas, Clemens Romanus und Apollo verfaßt sei (220 f.). Der Verf.

bezeichnet seine Arbeit als eine apologetische Studie; sie ist aber viel mehr ein historisches Gemälde. Um als eigentliche Apologie zu gelten, hätten die Hypothesen der modernen liberalen Theologie berücksichtigt und widerlegt werden müssen. Eine missionarische Studie wäre uns am liebsten gewesen; aber so manche lichtvolle Bemerkung der feinsinnige Verf. über den Paulinischen Missionsbetrieb auch einstreut, so ist der Ertrag seiner Arbeit für die Missionswissenschaft der Gegenwart im ganzen doch nicht bedeutend. Aber vielleicht haben wir zu viel geredet von den Ausstellungen, die wir an dem schönen Buche zu machen haben. Um alles möchten wir nicht, daß sich jemand dadurch abhalten ließ von der Lektüre. Wir wiederholen: es ist ein Genuß, das Buch zu lesen und wir empfehlen es allen Liebhabern des großen Apostels aufs wärmste.

3. **Kurze**: „Wie die Kannibalen von Tongoa Christen wurden. Ein Blatt aus der Missionsgeschichte der Neuhebriden. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen des Missionars Michelsen." Leipzig 1894, Akad. Buchhandlung. 1 Mk. Eine Geschichte vielfach der ähnlich, welche uns in seiner bekannten Selbstbiographie Missionar Paton von den Neuhebrideninseln Tanna und Aniwa erzählt, nur daß dieser den Vorteil voraus hat, Selbsterlebtes zu berichten und daß er mit dem Zauber Jung-Stillingscher Poesie schreibt.

4. Evangelischer Missionskalender 1895. Basel, Missionsbuchhandlung. 20 Pf. Ein alter Bekannter, der aus seinem Schatze wieder allerlei ansprechende kleine Missionsbilder hervorgeholt hat, durch welche er die Leser unterhält und belehrt.

5. **Grundemann**: „Missionsbilder mit Versen für Kinder. Heft 5 und 6: Grönland und Kamerun." Buchhandlung der Berliner Miss.-Ges. (NO. Friedensstr. 9). 100 Exp. 4 M. — Bilder und Verse werden mit jeder neuen Serie besser. Die Probenummern dieses 5. und 6. Heftes, die mir vorgelegen haben, entsprechen allen billigen Anforderungen; hoffentlich verschlechtert der Abdruck die Bilder nicht. Warneck.

Inhalt.

I. Geschichtliches, Statistisches und Ethnologisches.

II. Theoretisches, Apologetisches und Polemisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Literarisches.

Beiblatt:

Namen= und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. — Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1894.

Gottes Stunde — des Menschen gelegene Zeit.

Predigt über Röm. 13, 11 zum Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft, gehalten am 10. Mai 1893 zu London

von A. T. Pierson.[1])

Drei Losungsworte kennzeichnen den Gedankenfortschritt im dreizehnten Kapitel des Römerbriefs. Das erste heißt Gehorsam — „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und vor allem Gott. Das zweite heißt Schuldigkeit — „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid." Und das dritte heißt gelegene Zeit (opportunity) — „Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf." Gehorsam gegen die Autoritäten, Schuldigkeitsgefühl gegenüber den Menschen, Benutzung der gelegenen Zeit mit Treue, das sind die in sich zusammenhängenden Gedanken, welche die logische Kette in der Beweisführung des Apostels Paulus bilden. Sodann sind drei Worte in jenem Kapitel enthalten, welche von weitgehender Bedeutung sind. Es sind sämtlich „Zeit-Worte", d. h. Worte, welche es mit dem Begriffe der Zeit zu thun haben — der Zeitpunkt (season), die Stunde, der Tag. Das erste Wort, welches die Bibel mit „Zeit" (time) übersetzt, hat in der Ursprache den Sinn „Zeitpunkt" (season); das zweite Wort, welches ebenfalls mit „Zeit" (time) wiedergegeben ist, bedeutet „Stunde" — „die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf, sintemal der Tag unseres Heils jetzt näher ist, denn da wir gläubig wurden." Dieses Wort ist für das große Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft der gewiesene, von Gott gegebene Text.

Es treten uns drei große Gedanken entgegen: Zuerst und vor allem: die Liebe hat eine Schuld abzutragen; sodann es giebt eine bestimmte (seasonable) Zeit in Gottes Plan, diese Schuld abzutragen; und endlich es giebt eine gelegene (opportune) Stunde in der Geschichte der Menschheit, diese Schuld abzutragen.

In der heiligen Schrift Neuen Testamentes findet sich der bedeutungsvolle Gedanke: so wie Gott die Welt gemacht hat, so hat er auch die Zeitalter (ages) gemacht. Als er die Zeitalter entwarf, ordnete er sie

---

[1]) Nach Miss. Rev. 1893, 561. Es ist dies nicht die ganze Predigt, sondern nur ein brief report derselben, wie Pierson erklärt. Ich gebe aber diese Skizze in genauer Übersetzung zur Charakteristik des berühmten, auch in dieser Z. oft genannten Redners. Daß sie ein stark rhetorisches Gepräge trägt, bedarf kaum einer besonderen Bemerkung. D. H.

kosmisch (cosmically) genau so wie er das Weltall anordnete. Dieser Gedanke zieht sich durch das ganze Neue Testament hindurch. Wie wir bei einem Bauwerke zuerst den Grundstein legen, dann die Pfeiler, die Kapitäle, die Bögen und den Schlußstein darauf setzen, ganz in derselben Weise hat Gott die Zeitalter angeordnet. Er legte ihren Grundstein, er richtete ihre Säulen auf und legte ihre Kapitäle darauf; er spannte ihre Bogen aus und er hielt alles bereit, um den Schlußstein einzufügen, uns so einen Fingerzeig gebend, daß der Abschluß der Zeiten nunmehr gekommen sei: So sind alle Teile des Weltalls, wohl zusammengefügt, zu einem natürlichen Tempel geworden, in welchem alles spricht: „Ehre sei Gott in der Höhe" und Himmel und Erde ausrufen: „Der Herr herrscht über alles." Die Kirche ist sein schön ausgebauter Tempel (fitly framed together) aber es ist eben so wahr, daß auch die Zeitalter schön aufgebaut worden sind und nun im Begriff stehen ein heiliger Tempel zu werden zum Lobe und Preise seines Namens. Wie es eine Fülle der Zeit zum Gericht gab — wir lesen davon im Alten Testament — so giebt es auch eine Fülle der Zeit zum Segnen und eine Fülle der Zeit die Gelegenheit zu ergreifen. Was ist es doch für ein ergreifender Gedanke, daß Gott die Weltzeiten bildete, daß er ebensosehr einen Plan durch die aufeinanderfolgenden Zeitalter der Geschichte hindurch verfolgt als bei der Schöpfung dieser sichtbaren Welt! Die Endvollendung einer Zeitperiode ist der Zeitpunkt, die Epoche (season), und die Endvollendung aller Epochen ist die letzte große krönende Epoche, welche den tausendjährigen Triumph und die ewige Herrlichkeit ankündet — die wahre Fülle der Zeit (the fitness and fulness of time). Wir sind jetzt hinsichtlich der Durchführung der Mission auf der ganzen Erde in die wahre Fülle der Zeiten eingetreten. Die Missionsarbeit gleicht in gewisser Weise einem Dreieck. Es ist ein Objekt da, das sie erreichen soll — die Welt; es ist eine Kraft da, welche ins Feld geführt werden kann — die Kirche; es ist ein göttlicher Leiter da, die Kraft der Kirche in die Ernte und in die Arbeit zu führen. Auf welchen von diesen drei Punkten wir auch blicken mögen, wir gewinnen die feste Überzeugung, daß die wahre Fülle der Zeit Gottes für das Missionswerk gekommen ist.

Zuerst im Blick auf die Welt. Hier sehen wir in unsern Tagen sieben Weltwunder verwirklicht: 1. Eine weltumfassende Erforschung. Der ganze bewohnbare Erdball ist jetzt von den Füßen der Forscher durchwandert. 2. Einen weltumfassenden Verkehr. Durch die schnelle Beförderung mittelst des Dampfes, mittelst des Telegraphen u. s. w. berühren wir uns jetzt mit allen Völkern der Erde. Wenn es unsere Pflicht ist, unsern Nächsten zu lieben als uns selbst, so ist jetzt die ganze Welt unser Nächster. Es giebt jetzt keine entfernten Völker mehr — die ganze Erde ist wie eine große Stadt. 3. Eine weltumfassende Civilisation. Die Civilisation umfaßt alles, was zur Herstellung eines normalen Staatslebens beiträgt, alles, was auf häuslichem, socialem und politischen Gebiete ideale Zustände unter den Menschen herbeiführt. Die Civilisation erstreckt sich jetzt über die ganze Welt, und ihre Triumphe sind auf jedem Punkte der Erdoberfläche zu sehen. Erziehung und Intelligenz reißen den

alten, finstern Aberglauben nieder und erschüttern Systeme, auf welchen die Weihe von Jahrhunderten liegt. Falsche Glaubenssätze sinken unwiderstehlich hin, weil Erziehung und Kultur ihnen ihre bisherigen Stützen zerbricht. 4. Ein weltumfassendes, gegenseitiges Sich-Verstehen (assimilation). Bisher herrschte unter den verschiedenen Völkern ein wechselseitiger Argwohn und man verstand sich nicht; es fehlte an einem brüderlichen Mitgefühl und darum an einem brüderlichen Sich-Verstehen. Jetzt sind die Schranken des gegenseitigen Mißverständnisses niedergerissen — der Japanese und der Chinese, die Völker in Hindostan und die Bewohner der Südsee-Inseln, selbst die dunkeln Gegenden des schwarzen Kontinents Afrika, sie sind daran, die Angehörigen christlicher und evangelischer Nationen verstehen zu lernen. Man findet, daß die „fremden Teufel" keine geschwänzten (fok-tailed), zweihufigen Ungeheuer sind, welche Feuerflammen ausspeien, man lernt es einsehen, daß ihr Atem keine Pestilenz, ihre Nähe nicht vergiftend oder sonst gefahrbringend ist. Und die Folge davon ist, daß jene Völker zu uns „fremden Teufeln" kommen, um uns das Geheimnis des Fortschritts und der Wohlfahrt abzulernen. 5. Weltumfassende Emancipation. Es gab eine Zeit der Weltgeschichte, in welcher der Fluch der Sklaverei selbst auf civilisierten und aufgeklärten Völkern lastete, aber jetzt hat Rußland seine Leibeignen, England seine Sklaven freigelassen und der Bürgerkrieg in Nord-Amerika wurde unter Gottes Leitung erst dann beendigt als die Fesseln, welche noch vier Millionen Sklaven umschlang, gesprengt waren. Es giebt heutzutage keine civilisierte und aufgeklärte Nation mehr, welche noch Sklaven besitzt oder den Menschenhandel aufrecht erhält. Und diese Thatsache ist der natürliche Vorläufer der Emancipation des menschlichen Geistes. Sind die Fesseln dem Leibe des Menschen abgenommen, so fallen sie auch vom Verstande des Menschen ab — die Menschen lernen frei denken und sprechen. Es entsteht Gedankenfreiheit und Freiheit der Meinungsäußerung und daran schließt sich die Freiheit des Gewissens. Es ist von Gott so geordnet, daß keine Kette stark genug ist, das Denken des Menschen zu fesseln, und besonders keine Kette stark genug, seine sittliche Freiheit zu beschränken. 6. Eine weltumfassende Vorbereitung. Wir sehen diese weltumfassende Vorbereitung in der Darreichung der Mittel, das Missionswerk zu betreiben, z. B. in der Buchdruckerpresse, im Dampfe, in den Telegraphendrähten, welche sich wie die Nerven des menschlichen Körpers über die Erde ausbreiten und bis zu deren äußersten Enden reichen. Wie wunderbar sind diese und so manche andere Veranstaltungen Gottes, durch welche er den Weg für die Beförderung der Boten und der Botschaft des Evangeliums und für das Erklingen der Friedensverkündigungen mitten unter den Bergen, in den Thälern, den Städten, den Dörfern und Dörfchen der ganzen bewohnbaren Erde bereitet hat! 7. Weltumfassende Organisation. Organisation ist das Zusammentreten von Menschen zu wechselseitigen Verträgen um Projekte von wechselseitigem Interesse zur Ausführung zu bringen. Die ganze Welt ist heutigestags organisiert. Alle großen Unternehmungen sind auf gemeinsame Thätigkeit gegründet und werden durch gemeinsame Thätigkeit betrieben. Auch die Kirche lernt sich organisieren. Wir sehen Künst-

ler und Handwerker, Gelehrte und Techniker, alle Arten von Menschen in allen Klassen, Lagen und Ständen sich organisieren, soll sich da die Kirche nicht fragen: „Warum sollen die Kinder des Lichts in diesen Dingen nicht eben so weise sein als die Kinder der Welt?" William Carey hat die modernen Missionen nicht geschaffen, aber er ist vorangegangen in der modernen Organisation der Kirche zur Arbeit in der Mission, und wo vor einem Jahrhundert nur eine oder zwei Missionsgesellschaften bestanden, sind jetzt zwischen zwei- und dreihundert. Es giebt kaum eine lebendige Kirche in der Christenheit, welche nicht irgend eine Art von Organisation für die heimischen und auswärtigen Missionsfelder hätte.[1])

Sodann, ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Kirche bringt es zur vollen Evidenz, daß Gottes Stunde für die Mission gekommen ist. Zuerst, wir sind im Besitz des reformatorischen Glaubens. Es ist fraglich, ob vor dem Zeitalter der Reformation die Missionsthätigkeit ratsam war. Wenn die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben wie in einer Gruft verborgen und begraben war, wenn die Bibel dem Volke systematisch vorenthalten wurde, wenn die Kirche nicht vom Glauben, sondern von den Werken, und zwar von sehr armseligen Werken lebte, so ist es die Frage, ob dieselbe geeignet war, mit Erfolg äußere Mission zu treiben. Das Wasser konnte in seinem Laufe nicht höher steigen als die Quelle an seinem Ursprunge und man konnte nicht erwarten, daß der Durchschnitt des nach außen hin zerstreuten Lebens höher sein würde, als der Durchschnitt des in der Heimat konzentrierten Lebens. Deshalb hielt Gott die Kirche von größeren Unternehmungen für die Mission unter den Heiden zurück, bis er ihr den reformatorischen Glauben durch Luther in Deutschland, durch Calvin in der Schweiz, Wiclef und Bunyan in England, Knox in Schottland und Savonarola in Italien gegeben hatte. Sodann, die Kirche hat jetzt Schulung in der Mission, Weihe (consecration) für die Mission und erfreut sich heute einer großen numerischen Kraft. Die Kirche hat nicht minder ungeheure Geldquellen. Und nicht zu vergessen: die Kirche hat eine große politische Übermacht. Dies ist ein ungeheurer Vorteil für die Evangelisation der Welt. Wenn sich das britische Reich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihren Bestrebungen, das Evangelium bis zu dem Ende der Erde auszubreiten, völlig einigten, so könnten all die vereinigten Kräfte der Papisten, Mohammedaner und Heiden diesem Eindrucke nicht standhalten. Diese zwei Nationen könnten der übrigen Welt die Grenzen bestimmen, denn sie repräsentieren die große protestantische Bevölkerung der ganzen Erde.[2]) Es herrscht kein Zweifel darüber, daß heute die christlichen und protestantischen Völker das Scepter der Welt in den Händen haben! —

Es giebt drei große militärische Grundsätze, welche durch die Missionsgeschichte in hervorragender Weise illustriert werden. Der erste lautet: „Besetze die großen Centren des Feindes", der zweite:

---

[1]) Merkwürdigerweise gehört aber gerade Pierson zu den rhetorischen Gegnern der geordneten Sendungsveranstaltung! D. H.

[2]) Armes Deutschland — wo bleibst du?

„Behaupte die großen Außenposten des Feindes“, und der dritte: „Halte die Verbindungslinien zwischen den Centren und den Außenposten frei.“ Siehe, wie Gott, der große Heerführer (General-in-Chief) der Zeiten seine Armee angeleitet hat, jene drei großen militärischen Grundsätze zu befolgen. Siehe, wie er die Kirche in den Stand gesetzt hat, die großen Centren zu besetzen. Indien z. B., das Centrum des gesamten orientalischen Heidentums, um das der ganze Kontinent Asien sich bewegen könnte, wenn er in Bewegung gesetzt würde, — Indien ist das Besitztum der britischen Königin. Dann siehe, wie die Außenposten eingenommen sind — Australien, die Südsee, Japan, die Inseln des Meeres und jetzt auch Afrika — umgürtet, in Angriff genommen von missionarischer Arbeit; dann wieder die offenen Kommunikationslinien zwischen den Centren und den Außenposten, den leichten und ungehemmten Weg von der Themse bis nach Kalkutta, dem Ganges, dem Indus, nach Australien und Japan! —

Laßt uns nur die Verbindungslinien freihalteu zwischen den Centren der Hilfe und den Arbeitern auf den Außenposten der Erde!

So möge denn die Arbeit der Kirche Gottes den Tag bald herbeiführen! Die eigentliche, wahre Fülle der Zeit wird nach Gottes Anordnung kommen, wenn alle Dinge unter dem einen Haupte zusammengefaßt sind, Christus, dem Gipfel der Pyramide, der Krone der Zeitalter.

Wer will gehen? [1]

Es ist 31 Jahre her, da war ich allein in dem Hause eines Freundes in einer lieblichen Gegend Herfordshires, als ruhig und höflich ein Mann zu mir gegangen kam in dunkelblau, eine blaue Mütze auf dem Kopf. Dieser unscheinbare Fremde war David Livingstone. Schon war er in dem Rachen des Löwen gewesen; doch ward sein Herz verzehrt von Liebe zu Afrikas dunklen Söhnen. Was war das Geheimnis solcher Liebe, einer Liebe nicht in Worten, sondern in Thaten? Ganz versunken in meine eigene geringe Arbeit, die sich zu der Zeit auf England beschränkte, dachte ich damals wenig an die Wunder, die dieser anspruchslose Mann vollbringen sollte — an seine mühsamen Wanderungen, wo er bald in tropischer Sonnenglut dahingeht, bald durch schlammige Sümpfe watet, nur zu oft gequält wird durch die herzzerreißenden Verwüstungen der Sklavenhändler. Er weint mit den Gefangenen, den Witwen und Kindern. Er schreibt sein Gebet nieder um Segen für jeden — Christ oder Türke — „der helfen will diese offene Wunde der Welt zu heilen.“ Zuletzt schleppt er sich nur mühsam weiter und stirbt an der Ruhr. Aber was war das Geheimnis seiner Kraft?

---

[1]) Aus Broomhall: A. Missionary Band. London 1886. S. 82.

Afrika war ein verschleiertes Bild. Was uns darüber überliefert war und was die weisesten Männer der Welt darüber wußten, war ein Wirrsal, sowohl was die Geographie als auch was die Ethnographie betrifft. Hier wie dort überflutete Livingstone die Welt mit Licht. Vernehmt sein Geheimnis in seinen eigenen Worten, wie sie an dem vorletzten Geburtstag seines thatenreichen Lebens sich von seiner Hand als der ergreifende Eingang in seinem Tagebuch finden. Die Triebkraft und der volle Ernst seiner ganzen Laufbahn werden dadurch mit einem Schlage klar gelegt: „Mein Jesus, mein König, mein Leben, mein alles, ich weihe mich aufs neue ganz dir allein.“

Wie Stephanus war auch Livingstone ein Mann voll Heiligen Geistes. Scharen standen auf bei Stephanus Tode, welche sofort das Evangelium ausbreiteten, aber das geschah unter dem Druck der Verfolgung. Ist es jetzt, in den Tagen der Geldliebe, des Luxus und der Bequemlichkeit möglich, daß die Kirche, ohne Verfolgung, aber im Andenken an Livingstones Leben und Liebe, die er für Afrika geopfert hat, sich aufraffte, Afrika zu befreien und zu retten für Livingstones Meister? Wenn nicht, wie gewaltig vermehrt es nur unsre Verantwortlichkeit, daß wir zugaben, daß seine morschen Gebeine aus der Ferne hergebracht und in Westminster beerdigt wurden! Er begehrte kein Gefolge nach Westminster, aber er begehrte, bat und bestürmte die Christen, ihm nach Afrika zu folgen.

Viel ist seither geschehen, aber ach, wie wenig verglichen mit dem Mitleid von Livingstones Meister! Welche schwache Antwort auf seinen Befehl und welche schwache Erwiderung auf seine Forderung: „So ihr mich liebet, haltet meine Gebote.“ Noch blüht der Sklavenhandel und seine Opfer müssen grausam brennen, verhungern, in Ketten gehen und sterben; noch tauscht das civilisierte Europa für wertlosen Schnaps und Branntwein wertvolle Güter ein, und wenn auch einige Mächte dem widersprochen haben, so gestattet doch sogar der Internationale Ostafrikanische Vertrag von Berlin die Einfuhr dieses Feuerwassers, das so edle Menschen verderben und vernichten wird wie die, die mit Treue und Eifer Livingstones Gebeine mitten aus ihrem blutenden Vaterland heraustrugen. Ja, wenn das Wort von Livingstones großem Meister dahin gebracht würde und lebte, würde der Sklavenhandel verschwinden, wie Rauch!

Wer will gehen? Viele sind nötig. Aber besser Gottes dreihundert, als Gideons zweiunddreißigtausend. Ja, sollte auch nur einer gehen, der von Herzen seinen Namen unter Livingstones Geheimnis schreiben kann: „Mein Jesus, mein König, mein Leben, mein alles, ich weihe mich aufs neue ganz dir allein!?

Bilder aus dem Missionsleben in Toba.

Von Johannes Warneck, Rhein. Missionar.

Ein überraschend schöner Blick bietet sich dem Reisenden dar, der auf der öden, baumlosen Steppe von Silindung nach Toba hinreitend, plötzlich tief unter sich den glänzenden Spiegel des Tobasees und seine lieblichen Ufer erschaut. Lieblich ist der Anblick des grünen Thalkessels von Silindung, großartiger aber präsentiert sich der Tobasee mit seinen zahlreichen Buchten. Da liegt zu unsern Füßen, dicht am Ufer des Sees, inmitten frischgrüner Reisfelder zwischen hohen Bäumen versteckt, Dorf und Station Balige, daran sich anschließend die fruchtbare Tobaebene, dicht besäet mit Dörfern, das jedes, dank seiner grünen Umzäunung, einem kleinen Wäldchen gleicht; auf der anderen Seite der großen Bucht des Sees, die sich nach Osten hinstreckt, das Gebirgsland von Si Gaol, dessen rotes Gestein angenehm kontrastiert gegen den tiefblauen See; und ganz drüben, durch eine imposante Wasserfläche vom Festlande getrennt, die große, schluchtenreiche Insel Samosir. In der That eine Aussicht, die sich mit ihren berühmten Schwestern messen kann. Die Batalande erhalten einen eigenartigen landschaftlichen Reiz durch ihre hohen, majestätischen Berge, die sich zum Teil bis zu einer Höhe von 1600 Meter und darüber erheben; in Toba gesellt sich zu ihnen noch der große See mit seinem stets wechselnden Farbenspiel. Da die Tobaebene etwa 1000 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist, so trägt die Landschaft keinen eigentlich tropischen Charakter; die Hitze ist in der Regel erträglich; Palmen finden sich nur vereinzelt und, wenn auch die Dörfer von Bananen und Bambu eingerahmt sind, so könnte doch die Scenerie an heimatliche Hochgebirgslandschaften erinnern. Ein gut gepflegter, sogar fahrbarer Weg führt uns in vielen Windungen hinab in die Tobaebene. Die Telegraphenstangen, die den Wanderer von Siboga bis Toba begleiten, legen ein Zeugnis ab für die Kultur, die auch hier schon ihren Einzug hält. Zahlreiche Kulis schleppen auf diesem Wege dem Weißen unentbehrliche und auch dem Eingeborenen schon lieb gewordene Güter der Kultur auf ihren schwieligen Schultern von Siboga herauf.

Im Gegensatz zu dem schon etwas verfeinerten Bewohner von Silindung oder gar von Angkola gewährt der Tobanese dem Beobachter den Anblick eines urwüchsigen Naturmenschen. Langes, schwarzes Haar, dem Kopfschmuck der Zigeuner nicht unähnlich, hängt ihm wild um den Kopf oder wird auch, in einem Knoten zusammengebunden, unter die Strohkappe gesteckt; ein Tuch wird um die Lenden geschlungen, ein plaidartiger Überwurf malerisch um den Oberkörper drapiert. Der Arbeiter geht halbnackt, während bei den Vermögenden faltige Beinkleider und leichte Jacken sich allmählich einbürgern. Auffallend ist, daß man kein bärtiges Gesicht erblickt, die Männer kneipen sich die keimenden Barthaare mit einer kleinen Zange ab, die sie eigens zu diesem Zwecke bei sich führen. Die zahlreichen Häuptlinge, deren es fast ebenso viele giebt wie Unterthanen tragen würdevoll in der linken Hand eine kleine Strohtasche, ohne deren Begleitung man sie nie erblickt; enthält sie doch die unentbehrlichen Betelblätter und deren wohlschmeckende Zuthaten, Kalk und Gambirinuß. Die Häuptlinge zeigen sich gern zu Roß; ihre Reiterei ist aber sehr primitiv, und die Art, wie sie den als Zaum dienenden Strick im Maule des Tieres herumreißen, ist nicht weit von Tierquälerei entfernt. Der Tobanese liebt es, seine Waffen, meist ein kurzes Schwert, bisweilen auch Lanze oder Steinschloßgewehr, bei sich zu tragen, früher

durch die steten Kriege gezwungen, jetzt mehr aus alter, liebgewordener Gewohnheit. Hinter den stattlichen Kriegergestalten vermutet man nicht eine so ängstlich feige Gesinnung, wie sie der Bata thatsächlich im Ernstfalle an den Tag legt. Zur Zeit des Marktes oder des Wasserschöpfens begegnen uns auch zahlreiche Frauen, nicht immer in der anständigsten Kleidung, auf dem Kopfe in großen Säcken ihre Feldprodukte, Reis, süße Kartoffeln, Mais, Gurken, Pisang oder irdene Töpfe tragend, alle im Gänsemarsch hinter einander nach Landessitte. Dem Weißen gegenüber sind sie scheu und zurückhaltend. Noch ganz unbeleckt von der Kultur und unbelästigt vom Zwange einengender Kleidung läuft der Batajunge herum, alle Tage in goldener Freiheit. Er braucht auch nicht die elterliche Zucht zu fürchten, denn der Bata kennt noch nicht die Wahrheit des Wortes: wer seinen Sohn lieb hat, züchtigt ihn. Reinlichkeit steht in Toba nicht in großem Ansehen. Hat doch einmal der Küchenjunge eines Missionars, als ihm seine Unreinlichkeit verwiesen wurde, ganz unverfroren geantwortet: das sei doch nicht so schlimm, sei doch selbst der Herr Jesus in einem Stalle inmitten des Viehs geboren.

Der Tobanese macht in seiner äußeren Erscheinung einen günstigen Eindruck: eine schöne Figur, nicht selten intelligente, selbst charaktervolle Gesichtszüge erwecken die Hoffnung, daß auch Geist und Seele edler Regungen fähig, und höheren Ideen zugänglich sein möchten. Anders freilich, wenn Zorn und Leidenschaften ihre Züge entstellen, wenn sie etwa in heißer Redeschlacht sich aufeinander stürzen und jedes Glied am Körper mitredet. Dann gleichen sie allerdings dem Bilde, das man sich in der Heimat von diesen „Menschenfressern“ zu machen gewöhnt ist. Bewunderungswürdig ist der Anstand, mit dem ein Häuptling sich zu bewegen weiß, die Art, wie er einem Gleichgestellten begegnet, die graziöse Bewegung, mit der er einen Zipfel seines langen Überwurfs auf schmutzigen Wegen emporhebt. Sie haben in ihrer Weise feste Höflichkeitsformen; so ist es z. B. streng verpönt, vor einem sitzenden Häuptling herzugehen, oder mit der Hand auf Jemand hinzuweisen. Rückschlüsse auf hochstehende Sittlichkeit erlaubt die gute Sitte aber nicht; sie ist, wie in der europäischen Gesellschaft, nur ein übertünchtes Grab, überrascht aber doch in etwa bei einem Naturvolke. Eine Eigenschaft besitzt der Bata in hohem Maße, um die ihn mancher heißblütige Europäer beneiden könnte, nämlich eine geradezu unheimliche Geduld und Wartefähigkeit. Da seine Arbeit, wenn er überhaupt welche hat, nie drängt, so macht's ihm nichts aus, stundenlang still zu sitzen, schweigend oder schwatzend, und den Dingen ihren ruhigen Lauf zu lassen. Ein Beispiel für viele: Wir wollen über den See fahren, die Ruderer sind bestimmt; früh um 6 Uhr wollen wir aufbrechen, wir haben ihnen das zur Genüge eingeschärft. Um 6 Uhr ist noch niemand da, auch um 7 Uhr noch nicht. Gegen 8 Uhr erscheinen einige am Sammelplatz. Diese setzen sich nun mal erst mit eiserner Ruhe am Strande nieder, holen ihre Beteltaschen hervor und fangen an, sich urgemütlich zu unterhalten. Keiner regt sich, um die Saumseligen zu holen. Wird man ungeduldig, und klagt über ihre Unpünktlichkeit, so sagen sie ganz gemütlich: so sind wir Tobaleute, ein Argument, mit dem sie überhaupt gern operieren und das uns allerdings lahmlegt. Geht's gut, so sind gegen 10 Uhr alle versammelt, vorausgesetzt, daß nicht der eine sein Ruder, ein anderer seinen Reis vergessen, oder sich unterdessen starker Wind erhoben hat. Einem zu strenger Pünktlichkeit erzogenen preußischen Unterthanen kann's dabei wohl mal heiß zu Kopf steigen. Wenn irgendwo, so heißt's hier: Geduld ist euch not. Alle Bata sind ferner geborene Juristen. Wortstreitigkeiten und endlose Verhandlungen über Prozesse gehen ihnen über alles. Nicht ohne parla-

mentarische Formen wird herüber und hinüber disputiert, gezankt, geschrieen, stundenlang ohne Ermüden, wobei ihnen ihre natürliche Redegabe sehr zu statten kommt. Süßer denn Honig entrollen die Worte dem von Betel rotgefärbten Munde, während die Menge im Kreise herumsitzend mit weitgeöffnetem Munde den Worten ihrer Führer lauscht, und der Boden sich mehr und mehr rot färbt von dem purpurnen Betelsaft, den die Krieger der Redeschlacht in ungemessenen Quantitäten ausspucken. Groß im Wort, ist der Tobanese sehr bescheiden und zurückhaltend in der Arbeit. Der Löwenanteil der Feld- und Hausarbeit fällt der Frau zu. Der Mann läßt sich indes dazu herab, das Reisfeld umzuhacken, oder, wenn er Stiere hat, mit dem Pflug zu bearbeiten. Auch an der Ernte beteiligt sich der Herr der Schöpfung, während der ungleich mühevollere und langwierigere Teil der Arbeit, das Setzen der jungen Reispflänzchen, das unausgesetzte Jäten in den nassen Feldern und später das Zubereiten der Frucht den Frauen zufällt, die nebenbei noch durch Topffabrikation, Weben und Färben der gewebten Stoffe ihren Fleiß zu bekunden haben.

Wie thöricht es ist, die Heiden sich in einem glücklichen Naturzustande zu denken, wie noch immer mancher geneigt ist, das beweist, eins für alle, das Batavolk. Hier haben wir ein geschicktes, kluges Volk, das seine eigene Schrift, auch ein sich forterbendes, ungeschriebenes Recht besitzt, das sehr geschickt ist in Holz- und Eisenarbeiten, gewandt in der Rede, klug im Denken, und doch ein armseliges Leben. Keiner ist seiner Habe und seines Lebens sicher; Kriegen, Zanken, Rauben ist ihre Lust und tägliche Beschäftigung; traurig ist die Stellung des Weibes, einem elenden Lose sind die tausende von Sklaven mit ihren Familien preisgegeben, rechtlos und schutzlos wie sie sind, dazu z. B. wie hier in Samosir auf einer entsetzlich tiefen Stufe der Menschlichkeit stehend. Ohne Ideale, ohne Hoffnungen für das Jenseits, nie sich über das alltäglichste erhebend, sucht jeder auf Kosten des andern das Seine. Die sittlichen Zustände sind speziell in Toba entsetzlich verdorben, die Ehe nicht weit entfernt von der freien Liebe des sozialdemokratischen Zukunftstaates. Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind unbekannte Tugenden.

Nun aber beobachten wir auch hier in Toba wie in der gesamten Batamission die eigentümliche Erscheinung, daß das von den Barmer Sendboten verkündigte Evangelium ohne besonders schwierige Kämpfe schnell das morsche Heidentum überwindet, und nicht nur Einzelne, sondern ganze Landschaften christlich werden, ohne daß, wie man meinen sollte, eigentlich ein tieferes Heilsverlangen der Beweggrund ist. Das Land ist reif für das Christentum, aber damit sind die Einzelnen noch keine reifen Christen. Es giebt auch deren eine Anzahl, aber, den Verheißungen Jesu entsprechend, nur eine Auswahl. Im Großen und Ganzen befindet sich, wie das ja auch gar nicht anders sein kann, das Christentnm im Kindheitsstadium, und an Kinderkrankheiten und Kinderschwächen fehlt es nicht. Daß in Toba das Evangelium, nachdem die unvermeidlichen Anfangsschwierigkeiten überstanden waren, so schnell Eingang gefunden und eigentlich schon gesiegt hat, erklärt sich wohl z. T. aus der Christianisierung des benachbarten Silindungthales, das seinen empfangenen Segen weiter gab, zugleich ein Zeugnis für die Kraft des dortigen Christentums bei allen seinen Schwächen. Es ist leider viel äußerliches Christentum in Toba, aber wenn man, wie ich jetzt, Toba kennen gelernt hat und sich dann in einem rein heidnischen Lande niederläßt und da mit der schwierigen Anfangsarbeit beginnt, dann lernt man es erst schätzen, wie viel in Toba durch die Kraft des Wortes Gottes schon geschehen ist, welchen veredelnden, bildenden, civilisierenden Einfluß das Christentum auf die Menschen, die

bürgerlichen Ordnungen, die sozialen Zustände, die Arbeit ausgeübt hat. Ich hatte Gelegenheit, längere Zeit in Balige, der ältesten Station in Toba, die nun 12 Jahre besteht, zu weilen und die dortige Gemeinde zu beobachten. Wahrlich, ich hätte Grund genug, Gottes Gnade zu preisen, wenn es hier auf Samosir nach 12 Jahren so aussähe!

Die Glocke läutet zum Gottesdienst. Männer, Frauen und Kinder strömen herbei, sauber gekleidet, und setzen sich still und andächtig im schlichten Kirchlein nieder. Voran sitzen die Frauen, viele ein kleines Kind auf dem Schoße haltend. Je und je wird eins der Kleinen unruhig. Gelingt es der Mutter nicht, das Kind zu beschwichtigen, so wird sie von einem Ältesten sachte hinausgeleitet. Frisch und fröhlich erklingt der Gesang, den der Lehrer anführt, von der sangeslustigen Schuljugend unterstützt. Das Glaubensbekenntnis wird gemeinsam gesprochen. Nach der Predigt werden noch einige Älteste vom Missionar aufgefordert, etwas zu sagen. Man kann es den Worten und Gebärden dieser Männer anmerken, daß sie selbst im Glauben stehen und die Ihren zum Heilande ziehen möchten. Um die jungen Christen bei Zeiten zu lehren, daß Geben seliger ist als Nehmen, macht jeden Sonntag der Klingelbeutel die Runde in der Kirche. Sind's auch nur Kupferstücke, die er in der Regel empfängt, so ist's doch immer ein Anfang. Man muß bedenken, daß die Gemeinde außer diesem Sonntagszoll noch die Kosten für Schule und Lehrer und eventuell Kirchbau aufbringt. Der Nachmittag vereinigt die Kinder zur Sonntagsschule. Es wird gruppenweise von den Ältesten und Evangelisten eine biblische Geschichte durchgenommen. Der Missionar faßt dann das Gesagte zusammen, fragt auch die Predigt des Vormittags ab, wobei jeder Knabe etwas wissen muß, und giebt schließlich als Belohnung eine passende Geschichte zum Besten. Zu gleicher Zeit hat die Frau Missionarin die Christenmädchen auf der Veranda des Missionshauses um sich versammelt, um auch ihnen, unterstützt von eingeborenen Helferinnen, das Verständnis des Wortes Gottes mehr und mehr zu erschließen. Mir war es immer eine helle Freude, in die offenen, frischen Kindergesichter zu schauen und sie verschönt zu sehen im Aufblick auf ihren Herrn Jesum, den Kinderfreund. Von Zeit zu Zeit findet am Sonntag nachmittag ein Singgottesdienst statt, zu dem alle Kinder, auch die aus den zahlreichen Filialen, sich in der Mater versammeln. Gott hat gewiß ebenso und noch mehr seine Freude an ihrem freilich mehr fröhlichen als schönen Gesang, wie die Menschen. Der Mittwochabend vereinigt die Geförderteren aus der Gemeinde zu einer Bibelstunde in der Kirche, wo im Wechselgespräch die biblischen Bücher besprochen werden. Auch hier zeichnen sich die Ältesten, die Elite der Gemeinde, in Frage und Antwort aus. Neben ihnen stehen die Evangelisten, die, nachdem sie Freitag abends in gemeinsamer Besprechung durch den Missionar vorbereitet sind, Sonntags in entferntere, noch unversorgte Dörfer ausziehen und predigen, eine Schar treuer Herolde und Pioniere, die auch hier auf Samosir, den weiten Weg und die mancherlei Gefahren zu Wasser und zu Lande nicht scheuend schon vorgearbeitet haben. Auf den Filialen predigen Sonntags die Lehrer, wenn der Missionar nicht selbst kommen kann. Auch sie haben dazu eine Vorbereitungsstunde beim Missionar, in welcher einer wie im homiletischen Seminar seine Predigt aufsagen und dann beurteilen lassen muß. Der Lehrerstand setzt sich zumeist aus jüngeren Leuten zusammen; es ist also nicht zu verwundern, wenn diesen predigenden Lehrern noch manches abgeht.

Einen trefflichen Maßstab des christlichen Lebens bietet die Schule. Schulen wie Silindung hat Toba noch nicht. Der Besuch ist ein unregelmäßiger und die Beteiligung zum Teil noch eine geringe; als Schullokal

dient vielfach die primitive Kirche. Wenn eine Wandtafel und etwa zwei Wandkarten vorhanden sind, so ist die Schulausstattung eine reiche zu nennen. Es handelt sich eben um eine Volksschule in den Anfängen. Aber es wird wacker gearbeitet von Lehrer und Schülern. Da sitzen die braunen Buben in mehr oder weniger europäisierender Kleidung, die Schiefertafel auf den Knieen oder auch die Schiefertafel auf der Bank und sie selbst auf den Knieen, denn das Sitzen auf einer Bank ermüdet sie schnell, viel gemütlicher kauert sich's auf dem Boden. Tische vollends sind ganz und gar wider ihre Natur.

Da wird der Grund gelegt zu einer neuen christlichen Generation, da werden die eingeborenen Kräfte herangezogen und behauen, die später die Säulen und Mauersteine der Gemeinden bilden sollen. Die armen Jungen — es kommen durchweg keine Mädchen — müssen sich mit zweierlei Schrift plagen, mit lateinischer und batascher. Letztere ist viel schwieriger und darum unbeliebter; sie setzt sich leider lelbst auf den Aussterbeetat, da sie im Wettbewerb der ungleich praktischeren und einfacheren lateinischen Schrift nicht gewachsen ist. Ein Lehrplan für alle Schulen regelt den Unterrichtsstoff und seine Verteilung. Sogar Geographie, d. h. erweiterte Heimatskunde, ist darin vorgesehen. In den biblischen Geschichten sind die meisten taktfest, und das ist die Hauptsache. Im übrigen bleibt noch manches pium desiderium unerfüllt. Von Zeit zu Zeit hält der Missionar ein Examen ab, bei welcher Gelegenheit nicht nur Lehrer und Schüler Rechenschaft ablegen müssen von ihrem Haushalten, sondern auch die fälligen kleinen Strafgelder für Versäumnisse, Zuspätkommen und dergl. einkassiert werden. Das Examen, dem ich beiwohnte, erhielt seine besondere Weihe noch durch eine Exekution, die der Herr Schulinspektor vornahm an einigen Missethätern, die ein heidnisches Fest besucht hatten, was streng verboten ist. Körperliche Züchtigung steht dem Lehrer nicht zu; sie ist Reservatsrecht des Missionars. Es machte einen urkomischen Eindruck, wie sich die kleinen Übelthäter alle feierlich in einer Reihe aufstellten, den Oberkörper im rechten Winkel zum Untergestell geneigt, und wie dann der Missiionar, sonst die Sanftmut selbst, ihre Hinterfront abschritt und jedem sein gebührend Teil verabfolgte, und wie dann jeder instinktiv mit der Hand nach der verwundeten Stelle fuhr, während die ganze Schule ehrfurchtsvoll der ernsten Handlung zuschaute. Weil selten verabfolgt, sind die Prügel um so eindrucksvoller. Für alle christlichen Schulen bestehen Gesetze, welche das Eintrittsgeld, die Strafen, die Zucht, die Kleidung 2c. regeln. Für einmaliges Fehlen z. B. sind zu erlegen 2½ Cent, Zanken mit einem Mitschüler in Gegenwart des Lehrers ½ Gulden plus 20 Rotangschläge. Die Strafgelder werden pünktlich eingezogen. Hat sich ein Sümmchen aufgesammelt, dann wird ein Fest gefeiert, wobei jeder, der etwas weiß, eine Kleinigkeit bekommt. Schulgeld fehlt; dafür bringen die Gemeinden meist das Gehalt des Lehrers auf.

Eine feierlich ernste Stimmung ging durch die ganze Gemeinde in der Karwoche, während die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl stattfand. Sämtliche Teilnehmer kamen im Laufe dieser Woche einzeln oder dörferweise zum Missionar, wo sie wieder kurzen Unterricht über das heilige Mahl empfingen und auf ihren Herzenszustand hin geprüft wurden. Besonderes Gewicht wird darauf gelegt, ob sie gewillt sind, ihren Widersachern zu vergeben. Bei dieser Gelegenheit wird mancher alte Streit ausgetragen. Die meisten haben sich die Hand zur Versöhnung schon gereicht, ehe sie zum Missionar kommen. Am ersten Osterfeiertag fand dann die heilige Feier statt, nachdem am Sonnabend die gemeinsame Vorbereitung vorausgegangen. Es war ein erbaulicher Anblick, die zahlreiche heidenchristliche Gemeinde zur Feier des

Herrenmahles versammelt zu sehen, festlich gekleidet, andächtig und ernst, und es war dem jungen Missionar eine besondere Freude und Stärkung, kurz vor seiner Übersiedelung nach der neu anzulegenden Station mit dieser Gemeinde Leib und Blut Jesu, unseres Hauptes, gemeinsam genießen zu dürfen. Tags zuvor waren sie alle zum Kirchhof gezogen und hatten zur Feier der Auferstehung Jesu Christi die Gräber ihrer Toten geschmückt. Der Karfreitig ist leider noch nicht voll in's Gemeindebewußtsein übergegangen. Auch die zweiten Feiertage der großen Feste, an denen nur ein Frühgottesdienst stattfindet, erfreuen sich keiner großen Beliebtheit. 'S ist ja freilich auch nicht nötig, die in dieser Hinsicht bestehenden Sitten der alten Christenheit den jungen Gemeinden aufzulegen.

Die Vorbereitung zur Taufe ist eine lange und gründliche. Der Zudrang der Taufbewerber macht es notwendig, längere Zeit zu prüfen. Und dennoch geht unter den vielen, die getauft werden, so mancher mit ein, der mehr zum Unkraut als zum Weizen gehört. Die Handhabung der Kirchenzucht ist daher öfter geboten. Hat ein Christ durch eine schwere Sünde der Gemeinde Ärgernis gegeben und zeigt dabei keine Reue, so wird er ausgeschlossen. Die Totenglocke wird nach der feierlichen Verkündigung seines Ausschlusses über ihn geläutet. Es steht ihm aber immer frei, zur Kirche zu kommen. Wenn er bekennt und nach längerer Warte- und Reuezeit die Gemeinde um Verzeihung bittet, kann er auf Wunsch der Gemeinde wieder aufgenommen werden. Die meisten schweren Vergehen betreffen das sechste Gebot. Da die sittlichen Zustände des Heidentums in dieser Beziehung bodenlose sind, und die heidnischen Bata dergleichen gar nicht für Sünde erkennen, so ist auch bei den jungen Christen, die inmitten der Heiden wohnen, Schwachheit in diesem Punkte begreiflich. Ein christliches Gewissen will auch erst anerzogen werden. Eigentliche Ausschließung ist jedoch selten und tritt nur in Kraft, wenn der Sünder sich völlig verstockt zeigt. Ausschließung vom heiligen Abendmahl wird wenig schwer empfunden, da die davon Betroffenen in der Regel von selbst zum Tisch des Herrn keinen Zug haben.

Obgleich das Christentum in Toba schon eine Macht ist, so sind doch die Christen noch sehr die numerische Minderheit. Vereinzelt leben sie unter einer verdorbenen heidnischen Bevölkerung. Wohl sind die Tage des Heidentums gezählt; es erzeugt keine fanatischen Vorkämpfer mehr, auch keine überzeugten Anhänger. Aber ein schlimmer Feind steht dem Evangelium gegenüber, die Gleichgiltigkeit der Menge, die, in Ermangelung eines Ersatzes noch an den heidnischen Gebräuchen festhält. Beinah jeden Abend hören wir den dumpfen Klang der heidnischen Trommeln, besonders in mondhellen Nächten, die der Bata sehr liebt; sei es, um Gestorbene zu beklagen, sei es, um ein heidnisches Fest zu feiern, oder böse Geister zu verjagen. Dabei geht es arg zuchtlos her. Der Christ aber, der in diesem Dorfe lebt, kann's nicht hindern, und wie leicht unterliegt er der Versuchung, einmal mitzumachen, was ihm früher die größte Freude war. Es ist erstaunlich, welchen verzaubernden Einfluß die monotone Musik dieser Trommeln auf den Bata ausübt. Die Trommel ist für den Bataheiden dasselbe, was für uns deutsche Christen die Glocke: „Mit der Freude Feierklange begrüßt sie das geliebte Kind“ und: „Ernst begleiten ihre Trauerschläge, einen Wandrer auf dem letzten Wege.“ Eine Trommel ist an sich gewiß nichts Sündliches; aber diese Trommeln sind so unzertrennbar mit Aberglauben und Sünde verbunden, daß der getaufte Bata mit ihnen nichts mehr zu thun haben darf. Dieses nächtliche Musizieren ist wie ein Sirenengesang dämonischer Mächte, wenn auch nicht für unsere Ohren. Mancher junge Christ vermag sich nicht wie Odysseus die

Ohren dagegen zu verstopfen. Auch sonst findet sich des Aberglaubens noch viel; aber wie sieht's denn damit im christlichen Deutschland nach einer tausendjährigen christlichen Entwicklung aus? Besonders ist die Tagewählerei sehr beliebt und auch unter den Christen noch gar nicht gestorben. Ich hatte mir daheim gedacht, das Heidentum hier als eine streitbare Macht aufzufinden, die mit dem Christentum wirklich ringt. Davon habe ich aber nichts zu sehen bekommen. Von seiner kläglichen Schwäche ein Beispiel. Ein heidnischer Datu (Zauberpriester) kam einst in höchster Verlegenheit zum Miss. Pilgram in Balige. Er habe kürzlich beim Beginn eines Krieges die Eingeweide eines Huhnes befragt und daraus gutes Gelingen für seine Partei gelesen und verkündigt, der Krieg habe aber einen ungünstigen Verlauf genommen und nun sitze man ihm am Kragen. „Und ich kann doch wirklich nichts dafür", schloß er in tiefem Ernst, „das Huhn sagte mir wirklich so. Sage du mir, Tuan, was soll ich ihnen antworten?" Der Missionar entgegnete ihm: „Sage ihnen, an euch liegt die Schuld nicht, an mir auch nicht, sie muß also am Huhn liegen." Höchst befriedigt zog darauf der arme Datu mit dieser salomonischen Lösung ab. Wenn der Haruspex zum christlichen Missionar kommt und sich Rat holt, dann muß wohl nicht viel Kraft in dem Heidentum stecken, dessen Existenz auf seinen Künsten beruht. Viel schlimmer als Götzendienst und Zauberei sind die Sünden, die den Heiden vom Evangelium fernhalten und dem Christen zur steten Versuchung dienen, vor allen Dingen Sünden des Fleisches. Obgleich von der holländischen Regierung verboten, wird doch unter den Heiden das Karten- und Würfelspiel mit Leidenschaft getrieben, oft genug ein Fallstrick für Christen, die der alten Gewohnheit und der anlockenden Versuchung des Gewinnens nicht widerstehen können. Zu Zeiten wie eben jetzt geht es wie ein Spielrausch durch ganz Toba. Auch die angeborene Streit- und Prozessiersucht fordert ihre Opfer unter den Christen. Das Wort Jesu vom Unrechtleiden will dem händelsüchtigen Bata schwer in den Sinn. Wohl täglich werden die Missionare angelaufen mit Streitereien, die sich meist um Ehegeschichten, Scheidung, Zurückgabe des Heiratskaufgeldes und ähnliche Dinge drehen. Nicht immer kann er das von sich weisen. Auch in diesem Punkte ist Geduld und Nachsicht nötig. Denn es ist dies die Erbsünde des Batas, wie etwa das Trinken bei unsern Vorfahren. Trinker giebt es, Gott sei Dank, in den Batalanden fast gar nicht. Neuerdings fangen einige an, diesem Laster zu huldigen, aber doch verschwindend wenige. Der Schnaps ist zu teuer und ein eingeborenes berauschendes Getränk giebt es nicht. Der von dem Bata hergestellte Palmwein muß, wenn er berauschen soll, in ungeheueren Quantitäten genossen werden, und das können sich nur wenige leisten. Er ist überhaupt selten.

Selbst unter dem Scepter der Kompanie giebt es bisweilen noch Krieg. Auch dabei sind oft genug Christen beteiligt. Eine eigenartige Unart ist das Steinewerfen. Wenn zwei Dörfer eine Streitsache haben, die sie nicht auf rechtlichem Wege austragen können, so ziehen sie mit großen Feldsteinen bewaffnet, gegen einander los. Das muß schon ein geförderter Christ sein, der sich diesem Volksvergnügen entzieht. Die Parteien rücken gegen einander vor, einige kühne Helden voran; nach Art der alten Germanenfrauen schleppen die Weiber Steine herbei und feuern durch furchtbares Geschrei die streitbaren Gatten zu Heldenthaten an. Verwundete giebt's dann immer; bisweilen stirbt auch einer. Das ist eine national batasche Äußerung des Rechts- und Rachegefühls. In solcher Zeit, wo dann die ganze Gegend wie berauscht ist, zeigt es sich recht deutlich, wie erziehungs- und zuchtbedürftig die Christen noch sind.

Wie diese Erziehung geübt wird, davon noch ein Beispiel. Der Missionar von Balige läßt von Zeit zu Zeit seine Gemeindeglieder familienweise zu sich kommen, um sich mit ihnen als Seelsorger und Freund zu besprechen. Da kommt dann der Großvater mit seinen Söhnen, Schwiegertöchtern und Enkeln, geführt von einem Ältesten, der genau unterrichtet ist über jede etwa in der Familie bestehende Mißstimmung oder Unordnung. Die ganze Familie erhält einen neuen Anstoß; die Uneinigen vertragen sich; die Kinder werden zum Gehorsam ermahnt; der eine verspricht, das Spielen zu lassen; ein anderer gelobt, fleißiger zur Kirche zu kommen. Ein jeder spricht offen aus, was er auf dem Herzen hat. Ich fand die Leute sehr zugänglich, wenn an die ganze Familie appelliert wurde. Zugleich wird auch der Familiensinn gefördert, wenn der Hausvater bekennt und gelobt: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Auch kommt so ein Jeder mit dem Missionar und die Frauen mit der Missionarsfrau in engere Berührung und lernen sie als ihre Freunde schätzen. Die Ältesten, unter deren Aufsicht die Getauften stehen, sind dabei treffliche Helfer. Durch sie erfährt der Missionar alles, was in der weitverzweigten Gemeinde vorgeht.

Zur Zeit scheint in einzelnen Gemeinden ein Stillstand oder gar Rückgang einzutreten. Die Liebe erkaltet, die Sünden mehren sich, der Kirchenbesuch läßt nach. Wären alle Getauften gute Christen, sie würden allein durch ihren Wandel in wenigen Jahren den Kampf des Christentums mit dem Heidentum entschieden haben. Trotzdem aber mehren sich die Taufbewerber; es entstehen neue Filialgemeinden, die ihre Kirchen und Schulen selbst bauen und das Holz dazu weit herholen, um nur einen Lehrer und ein Gotteshaus zu bekommen; neue Landschaften erschließen sich und bitten um einen Missionar. Es gilt für die Batalande das Wort heiliger Schrift: Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils, das Feld ist reif zur Ernte. Gottes Segen tritt uns überall entgegen. Es hat ihm gefallen, die Thüren und Herzen zu öffnen. Ihm sei Lob und Dank. Er wird's auch hinausführen.

Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.[1])

Wir leben in einem Zeitalter der Kritik und brauchen uns nicht zu wundern, wenn die Kritik sich auch an die Mission macht. Es ist nicht immer ein Unrecht, wenn die Mission kritisiert wird; auch sind es keineswegs nur ihre Gegner, welche Kritik an der Mission üben, selbst ihre Freunde lassen es an derselben nicht fehlen. Nur muß man richtig scheiden zwischen Sache und Person, zwischen dem göttlichen Werke und der menschlichen Ausführung desselben. Soweit die Mission ein göttliches Werk ist, gilt von ihr: was Gott thut, das ist wohlgethan; nur bedarf unser Verständnis der Gedanken und Wege Gottes der himmlischen Schulung, weil sie so viel mal höher sind als unsre Gedanken und Wege, wie der Himmel höher ist denn die Erde. Soweit die Mission aber ein menschliches Werk ist, ist nicht immer alles

[1]) Schlußansprache des Herausgebers in der öffentlichen Missionsversammlung, welche gelegentlich der kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am Himmelfahrtstage gehalten zu werden pflegt.

wohlgethan, sondern trägt sie wie jedes menschliche Werk ihre Gebrechen. Man darf wohl von den meisten Menschen, die im Dienste der Mission stehen, sagen: sie gedenken es gut zu machen, aber darf auch prüfen, ob sie es wirklich gut machen, und es ist kein Unrecht, wenn man einen Tadel ausspricht, so sie es nicht gut machen. Wir besitzen keine Verheißung, daß im Dienste der Mission lauter unfehlbare Arbeiter stehen; wir sind in diesem Dienste an beständigem Lernen, und Lehrlinge machen Fehler. Es wäre kein Gewinn, sondern ein Schaden für die Mission, wenn wir diese Fehler ableugnen oder auch nur bemänteln wollten; wir lieferten damit nur den Gegnern Waffen in die Hand. Wir sind nicht solche verblendete Leute; z. B. die Konferenzen, welche von Zeit zu Zeit hier in Bremen einen kleinen Kreis sachkundiger Missionsmänner zusammenführen, sind ein Beweis dafür, daß wir uns selbst richten, daß wir um offene Augen bitten, unsre Gebrechen zu erkennen, und um Weisheit und Mut, es künftig besser zu machen. Auch im Werke der Mission ist es unser Bekenntnis: nicht daß wir schon vollkommen seien, aber wir jagen ihm nach, daß wirs immer vollkommener betreiben möchten, damit durch unser Ungeschick, unsre Saumseligkeit oder unsre Übereilung, unsern Pessimismus oder Optimismus die Ehre Gottes nicht geschädigt werde. Also soweit hat die Kritik ihr Recht und wir danken es selbst unsern Gegnern, wenn sie uns durch ihren Tadel unsre Gebrechen erkennen und beseitigen lehren. Wir sind der Kritik zugänglich, selbst wenn sie in unfreundlicher Weise geübt wird, nur das müssen wir uns ausbitten, daß sie auf Sachkenntnis beruht und gerecht ist.

Anders ist es dagegen, wenn sich die Kritik gegen die Mission richtet, soweit sie ein Werk Gottes ist. Als ein solches Werk sollte sie über der Kritik stehen und keiner Verteidigung bedürfen. Freilich die Werke Gottes tragen etwas an sich, was nicht bloß den Weltleuten, sondern oft genug auch den Christenleuten ein Ärgernis ist. Die kühne Paradoxie des heiligen Paulus von der „göttlichen Thorheit" und der „göttlichen Schwachheit" enthält eine tiefe Wahrheit auch bezüglich der Mission. Vieles an ihr erscheint uns als Thorheit und Schwachheit, was unabtrennlich ist nicht bloß von der Knechtsgestalt, die das Königreich der Himmel in dieser Weltzeit trägt, sondern von dem göttlichen Charakter des Himmelreiches selbst. Ich will jetzt nicht reden von dem Ärgernis, das wir leicht nehmen an dem vielen Sterben, das durch die Mission geht. Wie manchmal will es uns scheinen, als schädige Gott selbst sein Werk, zumal wenn er gerade hervorragende Werkzeuge, statt sie in seinen besonderen Schutz zu nehmen, dem Tode preisgiebt. Es geht auch heute gläubigen Christen bei diesen Todesnachrichten, wie es den ersten Jüngern ging, so oft Jesus von seinem Kreuze sprach: wir können uns in diese Opferung nicht finden, daß das Weizenkorn in die Erde fallen und ersterben muß, damit es Frucht bringe. Und doch ist dieser Leidens- und Todesweg, der die Mission ihrem königlichen Haupte so ähnlich macht und sie würdigt zu erstatten, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, unabtrennlich von dem Geheimnis des Kreuzes, welches mit Paulus die Mission zum Mittelpunkte ihrer Predigt macht, und das ohne die Weisheit, die himmlisch ist, dem natürlichen Menschen immer ein Ärgernis und eine Thorheit bleibt.

Aber vielleicht finden wir uns in diesen Martyriumsweg, der doch immer etwas Heroisches an sich hat, noch leichter als in den Niedrigkeitsweg, der oft etwas Verächtliches an sich hat. Wir möchten gerne mit der Mission herprangen als mit einem Staatswerke, das auch der Welt imponiert sowohl durch große äußere Zahlen-

erfolge wie durch mächtige inwendige Umwandlungswunder. Nichts, so meinen wir, müßte Gott mehr verherrlichen und die Kraft und Wahrheit seines Worts mehr beglaubigen, als wenn die Mission im schnellen Siegesschritt die Völker der Erde zu Christus bekehrte, wenn sie die Großen ihm als Jünger zuführte und Gemeinden aus den Heiden zustande brächte, die ohne Flecken und Runzel wären. Aber, einzelne Ausnahmen abgerechnet, geht die Eroberung der heidnischen Welt für Christus einen langsamen Gang, nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben, und leiden die jungen heidenchristlichen Gemeinden an vielen Kinderkrankheiten.

Auch wenn wir lauter ideale Missionare hätten, kämen wir um diese Schwachheit nicht herum. Abgesehen davon, daß das Himmelreich in dieser Weltzeit in den Gleichnissen vom Säemann, dem Unkraut unter dem Weizen, dem Senfkorn und dem Sauerteig sein Bild hat, so liegt gerade in dieser Schwachheits- und Knechtsgestalt etwas Heilandsmäßiges. Die göttliche Majestät hat eine Seite der Demut und der Geduld, die zu ihrem himmlischen Wesen gehört, die man aber nur in dem Maße versteht, als man selbst in himmlisches Wesen versetzt ist.

Es war eine großartige Antwort, die der Herr vom Himmel Johannes dem Täufer gab, als dieser, weil die Werke, die er von Jesu hörte, sich mit seinen Messiasvorstellungen nicht vereinten, ihn fragen ließ: bist du, der da kommen soll? -- „saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Und es war ein überraschendes Gebet, als Jesus sich nicht etwa entschuldigt, sondern den Vater preist, daß er „solches den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbaret“ habe. Und es war ein himmlisch gearteter Trost, da er zu den Jüngern sagte: „fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben“. Der Heiland hat es also ganz und gar nicht darauf angelegt, der Welt oder dem weltlichen Sinne seiner Jünger zu imponieren; er beweist vielmehr seine Sendung vom Himmel gerade dadurch, daß er dem gern groß thuenden Weltsinne gegenüber das Gebrechliche in seine Heilandspflege nimmt, der Einfältigen sich nicht schämt und als wirkliche Reichsgenossen nur eine Minorität erwartet. Die Schwachheit seiner Jünger wird von ihm nicht bemäntelt, aber er betrachtet sie mit dem Glaubensauge, das in der Knospe die Blüte sieht und er behandelt sie mit der demütigen Geduld, die erziehen und warten kann.

In dieser Jesusschule hat auch Paulus gelernt, die Mission keineswegs für erfolglos zu halten, wenn sie langsam nur kleine Gemeinden sammelt und in diesen kleinen Gemeinden nicht lauter Idealchristen sich finden. Und in diese Jesusschule müssen auch wir gehen, wenn uns die Knechtsgestalt der gegenwärtigen Mission nicht zum Ärgernis werden soll. Wir müssen himmlischen Sinn, göttliche Demut, heilandsmäßige Geduld lernen; je mehr wir Jesu ähnlich werden und in das uns einleben, was dem Vater im Himmel gefällig ist, desto mehr wird sich auch in bezug auf alle die Schwachheiten, die das Werk der Mission nach menschlichen Vorurteilen und auch in der Wirklichkeit trägt, an uns das Wort erfüllen:

„Selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1894.

Predigt zur Eröffnung der sächsischen Missionskonferenz
in der Marktkirche zu Halle über Haggai 2, 7—9.

Von Prediger Schrenk.[1])

In dem gelesenen Text ist der Hauptgedanke: bewegen. Der Herr Zebaoth will bewegen; und zwar noch einmal den Himmel bewegen, und die Erde und das Meer und das Trockene bewegen, und dann alle Heiden bewegen, und endlich will er Silber und Gold bewegen. Wir leben in einer bewegten Zeit. Und zwar sind es sehr verschiedene Bewegungen; Bewegungen aus dem obern Heiligtum, von Gott her, und Bewegungen aus dem Abgrund. Die letzteren sind sehr stark und werden immer stärker. Besonders in den letzten Monaten haben wirs wieder gesehen, wie schrecklich die Gesetzlosigkeit überhand nimmt. Und sie muß überhand nehmen, weil der Abfall von Gott überhand nimmt, darum schwindet die Gottesfurcht, und daraus kann nichts anderes folgen als Gesetzlosigkeit. Und was steht dann zu erwarten? —

Wenns in der Heimat, in unserer sogenannten christlichen Welt, so aussieht, so könnte uns bange werden um die Heidenmission. Wir könnten fragen: Wie wirds mit der Mission gehen? Wird ihr auch eine Krisis bevorstehen? Wird sie auch zusammenfallen? Auf solche Frage, die sich uns aufdrängen möchte, wenn wir das heimatliche Elend heute sehen, die Frage: wie wirds mit der Mission gehen? erhalten wir Antwort durch unsern Text. Wir wollen ihn betrachten, um Trost, Ermunterung, Mut daraus zu nehmen. Er redet von

Einer vierfachen Bewegung.

Der Herr Zebaoth will

1. den Himmel bewegen; und noch einmal und über ein kleines will er den Himmel bewegen, und
2. die Erde und das Meer und das Trockene bewegen; und
3. will er alle Völker bewegen; und
4. will er Silber und Gold bewegen.

Herr unser Gott! Hilf uns durch deinen heiligen Geist, daß auch wir bewegt werden im Herzensgrunde; laß nicht bloß die Köpfe und Gedanken bewegt werden, sondern unsere Gewissen und Herzen. Segne uns, Herr, zu deinem Lob und Preis. Amen.

---

[1]) Die Predigt ist von einer Dame nachgeschrieben; ein Manuskript von Schrenk selbst konnten wir leider nicht erhalten. Die beiden ersten Teile sind bei der Nachschrift etwas dürftig weggekommen. Hoffentlich macht die Predigt auch so einigen Eindruck.

1.

„Noch einmal, und über ein kleines will ich den Himmel bewegen,“ spricht der Herr Zebaoth. Er verheißt Israel, daß die Herrlichkeit des zweiten Hauses größer werden sollte, als die des ersten Hauses, weil der Herr der Herrlichkeit, unser hochgelobter Heiland, selber den Tempel betreten sollte. Das ist buchstäblich erfüllt. Durch sein Erscheinen im Fleisch begann eine Bewegung, die nicht aufhört, bis sie ausmünden wird in der Vollendung des geistlichen Tempels, der da ist seine Gemeine.

Noch einmal über ein kleines will ich bewegen die Himmel, spricht der Herr Zebaoth.“ Das Wort „noch einmal“ zeigt uns deutlich, daß diese Bewegung eine ununterbrochene sein muß, bis sie ihr Ziel erreicht hat; denn niemand kann dem Herrn Zebaoth widerstehen. Bewegungen, welche durch bloß menschliche Thätigkeit entstehen, sind wie eine Welle des Meeres, die rasch vergeht; Bewegungen des allmächtigen Gottes haben Ewigkeitsbedeutung. Die Worte „noch einmal“ mahnen uns daher, mit unserem Auge nicht hängen zu bleiben an all den Zeiterscheinungen, die uns bange machen, und im Werk des Herrn entmutigen könnten. Wie leicht sehen wir zu sehr auf das, was vor Augen liegt, werden zaghaft und kleinmütig und verlieren die weltüberwindende Glaubensstellung. Hinauf zum Himmel richtet der Herr heute Abend unsre Blicke; denn dort im oberen Heiligtum, wohin Gottlosigkeit und menschlicher Widerstand nicht reicht, beginnt die Reichsbewegung des Herrn Zebaoth. Es ist das ewige Erbarmen in Gottes Vaterherzen, das unendliche Mitleiden unsres großen Hohenpriesters Jesus Christus, von dem alle Wirkungen ausgehn und das nicht ruhen wird, bis alle Kniee sich beugen, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters.

Diese Bewegung im Himmel soll unser Trost sein auch für die Mission, daran sollen wir uns halten; nicht hinunter auf die Erde, auf die Nöte und Drangsale und Hindernisse sollen wir blicken, nicht auf unsere Armut, sondern hinauf zu dem lebendigen, allmächtigen, barmherzigen, ewig treuen Gott, auf seine Verheißung, auf die Bewegung, die im himmlischen Heiligtum angefangen hat. Das ist der rechte Missionsstandpunkt, wenn wir wissen und daran uns halten, daß bei Gott die Gnade, Liebe und Barmherzigkeit ist, bei dem Gott, dem die Menge der himmlischen Heerscharen zu Gebote steht, der seine Engel aussendet, daß sie seinen Willen thun. Das ist ermutigend für Missionsleute, hinaufzuschauen zu der Bewegung im Himmel. Fragen wir nun, was wird aus der Mission unter den Heiden? so wissen wir, weil Gott barmherzig ist und weil er wahrhaftig ist, so muß sein Werk zum Siege kommen. Diesen Glauben wollen wir festhalten, bis sich unsere Lippen schließen und unser Herz stille steht und wir selbst heimgehen zum Heiland, zu dem schon so manche uns vorangegangen sind.

2.

Die Bewegung im Himmel ist die erste. Nun die zweite Bewegung, von der heißt es: Ich will „die Erde und das Meer und das Trockene bewegen.“ Man könnte denken, das seien Wiederholungen. Aber es sind eigentlich keine Wiederholungen. Wir können kurz sagen:

Alles, was wir erblicken auf der ganzen Erde, bewegt Gott, und wir stehen mitten inne in dieser Bewegung. Das sind zunächst keine Geistesbewegungen, wenn der Herr sagt, er wolle die Erde und das Meer und das Trockene bewegen. Aber es ist doch auch Gottes Hand, die diese Bewegung schafft. Solch eine Bewegung sehen wir in unsern Tagen an den Kolonialbestrebungen der christlichen Völker. Sie haben sich Afrika untereinander verteilt, und diese Bewegung breitet sich auch nach Osten aus und wir werden noch erfahren, wie weiter verteilt wird. Zwar wir sehen es nicht gern, wenn christliche Völker, die selbst das Wort vom Kreuz nicht lauter und rein haben, dort in Afrika große Gebiete unter ihre Herrschaft bringen. Aber wir Evangelischen sind ehrliche Leute, sind wahrhaftige Leute, sind weitherzige Leute und denken, ein Christentum, wenn es auch nicht ganz mit Gottes Wort übereinstimmt, ist doch vielmal besser als Heidentum oder Mohammedanismus. — Und auch das Meer will der Herr bewegen. Und wir sehen diese Bewegung in unserer Zeit. Über die Meere werden Wege zu den Völkern allenthalben gebahnt, und nicht bloß für Handel und Industrie, sondern auch zur Ausbreitung des Evangeliums. Wir können sagen, wir leben in einer Zeit der Bewegung, denn die Erde und das Meer wird bewegt durch den Herrn Zebaoth.

3.

Nun die dritte Bewegung. Das ist die, davon der Herr Zebaoth sagt: „Ja alle Heiden will ich bewegen, da soll dann kommen aller Heiden Trost." Das ist nicht eine bloß äußerliche Bewegung der Nationen, der Menschen und Völker, sondern eine Geistesbewegung. Er hat schon oft ein Volk durch diese und jene Ereignisse bis auf den Grund bewegt, aber wie wenig haben es die Völker immer wieder verstanden, daß alle solche Bewegungen in Reichsbewegungen auslaufen sollen. Wie nötig ist es deshalb, daß wir auch Zeiterscheinungen im rechten Lichte betrachten, damit wir Gott verstehen. Wir sind heute abend versammelt als eine Missionsgemeinde, und wenn Gott uns zuruft: „Ich will alle Nationen bewegen," so ist es unsre Aufgabe zu fragen: „Durch was willst du sie bewegen?" Gottes Antwort an uns lautet: Durch mein Wort, durch keinen Engel, sondern allein durch die einfache thörichte Predigt des Evangeliums von Jesu Christo, der vom Himmel gekommen ist in die Welt, unter uns gelebt, gelitten hat, am Kreuze gestorben, vom Tode auferstanden und wieder zum Vater gegangen ist. Durch diese Verkündigung allein will Gott die Geistesbewegung unter den Völkern und den Heiden schaffen. Und diese Verkündigung soll durch uns geschehen, durch uns will Gott es ausrichten, sei es nun, daß wir selbst hinausziehen zu den Heiden, sei es, daß wir hier in der Heimat nach Kräften und Vermögen, die innere Mission und die Mission unter den Heiden fördern. Also durch uns will Gott die Geistesbewegung unter den Völkern anrichten. Sind wir denn hiezu tüchtig? Ist denn unser deutsches Volk hiezu tüchtig, daß Gott durch uns die Völker bewege? Und wir müssen ehrlich gestehen: Nein, unser deutsches Volk im ganzen ist hiezu nicht tüchtig. Denn wie viele tausende von Gliedern unseres Volks sind tot in Sünde und Übertretung, und man kann, wenn man sie

so ansieht, nicht herausfinden, in welchem Zusammenhange sie überhaupt noch mit dem lebendigen Gott und Christo stehen. Tausende, sage ich, die sich gar nicht um das Evangelium von Christo kümmern, und darum thun sie auch rein nichts für die Mission. Da kann Gott uns nicht brauchen, um durch uns in großem Maßstabe eine Geistesbewegung unter den Völkern anzurichten. Da müssen wir erst selbst bewegt werden. Aber das darf keine selbstgemachte Bewegung sein, sondern eine göttliche, von oben durch den heiligen Geist gewirkte. Wenn Gott eine Geistesbewegung unter Menschenkindern schafft, so hat dieselbe immer nur eine Richtung. Jesus sagt Joh. 6: Der Vater zieht zum Sohne. Zu Jesu Christo hin soll alle Geistesbewegung des von Gott entfernten Menschenherzens gehen, sonst wird nie etwas aus ihm. Fragen wir uns hier: Wie stehen wir? Kann Gott mich und dich gebrauchen, um eine solche Bewegung anzurichten? Hat er schon durch dich irgendwo eine Bewegung angerichtet? Man braucht dazu keine absonderlichen gewaltigen Bewegungen heraufzuführen. Kann Gott dich nur gebrauchen, oder hat er dich schon gebraucht, ein einziges Menschenkind zu Christo zu führen? Es schrieb mir ein junger Theologe, der eine leitende Stellung in der innern Mission antreten sollte, und frug mich um Rat, ob er die Stelle annehmen solle. In dem Briefe kam der Satz vor: „Bisher hat Gott noch keinen einzigen Menschen durch mich zu Christo geführt.“ Da antwortete ich ihm, er solle die Stelle nicht annehmen. Denn ich habe die Überzeugung, erst muß er brauchbar werden dazu, daß Gott eine Seele durch ihn zu Christo führen kann. Wie viele mögen in unserm Volke sein, wie viele mögen in dieser Kirche sein, die, wenn Gott ihnen die Hand auflegen und sie fragen würde: habe ich dich schon dazu brauchen können, daß eine Seele zu Jesu komme, daß sie ihre Sünden erkenne, sie ablade vor ihm, und durch den Glauben an sein Blut Vergebung und Frieden finde? Viele würden sagen müssen: Nein. So frage ich nun: Bist du selbst schon bewegt? Hat Gottes Geist eine Bewegung in dir angefangen zu Christo hin, daß du nicht ruhen konntest bis du sagen konntest: mein Heiland, mein Gotteslamm, das für meine Sünde sich geopfert hat? Stehen wir in persönlicher Gemeinschaft mit dem Heilande, lassen wir von seiner Hand uns leiten und führen? Wenn wir andern den Weg zeigen wollen zu ihm, so müssen wir täglich unser Herz in seine Hand legen und von ihm uns leiten und führen lassen, müssen ernst damit machen, seinen Willen zu thun.

Fragen wir uns nun: Wie steht es damit in unsern Gemeinden? Denn wir sind nicht bloß für uns selbst hier, wir sind hier als Stellvertreter der einzelnen Gemeinden. Da wird wohl mancher Pastor klagen müssen. Viele Gemeinden mögen da sein, in welchen wenige oder keine zu finden sind, die ihre Kniee beugen an jedem Sonntag, und Gott bitten, daß er durch die Predigt ihre Herzen bewegen möchte, und in der Gemeinde eine Bewegung schaffen möge. Darum stehts auch so jämmerlich mit dem Missionssinn. Als ich noch Reiseprediger war, erhielt ich von einer Gemeinde als Jahreskollekte für die Mission 26 Pfennige. Aus dieser Summe, deren man sich schämt, kann man einen Schluß machen, wie es in dieser Gemeinde mit dem geistlichen Leben, mit dem Reichs-

gottessinn, mit dem Missionssinn aussehen mußte. Leben soll in die Gemeinden kommen, Gott will es, sie sollen nachhaltig bewegt werden durch Gottes Geist, von oben her. Und diese Bewegung will Gott durch uns ausrichten.

Fragen wir nun wieder: Wie macht man das? Da werden die Älteren unter uns, die in Reichsgottessachen Erfahrung haben, antworten: Wir können gar nichts machen. Wir sind ohnmächtige Menschen. Wir haben keinen Schlüssel, der Herzen aufschließt. Den hat allein unser Herr Jesus Christus. Ein Vater kann seines Kindes Herz nicht aufschließen, ein Weib kann ihres Mannes Herz nicht aufschließen. Aber das können wir: Beten, daß der Herr ihnen das Herz aufschließe. Ich habe einen Freund, einen Pastor, in dessen Gemeinde ist zur Zeit eine Geistesbewegung entstanden, besonders unter den jungen Leuten. Es werden ihrer Viele innerlich bankerott und erkennen, wie arm sie sind in ihren Sünden, und verzweifeln an sich selbst, und suchen die Gerechtigkeit im Heilande, und Viele finden Frieden. Da frug ich ihn nun: Wie hat denn diese Bewegung angefangen? denn wir dürfen doch dem nachforschen. Da sagte mein Freund: Ich habe in meiner Gemeinde mehrere entschieden gläubige Familien, die beten schon lange darum, daß Gott eine Bewegung in der Gemeinde anrichten möge. Dieser Fürbitte der Gläubigen schrieb es mein Freund zum großen Teile mit zu, daß Gott die Gemeinde so segnete. Das wäre der rechte Anfang zu einer Geistesbewegung, wenn die Freunde der Mission, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, auf den Knieen liegen wollten und beten für die Mission daheim und unter den Heiden; wenn in einer Gemeinde sich die Leute sammeln würden, die ihre Kniee beugen und zusammen beten mit gläubigem Zutrauen, daß Gott seine Verheißung wahr machen und die Heiden bewegen werde.

Als ich im Winter 1882—83 im schweizerischen Emmenthal arbeitete, gefiel es Gott, eine Bewegung zu schenken in der Gemeinde. Einige Tage hindurch mußte ich von früh bis in die Nacht hinein sitzen und Sündenbekenntnisse anhören. Da kam eine Pfarrfrau zu mir, die Frau eines Freundes, die sagte mir: „Als vor vierzig Jahren mein Mann die nämliche Pfarre hatte, da haben wir die Kniee gebeugt, damals, und Gott gebeten, daß er eine Bewegung in der Gemeinde schenken wolle. Nun sehe ich, daß der Herr das Gebet erhört hat." Der Herr erhört die Gebete, wenn wir auch manchmal lange warten müssen. Dann kam eine junge Frau und erzählte mir, daß ein junger Geistlicher, der auf dieser Pfarre gewesen, ein treuer Mann, der früh heimgegangen war, auch seine Kniee gebeugt habe, und Gott gebeten um eine Geistesbewegung in der Gemeinde. Und nun geschahs, daß wohl zweihundert Männer aus der Gemeinde von der Bewegung ergriffen wurden. Da lag der Segen der treuen Fürbitte vor Augen. Es war eine Bewegung, die nicht gemacht war, sondern von oben geschenkt. Frage sich nun ein jeder, jung und alt, ob er zu der kleinen Herde gehört, die mit ihrem Seelsorger die Kniee beugen an jedem Samstag oder Sonntag Morgen, daß der Herr seinen Segen geben wolle, und eine Geistesbewegung in die Gemeinde kommen lasse, die dann auch weiter hinaus sich ausbreite und für die Heiden ein Segen werde. So fangen die Bewegungen an, daß die Gläubigen ihre

Kniee beugen vor Gott und ihn darum angehen — nicht durch Kunstmittel, sondern einfach nach der Schrift daran glauben, der Herr Zebaoth thuts, er muß bewegen. Er ist voller Barmherzigkeit und Mitleid, er will solche Bewegungen hineinbringen in die Menschenkinder, in die Völker, in die Gemeinden, in die Familien.

Ja, geliebte Freunde, in die Familien. Wenn wir die nicht haben, können wir auch keine Bewegung unter die Heiden bringen. Denn wo wachsen die Zeugen des Herrn? Ich sage: Zeugen, nicht Redner. Der Herr braucht Zeugen, die es bezeugen, was sie gesehen, gehört, erfahren haben von der Herrlichkeit des Herrn, des Mannes mit der Dornenkrone, des auferstandenen und nun erhöhten Heilandes. Diese Zeugen wachsen in den christlichen Familien, wo die Söhne und Töchter nicht ihre Jugendkräfte erst im Dienste der Welt verbrauchen, um dann als alte Scherben dem Herrn noch zu dienen, sondern die ihre Jugend dem Herrn heiligen, die das Wort beherzigen: heilig ist die Jugendzeit. Die unter der Pflege von Vater und Mutter voll werden des heiligen Geistes und die dann der Herr brauchen kann zu seinem Dienst hier in der Heimat oder unter den Heiden, wohin er sie führen will.

Solche christliche Familien brauchen wir. Wie steht es denn damit bei euch, ihr Hausväter und Hausmütter? Werdet ihr bewegt, wenn ihr über eurer Bibel sitzt, oder bei eurer Hausandacht? Oder habt ihr keine Hausandacht? Es giebt viele Familien, die haben keine Hausandacht, kein Morgen- und Abendgebet. Es giebt viele Kinder, die haben ihre Väter nie beten gehört. In solchen Familien wachsen keine Missionsleute, die der Herr gebrauchen kann. Aber in den christlichen Familien, wo der heilige Geist eine Stätte hat in den Herzen von Vätern und Müttern, da wächst auch in den Kindern der Missionssinn. Da ist es nicht so, daß sie erst in spätern Jahren hie und da einen Brocken aufschnappen müssen von der Mission, sondern da wächst die Jugend hinein in das Missionswerk. Man hört Vergleiche nicht gern. Und doch muß ich mir einen Vergleich erlauben. Wenn ich zurückdenke an die Jahre 1820—57, wie stand es da? Die Baseler Mission gab an die englisch-kirchliche Mission neunzig Missionare ab. Das war bis 1857. Da geschah es nicht mehr. Das Nichtmehrgeben ging zunächst von Basel aus. Aber dann merkte man auch in England das Nichtmehrwollen. Jetzt steht es so, daß eine einzige englische Missionsgesellschaft jährlich hundert Missionare aussendet. Bei uns sendet eine Gesellschaft höchstens zwölf jährlich aus. Was sagen wir zu dem Vergleich? Ja, sagen Viele, wir sind viel gründlicher. Allen Respekt vor deutscher Gründlichkeit. Es muß aber eine christliche Gründlichkeit sein, es muß eine biblische Gründlichkeit sein, sonst habe ich keinen Respekt vor ihr. Aber eins müssen wir doch sagen: wo kommen denn die hundert jährlich her? Sie müssen doch so viel christliche Familien voraussetzen. Und das ist nur das Leben einer einzigen Missionsgesellschaft in England. Andere senden ebensoviel aus. Von Amerika will ich gar nicht reden. Was giebt denn England seine Weltstellung? Ist es seine Armee? O die ist lächerlich klein. Nicht seine Armee. Eigentlich ist es auch nicht sein kolonialer Besitz, der England seine Machtstellung giebt, sondern sein Missionssinn. Was würde geschehen, wenn England seine

Hand zurückzöge von der Mission? Seine Macht würde zusammenbrechen. Nun unser von Gott gesegnetes deutsches Volk: auch wir haben Kolonien, und damit destomehr Aufforderung zur Mission.

Gott will es, daß die Heiden bewegt werden, er will eine Geistesbewegung schaffen. Ihr Jünglinge! Gott will es! Wollt ihr nicht die Gedanken des Herrn verstehen, daß er durch uns die Nationen bewegen will? Freilich dazu gehört Jesu Christi hoherpriesterlicher Sinn, wir müssen gleich ihm für unser Volk daheim und für die Heiden draußen beten, müssen lieben wie er liebt, als Glieder seines Leibes. Laßt euch doch das Wort gesegnet sein an diesem Abend und laßt euch erwärmen für das Reichsgotteswerk. Zwar läßt sich keinem Menschen die Liebe zur Mission aufpfropfen, sie muß von innen heraus wachsen. Wo kann sie aber lebendig hervorwachsen aus dem Herzen, wenn nicht neues Leben darin ist? Dazu sollen unsere Missionsversammlungen und Missionsfeste dienen, daß wir bewegt werden möchten, daheim im Kämmerlein unsere Kniee zu beugen und Gott zu bitten, daß er eine Bewegung neuen Lebens in die Gemeinden bringen möchte, daß die Herzen erwärmt werden für seine Sache, daß er viele zu einem Licht und Salz machen möge, zunächst in ihrem engen Kreise und dann auch weiter hinaus. Lasset uns nur nicht mutlos und verzagt werden, denn das ist das Allerschlimmste. Der Herr Zebaoth ist es ja, der es verheißen hat, alle Heiden zu bewegen. Diese seine Verheißung ist der feste Grund für die Missionsfreunde. Darum sollen wir nicht stille stehen, bis alle Kniee sich beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. Durch ihn, unsern Herrn Jesum Christum, ist alles geschaffen, und es ist alles auf ihn angelegt. So ist uns in Christo der Sieg verheißen. Wir sollen uns scharen um ihn, sollen nicht ruhen, bis wir in ihm ruhen, außer dem wir doch keine Ruhe finden. Und der Herr wird Sieg geben.

4.

Nun noch die letzte Bewegung. Silber und Gold will der Herr Zebaoth bewegen. Ich schäme mich unseres Bettelns. Schande ist es für mich, die Künste anzusehen, die man anwendet, um Geldmittel flüssig zu machen für die Mission hier in der Heimat und dort unter den Heiden. Ich schäme mich von Herzen, denn das Betteln ist ein Zeichen unseres Mangels an Geist. Das Wort ist Wahrheit: Wo Geist ist, ist Geld. Wo kein Geist ist, da ist Bettel, und noch einmal Bettel, und immer wieder Bettel. Es ist nun einmal so, Geist und Geld stehen in einem heiligen Zusammenhang. „Noch einmal will ich den Himmel bewegen &c. Da soll denn kommen aller Heiden Trost." Denn er ists, der die Sehnsucht der Völker stillt, wir können allein in ihm Frieden finden, zu dem wir geschaffen sind. Schon Hengstenberg und Delitzsch und andere mit ihnen haben nun diese Stelle so übersetzt: „dann wird kommen aller Heiden köstliches Gut." Diese Übersetzung macht den Zusammenhang mit den Worten: „Mein ist beides, Silber und Gold," noch klarer. Wenn der Trost der Heiden, ihr köstliches Gut, kommt, dann versteht sich von selbst, daß auch die äußern Mittel, die dazu nötig sind, sich finden werden. Wo Christus hinkommt mit seiner geist-

lichen Hilfe, da entsteht auch eine Bewegung in Silber und Gold. Als ich hierher reiste, reiste ich eine Strecke mit einem Freunde. Der hatte mir vor einiger Zeit geschrieben, daß sein 72jähriger Vater anfinge, sich zum Heiland zu wenden. Er hatte die Influenza gehabt und seitdem eingesehen, daß er einen Heiland brauche. Heute nun sagte mir mein Freund: „Etwas ganz Neues, mein Vater hat der Mission tausend Mark geschenkt. Mein Schwiegervater hat ihm zwar gesagt, die tausend Mark machen dich nicht selig, das thut nur die Gnade des Heilandes." Aber diese tausend Mark, die ersten, die er für die Mission gab, waren doch ein Zeichen, daß er an den Heiland gläubig geworden war. Der Schwiegervater meines Freundes hatte in letzter Zeit fünfzigtausend Mark an Bauplätzen verdient und hatte viel für die Mission gegeben. Gott sei Dank! Man sieht doch immer wieder, wo Christus die Herzen bewegt, da wird auch das Geld flüssig, das zum Betrieb der Werke des Reiches Gottes nötig ist. Manchmal auf eine Weise, davor uns schaudert. Davon will ich noch eine Geschichte erzählen. Es ist in dieser Zeit in einigen Gegenden viel Bewegung. Ich nenne die Gegenden absichtlich nicht, denn es möchte zu viel davon geredet werden und Menschen gerühmt und dann der Feind kommen. Also die Bewegung hat angefangen in einer kleinen Gemeinde und breitete sich dann aus über mehrere Gemeinden, auch über eine kleine Stadt. In der Stadt war ein reicher Mann, der hatte das Geld sehr lieb gehabt. Er hatte in seinem Sekretär ein Kästchen, das war gefüllt mit lauter Goldrollen, dann noch 100000 Mark in Staatspapieren und 21000 Mark in Silber. Das lag alles da in dem Sekretär, der Mann legte es nicht auf einer Bank an, er wollte es immer bei sich haben. Nun ich will den Mann nicht richten, es mag jeder selbst urteilen, wie es mit seiner Seele stand. In jüngeren Jahren war er auch einmal bewegt und zwar gründlich bewegt worden. Aber dann hatten ihn weltliche Freunde von dem Herrn abgezogen und er hatte sein Herz an das Geld gehängt. Da erhielt er eines Nachts Besuch von Raubmördern. Mit geladener Pistole in der Hand führten sie ihn zum Sekretär, und er mußte ihnen zeigen, wo sein Geld lag. Merkwürdigerweise sahen sie das Kistchen mit den Goldrollen nicht, sondern nahmen nur die Staatspapiere und das Silber. Dann banden sie ihm Hände und Füße und steckten ihm einen Knebel in den Mund, den sie, da er ihn nicht öffnen wollte, mit einem Meißel öffneten. Und das war schließlich noch sein Glück, denn sie zerbrachen ihm dabei einige Zähne, und dadurch hatte er doch noch etwas Luft. Die Raubmörder gingen davon. Da lag nun der arme Mann wohl bis drei Uhr morgens. Da ging der Nachtwächter vorüber und hörte das schreckliche Stöhnen. Er ging hinein und fand den fast sterbenden Mann, ein Auge war ihm vor Todesangst fast herausgetreten. Der Nachtwächter befreite nun den Mann von seinen Fesseln. Den Raubmördern jagte man nach und ergriff sie noch auf der Eisenbahn und nahm ihnen die 21000 Mark Silber ab. Die Staatspapiere hatten sie vergraben. Nun sie werden auch noch ihren Lohn bekommen. — Der Mann wurde dadurch bewegt, und zwar so bewegt, daß er sich wie ein Kind seines Heilandes freuen kann. Das geschah in der Gegend, wo jetzt die Geistesbewegung ist. Der

Herr selbst hatte dem Manne gepredigt: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern.“ Nachdem er bekehrt war, wurde auch sein Silber und Gold flüssig für die Reichssache des Herrn. Wenn Gott der Herr mehr ausrichten könnte unter uns durch seinen heiligen Geist, so würden sich auch mehr Geldschlüssel in Bewegung setzen für seine Werke, denn mein ist beides, Silber und Gold, spricht der Herr. Aber in Geldsachen wollen sich die Menschen von Gott nichts dreinreden lassen. Mein ist beides, Silber und Gold, sagt der Geiz. Wer aber in Wahrheit Jesu Eigentum geworden ist, der muß auch das Wort annehmen, daß beides, Silber und Gold Gottes ist. Die Statistik zeigt, welch ungeheure Summe in einem Jahr nur für Genüsse in unserm Volk ausgegeben werden. Was sind dagegen die paar hunderttausend Mark, die für die Mission aufgebracht werden. Doch diese Bewegung des Goldes und Silbers wird der Herr gewiß anrichten, wenn er unsere Herzen durch seinen heiligen Geist bewegt, denn diese beiden Bewegungen können nicht voneinander getrennt werden.

Schenke der Herr uns nun beim Scheiden von diesem Missionsgottesdienst, daß wir daheim ihn bitten, daß er durch seinen heiligen Geist uns bewegen wolle, daß wir ein priesterlich Volk werden, ein betend Volk, dem die Reichssache des Herrn Herzenssache ist. Ja, das schenke er in Gnaden uns allen. Amen.

Eine Missionsrede von Frau Isabella Bird Bishop.

Frau Isabella Bird Bishop, die bekannte Weltreisende, deren Reisewerke zum Teil auch ins Deutsche übertragen sind (z. B. Sechs Monate auf den Sandwichsinseln; Das Leben einer Dame in den Felsengebirgen; Unbetretene Reisepfade in Japan), tritt jetzt mit der ganzen Energie ihrer außergewöhnlichen Beredsamkeit als eine Zeugin und Werberin für die evang. Mission auf. „Ich bin jetzt — erklärt sie — zur Mission bekehrt dadurch, daß ich sie selbst und daß ich die Notwendigkeit derselben gesehen habe. Noch vor etlichen Jahren hatte ich kein Interesse an dem Zustande der Heiden. Ich hatte viel Lächerliches über die christlichen Missionen gehört und war vielleicht selbst etwas durchtränkt von dem unheiligen Spottgeiste. Aber die Missionare, deren Leben, Charakter und Werk ich gesehen habe, haben solch eine Wandelung und solch einen Enthusiasmus in mir bewirkt, daß ich jetzt nicht anders kann, als, wo immer ich hingehe, für die Mission zu sprechen und diejenigen für sie zu gewinnen, welche gegen sie noch so indifferent sind, wie ich selbst früher gewesen bin, ehe ich heidnische Länder kennen lernte“ (Miss. Her. 1893, 433). Eine besonders ergreifende Rede hat sie am 1. Nov. 1893 gelegentlich der Jahresversammlung des großen Sammelvereins (Gleaners Union) für die Church Miss. Soc. in Exeter Hall gehalten. Wir geben aus dieser Rede, die jetzt als Flugschrift in Tausenden von Exempl. verbreitet wird, nur einige Auszüge. „Ich habe Polynesien, Japan, Südasien, die Malaiische Halbinsel, Ceylon, Nordindien, Kaschmir, Westtibet, Persien, Arabien und Kleinasien besucht. In jedem dieser Länder habe ich die europ. Niederlassungen möglichst vermieden und unter den Eingebornen, in ihren Häusern,

Zelten u. s. w. gelebt und mir ihr Vertrauen zu erwerben gesucht. Wo immer ich gewesen, habe ich Sünde, Elend und Schande gesehen. Ich kann nicht erzählen von Feldern, die weiß sind zur Ernte, auch habe ich nicht Freudengesänge der Schnitter gehört, welche Garben einbringen. Aber ich habe das Werk gesehen, das gethan wird, den Samen, der mit Thränen gesät wird durch die entsendeten Arbeiter, ein ehrenwertes Werk, das in mir mehr und mehr das Verlangen entzündet hat, an ihm mitzuwirken auf Grund meiner persönlichen Kenntnis, die ich auf dem Missionsfelde selbst gewonnen, und zwar nicht unter den niedersten Rassen oder den Fetischanbetern. Der Grund, warum ich so wenig von dem Missionserfolg gesehen, ist vielleicht der, daß ich in Ländern gereist bin, in welchen die großen, durchdachten Religionssysteme des Hinduismus, Buddhismus und Mohammedanismus herrschen.

„Daheim ist natürlich eine Neigung, auf das zu sehen, was die Mission gethan hat. Ich für mein Teil bin aber geneigt auf das Werk zu schauen, was noch ungethan ist, weil es so sehr groß und so schreiend ist. Der Enthusiasmus von Exeter Hall hat etwas Schönes und Ansteckendes; wir singen hoffnungsvolle Triumphhymnen, wir hören, was der Herr bereits gethan hat . . . und manche denken vielleicht, daß nur noch wenig zu thun bleibt und die Reiche dieser Welt sind unsres Gottes und seines Christus geworden. Aber das ist eine Täuschung. Wir haben allerdings Grund, Gott zu danken für das, was er uns gewürdigt hat, haben ausrichten zu dürfen, aber noch mehr haben wir Grund, unser Haupt in Scham zu beugen, daß wir noch so wenig gethan haben; und ich will heut abend . . . eure Angesichter auf die Wildnis, die große heulende Wildnis richten, in der noch 1000 Millionen unsrer Rasse in Finsternis und Todesschatten, ohne Hoffnung, und ohne Gott dahinleben."

„Das Werk ist erst in den Anfängen; wir haben kaum seinen Saum berührt. Die natürliche Vermehrung der heidnischen Bevölkerung übersteigt augenblicklich den Missionserfolg. Und wenn es richtig ist und ich glaube es ist richtig, daß ca. 4 Millionen Heiden im Laufe dieses Jahrhunderts getauft worden sind, so ist es ebenso richtig, daß in derselben Zeit die heidnische Bevölkerung sich um etwa 200 Millionen vermehrt hat. Man sagt, es gebe 800 Millionen Menschen auf der Erde, denen der Name Jesus noch unbekannt ist und 1050 Millionen seien noch unchristianisiert. Von diesen sinken jährlich 35 Millionen in trostlose und Christuslose Gräber! In China allein sollen in jeder Stunde 1400 Menschen sterben, also an einem Tage 33000, die wir nicht erreichen. Neunzehn Jahrhunderte sind vergangen und der dritte Teil der Bevölkerung der Erde ist noch nicht einmal dem Namen nach christlich."

Die Rednerin fährt dann fort, an Zahlen den Nachweis zu führen, wie unverhältnismäßig gering im Vergleich zu den für die Heimat aufgewendeten Arbeitern und Mitteln die Arbeiter und Mittel sind, die auf die große nichtchristliche Welt kommen und giebt dann eine ergreifende Schilderung von dem wirklichen Elend, das in dieser nichtchristlichen Welt herrscht und von dem man daheim nur eine sehr abgeblaßte Ahnung hat.

„Mir scheint, es hat bei uns eine farb- und charakterlose Ansicht vom Heidentum sich festzusetzen angefangen, eine Ansicht namentlich vom asiatischen Heidentum, vom Buddhismus, vom Hinduismus und vom Islam, eine Ansicht, die der schauerlichen Wirklichkeit auch ent-

fernt nicht gerecht wird. Auf meinen Reisen in Asien aber habe ich oft denken müssen: man sollte in Europa doch mehr von diesen Dingen wissen; sonst stellt man sich das Heidentum viel zu unschuldig vor. Wo man hinblickt: Sünde und Schande, ja Vergötterung und Anbetung von Dingen, die schändlich auch nur zu sagen sind! Und bei den Mohammedanern ists nicht besser. Wo der Islam herrscht, da herrscht auch tiefe sittliche Entartung, ganz besonders in Persien. Man macht sich keinen Begriff von der raffinierten Sinnlichkeit und der moralischen Fäulnis in diesen Ländern. Auch der Buddhismus und die Buddhisten sind nicht anders. Bei all diesen Völkern findet man kaum eine Macht, kaum eine Bestrebung, die auf Sittenreinheit und Gerechtigkeit abzielt. Da giebt es keine öffentliche Meinung, die das Laster geißelt wie bei uns, kein Kampf gegen Mißbräuche und Gemeinheit; nichts als hie und da ein einzelnes Gewissen, das sich des Bösen schämt und nach Gott fragt; alles eine Masse des Verderbens, ein tiefer Sumpf, aus dem keiner sich selbst herausarbeiten kann; und über dem allen der Fürst der Finsternis, der Mörder von Anfang, der seine Freude hat an den Ketten der Lüge und des Lasters, mit denen er zwei Drittel der ganzen Menschheit gefangen hält!

„Von dem furchtbaren Fluch des Heidentums wird insbesondere auch das weibliche Geschlecht betroffen. Davon kann ich Zeugnis ablegen. Ich habe in indischen Senanas und in mohammedanischen Harems gelebt und bin Augenzeugin gewesen von dem täglichen Thun und Nichtsthun der armen Gefangenen, die in diesen Kerkern ihr elendes Dasein fristen. O wie abgestumpft, wie verkrüppelt sind all ihre geistigen Fähigkeiten! So eine Frau von zwanzig oder dreißig Jahren ist meist noch so unverständig, so unentwickelt in geistiger Beziehung wie ein achtjähriges Kind, während die Leidenschaften, und gerade die schlimmsten, in ganz erschrecklicher Weise entwickelt sind, namentlich Eifersucht, Neid, Haß, Hinterlist, Unversöhnlichkeit und all die argen Dinge, die aus dem natürlichen, unerneuerten Herzen hervorgehen und auf diesem Boden wie Unkraut wuchern. In manchen Ländern ist das so arg, daß ich kaum je in ein Frauengemach gekommen bin oder in der Nähe eines Frauenzeltes gewohnt habe, ohne daß die eine oder andere mich gebeten hätte, ich möchte ihr doch irgend ein Gift geben — wozu? um das Gesicht einer Nebenbuhlerin, meist der Lieblingsfrau des betreffenden Mannes, zu entstellen, oder gar um sie selbst, und wenn nicht sie selbst, so doch ihren erstgebornen Sohn aus der Welt zu schaffen! Beinahe zweihundertmal bin ich um einen Dienst dieser Art gebeten worden! Was alles solchen Bitten zu Grunde liegt, welch ein Abgrund von Bitterkeit und Bosheit sich da vor einem aufthut — daran auch nur zu denken erfüllt unsereinen mit Schauer. Wie wenig können wir uns in solch ein Leben, in solch einen Tod hineindenken. Das alles aber ist nur die natürliche Frucht jener heidnischen Religionen, die wir längst sollten aus dem Felde geschlagen haben.

„Wo aber das weibliche Geschlecht so tief gesunken ist, da kann es um die Männerwelt nicht besser stehen. Und in der That, die ganze asiatische Männerwelt ist bis in die Wurzel hinein vergiftet. Welcher Grausamkeit, Roheit, Gewaltthat, Unterdrückung, Aussaugung, namentlich in mohammedanischen Ländern, die Männer fähig sind, davon machen wir uns keine Vorstellung. Die Herrscher und die Beamten sind oft die schlimmsten. Da giebt es keine Heiligkeit des Familienlebens, keine Keuschheit, keine Gerechtigkeit oder

auch nur Billigkeit, keine Mäßigung oder Selbstbeherrschung, keine Furcht vor dem zukünftigen Gericht. Und doch, wie ein quälender Alpdruck liegt auf diesen armen Leuten das Gefühl, daß irgend woher, sie wissen selbst nicht woher, einmal ein Tag der Rache anbrechen wird. Die Buddhisten malen sich alle möglichen Höllenstrafen aus und stellen dieselben auf scheußlichen Bildern dar, die Hindus glauben an die Seelenwanderung und wissen nie, ob sie nicht nach diesem Leben als Affen, Schlangen, Kröten oder wer weiß was noch einmal und so immer wieder auf die Welt kommen müssen. Eine Kraft gegen das Böse aber geht von diesen Vorstellungen nicht aus; nur das geistige Elend wird dadurch noch vermehrt.

„Und nun denke man sich in Krankheitszeiten hinein! Wo man von Sünde sprechen muß, da muß man auch von Krankheit sprechen. Sünde und Sorge, Laster und Leiden sind nun einmal unzertrennlich. Und ich auch muß es sagen: nicht bloß die Sünden der Heidenwelt haben mich ergriffen, auch die Sorgen und Leiden, der Jammer und die Not dieser armen Menschen hat mich mit Mitleid erfüllt. Wahrlich, man kann kein Christ, ja man kann kein fühlender Mensch sein, wenn man angesichts dieser Zustände sich nicht aufrafft, etwas zu ihrer Besserung beizutragen. Ist bei uns jemand krank, so merkt mans im ganzen Haus an den leiseren Tritten, am gedämpften Ton der Stimmen, an der Sorge und Bekümmernis auf den Gesichtern. Das Krankenzimmer ist ein Heiligtum, alles ist bemüht, dem Leidenden wohlzuthun. Ärger und Aufregung wird fern von ihm gehalten, Liebesbeweise nicht nur von den Hausgenossen, sondern auch von den Nachbarn und zuweilen von ganz Fremden werden auf ihn gehäuft; der Doktor geht ein und aus, vielleicht ist auch eine Diakonissin zur Hand, der Apotheker und noch allerlei andere Leute müssen mithelfen. Und selbst für die Ärmsten, die das alles nicht im eigenen Haus oder Zimmer haben können, ist gesorgt durch Spitäler, in denen ärztliche Behandlung und regelrechte Pflege den Kranken fast umsonst zu teil wird. Das alles ist das Äußerliche. Nun nehme man aber noch das Geistliche hinzu, den Besuch des Seelsorgers, das Vorlesen von Gottes Wort, das Singen und Beten und all die andern Engelsdienste, durch welche so ein Krankenzimmer nicht selten in einen Vorhof des Himmels verwandelt wird und auch der Gottlose und Unbußfertige noch die Schächergnade finden kann. Man nehme ferner dazu das triumphierende Ende so vieler Gläubigen, ihre getrosten Abschiedsworte, ihr furchtloses Gehen in den Tod, ihren Sieg über Grab und Hölle — und stelle daneben ein heidnisches Kranken- und Sterbebett dann wird man etwas inne werden von dem überschwenglichen Reichtum auf ›unsrer und von der unsäglichen Armut auf jener Seite. Im ganzen Morgenland, wohl in allen heidnischen Ländern, glaubt kein Mensch an eine natürliche Krankheitsursache. Jeder Schnupfen, jedes Fieber, jede Geschwulst muß herrühren von einem bösen Geist, der infolge irgend einer Verschuldung von seiten des Betroffenen oder infolge von Bezauberung durch seine Feinde Macht über ihn bekommen hat. Der Kranke ist daher ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht, ja mitunter des Abscheus: er wird aus dem Hause hinausgethan, in irgend eine Nebenhütte oder auch ins Freie gelegt, wird nur selten besucht, nur spärlich mit Speise und Trank versehen, mit nichts erquickt oder getröstet. Oder es kommen Beschwörer, Zauberer, Teufelsaustreiber, Priester, die schlagen ihre Trommeln, blasen ihre Hörner, murmeln ihre Sprüche und Gebete, zünden

ein riesiges Feuer an, tanzen um dasselbe herum, ja greifen mitunter zu Stöcken und schlagen damit auf den Kranken los — alles, damit der böse Geist aus ihm ausfahre! Ja, es kommt vor, daß er an ein loderndes Feuer gelegt wird, bis die Haut mit Blasen bedeckt ist, um dann ins kalte Wasser geworfen zu werden! Oder werden ihm allerlei Mischungen von scharfem Gewürz und Lehm in die Nase gestopft, oder Nadeln — bald glühende, bald kalte — ins Fleisch gestoßen, nicht um ihm, sondern um dem vermeintlichen Dämon, der ihn besessen hat, wehe zu thun. Und das alles geschieht doch noch, um dem Kranken zu helfen, also aus Mitleid. Aber es kommt auch vor, daß man ihn, wenn nichts helfen will, auf einen Berggipfel trägt, etwas Wasser und Mehl oder Brei neben ihn setzt und ihn dann sich selbst d. h. dem Tod überläßt. Würde die Zeit es erlauben, ich könnte Dinge erzählen und Zustände beschreiben, die niemand anhören kann, ohne daß der Wunsch oder Gedanke in ihm aufsteigt: Ach, wäre ich doch ein Missionsarzt! ach, könnte ich doch zur Heilung auch nur einer dieser tausend Wunden der Menschheit etwas beitragen! Und nun vollends die Hilflosigkeit der Frauen und Mütter in ihren schwersten Stunden! Ja, die namenlosen Roheiten und Grausamkeiten, denen sie gerade dann ausgesetzt sind, wenn sie am meisten der Pflege und Schonung bedürftig sind — und das alles oft nur aus Unwissenheit, Aberglaube oder Gleichgiltigkeit! O daß wir doch in unseren eigenen Krankheitszeiten daran denken möchten, wie viel besser wir es haben, als all die Millionen, die ohne Gott und ohne Liebe krank sein müssen! O daß wir doch einen redlichen Entschluß fassen möchten, um jeden Preis auch unserenteils dahin mitzuwirken, daß in all diese Hütten und Häuser des Elends, an all diese heidnischen Kranken- und Sterbelager der Trost des Evangeliums und die Hoffnung des ewigen Lebens möchte gebracht werden!

„Und nun, was können wir thun? Man hat schon gesagt, die Missionspflicht jedes einzelnen Christen lasse sich zusammenfassen in die drei Worte: 1. Gehe! 2. Laß andere gehen! 3. Hilf ihnen gehen! Ja, wahrlich, wer irgend kann, wer noch keinen anderen Beruf hat, wer frei ist, wem Gott die nötigen Gaben und Kräfte gegeben hat, der soll gehen. Der Arbeiter sind noch immer wenige, sehr wenige. Hier in dieser großen Versammlung sind gewiß viele, die noch keinen Lebensberuf haben, die sozusagen noch am Markte stehen, wenn auch nicht gerade müßig. Nun, euch rufe ich zu: gehet! Meine jungen Freunde und Freundinnen, hier ist die schönste Gelegenheit, etwas wahrhaft Gutes zu wirken zur Ehre Gottes und zum Heil unsrer Mitmenschen! Ich glaube nicht, daß es irgend einen Beruf giebt, in dem man glücklicher wird als im Missionsberuf. Manche müssen ja wohl allerlei Aussichten auf Gewinn oder Ehre daran geben, wenn sie die Heimat verlassen und in die Mission gehen wollen; kommt aber einmal die Zeit, wo der müde Streiter seine Rüstung ablegen darf und die für uns am Kreuz durchgrabenen Hände ihn krönen mit der Krone des ewigen Lebens, wahrlich, dann wird es ihn nicht gereuen, auch das größte und schwerste Opfer gebracht zu haben.

„Das zweite ist, daß wir andere gehen lassen, d. h. daß wir anderen das Gehen erleichtern, indem wir uns freuen über ihr Gehen und auf ihrem Weg sie unterstützen. . . .

„Und nun noch ein Wort über das dritte: Hilf andern gehen! Das ist ein Punkt, der mir viel zu schaffen gemacht hat, seit ich wieder in

der Heimat bin. Wir bitten Gott um Arbeiter in die Ernte und wir bitten ihn um die nötigen Mittel zu ihrer Aussendung und zu ihrem Unterhalt. Aber liegen diese Mittel nicht vielleicht in unseren eigenen Händen, in unseren eigenen Taschen und Geldbeuteln? Sollten wir nicht lieber beten, daß Gott uns heilen wolle von unserer Selbstsucht, von unserem Geiz, von unserer Opferscheu? Wir singen so leichten Herzens:

„Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn,
Leib, Seel und Mut, nimm alles hin
Und laß dirs wohlgefallen!"

Und in einem anderen Liede heißt es: „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten;" und doch fahren wir ruhig fort, uns mit allerlei Eitelkeiten zu umgeben, allerlei Dinge anzuschaffen, die nicht der Ehre Gottes, sondern der Augenlust und dem hoffärtigen Leben dienen! Der Luxus nimmt immer mehr überhand bei uns. Von Jahr zu Jahr geben wir mehr aus für Kleidung und Schmuck, für allerlei Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Als ich nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in die Heimat zurückkehrte, habe ich das deutlich merken können. Und so ists nicht bloß bei Weltleuten, sondern auch bei den Frommen. Das ist aber nicht recht. Statt darauf zu denken, wie wir immer neue Dinge anschaffen können, sollten wir zusehen, ob wir nicht dies und das besitzen, was wir entbehren und hergeben könnten. Das wäre noch immer kein Witwenscherflein, kein wirkliches Opfer, wenn wir z. B. alte Wertgegenstände, die wir ererbt oder geschenkt bekommen haben und die wir gar nicht nötig haben, wenn wir die zum Besten der Mission verkaufen wollten: Schmucksachen, Bilder, Raritäten u. dgl. Jedenfalls sollte jeder Christ die ganze Frage vom Haben und Geben, von Ausgabe und Einnahme nicht nur so nach Willkür oder Weltgewohnheit, sondern im Aufblick zu Gott nach bestem Wissen und Gewissen für sich regeln. Je mehr wir wissen von der Not der Heiden, desto mehr muß es uns auch zur Gewissenssache werden, diejenigen zu unterstützen, die ihnen zu Hilfe eilen."

Und dann schloß sie:

„Seitdem ich zu sprechen begann — und das ist eine sehr schmerzliche Betrachtung — sind nach der geringsten Schätzung 2500 menschliche Wesen vor Gottes Gericht getreten. Und obgleich der Schleier des Unsichtbaren dick und unser Ohr harthörig ist — vernimmt nicht jeder unter uns die Stimme: was hast du gethan? die Stimme des Bluts deines Bruders schreiet zu mir von der Erde? Die Felder sind weiß zur Ernte, aber wer ist der Schnitter? Ist es der Herr der Ernte oder der, der von der Welt Anfang an Unkraut gesäet hat? Laßt jeden unter uns sein Äußerstes thun, durch Steigerung jeder Art von Selbstopfer dahin zu wirken, daß der Herr der Ernte es wird. Wir kennen die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, der, obgleich er reich war, arm ward um unsertwillen und wir hören jetzt seine Stimme, die durch die Jahrhunderte der Selbstsucht, des Luxus und der versäumten Pflicht hindurch geht, uns bezeugend, daß das Maß unsrer Liebe für unsre Brüder nicht geringer sein darf als das Maß seiner Liebe für uns" (Int. 1893, 928—933. Miss. Her. 1894, 63. Monatsblätter 1894, Nr. 2).

Wie es in Japan zu einer christlichen Fürsorge für die Gefangenen gekommen ist.

Im Jahre 1883 wurde einer der ersten japanischen Christen, Tannakira Hara, der schon 1874 die Taufe empfangen, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nicht seines Glaubens wegen, sondern wegen eines politischen Vergehens. Um der Verbreitung des Christentums zu dienen, hatte er einen Buchladen eröffnet, den ersten in Japan, der christliche Literatur vertrieb. Daneben handelte er aber auch mit politischen Schriften; ja er hatte selbst eine solche Schrift verfaßt, in welcher er sich zum Verteidiger einiger Führer der liberalen Partei aufwarf, die um ihrer Opposition gegen die Regierung willen gefangen gesetzt worden waren, und energisch für die Rede- und Preßfreiheit eintrat. Wegen dieser Schrift wurde er selbst zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt.

Als er das Gefängnis betrat, das er mit 100 gemeinen Verbrechern teilen mußte, die aber zur Zeit auswärts auf Arbeit waren, fixierte ihn der einzige anwesende Gefangene, der eine Art Aufseher zu sein schien und richtete endlich die Frage an ihn: „Kennen Sie mich? Ich kenne Sie, weiß aber Ihren Namen nicht?" Hara konnte sich nicht besinnen, den Mann je gesehen zu haben, teilte ihm aber mit, daß er der Buchhändler aus der Ginzastraße sei. Da rief der Gefangene: „Ah, Sie sind der Jesuslehrer. Ja, Sie sind es. Wie kommen Sie hierher? Aber was für Sie ein Unglück, ist für mich ein Glück. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Ich habe Sie je und je in meinen Träumen gesehen. Niemals dachte ich, Ihnen hier zu begegnen, aber nun ist mein Herz voll Freude, daß mein sehnlichster Wunsch erfüllt ist."

Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Ich habe einen Diebstahl begangen und mein Gewissen beunruhigt mich sehr. Als ich eines Abends durch die Ginzastraße ging, traf ich einen Haufen Menschen, zu dem Sie sprachen. Ich blieb stehen und hörte. Sie waren der Prediger; ich kann das nie vergessen. Sie sagten: was ist bittrer für das menschliche Herz als das böse Bewußtsein, Sünde und Verbrechen begangen zu haben? Gewissensbisse sind schmerzlicher als körperliche Pein. Nur Jesus, der Fürst des Friedens, kann ein reuiges Herz trösten. Mein Herz war damals in großer Unruhe und nichts konnte mir Frieden und Trost geben. Als ich von Ihnen hörte, daß es in Jesus eine Erlösung gebe, die den Sündenschmerz wegnimmt, verlangte mich darnach, mehr davon zu vernehmen. Aber ich wurde ergriffen und wegen meiner Verbrechen ins Gefängnis gesetzt. Leiden ist schmerzlich, doch gab mir die Strafe, die ich litt, einen gewissen Trost, weil ich durch sie erstattete was ich verdient, aber mein geistiges Leiden wurde ich nicht los. Keine That, kein Nachdenken, keine Reue konnte mich davon befreien. Endlich kaufte ich eine Bibel, ich las sie, aber ich verstehe nicht, was sie mit der Erlösung meint, und habe Gott täglich gebeten um seine Leitung, und nun habe ich Gelegenheit alles zu hören, obgleich mir diese Gelegenheit Ihr Unglück giebt."

Der Mann weinte, als er das sagte und Hara wurde sehr getröstet über seine Gefangenschaft. Die Sträflinge nannten ihn bald den Jesuslehrer. Die Beamten erteilten ihm die Erlaubnis, jeden Abend eine Art Bibelstunde zu halten und manchem der Gefangenen that Gott das Herz auf. Hara erkannte bald, daß diese Männer nicht so schlecht waren, als er früher geglaubt und daß bei vielen die elende äußere Lage, in der sie sich befanden, die Hauptschuld ihres Falles trage. Noch im Gefängnis wurde er immer lebendiger von dem Gedanken bewegt: was kann für diese Armen gethan werden, die man so schlecht behandelt und als unverbesserlich verschreit? Was wird aus ihnen nach ihrer Entlassung? Für ihn selbst war der Aufenthalt im Gefängnis ein unaussprechliches Leiden, zumal er auch noch den Typhus bekam. Aber er erkannte in dieser Führung die Hand des Herrn, der ihn zu einer Arbeit an den Gebundenen berief. „Seine Stimme — schreibt er — klang fortwährend in meinen Ohren und ich war des Friedens von ihm voll. Ich war fröhlich in meinem Leiden und verbrachte meine Gefangenschaft mit Dank gegen Gott."

Nach seiner Befreiung sprach Hara mit seinen Freunden und veröffentlichte eine Schrift über die Lage und Behandlung der Gefangenen, die die öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Der Chef des japanischen Gefängniswesens, Herr Ishii, war den Reformgedanken zugänglich, u. betraute Hara mit einer Inspizierung der Gefängnisse.

Unter den Gefängnisbeamten wußte er keinen, der den Geist der Selbstopferung besaß, welcher die Grundbedingung für einen auf die Sträflinge auszuübenden bessernden Einfluß bildet, und Hara beschäftigte sich ernstlich mit der Frage, ob Gott ihn nicht selbst in diesen Dienst berufe. Er kämpfte lange mit sich, betete viel und gewann endlich die Überzeugung: der Herr will es. Er besprach sich dann auch nicht mehr mit Fleisch und Blut und wurde von Herrn Ishii sofort als moralischer Instruktor an dem Untersuchungsgefängnis in Kobe angestellt, dessen Direktor zu seiner Überraschung ein Christ war.

Hier war Hara drei Jahre im Segen thätig, da wurde ihm ein neues großes Arbeitsfeld an einem weit entfernten Orte angewiesen.

Durch die große nördliche Insel Jezo, jetzt die Hokkaido genannt, zieht sich eine ausgedehnte Wildnis, welche seit Ende der siebziger Jahre als eine Verbrecherkolonie benutzt worden ist. 7000 Sträflinge, von denen keiner unter zwölf Jahren Gefängnis zu verbüßen hat, sind an vier Hauptcentren hier vornehmlich mit Urbarmachung des Landes und mit Bergbau beschäftigt. Seit Ende der 80er Jahre steht diese Strafkolonie unter der einheitlichen Leitung eines Herrn Oinue, eines Mannes, der mit der Energie eines Zuchtmeisters herzliches Mitleid mit den Gefangenen verbindet und von ihnen noch mehr geliebt als gefürchtet wird. Dieser treffliche Mann hat die Kolonie nicht nur wirtschaftlich bedeutend gehoben, nicht nur für gesunde, reinliche Wohnungen der Gefangenen und eine menschliche Behandlung derselben gesorgt, sondern sich auch bemüht, an ihrer moralischen Besserung zu arbeiten. Die Sorge für dieselbe wurde zunächst in die Hände der Buddhisten gelegt, aber Herr Oinue gelangte bald zu der Überzeugung, daß ein wirklich bessernder Einfluß nur durch eine auf christlichen Principien beruhende Unterweisung bewirkt werden könne. Nun geschah es, daß Hara von Kobe aus einen Besuch in der Hokkaido machte und er war nicht wenig überrascht, als Herr Oinue ihm von dieser Überzeugung Mitteilung machte. Sofort war sein Entschluß gefaßt, hier zu bleiben, ein Entschluß, dessen der Chef sich sehr freute. Nun wurde nicht bloß Hara als christlicher Unterweiser angestellt, sondern auch noch ein hervorragender japanischer Pastor, Tomeoka, ein früherer Student der Doschischa, der sich viel mit den socialen Problemen beschäftigt hatte, als Gefängnisgeistlicher berufen. Das geschah im April 1891. Auf Grund sorgfältiger Studien der abendländischen Gefängnisreformliteratur organisierten nun beide Männer ihre von weiteren Gehilfen unterstützte Thätigkeit folgendermaßen:

1. Ein moralischer Vortrag an jedem Sonntag für alle Gefangene mit obligatorischem Besuch. Diese Vorträge dürfen nicht specifisch christlich sein.
2. Eine christliche Predigt am Sonntag mit Zugrundelegung der Bibel. Besuch jedem freigestellt.
3. Tägliche moralische oder religiöse Unterweisung in den einzelnen Zellen von sechs oder acht Gefangenen in der Form von Frage und Antwort.
4. Privatseelsorge und
5. Schulunterricht für die Gefangenen unter 20 Jahren.

Der Erfolg ist überraschend. Hunderte von Sträflingen wohnen freiwillig dem christlichen Unterricht bei, lernen und lesen die Bibel, beten und geben durch ihr verändertes Leben Beweise von einer inneren Beeinflussung. Während früher die Zahl der Flüchtlinge eine bedeutende war, hat sie sich in den letzten Jahren stetig vermindert und in der ersten Hälfte von 1893 ist nur ein Fluchtversuch vorgekommen. Ein äußerer Übertritt zum Christentum und die Bildung einer christlichen Gemeinde ist den Gefangenen allerdings nicht gestattet. Es hat sich aber bereits unter den japanischen Christen eine Gesellschaft zur Fürsorge für entlassene Sträflinge gebildet, welche eine große Landstrecke in der Hokkaido angekauft hat, auf welcher diejenigen, die Christen werden wollen, als freie Kolonisten sollen angesiedelt werden. In der nächsten Zeit steht die Entlassung von 1900 bevor, von denen zweifellos ein erheblicher Bruchteil diese Gelegenheit zu rechtschaffenem Broterwerb und christlichem Gemeinschaftsleben mit Freuden ergreifen wird.

Das Werk ist noch in seinen Anfängen, man erhofft aber von ihm nicht nur eine Reform des gesamten japanischen Gefängniswesens, sondern auch eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu gunsten des Christentums als einer praktischen Macht zur Neugestaltung der socialen Verhältnisse (Miss. Her. 1894, 12. 57).

Warneck.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1894.

Heimgang des Missionar Arff in Neuguinea.[1])

Bruder Arff wurde, als er auf Neuguinea angelangt war, auf der Station Bogadjim stationiert. Die Verhältnisse sind dort insofern schwieriger wie auf den anderen Missionsstationen, als dort häufig Reibungen stattfanden zwischen den eigentlichen Eingeborenen und den eingeführten farbigen Arbeitern, die auf den in der Nähe gelegenen Plantagen der Neuguinea-Kompagnie arbeiten. Da galt es manchmal, die Rechte der Eingeborenen zu wahren. Arff genoß denn auch in hohem Maße das Vertrauen der letzteren, und auch die Neuguinea-Kompagnie hat in dem Schreiben, in dem die erste Mitteilung seines Todes an das Missionshaus gemacht wurde, seine Verdienste anerkannt.

Mit der Anlage der Gesundheitsstation Buramana beauftragt, hat er wahrscheinlich seinen schon geschwächten Kräften zuviel zugemutet und ist dann nach nur wenigen Tagen Krankseins am 4. Juli d. J. an einem Gallenfieber heimgegangen. Über seine letzten Lebenstage hat Schwester Arff, die am 3. Juni in Bogadjim wieder angekommen war, in einem Briefe von dort unter dem 3. August u. a. folgendes geschrieben:

„Kaum waren wir (am 22. Juni) einige Stunden auf Buramana, da bekam mein Mann ein kleines Fieber, welches sich am dritten Tage wiederholte; dazu kamen manche heftige Aufregungen. Das alles war zu viel für einen schon ohnehin von dem vielen Fieber geschwächten Körper, und was ich schon in Bogadjim gefürchtet, das zeigte sich jetzt bald klar genug, mein lieber Mann war sehr nervös geworden. Schon zwei Monate früher hatte ihm Dr. Frobenius eine Erholungsreise vorgeschlagen, die er aber aus verschiedenen Gründen nicht machen konnte. Am 30. Juni früh klagte mein lieber Mann über heftige Kopfschmerzen und nachmittags stellte sich wieder Fieber ein, jedoch ohne hohe Temperatur oder sonstige gefährliche Anzeichen, aber trotzdem griff es den lieben Kranken sehr an und er fühlte sich sehr schwach. Dazu bekam ich plötzlich einen Anfall von Dysenterie oder was es sonst gewesen sein mag, und zwar sehr heftig. Gegen Abend konnte ich mich nicht mehr aufrecht halten und mein lieber Mann sagte tröstend: „Ich stehe jetzt auf, dann pflege ich dich.“ Aber mit großer Besorgnis sah ich, wie sich mein Mann kaum aufrecht halten konnte, er mußte sich sehr bald wieder legen, und so lagen wir denn beide da sehr elend. Inzwischen war die Nacht angebrochen und wir schliefen beide etwas ein, da bekommt mein Mann plötzlich einen sehr heftigen Schüttelfrost.

[1]) Rhein. Miss.-Berichte 1893, 332. Siehe Missionsrundschau S. 231.

Ich springe auf, Gott Lob und Dank für seine Hilfe, ich war wieder ganz hergestellt, ich fühlte nur noch eine große Leere im Leibe, aber Schmerzen und sonstige Übel waren alle verschwunden. O wie dankbar war ich für diese wirklich wunderbare Hilfe, konnte ich nun doch dem geliebten Kranken beistehen. Zu dem Schüttelfrost gesellte sich heftiges Galle-Erbrechen. Die ganze Nacht war sehr unruhig und am nächsten Tage wiederholten sich die gefährlichen Symptome. Aber noch dachte ich nicht ernstlich an Gefahr, denn mit Baden und kalten Aufschlägen bekam ich die Temperatur ziemlich weit herunter, sodaß ich den Patienten am Morgen des 2. Juli eine Dosis Chinin geben konnte, die aber leider nicht die gewünschte Wirkung hatte. Schüttelfrost und Galle-Erbrechen wiederholten sich sehr oft, dabei litt mein armer Mann sehr an heftigen Rücken-, Milz- und Seitenschmerzen. Jeden Augenblick mußte er in eine andere Lage gebracht werden, bald liegend, bald sitzend, bald von Wasila (die einzige Hilfe, die ich bei mir hatte) und mir gestützt in der Hütte einige Schritte auf- und abgehend. Denn in den zwei Tagen war mein teurer Mann schon so schwach geworden, daß wir ihn zu zweien stützen mußten. Am Sonntag Morgen, den 2. Juli, schickte ich Dembo, den Botenjungen, nach Bogadjim, um einige nötige Sachen für meinen Kranken zu holen, aber schon wenige Stunden später war es mir sehr leid, Bruder Hoffmann nicht um sein Kommen gebeten zu haben. Ich wußte, daß mir der liebe Bruder gerne beistehen würde, aber ich wollte ihn nicht rufen, wenn's nicht ganz nötig war, da Bruder Hoffmann die Station Bogadjim dann einem schwarzen Jungen anvertrauen mußte. Am Nachmittag des 2. Juli ging es so leidlich, da die kalten Aufschläge, die ich fortwährend auf Brust und Kopf brachte, die Fieberhitze linderten. Wie war ich so froh und dankbar, daß ich diese einzige Erleichterung meinem geliebten Manne verschaffen konnte.

In gesunden Tagen wären wir gar so herzlich zufrieden gewesen mit unserer notdürftigen Einrichtung. In einer Ecke der Hütte hatten wir ein Bett aufgeschlagen, daneben hing eine Hängematte, in der zweiten Ecke war die Wasch- und Badeeinrichtung, in der dritten Ecke schlief der schwarze Junge, und in der vierten Ecke waren die Küchengerätschaften; gekocht habe ich vor der Hütte auf dem Boden. Ein kleiner Koffer war unser Tisch und andere kleine Kästchen benutzten wir als Stühle. Wie gesagt, in gesunden Tagen war das alles gut und schön, aber in diesen schweren Krankheitstagen war es mir doch sehr hart, meinem teuren Manne so wenig Bequemlichkeiten angedeihen lassen zu können. Auch an Erquickung für den kranken Magen fehlte es mir gänzlich. Ein Gallenfieber-Kranker kann absolut nichts essen, aber er muß sehr viel trinken, und die Getränke müssen reichlich Abwechselung bieten, denn alles schmeckt gleich fade. Verschiedene Limonaden sind da am angenehmsten. Aber für meinen lieben Kranken hatte ich nur Wasser und einige Gläser Limonade, die schon am zweiten Tage zu Ende waren. Wie war es mir da immer wieder eine Freude, meinen Mann mit Bädern und kalten Aufschlägen erquicken zu können. Nach den Bädern verlangte er immer wieder, denn dann bekam er jedesmal Ruhe, weil das Fieber sank und er in angenehmen Schweiß kam. Am Montag Nachmittag, den 3. Juli, schien etwas Besserung ein-

zutreten, aber dennoch schickte ich Dembo, der eben mit den Sachen den Berg heraufkam, gleich wieder zurück, wozu der gute Junge gern bereit war. Er sollte Bruder Hoffmann holen. Die Eingeborenen, namentlich die Männer, hatten all die Zeit fast von früh bis spät draußen vor der Hütte gesessen, um zu erfahren, wie es mit ihrem Freunde ginge. Sie waren stets bereit, das Wasser, das ich zum Baden des lieben Kranken brauchte, herbeizuholen, obwohl es sehr mühsam zu haben war, und selbst Frauen kamen und brachten Wasser in Bambusröhren. Alle waren so teilnehmend und freuten sich, wenn's besser ging, und trauerten mit mir, wenn das Stöhnen des Leidenden zu ihnen drang. Am Montag Abend hoffte ich auf eine bessere Nacht; aber bald merkte ich an dem Atmen des Kranken, daß das Fieber wieder stieg. Er bat um kalte Aufschläge und die Temperatur sank auch wieder danach. Aber das Atmen wurde immer schneller, der Puls flog, und ein merkwürdiges Hüsteln machte mich sehr unruhig. Auf meine Frage, was das sei, antwortete er mit fester Stimme: „Beruhige dich nur, es ist nichts Besonderes." Dazwischen lag er ziemlich ruhig da, sodaß ich oft meinte, er schliefe, und ich hatte mich auch ganz vorne aufs Bett gelegt mit den Kleidern, nur um den lieben Kranken zu beruhigen, der immerfort um mich besorgt war. Da — plötzlich ein furchtbarer Krach und ein Durcheinanderstürzen aller möglichen Sachen und — stockfinstere Nacht. Was mag das sein? Ich rief: Wasila! aber der arme Junge war sehr erschrocken, sodaß er sich erst rührte, als ich schnell wieder Licht gemacht. Und was war geschehen? Die Hütte welche auf Pfählen stand, hatte sich auf eine Seite gesenkt; dadurch waren einige Fußbodenbretter in die Höhe geschnellt, und durch diese Bewegung waren Flaschen, Küchengeschirr u. s. w. durcheinander gefallen, die auf einer Bank standen, und auch die Kerze war mit fortgerissen. Am nächsten Morgen sah ich, wie das ganze Haus schief stand und wir um ein Kleines samt dem Hause eingestürzt wären. Das war zuviel für meinen todkranken Mann. Auf meine Frage, ob er sich sehr erregt habe, sagte er: „etwas;" aber nach einer halben Stunde sah ich, wie sich plötzlich das liebe Gesicht verändert hatte, und erst jetzt kam mir der Gedanke, daß mein geliebter Mann wohl von mir ginge. Aber ich konnte es doch nicht fassen. Wieder und wieder hoffte ich, daß es vielleicht die Krisis sei. Doch nein, es war im Ratschluß Gottes anders beschlossen. Nachdem der teure Kranke stundenlang bewußtlos gelegen, kehrte die Besinnung noch einmal zurück, und da haben wir beide noch einmal ein Letztes miteinander gesprochen.

Um 1/2 10 Uhr vormittags (4. Juli) stieß mein geliebter Mann den letzten Seufzer aus, dann ging er in die ewige Ruhe. Mein teurer Mann hat mit Freuden diese arme Welt verlassen, und nun darf er für immer ausruhen von all' den vielen harten Kämpfen, die er hier hat durchkämpfen müssen. Ihm ist wohl.

Wasila half mir die teure Leiche waschen und entkleiden, und dann mußte ich den Jungen nach Bogadjim schicken, damit Bruder Hoffmann baldmöglichst komme, mir beizustehen bei der Bestattung. So war ich denn allein in der Wildnis mit dem teuren Toten. Doch nein, mein starker Jesus war bei mir. Er, der uns in den schweren Krankheitstagen so

mächtig beigestanden und mir die nötigen Kräfte geschenkt, daß ich den geliebten Kranken bis zum Ende pflegen durfte, er stand mir auch jetzt bei mit seinem kräftigen Trost. Und wenn auch die Thränen flossen, so war ich doch wunderbar getröstet und gestärkt. Bald kamen denn auch die Männer und Frauen aus dem nächsten Dorf, welche sehr bestürzt waren über den so schnellen Tod ihres lieben Freundes, und wie that meinem wunden Herzen diese Teilnahme so gut! Männer und Frauen weinten mit mir und streichelten den teuren Leichnam. So etwas hatte ich nicht erwartet von diesen Heiden, waren wir doch erst so kurze Zeit unter ihnen. Ja, sie hatten ihren Freund herzlich liebgewonnen. Ich war nur bange, daß die Leute wie bei ihren Toten so auch hier Zauberei trieben, aber sie thaten es nicht. Ich glaube sicher, sie scheuten sich, denn ich sagte ihnen, daß Arff Jesus lieb gehabt, und nun sei seine Seele dort oben, und sie mochten es wohl dem stillen Friedensantlitz ansehen, daß es ihr Arff jetzt gut habe und keiner Zauberei mehr bedürfe.

Gegen Mittag boten sich einige Männer an, einen Sarg aus Palmenblättern zu machen. Da mußte ich ihnen denn sagen, daß wir unsere Toten anders beerdigen, und wenn Hoffmann käme, würde er es ihnen zeigen. Aber als es vollends Mittag wurde und nichts von Bruder Hoffmann zu sehen war (ich hatte gehofft, Bruder Hoffmann sei schon unterwegs gewesen, ehe die Kunde von dem Tode zu ihm gedrungen), mußte ich mich schweren Herzens entschließen, selbst Anweisungen zu dem Sarge und dem Grabe zu geben. Aber das war fast zuviel für mich, ich mußte mich festhalten, um nicht umzusinken. Da sagten die Leute voller Mitleid, ich solle es lassen, Hoffmann würde kommen. Ich ging wieder hinein, aber es sollte für mich nur ein Aufschieben der so unsäglich schweren Arbeit sein. Länger als bis 3 Uhr nachmittags durfte ich nicht warten. Aus bangem Herzen schrie ich zu Gott um Hilfe, und er half mir. Zum zweitenmal holte ich das Handwerkszeug herbei, ich mußte die Bretter abmessen und ihnen zeigen, was ich denn eigentlich wollte, denn die guten Leute hatten ja keinen Begriff von dergleichen. Das Grab wollten sie erst unter dem Hause, dann in der eben fertigewordenen Küche machen, wie es ihre Art ist, aber sie waren auch gleich bereit, dasselbe im Garten zu machen. Ich steckte es ihnen ab und zeigte ihnen, wie tief sie es machen müßten. Als die Sonne unterging, war alles fertig, um den Leichnam zu bestatten. Aber ich hoffte immer noch auf Bruder Hoffmanns Kommen, und erklärte den Leuten, daß die Beerdigung erst am nächsten Morgen sei. An dem offenen Grabe nun war es mir vergönnt, den armen Papuas von dem herrlichen Troste zu sagen, den wir an den Gräbern unserer Lieben haben. Wie wurde ich selbst dadurch aufgerichtet und getröstet, und wie ging diese Kunde unter den Papuas von Mund zu Mund! Ach wie so gerne hätte ich ihnen noch recht viel gesagt von dem, dessen auch sie teilhaftig werden sollen, aber unser Sprechen ist ja immer noch nur ein Stammeln. Bis 7 Uhr blieben die Männer noch da; bis jetzt hatten sie noch nichts von Tabak (Lohn für die Arbeit) gesagt, und das ist bei unseren Papuas doch immer das Erste. Aber nun kam ein Mann und erklärte mir: sie wollten keinen Tabak haben. Das war wirklich über alles Erwarten. Um 7 Uhr

gingen sie dann nach Hause, nachdem sie mir versprochen, zwei Frauen schicken zu wollen, die die Nacht bei mir blieben. Ich setzte mich vor die Hütte, immer nach Bruder Hoffmann ausschauend. Da, um ½8 Uhr scheint eine Laterne durch das Dickicht, es war die ersehnte Hilfe. In fast unglaublich kurzer Zeit war der liebe Bruder hinaufgeeilt. Er wollte schon frühmorgens kommen, aber da er selbst fieberisch war, konnte er nicht. Doch am Nachmittag hielt ihn nichts mehr und die Aufregung hielt ihn aufrecht. Ich war mit seinem Plan, den teuren Toten in Bogadjim zu bestatten, einverstanden, denn allein konnte ich ja oben nicht bleiben, und ein Bruder konnte auch jetzt nicht kommen. Aber wie die Leiche hinunterbringen, und dazu in der dunklen Nacht, denn am nächsten Morgen mußte die Beerdigung sein. Bruder Hoffmann hatte viel Hilfe mitgebracht, und so machten wir denn unter Gottes Beistand den furchtbaren Transport. Mein lieber Mann wurde in den Sarg gebettet, und um 11 Uhr etwa machten wir uns auf den Weg. Jetzt, da wir mit Ruhe darüber nachdenken, können wir kaum begreifen, wie wir das haben wagen können. Es ist ein ganz schrecklicher Weg bei hellem Tage, wo einer hinter dem anderen gehen muß, dazu oft rechts und links gähnende Abgründe, und oft so steil, daß man mehr hinunterfällt als geht. — Ach wie haben wir oft gezittert, wenn das Geschrei der Leute besonders laut wurde, denn nun dachten wir, das Schreckliche sei geschehen, und die teure Last wäre gefallen. Doch glücklich erreichten wir um 4 Uhr etwa den Strand, wo uns zwei Boote erwarteten. Um 6 Uhr kamen wir hier in Bogadjim an und um ½9 Uhr war die Beerdigung.

Neben Schwester Eich ruht nun mein geliebter Mann bis zum Tage der Auferstehung."

Mirza Ibrahim, ein Blutzeuge des Evangelii in Persien.[1])

Die Bekenner des Herrn, welche ihren Glauben mit ihrem Tode besiegeln, hören nicht auf. So standhaft als einst eine Blandina unter allen Qualen bekannte: „Ich bin eine Christin!" und ein Justinus angesichts des Todes: „Ich bin ein Christ!" so standhaft hat auch in diesen Tagen Mirza Ibrahim in Persien unter schweren Leiden bekannt: „Ich bin ein Christ!"

Mirza Ibrahim, ein geborner Mohammedaner, ward 1889 in Khoi, in der nordwestlichen Provinz Azarbaijan, getauft. Wenn sich ein Moslem zum christlichen Glauben bekennt, so heißt das für ihn nichts anderes, als sich selbst das Todesurteil sprechen, denn nach mohammedanischem Gesetze wird jeder Übertritt vom Islam zu einer andern Religion mit dem Tode bestraft. Trotzdem wollte Mirza Ibrahim nicht im geheimen zum Christentum übertreten, sondern ließ sich öffentlich in der Missions-Kapelle taufen. Zunächst ließ man ihn in Ruhe. Bald aber regte sich der Haß der fanatischen Moslem und er mußte in die Gegend von Urmia fliehen. Hier half er den Missionaren als Schreiber und Evangelist gegen einen ganz geringen Gehalt. Dieser gewährte ihm aber den Lebensunterhalt, weil er

[1]) Church at home and abroad Vol. 12, 313. Vol. 13, 169.

kinderlos war und seine Frau, als er Christ wurde, ihn verlassen hatte. Mit Eifer predigte er den Mohammedanern Christus. Als er einst mit dem Prediger David, in dessen Hause er Aufnahme gefunden hatte, bei Dizza Taka seinen früheren Glaubensgenossen das Evangelium verkündigte, kam es zu den Ohren des Khans (Ortsvorstehers) und dieser befahl dem Prediger David, Ibrahim aus seinem Hause zu weisen. David verweigerte es mit den Worten: „Mirza Ibrahim ist mein Bruder, ich werde ihn doch nicht aus meinem Hause treiben!“ Da ließ der Khan beide vor sich kommen. Der Richter fragte Ibrahim, welches seine Religion sei. Dieser hatte sein Neues Testament in der Hand und sagte: „Dies ist das Evangelium; erkennst du es als ein göttliches Buch an?“ Der Richter antwortete: „Ja!“ Ibrahim fuhr fort: „Ich folge der Lehre dieses Buches.“ Der Richter fragte weiter: „Was hältst du von Jesus?“ Ibrahim antwortete: „Ich glaube an ihn als an meinen Heiland. Wer an ihn glaubt, der wird das ewige Leben haben.“ Endlich fragte der Richter: „Was ist deine Meinung über Mohammed?“ Da gab Ibrahim die kühne Antwort: „Was ich glaube, habe ich dir gesagt, was Mohammed betrifft, so ist das deine Sache.“ Da befahl der Richter: „Schlagt sie.“ Nun stürzte man auf Ibrahim und David los. Ibrahim mußte besonders ihre Wut erfahren. Man schlug ihn mit Fäusten, daß er zu Boden stürzte und trat ihn mit Füßen. Selbst der Richter vergriff sich an ihm. Hierauf wurden sie ins Gefängnis gelegt. Aber das Wort Gottes ist nicht gebunden: im Gefängnis verkündigte Ibrahim seinen Mitgefangenen das Wort des Lebens und er fand willige Hörer.

Vor den Gouverneur der Stadt geführt, blieb er bei seinem Bekenntnisse und ließ sich auch nicht erschüttern, als man ihn mit Geld verlocken wollte. Einige erklärten ihn für wahnsinnig aber unbefangenere Mohammedaner erkannten gar wohl, daß er ein aufrichtiger Bekenner des Christentums sei. Endlich warf man ihn mit einer Kette um den Hals ins Gefängnis und legte seine Füße in den Stock.

Aber nichts konnte ihn verzagt machen. Obschon der Pöbel Miene machte, die Pforten des Gefängnisses zu sprengen, um ihn zu töten, blieb er ruhig und sagte: „Sie können mich vor die Mündung einer Kanone binden, aber sie können mir meinen Glauben an Christus nicht nehmen.“ Auch unter den größten Leiden war sein Antlitz wie eines Engels Antlitz.

Da man von der Wut des Volkes Gefahr für ihn und für alle Christen fürchtete, so wurde er auf Betrieb seiner Freunde von Urmia nach Täbris gebracht, damit er dort sicherer wäre und vor einen höheren Gerichtshof gestellt würde. Ohne Hilfe seiner Freunde wäre er genötigt gewesen mit Fesseln beschwert den weiten Weg nach Täbris zwischen seinen berittenen Wächtern zu Fuß zu gehen.

Ein junger Mann, Namens Absalom, ein Christ, kam in das Gefängnis, um sich von Ibrahim zu verabschieden und fand ihn, wie er sich zum Aufbruch rüstete. Von Freunden hatte er einige Vorräte für die Reise erhalten und die Soldaten sagten ihm, er möge sie ja mit sich nehmen, denn er werde sie brauchen. Er aber entgegnete: „Nein, ich habe einen Herrn, welcher mich versorgen wird, ich muß dieses Brot für die

armen Gefangenen hier lassen." Mehr noch lag ihm aber das Seelenheil seiner Mitgefangenen am Herzen. Er wandte sich zu ihnen mit folgenden Worten: „Ich habe mit euch über Mohammed gesprochen und euch gezeigt, wie er euch nicht selig machen kann, ich habe euch aber auch gezeigt, wie Christus der wahre Helfer ist. Ihr wißt genug von der Wahrheit, um eure Seelen zu erretten, wenn ihr es wollt." Sie waren tief ergriffen, standen trotz ihrer schweren Ketten auf, sagten ihm Lebewohl und beteten, daß sein Gott und Heiland, dem er vertraue, ihn schützen möchte.

Man brachte ihn in den Hof des Gouverneurs Bagir Khan. Dort hatten sich 200 Muselmänner versammelt, welche begierig waren den Mann zu sehen, der es gewagt hatte den Mullahs zu widersprechen und die Autorität des Propheten nicht anzuerkennen. Ein Offizier kam aus dem Hause und sagte: „Das ist ein merkwürdiger Mann; er ist so tapfer wie ein Löwe. Eben versuchte ein Mullah ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, aber er wußte auf alles zu antworten und der Mullah ging betreten von dannen. Er sagte, wenn sie ihm nicht aus der Bibel beweisen können, daß Mohammed ein Prophet ist, so will er seinen Glauben an Christus nicht aufgeben, auch wenn sie ihm den Kopf abschlagen."

Sein Freund Absalom, der ihm bis hierher gefolgt war, erhielt die Erlaubnis, ihn noch einmal im Gefängnis zu besuchen. Unter anderem fragte ihn Absalom, ob er nicht manchmal vor dem Tode zittere. Ibrahim antwortete: „Ich weiß, daß ich doch einmal sterben muß, warum sollte ich jetzt nicht sterben wollen?" Zuletzt wies ihn Absalom darauf hin, daß ihn nicht Menschen nach Täbris sendeten, sondern Gott, damit er Zeugnis ablege vor den Wachen, vor dem Gouverneur, vielleicht sogar vor dem Kronprinzen. Er möge fest bleiben. Demütig antwortete Ibrahim: „Ich hoffe, ich werde fest bleiben. Sage meinen Freunden, sie möchten Gott bitten, daß er meinen Glauben stärke. Ich habe keine Macht, Gott wird mir helfen!" Dann beteten sie miteinander. Es war wie eine Erhörung des Gebetes, daß der Oberst bei ihrem Heraustreten den Wächtern zurief: „Hütet euch, den Gefangenen zu mißhandeln und etwas gegen seine Religion zu sagen."

Nun trat Ibrahim den Weg nach Täbris an. Dort angekommen wurde er mit gebundenen Händen und mit einem eisernen Ringe um den Hals in das schlechteste Gefängnis der Stadt geworfen und mit einer Bande von Mördern zusammengekettet. Dies geschieht in Persien in folgender Weise. Die Verbrecher werden abteilungsweise zu zehn oder zwölf zusammengeschlossen. Der einzelne trägt einen starken Ring um den Hals und eine durchlaufende Kette verbindet sie miteinander. Ibrahim bat die Missionare ihm eine Matte zu senden, um sie auf dem Boden des Gefängnisses auszubreiten, denn er mußte unter Gewürm und Ungeziefer liegen und Schmutz bedeckte den Boden. Leider konnten ihm diese seinen Wunsch nicht erfüllen, denn sie wußten, sie würden seine Lage nur verschlimmern, wenn sie sich als seine Freunde bekennten. Nur einige Nahrungsmittel vermochten sie ihm zukommen zu lassen und auch dies durfte nur unter der Hand und durch die Vermittelung anderer geschehen. Es herrscht nämlich in Persien die grausame Sitte, den Gefangenen keine

Nahrung zu reichen. Haben sie kein Geld oder keine Freunde, so sind sie in einer verzweifelten Lage. Ibrahim mußte seinen Mantel verpfänden um Brot für den Erlös zu kaufen.

Nicht bloß die körperlichen Leiden bereiteten Ibrahim Pein, sondern vor allem die furchtbare Gottlosigkeit und Roheit der Verbrecher und des Kerkermeisters selbst. Was sie redeten und thaten ist zu entsetzlich um erzählt werden zu können. Endlich erhörte Gott seine Bitte und er ward von der gemeinsamen Kette gelöst.

Auch in diesem Gefängnis vergaß er die Verkündigung des Evangeliums nicht. Man hatte ihm erlaubt sein Neues Testament bei sich zu behalten und getreulich predigte er seinen Mitgefangenen den Weg des Lebens. Ein seltsamer Widerspruch: Um der Predigt des Evangeliums willen ins Gefängnis geworfen zu sein und dennoch die Möglichkeit zu haben dieses Werk im Gefängnis fortzusetzen! Viele von den Gefangenen wurden durch die Predigt Ibrahims tief bewegt; einer, ein Mörder, wurde so von Schmerz und Reue über seine Sünde ergriffen, daß er ein vollständiges Bekenntnis seiner Sünde ablegte.

Ibrahim war nach mohammedanischem Gesetze dem Tode verfallen, warum ließ man ihn nicht hinrichten? Wenn er hingerichtet worden wäre, so hätte alle Welt erfahren, daß ein intelligenter Mohammedaner Christ geworden sei. Dies wollte man vermeiden. Er sollte im Gefängnis mürbe werden und von selbst zum Islam zurückkehren. Auch mit Güte suchte man ihn dazu zu bringen. Einmal sandte sogar der Schah und der Gouverneur von Azarbijan in Täbris einen Boten zu ihm, um ihn zu fragen: „Um welches Verbrechens willen bist du im Kerker?“ Solch eine Frage hatte noch nie ein Gewalthaber in Persien an einen Gefangenen gerichtet. Sie wußten recht wohl, warum er im Gefängnis gehalten wurde, aber sie hofften, er würde etwas anderes sagen und sich nicht als Christ bekennen. Ibrahim aber antwortete: „Ich bin ein Christ, ich glaube an denselben Jesus, welchen der Koran einen Geist Gottes nennt.“

Zuletzt war Ibrahim mit einer ganz entsittlichten und verhärteten Rotte von Verbrechern zusammen, die seine Mörder werden sollten. Sie fragten ihn, warum er eingekerkert sei und als sie hörten, daß er sich zu Christus bekannte, stürzten sie sich auf ihn und riefen: „Du mußt Ali bekennen!“ Er aber rief: „Nicht Ali, sondern Christus!“ Da schlugen sie ihn und würgten ihn mit dem Rufe: „Bekenne Ali!“ Sie würgten ihn so lange, bis ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten und er am Verscheiden war, aber sein Ruf blieb bis zuletzt: „Nicht Ali, sondern Christus!“

Er erholte sich wieder etwas und man brachte ihn in einen gesonderten Raum. Sein Hals war so angeschwollen, daß er keine Speise mehr zu sich nehmen konnte. Er wurde immer schwächer und starb bald darauf. Kurz vorher besuchte ihn noch ein christlicher Arzt, er konnte ihm aber nicht mehr helfen. Auch mehrere christliche Brüder kamen zu ihm. Zu einem von ihnen, der ihm während seiner Einkerkerung viel Handreichung gethan, sagte er: „Wie kann ich dir für deine Liebe danken? Ich kann es nicht, aber Jesus kann es. Er hat gesagt: „Ich war krank und im Gefängnis und ihr habt mich besucht.“ Ibrahim hatte einen liebevollen, ver-

söhnlichen Sinn gegen seine Feinde, besonders gegen die, welche ihn so schrecklich gemißhandelt hatten. Er freute sich abzuscheiden und bei seinem Herrn zu sein.

Der Märtyrertod Ibrahims bringt es uns von neuem zum Bewußtsein, wie traurig es mit der Religionsfreiheit in Persien bestellt ist. Als man dem Premier-Minister, welcher noch ein jüngerer Mann ist, Europa besucht hat und als einer der liberalsten Männer in Persien gilt, die Kunde von dem Vorgange im Gefängnisse brachte, sprach er vor allem seine Verwunderung darüber aus, daß man einen Mann, welcher vom Islam abgefallen sei, überhaupt am Leben gelassen habe! Er bezog sich auf das Gesetz, daß jeder Abtrünnige den Tod erleiden müsse. Das fand er ja freilich nicht in der Ordnung, daß sich die Gefangenen untereinander erwürgten und er ordnete eine Untersuchung an, die aber kein besonderes Ergebnis gehabt hat.

Der Tod Mirza Ibrahims hat wieder eine Bresche in die Mauer des Mohammedanismus gelegt. Die Mohammedaner glauben nicht, daß einer der Ihrigen von Mohammed abfallen und Christ werden könne: in Mirza Ibrahim haben sie es mit Augen gesehen! Nicht wenige werden durch den Märtyrertod Ibrahims angeregt, sich das Neue Testament zu verschaffen, um zu sehen, was das für ein Glaube ist, der solche Männer hervorbringt. Die Christen Persiens selbst werden bekenntnisfreudiger. Und wer kann in der heimatlichen Kirche die Geschichte Ibrahims lesen ohne in seinem Glauben gestärkt und mit neuem Eifer erfüllt zu werden an seinem Teile mitzuhelfen, daß Christus auch das Licht der Mohammedaner werde.

Eine römische Gegenmission in Westindien.[1])

In Alaska von Norden her unsrer Station Bethel leise sich nähernd, in Kalifornien auf dem Gebiet der Ramona-Mission bereits in vollem Kampf begriffen, in Suriname schon seit Jahr und Tag, in letzter Zeit aber besonders heftig unsre Mission befehdend, hat die römische Kirche seit ganz kurzem auch noch in Westindien auf der Insel Tabago einen Angriff gegen unsre Mission eröffnet und den Versuch gemacht, zu schneiden, wo sie nicht gesäet hat.

Tabago liegt nicht weit von Trinidad und ist wie letzteres ein britisches Besitztum. In Trinidad haben die Katholiken schon lange festen Fuß gefaßt, es ist Sitz eines Erzbischofs. Seit dem Jahre 1889 ist das früher von Barbadoes aus regierte Tabago politisch mit Trinidad vereinigt und dem Gouverneur dieser Insel unterstellt worden. Diese Veränderung nun scheint die Vertreter der römischen Kirche dazu bestimmt zu haben, statt früherer gelegentlicher und stets erfolgloser Einfälle einen geordneten Feldzug gegen die fast ausschließlich evangelische Insel zu eröffnen, auf der außer

---

[1]) Missionsblatt aus der Brüdergemeine. 1894, 52

unsern Brüdern noch die englische Staatskirche und die Methodisten arbeiten. Zuerst setzten sie sich in Scarborough, der Hauptstadt Tabagos, fest, erbauten dort eine schöne Kirche und gründeten eine Schule, der sie auch eine Geldunterstützung seitens der Regierung zuzuführen verstanden. Gegen Ende des Jahres 1892 begannen sie dann von Scarborough aus in die ländlichen Distrikte einzudringen und auch die Fluren unsrer Brüdermission heimzusuchen. Eine bigott katholische Dame, die eine große Summe Geldes „für die Bekehrung Tabagos" gespendet hatte, deckte die Kosten des unheilvollen Krieges. Die Kampfmittel sind die bekannten. Die in den Dörfern herumziehenden Dominikaner und Jesuiten halten im Freien unter dem Zulauf Neugieriger heftige Reden, in denen sie eine böse Saat von Mißtrauen ausstreuen, die Missionare der Brüdergemeine und die Protestanten überhaupt als Irrlehrer verschreien und ihre eigne Kirche als die allein wahre und unfehlbare hinstellen, welche ausschließlich die Schlüssel zum Himmelreich zu verwalten habe. Reichliche Gaben an Geld und Kleidern werden an die verteilt, welche sich zum Übertritt geneigt zeigen, Befreiung von allen Kirchenabgaben und unentgeltlicher Schulunterricht für ihre Kinder wird ihnen gelobt. Diejenigen, welche wegen grober Versündigungen von unsren Missionaren in Kirchenzucht gethan wurden, werden mit Freuden aufgenommen unter der Versicherung, daß ihnen der Priester in der Beichte alles vergeben könne und werde u. s. w.

Und welche Erfolge hat dieser feindliche Einfall gehabt? Auf unsrer Station Moriah gelang es dem Priester Leonhard zunächst nur, zwei Kinder mit Zustimmung ihrer Eltern römisch zu taufen — ein scheinbar sehr bescheidenes Ergebnis. Und doch ist er damit nicht unzufrieden; denn diese Erstlingsfrüchte geben ihm den Vorwand, nun immer wieder in dem Dorfe zu erscheinen und seine den Frieden untergrabende und die Gewissen verwirrende Thätigkeit fortzusetzen. — In Bethesda, einem Filial von Moriah, wurde eine katholische Schule eröffnet und eine Kirche zum heiligen Herzen errichtet, in welcher Dominikaner und Jesuiten von Zeit zu Zeit Messe lesen. Trotz eifriger Minierarbeit ist es ihnen aber hier bisher nur gelungen, einige wenige Mitglieder (Zahlenangabe fehlt in dem Bericht) unsrer Missionskirche zum Übertritt zu bewegen. Die Mehrzahl zeigte sich standhaft. Ja, die von dem gewissenhaften und treuen Gehilfenbruder J. A. Tack geleitete Tagesschule sah im Lauf des Jahres 1891/92 ihre Schülerzahl von 88 auf 116 steigen, und der Regierungsschulinspektor war mit den Leistungen unseres Lehrers so zufrieden, daß er den Grant (den jährlichen Schulunterstützungsbeitrag der Regierung) von 21,17 Pfd. St. (437 M.) auf 29,4 Pfd. St. (584 M.) erhöhte. Auch die Sonntagsschule blüht; sie wird wie die Tagesschule von einer großen Anzahl Kinder besucht, deren Eltern nicht zu unsrer Kirche gehören. Im übrigen herrscht aber in Bethesda viel Zuchtlosigkeit und Aberglaube, sofern die Nichtmitglieder, und eine bedauerliche Lauheit, sofern die Mitglieder unsrer Missionskirche in Betracht kommen, so daß die bisherigen Mißerfolge der römischen Propaganda leicht in ihr Gegenteil umschlagen könnten.

Geradezu niederschmetternde Ergebnisse hat der feindliche Angriff jedoch bereits auf unsrer Station Montgomery und in deren Umgegend zu

Folge gehabt. Das Jahr 1892 schloß mit einer Verminderung von 95 Mitgliedern und einer Abnahme der Kirchenbeiträge um 45 Pfd. Stl. (900 M.). Ob jene 95 Abfälligen alle dem Katholizismus in die Arme gesunken oder zum Teil bloß weggezogen sind, geht aus dem Bericht nicht deutlich hervor; das aber bekennt derselbe, daß die Mehrzahl der Mitglieder der neuentstandenen katholischen Gemeine, für die schon ein eigner Kirchhof angekauft ist, Überläufer von unsrer Missionskirche sind. Mag man als mildernden Umstand auch anführen, daß in dem Distrikt, wo Montgomery liegt, während des Jahres 1892 die meisten Plantagen ihre Arbeit einstellten, wodurch die Leute in Armut und Not gerieten und infolge davon den Lockungen zugänglicher waren, welche die ihnen für den Übertritt in Aussicht gestellten äußeren Vorteile ausübten, so ändert das doch nichts an der Thatsache, daß sie, obwohl sie jahrelang die Predigt des lauteren Evangeliums gehört hatten und in die Kenntnis der heiligen Schrift eingeführt waren, für ein schnödes Linsengericht das Juwel der Wahrheit preisgaben. Da müssen sie das letztere nicht wirklich gekannt und geschätzt haben, da kann ihr evangelisches Bekenntnis höchstens in einer gewissen gewohnheitsmäßigen, äußeren Kirchlichkeit, nun und nimmer aber in einer lebendigen Herzens-Überzeugung und -Erfahrung bestanden haben. Und der Bericht stellt in Aussicht, daß es bei dem Übertritt dieser kaum sein Bewenden haben werde, sondern daß noch eine große Zahl von Mißvergnügten vorhanden sei, die, mit ihrer äußeren Lage unzufrieden, wenn ihnen genug geboten würde, ebenfalls abzufallen bereit wären wie das Laub im Herbst.

Das sind traurige Thatsachen. Über das Vorgehen der römischen Kirche brauchen wir kein Wort zu verlieren, es richtet sich selbst. Aber in Gottes Hand dient es dazu, eine gewiß notwendige, wenn auch sehr schmerzliche Sichtung mit unsren Missionsgemeinen in Tabago vorzunehmen, eine Sichtung, welche die Spreu vom Weizen zu sondern bestimmt ist. Von solchem Weizen giebt es, Gott sei Dank, immer noch, wie unsre Boten ebenfalls berichten. Und sie selbst sehen in dieser Heimsuchung nur einen Sporn, ihre Thätigkeit in Kirche und Schule, wenn möglich, noch zu verdoppeln. Sie haben auch angefangen, passende Traktate zu verteilen, welche geeignet sind, die Bevölkerung über das aufzuklären, was ihnen die Lehre des Evangeliums bietet und was der katholischen Kirche fehlt. Sie haben ferner am südwestlichen Ende der Insel in Bon Accord eine Schule eröffnet, deren Kosten ein Mitglied der Mission trägt und deren Leitung ein älterer Gehilfenbruder übernommen hat, ein gewissenhafter und treuer Mann, ein entschiedener Christ. Seine Thätigkeit erstreckt sich auch über die 4 Mauern des Schulhauses hinaus, und er wirkt als ein gutes Salz unter den sehr zahlreichen Bewohnern jener Gegend. An den Schulen erleben unsre Brüder überhaupt die meiste Freude. Die von Moriah wurde nach stattgehabter Prüfung für die beste und die von Montgomery für die zweitbeste auf Tabago erklärt und der von Springgardens, einer Filiale Montgomery's, nun auch ein Grant bewilligt. Die erwachsenen Vertreter dieser ganzen farbigen Bevölkerung hingegen sind im allgemeinen für die Zeit noch Leute, denen der äußere Schein alles gilt; er

blendet sie, ihn suchen sie zu wahren. Innere Selbständigkeit, Gründlichkeit, Tiefe und Gediegenheit fehlen bei der Mehrzahl, es ist wenig Verlaß auf sie. Kurzsichtige Sorglosigkeit statt besonnenen Nachdenkens, oberflächlicher Leichtsinn statt männlichen Ernstes, Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber Gott und Menschen! Das bekundet nicht bloß der Abfall so mancher vom Glauben, sondern auch andre kleine Züge in den Berichten, z. B. der Umstand, daß in Moriah die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern so groß war; (unter 39 Begräbnissen 24 von Kleinen).[1]) Ist die Arbeit an solchen Leuten schon für's gewöhnliche nicht leicht, wie schwer wird sie erst in Zeiten besondrer Heimsuchung und Sichtung! Wahrlich unsre Missionare in Tabago haben gegenwärtig auf ein besonderes Maß von Teilnahme und Fürbitte Anspruch! —

Nacht und Morgen im Lande der Königin Motjatje.[2])

Im Jahre 1862 stand ich, erzählt Miss.-Sup. Merensky, mit Missionar Nachtigal zusammen im Lande Sekukunis, das eben erst durch uns dem Evangelium erschlossen worden war. Wir wohnten am Fuße des Lolu-Gebirges in einem kleinen Häuslein, das wir selbst gebaut hatten. Der Station hatten wir den Namen Khalatlolu gegeben. Das Volk stand freundlich zu uns. Nicht nur die erweckten Leute, sondern auch die ringsum wohnenden Heiden, denen an unserer Predigt nichts gelegen war, kamen häufig genug zu uns. Die Heiden freilich nur, um Medizin für ihre Kranken zu erbitten, sich Zähne ausziehen zu lassen, uns Nahrungsmittel zu verkaufen oder irgend welche Neuigkeiten uns mitzuteilen. Auch fremde Wanderer kehrten von Zeit zu Zeit bei uns ein. Wir freuten uns darüber, denn wir lernten dadurch Leute von entfernt wohnenden Stämmen kennen. Deshalb nahmen wir solche freundlich auf, gaben ihnen etwas Wegzehrung und hatten Gelegenheit, ihnen zu sagen, was für Leute wir seien und was der Inhalt unserer Botschaft wäre. Eines Tages sprachen dürftig gekleidete, müde und hungrig aussehende Fremdlinge bei uns vor. Sie kamen aus dem Lande der Königin Motjatje und wollten nach der Kapkolonie auf Arbeit gehen. Fröhlich zogen sie nach kurzer Rast ihre Straße, aber nach einigen Tagen kam einer von ihnen als ein jämmerlich aussehender Flüchtling zurück. Die Leute eines Räuberstammes, der zwei Tagereisen südlich von uns wohnte, hatten die armen Wanderer

---

[1]) Mütter, die am Morgen einem Kindlein das Leben geschenkt, gehen bereits am Nachmittag wieder auf Arbeit. Bodenlos ist die Nachlässigkeit und der Unverstand, der bei dem Aufziehen der Kleinen zu Tage tritt. Unbegreifliche Dinge werden ihnen als Nahrungsmittel beigebracht. Werden sie unwohl, so giebt man ihnen reichliche Portionen Kastoröl ein, und hilft das nicht, so rührt man nicht mehr Hand noch Fuß, sondern nimmt an, Gott wolle das zarte Leben zurückfordern und darein hätte man sich zu finden — eine Äußerung jenes Fatalismus, der die ganze Rasse mehr oder weniger beherrscht.

[2]) Der kleine Sammler. 1894, 4.

bei nächtlicher Weile überfallen und getötet. Nur dieser Eine hatte durch die Flucht sich retten können. Wir beherbergten den unter die Mörder gefallenen Mann, wie das Christenpflicht ist, sagten ihm, daß wir hofften, auch einmal sein Land besuchen zu können. Dankbar schied er von uns. Oft schauten wir nach dem hohen Gebirge, dessen Kuppen nördlich von uns gen Himmel ragten, hinter dem das Barokkaland liegen sollte, dessen Königin Motjatje war. Aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe wir uns auf die Reise dorthin begeben konnten. Endlich war alles vorbereitet. Neun treue Leute unseres Volkes begleiteten uns, und wir standen am dritten Reisetage wirklich auf der Höhe jener gewaltigen Berge, und stiegen dann durch tiefe Schluchten, die mit dem prachtvollsten, dichten Urwald bedeckt waren, in das Barokkaland hinab. Hier trafen wir zunächst scheue und listige Heiden, deren ganzes Benehmen unsere Begleiter bedenklich machte. Als Zierde trugen sie eine über die Stirn bis zur Nasenspitze führende Reihe von Warzen, die künstlich hergestellt waren. Das gab ihnen ein überaus häßliches Ansehen, wegen dieser Warzen nannte man sie „Knopnasen." Aber die Leute waren nicht nur häßlich von Gesicht, sondern auch häßlich durch ihre betrügerischen Lügenkünste. Leider aber waren wir gezwungen, einige von ihnen als Wegweiser zu mieten, unter deren Führung wir auch bald an der Grenze von Motjatjes Lande anlangten. Es war Abend, und wir schlugen bald unser Nachtlager unter großen Bäumen an dem Ufer eines Flüßchens auf. Als wir hier bei unseren Feuern rasteten, erklärten uns die Wegweiser, daß die Leute Motjatjes uns sicher töten würden, weil wir Weiße seien; denn weiße Elefantenjäger hätten vor einem Jahre hier Dörfer überfallen und verbrannt und hätten auch viele Leute dabei erschossen und beraubt. Weil wir aber wußten, daß die Schwarzen Missionaren kein Leid zufügen, und weil wir der Gnadenhand Gottes vertrauten, daß sie uns beschützen würde, zogen wir getrost weiter unsere Straße und kamen am nächsten Tage, als es schon dunkel war, bei den ersten Dörfern der Barokka an. Da wollten unsere Wegweiser uns nicht weiter führen. „Die Barokka werden mit uns Streit anfangen, wenn wir weißen Leuten die Lage ihrer Wohnplätze zeigen," sagten sie. Dann zündeten sie eine Strecke weit von unserem Lagerplatz entfernt sich ein Feuer an und führten dort, wo sie schlafen wollten, wüste, wilde Tänze und Gesänge auf. Gott aber, dessen Schutz wir uns befahlen, bewahrte uns im Dunkel der Nacht vor drohender Gefahr. Als der Tag graute, erwachte ich. Wissend, daß wir einen Überfall jetzt nicht mehr zu fürchten hatten, erstieg ich mit dankerfülltem Herzen eine hohe Stelle und bemerkte, daß feindlich aussehende Leute, mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet, uns umschweiften. Aber unsere Christen gingen mutig auf einige derselben zu, gaben an, wer wir seien und woher wir kämen, und ließen sich zu ihrem Häuptling führen. Bald nahte unserem Lager ein stattlicher Zug, voran ging der alte Unterhäuptling. Ihm folgten Diener, die große Töpfe guten Bieres trugen und viel Volks gab ihm friedlich das Geleit. Vor uns setzte sich der alte Mann freundlich nieder, klopfte in die Hände und fragte: „Mein Vater, weshalb bist Du gestern nicht in unser Dorf gekommen, warum schläfst Du draußen?" Wir gaben

ihm Auskunft, und er erzählte nun, wie die verräterischen Wegweiser ihm gestern berichtet hätten, daß hier weiße Leute lagerten. Da habe er seine Krieger zusammengerufen, um jene, früher von Weißen verübten Unthaten zu rächen. Aber ein Mann sei aufgestanden und habe ihn gewarnt, uns anzugreifen, denn wir seien gewiß die Missionare aus Sekukunis Lande. Gott hatte es so gefügt, daß jener den Mördern entflohene Mann, der auf unserer Station freundliche Aufnahme gefunden hatte, unter dem zusammengerufenen Haufen war. Durch sein Dazwischentreten waren wir gerettet worden. Die Stadt der Motjatje selbst konnten wir nicht besuchen, aber wir zogen durch ihr Land, durch eine wüste Gegend, in der nur einzelne scheue Eingeborene als Flüchtlinge umherirrten, die sich zumeist von Wurzeln und wilden Früchten nährten. Wir selbst litten hier gar manchmal recht bitteren Hunger und brennenden Durst, kehrten aber durch Gottes Güte endlich wohlbehalten nach unserer damaligen Station zurück.

Dreißig Jahre waren vergangen seit ich jene Reise in das damals finstere Heidenland gemacht hatte. Ich kam vom Nyaßa-See im Innern Afrikas und hatte Erlaubnis erhalten, vor meiner Heimkehr die alten Stätten meiner Arbeit in Süd-Afrika wieder zu besuchen. Da fügte es sich, daß ich auch das Land der Königin Motjatje wiedersehen sollte. Von dem Randgebirge stieg ich nieder in das Tiefland. Die Berge waren noch mit ihrem Urwald bekleidet, und die weiten Ebenen am Fuße des Gebirges dehnten sich wie vor Jahren vor meinem Blicke aus. Aber wie war sonst alles so anders geworden! Das Evangelium hatte seinen Weg hierher gefunden, unsere lieben Missionare hatten es unter vielen Mühen und unter mancher Gefahr auch hier auf den Leuchter gestellt. Wagenwege durchzogen das Land, denn den Ochsenwagen der Missionare waren andere Wagen gefolgt. Händler und Goldsucher hatten das Land aufgesucht. Wegweiser brauchte ich nicht, mit mir ritt ein lieber jüngerer Bruder, und vor uns lag die Missionsstation Medingen, deren prächtige Baumgärten sich von fern dem Blicke zeigten. Bald kam Missionar Reuter uns entgegen, und in seiner Begleitung ging es den in eine Bergwand eingeschnittenen Weg zur Station hinauf. Zwischen Kirche und Wohnhäusern fanden wir die Gemeinde versammelt, alt und jung, Männer und Weiber in reinlichen Festkleidern. Sie sangen zum Gruß das herrliche Lied: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ in ihrer Sprache, und ich konnte in dieser Sprache ihnen Dank und Gruß aussprechen. Dann begrüßte ich die liebe Schwester und ihre Kinderchen. Wie konnte ich mich über alles von Herzen freuen, was Gott in diesem Lande der Finsternis gethan hatte. Die alte greise Zauberin Motjatje lebte noch, aber hier war eine Hütte Gottes entstanden, mitten in ihrem Lande. Überall Ordnung, Reinlichkeit, christlicher Glaube und christliche Werke! Die Häuser der Christen besuchten wir, in der Schule prüfte ich die Kinder, und am Sonntage konnte ich die schöne neue Kirche einweihen, die eben erst so weit vollendet war. Welch schönes Fest war das! Die Gemeinde sammelte sich in und an dem Schulhause, wo bis dahin Gottesdienst gehalten war, dann ordnete sich der Zug. Die Diakonen trugen die heiligen Gefäße, und ich schloß die Thür des neuen Gotteshauses auf „im Namen

dessen, der da hat die Schlüssel Davids, der aufthut und niemand zuschließt, der zuschließt und niemand aufthut." Ja, Er hatte unseren Missionaren die Thür aufgethan auch zu diesem verschlossenen Heidenlande. Die Kirche war schön geschmückt, aber ihr schönster Schmuck war doch die kleine Gemeinde, die dem Herrn im Geist und in der Wahrheit dient. Wir weiheten die Kirche unter Loben und Danken ein. 250 Glieder zählte die Gemeinde, 86 Kinder besuchten die Schule und 30 Täuflinge wurden zur heiligen Taufe vorbereitet.

Nach einigen Tagen reisten wir nach Norden, um andere Missionsstationen zu besuchen. In dem ehemals wüsten Lande konnten wir am ersten Reiseabend einem aufmerksamen Heidenhäuptling predigen und am zweiten Tage besuchten wir einen Außenplatz, wo ein lieber schwarzer Missionshelfer auch eine kleine Gemeinde gesammelt hat. Ja, der Herr hat Brunnen graben lassen in dieser Wüste, aus denen die Durstigen schöpfen das Wasser des Lebens umsonst. Gelobt sei Er!

Ein vergessener Märtyrer.

Die Bewegung, welche von der Gründung der Londoner M.-G. 1795 in weite christliche Kreise ausging, rief auch in Schottland ein thatkräftiges Missionsinteresse wach. Kurz nach einander bildete sich 1796 die Edinburger und die Glasgower M.-G., die sich später in der schottischen vereinigten. Unter den Geistlichen, welche sich durch besondern Eifer in der Erweckung eines lebendigen Missionssinns auszeichneten, nahm Ebenezer Brown in Inverkeithing am Forth eine der ersten Stellen ein. In seiner Gemeinde lebte ein junger Gärtner, Peter Greig, in dessen frommen Herzen die Missionsermahnungen des beredten Pastors Feuer fingen und der keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als dem Herrn unter den Heiden zu dienen. Oft kam er des Abends zu demselben und ging mit ihm in die dunkle Dorfkirche, um mit ihm gemeinsam zu beten. Von den Seeleuten, deren viele damals in Inverkeithing verkehrten, hatte P. Greig viel von dem Elend der Heiden, vornehmlich an der Westküste Afrikas gehört, und dorthing zog es ihn um so mehr, als die damalige Antisklavereibewegung unter Wilberforce die Augen der Welt auf die ersten Versuche lenkte, welche zur Befreiung von Sklaven an der Westküste Afrikas und zur Ansiedelung der Befreiten in Sierra Leone seit 1792 gemacht wurden.

So meldete er sich bei der Edinburger M.-G., wurde angenommen und nach kurzer Vorbereitung in Gemeinschaft mit einem Geistlichen, Brunton, 1797 nach Sierra Leone abgeordnet. Die Aussendung von Missionaren war damals noch etwas Außerordentliches und erregte viel Aufsehen. Zugleich sandte auch die Glasgower und die Londoner M.-G. je 2 Sendboten nach Sierra Leone. Allein 3 von den 6 fielen in kürzester Zeit dem Klimafieber zum Opfer, einer kehrte entmutigt heim, Rev. Brunton trat als Geistlicher in den Kolonialdienst und so blieb P. Greig allein für den Missionsdienst übrig. Seine Absicht war, unter den Fulah

sich niederzulassen, aber da Krieg den Weg zu ihnen verschloß, so begab er sich in das Land der Susu. Mühsam erlernte er auf dem Markte und an den abendlichen Lagerfeuern ein wenig ihre Sprache. Seine Wohnung war eine elende Hütte, die ihn nicht einmal vor dem Regen schützte. Als er eines Nachts im Fieberdelirium aus dem Bett fiel, blieb er lange in einer Wasserlache liegen, während ein Orkan die Hütte umtoste und jeden Augenblick umzureißen drohte. Anfangs weigerten sich die Neger, ihm irgendwelche Handreichung zu thun, nach und nach wurden sie zutraulich und es sammelten sich immer größere Kreise um ihn, wenn er Gottes Wort verkündete.

Leider währte auch seine Arbeitszeit nur kurz. Im Januar 1800 wurde er auf schreckliche Weise ermordet. Eines Tages kamen 7 wandernde Fulahneger, die auf ihrem Wege zur Kolonie dem Manne einen Besuch machten, von dem sie so seltsame Dinge gehört hatten. P. Greig, der die Mission unter den Fulah nie aus den Augen verloren, freute sich die Leute zu sehen, erwies ihnen große Freundlichkeit und zeigte ihnen, um ihr Interesse zu fesseln, alle die schönen Dinge, die er aus Europa mitgebracht, ohne zu ahnen, daß er dadurch ihre Habgier aufs äußerste reize. In seiner harmlosen Gutmütigkeit ging er so weit, daß er 3 der Leute in seiner Hütte schlafen ließ. Gegen Mitternacht schlich sich einer mit einem Rasiermesser, das er von Greig erhalten, an das Lager desselben; aber während er nach der Kehle fühlte, wurde dieser wach und nun erfolgte ein schreckliches Ringen zwischen beiden. Aber der Neger machte sich los, ergriff eine Axt und bei dem schwachen Scheine der verlöschenden Kohlen, führte er einen Schlag gegen den Missionar, der ihn zu Boden warf. Sofort lag der Schwarze auf ihm, bohrte ihm ein Messer ins Herz und schnitt ihm dann die Kehle durch. Die Fulah raubten dann die Hütte aus und flohen mit ihrer Beute. Man hat nicht erfahren, ob sie für ihren Mord bestraft worden sind. Ein Diener Greigs, ein Negerknabe, der sein Nachtlager in einer Ecke der Hütte hatte, war Zeuge und Berichterstatter des Mordes. Die Nachricht von demselben rief daheim um so größere Trauer hervor, als Peter Greig unter den ersten Sierra Leone-Missionaren wohl der aufopferungsvollste gewesen war und man auf seine Arbeit große Hoffnungen setzte. Wie es scheint, ist der treue Mann heute fast ganz vergessen (Unit. Presb. Ch. Rec. 1893, 107).

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1894.

Aus den Reisebriefen eines jungen sumatranischen Missionars.[1])

1. Port Said und Aden.

Mittelländisches Meer, den 25. Okt. 1892.

Nachgerade fängt es an, tüchtig warm zu werden. Einige holen schon ihre indische Tracht, ihre Kabajas, hervor und die Damen den Saron, einen unschönen, gerade herabfallenden bunten Rock von sehr leichtem Stoff. Unbeschreiblich köstlich sind die Abende, die wir natürlich immer auf Deck zubringen. Gestern spiegelte sich der Mond ganz rein im Meere und die von dem Schiff aufgeworfenen Wellen phosphoreszierten im gelbgrünen Lichte. Auch sahen wir in blauer weiter Ferne einige Höhenzüge von Kreta. Noch diese Nacht sollen wir nach Port Said kommen. Hoffentlich dürfen wir an Land. Schon bald nach 5 Uhr taucht die Sonne in sandiger Glut ins Meer. Das ist ein unbeschreiblich herrlicher Anblick, wenn das Wasser wie mit flüssigem Golde übersät ist und Küste und Meer in den glühendsten Farben strahlen. Zu den verschiedenen Tageszeiten und je nach dem Wetter strahlt das Meer in allen erdenklichen Farben vom Lichtgrün bis zum Schwarzblau und Rosarot, gar Purpurrot. O, wie das mein Auge entzückt! Und gar wenn der Mond drein scheint und langsam in die Fluten eintaucht . . . Sonst giebts auf dem Schiffe mancherlei zu lernen, auch Geduld, und man muß als Christ mancherlei tragen. Aber Gott ist uns fühlbar nahe, auch unter diesem gottlosen Geschlechte. Wir sind ja auch hier um seinetwillen, und das macht immer wieder zuversichtlich und freudig. Ziehen wir doch hinaus zu einem herrlichen apostolischen Berufe . . .

Rotes Meer, den 27. Okt.

Endlich ist Ruhe und Ordnung auf dem Schiff wieder hergestellt, der Kohlenruß abgescheuert, die Planen zum Schutz gegen die Sonne wieder ausgespannt und das Schiff in flotter Fahrt. Der gestrige Tag

---

1) Um den wiederholten Aufforderungen nachzukommen, doch einige weitere Mitteilungen aus den Briefen meines Sohnes zu machen, veröffentliche ich dieses Orts die nachstehenden Auszüge, welche Familienbriefen entnommen sind. Die Eindrücke und Erlebnisse, welche sie schildern, fallen sämtlich noch in das Jahr 1892; sie gehören noch in die Reisezeit und liegen vor „den Bildern aus dem Missionsleben in Toba" und den „ersten Anfängen auf der Insel Samosir" (Allg. M.-Z. 1894, 23 und Beiblatt 7). Die Überschriften sind von mir. D. H.

in Port Said war der interessanteste, an neuen Eindrücken vollste unsrer bisherigen Reise. Früh 5 Uhr legten wir vor Port Said an, sofort umschwärmt von unzähligen Booten mit schreienden braunen und schwarzen Gestalten, alle wollten die Ehre haben, uns an Land zu rudern. Aber erst mußte der Arzt kommen und uns für cholerafrei erklären. Glücklicherweise war das eine kurze und leere Ceremonie. Wir vertrauten uns also den braunen Gesellen an und betraten bald Afrikas Boden. Solch ein buntes, anziehendes und abstoßendes Bild zugleich hab ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Alles lebt nur vom Handel und Bettel. Europäer und Araber reißen sich um die Fremden, um Geld aus ihnen herauszupressen, sie ziehen einen in die Bazare, preisen ihre Waren an, schreien holländisch, deutsch, englisch, französisch, alles durcheinander und sind unbeschreiblich zudringlich. Eseljungen, kleine braune Menschenkinder in buntester Tracht, schrieen, daß uns die Ohren gellten: „Gut Esel, Bismarck-Esel, Berliner Esel." Dann drängten sich Schuhputzer heran und ehe man sichs versah, hatten sie sich über unsre Stiefel hergemacht. Orangen-, Citronen-, Apfelsinenhändler erdrückten uns fast, Limonadenverkäufer priesen ihren Trank in wenig appetitlichen Schläuchen an, Schacherer mit Korallen, Schmucksachen, Büchern, Cigarren, Blumen und hundert andern Dingen hefteten sich an unsre Fersen, und das alles unter einem Ohren betäubenden Geschrei. Dazwischen wandelten ehrwürdige Mohammedaner in langen schwarzen oder weißen Talaren, türkische Beamte in weißen Kleidern und rotem Fez, Polizisten, verschleierte Frauen, halbnackte Kinder, zerlumpte Bettler — kurz eine sehr gemischte Gesellschaft. Um das Bild humoristisch zu machen, jagt ein wildgewordener Esel durch die Menge, auf dem sich und seinen Hut und Schirm ein steifer Engländer krampfhaft festhält. Die grellsten Farben sind vertreten: Der Himmel tief blau, die Häuser blendend weiß, die Menschen weiß, braun und schwarz, die Trachten rot, blau, grün, gelb. Dazu die ganze Stadt voll Läden, die zur Hälfte auf der Straße etabliert sind, die die unglaublichsten Dinge bergen. Nur ein paar Bäume, sonst alles kahler Sand, kein Pflaster, wenig Schatten, glühende Hitze, betäubender Lärm, brennender Durst und — lauter abgefeimte Spitzbuben! Der Jargon, den man spricht, ist ein Gemisch aus allen Sprachen. Um uns verständlich zu machen redeten wir immer in der Sprache, aus der uns gerade die Worte einfielen. Man wurde von all dem Getümmel ganz verwirrt und war froh, als man das Schiff wieder unter den Füßen hatte. Und auch da gabs noch viel zu sehen. Zunächst die Schwimm- und Taucherkünste der braunen Jungen. Sie machten sich ganz prächtig in ihrem Adamskostüm. Een döbbelki, een döbbelki schrieen ein Dutzend der orangefarbigen Bengels aus dem Wasser heraus. Flog dann ein dubbeltje (15 Pfg.) ins Wasser, so tauchte wie auf Kommando die ganze wilde Jagd unter und nach wenigen Momenten hielt einer triumphierend das kleine Silberstück in der Hand und steckte es dann in den Mund. Gewandte Kerlchen. Einer schwamm sogar unter dem Schiff durch, ein sehr schwieriges und gefährliches Kunststück. Dann kam ein arabischer, phantastisch gekleideter Zauberkünstler auf Deck, der unheimliche Proze-

duren vornahm und Händler mit Früchten u. s. w. Unterdes hatten einige hundert arabische Arbeiter Kohlen geladen, sodaß das ganze Schiff mit einer dicken Lage Kohlenstaub überzogen war und die gesamte Mannschaft aussah wie die Mohren . . .

Nachmittags endlich gings in den Kanal hinein. Das ist nun mehr interessant als schön, ein schmaler Wasserstreif, hüben und drüben ein Wall gelben Sandes und dahinter Wüste, Wüste, Wüste; hier und da ein Wärterhäuschen, je und je eine Palme, ab und zu ein paar Lasten tragende Kamele mit schreienden Arabern. Dazu eine sengende Sonne! Oft begegneten uns Schiffe, daß wir halbe Stunden lang an einer Ausweichestelle still liegen mußten. Die Durchfahrt dauerte 19 Stunden, nachts bei elektrischem Licht. Früh 8 Uhr kamen wir nach Suez, einem öden Neste in nackter Wüste. Nach kurzem Aufenthalte gings nun hinaus ins „rote“ Meer, so genannt wegen der roten Berge auf beiden Seiten, vielleicht auch, weil man hier rot vor Hitze wird. Ja, von dieser Hitze macht ihr euch keine Vorstellung; in den untern Schiffsräumen ist sie unerträglich, selbst oben ist's kaum zum Aushalten.

28. Okt.

Das reine russische Schwitzbad. Welche Erquickung, sich mit Wasser überschütten zu lassen. Die Badekammer ist immer besetzt. Aber zauberhaft schön war es gestern abend als der Mond aufging, der übrigens hier nicht senkrecht, sondern wagerecht steht, wie ein schwimmender Kahn. Wir sahen kein Land und das rote Meer kann recht unruhig sein. Welche Erinnerungen gehen einem hier durch die Seele angesichts des Sinai. Da belebt sich die kahle [illegible] Heimat [illegible] mit alten ehrwürdigen Gestalten . . .

wie gest[illegible]

29. Okt.

Eben passieren [illegible] Wendekreis und sind nunmehr offiziell in den Tropen. Wir fühlen das aber von selbst, ohne daß man es uns schwarz auf weiß giebt. Das Genieren hört in diesem Backofen auf; wir haben es uns sehr leicht gemacht. Selbst die Nächte sind qualvoll, da sie keine Spur von Abkühlung bringen.

30. Okt.

Der vierte Sonntag an Bord. Wieder Gottesdienst auf Deck, der trotz der Hitze gut besucht war. Gestern sahen wir die ersten fliegenden Fische, kleine Kerlchen, die rudelweise über das Wasser hinschwirrten, um dann spurlos zu verschwinden. Der gestrige Sonnenuntergang war das Farbenprächtigste, das ich je gesehen. Auch die Mondscheinnacht wieder unvergleichlich schön. Unser Schiff hat für die Durchfahrt durch den Suezkanal 17000 M. bezahlt; täglich konsumiert es 30000 Kilo Kohlen; es hat für die Reise mit 80000 Liter Wasser, das aber in Genua und Port Said noch ergänzt wurde und 3000 Liter Maschinenöl! Da könnt ihr sehen, was so ein Koloß braucht. Und die Gesellschaft darauf ist der reine orbis pictus. Alle Menschenklassen und Berufe sind vertreten; die socialen Unterschiede so klaffend wie irgendwo in der Welt. Wirklich eine Welt im kleinen: Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete, Beamte und Handwerker, Erwachsene und Kinder, Gesunde und Kranke,

in Port
bisherigen
umschwärm
Gestalten,
erst mußte
licherweise w
also den bra
ein buntes,
Leben noch n
päer und Ara
auszupressen,
schreien hollän
sind unbeschreibl
in buntester Tr
Bismarck-Esel,
und ehe man sich
Orangen-, Citrone
verkäufer priesen
Schacherer mit Kora
hundert andern Ding
einem Ohren betäub
Mohammedaner in lan
amte in weißen Kleidern
halbnackte Kinder, zerlum
schaft. Um das Bild hu
Esel durch die Menge, auf
Engländer krampfhaft festhält
Himmel tief blau, die Häuse
und schwarz, die Trachten rot,
voll Läden, die zur Hälfte au
glaublichsten Dinge bergen. Nu
Sand, kein Pflaster, wenig Schatt
brennender Durst und — lauter
den man spricht, ist ein Gemisch au
lich zu machen redeten wir immer i
die Worte einfielen. Man wurde vo
und war froh, als man das Schiff b
auch da gabs noch viel zu sehen. Ku
künste der braunen Jungen. Sie mac
Adamskostüm. Een döbbelki, een dö
orangefarbigen Bengels
beltje (15 Pfg.) i
wilde Jagd unt
das kleine
Gewandt

[illegible]itscht uns ins Gesicht und der Wind treibt sein Schaukelspiel. Gott [illegible]i Dank! in wenigen Tagen werden wir in Padang sein. Wie sehne [illegible]h mich nach dem Ende dieser langen Reise und nach dem Anfange meiner Missionsarbeit. Heil dem Tage, wo ich den ersten Nagel zu meiner [illegible]gnen Station einschlagen werde!

2. Ankunft auf Sumatra.

Padang, den 15. Nov. 1892.

So sitzen wir nun in Bruder Dornjafts[1]) Garten unter Palmen, [illegible]mitten der berauschenden tropischen Schönheit, voll Dank gegen Gott, [illegible]er uns bis hierher freundlich geleitet. Doch laßt mich eins nach dem [illegible]ndern erzählen. Vorgestern hatten wir früh noch einen erbaulichen Gottesdienst, zu dem auch einmal aus der ersten Klasse einige erschienen waren. Aber Nachmittags ging's wild her. Wir passierten nämlich die Linie und da muß jeder, der das zum ersten Male thut, gründlich getauft werden. Es gab ein allgemeines Schwemmbad mit Strömen Wassers. Wir Zendelingen kamen noch verhältnismäßig gut weg, besonders unsre [illegible]amen, aber gehörig naß bin ich doch geworden. Überall lauerten Leute [illegible]borgen mit Eimern voll Wasser, und ehe man sichs versah — schwub [illegible] man einen über den Kopf. Ich ertrugs mit Würde und Humor [illegible]m so am besten weg. — Gestern tauchte endlich nach fünfwöchentlicher [illegible] die neue Heimat vor unsern Augen auf und mir wurde sehr feier[illegible] Mute. Gott segne unsern Eingang! Um sie uns lieb zu machen [illegible] uns diese Heimat in entzückender Schönheit. Noch nie habe ich [illegible] gesehen wie gestern und heute. Nur erwartet nicht eine Natur[illegible] denn die tropische Pracht der Palmen, Pisangs, Ananas, [illegible]nd vieler andern mir auch noch dem Namen nach unbekannten [illegible] sich nicht beschreiben, man muß sie sehen. Es wurde [illegible]r Landung kam und wir mußten die Nacht über noch an [illegible]ine Stunde von Padang hat man jetzt einen bequemen [illegible] unser Schiff war eins der ersten, das ihn benutzte. [illegible] ein buntes, fremdartiges, überaus anziehendes Bild [illegible] Menge von Bildern, die das Auge trotz fieberhafter [illegible] konnte. Niasser, Malaien, Javanen, Chinesen, [illegible]päer lärmten und schwärmten durch einander — [illegible] Petroleumfackeln. Alles wieder bunt und phan[illegible] Geschmack. Ich hatte meine Freude an den [illegible] kurzen, sackartigen Hosen und den graziös [illegible]ie sie so gravitätisch einherstolzierten. Wir [illegible] auf Deck, denn bei dem Lärm und unsrer [illegible] Schlaf nicht zu denken.

[illegible] Dornjaft uns abzuholen. Der Eisenbahn [illegible]f Jahre hinaus das letzte mal, daß wir [illegible]e Fahrt ging zwischen Palmen, durch

[illegible]nische Missionar.

Fromme und Gotteslästerer — alles durcheinander. Noch immer sind wir im roten Meere; ich hätte mir dasselbe doch nicht so lang gedacht. Hier und da kommen wir an kleinen Inseln vorbei, so gestern an den sog. 12 Aposteln, Felsenkegeln ohne Vegetation.

Im indischen Ozean, den 2. Nov.

Gestern früh sind wir endlich in Aden angekommen, nachdem wir die nicht ungefährliche Straße Babelmandeb passiert. Zum zweiten Male wurde der unersättliche Bauch des Meeresungetüms mit Steinkohlen angefüllt. Unter viel Geschrei schleppten die fast nackten schwarzen Gestalten Sack auf Sack herbei. Glücklicherweise war der Wind so freundlich, diesmal allen Staub nach der ersten Klasse zu blasen. Die Glut war zu versengend und der Aufenthalt zu kurz, daß wir den geplanten Abstecher ans Land aufgaben. Wir erlebten hier dasselbe Bild wie in Port Said. In winzig kleinen ausgehöhlten Baumstammkanus schwärmten ganze Scharen von Händlern und Tauchern heran; ununterbrochen schrieen die letzteren à la mer, à la mer, ioh, i-oh, damit man kleine Silbermünzen ins Wasser werfe. Einige hatten ihre wellgekräuselten Haare mit Ockererde eingerieben und zusammengedreht, daß ihnen die gelbe Sauce im Gesicht und Nacken herunterlief. Aden selbst präsentierte sich in der Mittagsglut furchtbar öde, kahl, sonnverbrannt, kein grünes Blatt. Die Kasernen in den Felsen schmorten förmlich in der Sonne und mit Grausen dachte ich daran, wie schrecklich es für einen Europäer sein muß, hier sein Leben zuzubringen. Wie froh waren wir, als endlich die Anker gelichtet wurden. Da, o weh, brach an der Dampfmaschine, [illegible] ihn in die Höhe wand, eine Drehscheibe entzwei und wir mußten noch [illegible] end liegen. Endlich sind wir im indischen Ozean, der uns mit ein[illegible] Winde begrüßte.

6. Nov.

Sturm und Regen, sodaß wir keinen Gottesdienst halten konnten. Jetzt fängt die Seereise doch an, etwas langweilig zu werden. Tag für Tag nur Himmel und Wasser und ein Tag gleicht dem andern. Die Abendstunden sind am gemütlichsten, zumal gestern, wo wir das seltene Schauspiel einer totalen Mondfinsternis mitten auf dem indischen Ozean hatten. Wir singen viel und studieren fleißig. Gott sei Dank, daß es hier nicht mehr so heiß ist wie im roten Meer.

8. Nov.

Jetzt nimmt die tropische Regenzeit ihren Anfang. Früh ist es schwül mit stechender Sonne, am Nachmittag giebts dann ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen und Sturm, dann schließt sich abends der Himmel wieder auf und es wird wieder heiß. So gehts Tag für Tag. Das Wetterleuchten am Abend ist so stark, daß oft der ganze Himmel ein Feuermeer zu sein scheint. Und dabei so schwül, daß man im Schweiß gebadet ist, trotz der leichtesten Kleidung.

10. Nov.

An Ceylon sind wir leider in einer Entfernung von 7 Meilen vorbeigefahren. Ich strengte meine Geruchsnerven an, aber von den Zimmetdüften war nichts zu riechen. Die Hitze ist noch arg schlimm, der Regen

peitscht uns ins Gesicht und der Wind treibt sein Schaukelspiel. Gott sei Dank! in wenigen Tagen werden wir in Padang, sein. Wie sehne ich mich nach dem Ende dieser langen Reise und nach dem Anfange meiner Missionsarbeit. Heil dem Tage, wo ich den ersten Nagel zu meiner eignen Station einschlagen werde!

2. Ankunft auf Sumatra.

Padang, den 15. Nov. 1892.

So sitzen wir nun in Bruder Dornsafts[1]) Garten unter Palmen, inmitten der berauschenden tropischen Schönheit, voll Dank gegen Gott, der uns bis hierher freundlich geleitet. Doch laßt mich eins nach dem andern erzählen. Vorgestern hatten wir früh noch einen erbaulichen Gottesdienst, zu dem auch einmal aus der ersten Klasse einige erschienen waren. Aber Nachmittags ging's wild her. Wir passierten nämlich die Linie und da muß jeder, der das zum ersten Male thut, gründlich getauft werden. Es gab ein allgemeines Schwemmbad mit Strömen Wassers. Wir Zendelingen kamen noch verhältnismäßig gut weg, besonders unsre Damen, aber gehörig naß bin ich doch geworden. Überall lauerten Leute verborgen mit Eimern voll Wasser, und ehe man sichs versah — schwub hatte man einen über den Kopf. Ich ertrugs mit Würde und Humor und kam so am besten weg. — Gestern tauchte endlich nach fünfwöchentlicher Fahrt die neue Heimat vor unsern Augen auf und mir wurde sehr feierlich zu Mute. Gott segne unsern Eingang! Um sie uns lieb zu machen zeigt sich uns diese Heimat in entzückender Schönheit. Noch nie habe ich so Schönes gesehen wie gestern und heute. Nur erwartet nicht eine Naturschilderung, denn die tropische Pracht der Palmen, Pisangs, Ananas, Brotbäume und vieler andern mir auch noch dem Namen nach unbekannten Gewächse läßt sich nicht beschreiben, man muß sie sehen. Es wurde dunkel bis es zur Landung kam und wir mußten die Nacht über noch an Bord bleiben. Eine Stunde von Padang hat man jetzt einen bequemen Hafen angelegt und unser Schiff war eins der ersten, das ihn benutzte. Da gab es wieder ein buntes, fremdartiges, überaus anziehendes Bild oder vielmehr eine Menge von Bildern, die das Auge trotz fieberhafter Thätigkeit kaum fassen konnte. Niasser, Malaien, Javanen, Chinesen, Europäer und Halbeuropäer lärmten und schwärmten durch einander — alles grell beleuchtet von Petroleumfackeln. Alles wieder bunt und phantastisch und doch nicht ohne Geschmack. Ich hatte meine Freude an den braunen Burschen mit den kurzen, sackartigen Hosen und den graziös drappierten Überwürfen, wie sie so gravitätisch einherstolzierten. Wir blieben fast die ganze Nacht auf Deck, denn bei dem Lärm und unsrer eignen Aufregung war doch an Schlaf nicht zu denken.

Früh kam dann Bruder Dornsaft uns abzuholen. Per Eisenbahn gings nach der Stadt, wohl auf Jahre hinaus das letzte mal, daß wir mit dem Dampfroß fuhren. Die Fahrt ging zwischen Palmen, durch

[1]) Der in Padang stationierte Rheinische Missionar.

dichte Wälder und Reisfelder, die eben ganz unter Wasser stehend gepflügt wurden, und an Dörfern entlang, die wie Märchen in diese tropische Zauberwelt hineingesetzt waren. Und nun erst Padang selbst. Jedes Haus liegt inmitten eines von Palmen überragten Gartens. Und das sind andre Palmen als die in unsern Gewächshäusern. Die Häuser sind sehr luftig auf Pfählen erbaut, hinten und vorn mit einer großen Veranda. In Dornsafts Hause giebt es nicht ein einziges Glasfenster, da die Fenster doch immer offen sind und man nach jedem Luftzuge hascht. Auf inländischen Wagen, von kleinen windschnellen Sumatrapferdchen gezogen, durchflogen wir die Stadt, wie berauscht von der neuen Welt. Nach unsrer Ankunft hielten wir eine gemeinsame Andacht, Gott dankend, daß er uns soweit glücklich gebracht und seiner Gnade uns weiter befehlend.

16. Nov.

Es wird mir schwer, inmitten all der neuen Eindrücke, die hier auf mich einstürmen, einen geordneten Brief zu schreiben. Heut früh waren wir auf dem Markte, zu dem die Eingebornen von nah und fern mit ihren Waren kamen. Da waren alle Arten Früchte, auch Tabak, Kleidungsstoffe, Geschirr, Hühner, Eier, chinesische Sächelchen. O diese Pracht der Früchte: Kokosnüsse, Bananen, Ananas, Citronen, Brotfrüchte, Feigen, Zuckerrohr und noch viele andre. Die Käufer und Verkäufer bestanden hauptsächlich aus Malaien und Chinesen. Es ging alles ziemlich ruhig und anständig zu. Dann machte ich einen längeren Spaziergang durch die Stadt und schwelgte im Anblick dieser malerischen Pracht. Die Straßen sind breit und sauber, man wandert unausgesetzt in einem großen Garten. Die Kehrseite ist freilich erschlaffende Hitze. Auch haben uns in der ersten Nacht auf Indiens Boden die Moskitos übel zugerichtet, mein armer Leib war über und über wund.

Wir müssen nun ganze 8 Tage hier liegen, bis unser Schiff nach Siboga geht. (Das ist der weiter nordwestlich gelegene Hafen Sumatras, von wo aus die Landreise in das Bataland angetreten wird.) Das ist auch ganz schön so, zumal wir in dem gastlichen Hause des lieben Bruder Dornsaft sehr gut aufgehoben sind und hier täglich viel Neues sehen und lernen. Bruder Dornsaft hat hier eine schwierige Arbeit, zunächst unter den vielen Niassern (von der kleinen Insel Nias, nordwestlich von Sumatra, wo die rheinische Mission auch thätig ist); aber die Arbeit an den Holländern, zumal an den holländischen Soldaten macht ihm die meiste Mühe. Gleich neben seinem Hause steht ein großer Saal zu Versammlungen für die Soldaten, denen er sich jeden Abend widmet. Die Holländer führen hier ein böses, sittenloses Leben; die Kolonialgeistlichen scheinen keine Elitepastoren zu sein, ihre Kirchen sind fast ganz leer. Da will ich doch lieber zu den reinen Heiden . . .

20. Nov.

Heute früh hatten wir niassischen Gottesdienst. Etwa 30 Männer waren da und sehr andächtig. Die Turbane wurden abgelegt und feierlich die Hand gedrückt mit dem indischen Gruß tabe. Von der Predigt verstand ich natürlich kein Wort. Die Niasser sind meist nur kurze Zeit hier, als Diener bei Europäern engagiert und darum oft am Besuche

des Gottesdienstes gehindert. Die Holländer kümmern sich meist nicht um den christlichen Sonntag, dagegen wird der mohammedanische Freitag respektiert. Die niassische Christengemeinde ist klein, etwa 50 Personen, und wechselt beständig. Den Holländern gegenüber hat Bruder Dornsaft einen schweren Stand, auch ist es nur ein kleiner Teil der Soldaten, der sich zu seinen Versammlungen hält. Dennoch steht er in großem Ansehen. Wie grauenhaft die sittlichen Zustände unter den hiesigen Holländern und zumal unter den Kolonialsoldaten sind, das darf ich hier nicht schildern. Scham und Anstand kennen sie nicht.

Das Leben ist hier sehr teuer; man kann zwar alles haben, aber für schweres Geld. Eine Kleinigkeit, die an meinem Horn zu machen war, kostete mich 5½ M. Für das Ausziehen eines Zahnes bezahlt man 20 Gulden (34 M.). Ich bin jetzt ganz indisch gekleidet; diese Tracht ist zwar nicht schön aber sehr praktisch. Ohne Kragen, ohne Strümpfe, ohne Hosenträger trägt man nur eine leichte umgebundene dünne Hose und eine ebenso dünne weiße Jacke. Die Füße sind in leichte Strohpantoffeln gesteckt. Anfangs war es mir greulich, aber es ist unvermeidlich. Es ist hier sehr heiß und ich vergieße bei Tag und bei Nacht manchen Schweißtropfen. An die fremde Umgebung, die ich gern durchstreife, habe ich mich schon ziemlich gewöhnt, freue mich aber sehr, endlich zu meinen Batakkern zu kommen. Ein paar malaiische Brocken habe ich aufgefangen, von meinem bißchen Batasch kann ich aber unter diesen anders redenden Menschen keinen Gebrauch machen . . .

Siboga, den 25. Nov.

So sind wir denn gestern glücklich auch in Siboga gelandet. Am 22. früh 9 Uhr fuhren wir mit dem ziemlich kleinen Küstenschiff von Padang ab. Hier mußten wir 1. Klasse reisen, zusammen mit einigen Offiziersfamilien. Die übrige Gesellschaft bestand aus Inländern, die sich selbst beköstigen und auch für ihr Nachtlager sorgen mußten, vornehmlich Malaien und Chinesen, unter denen es sehr bunt zuging. Bald ging die Seekrankheit los — das gab ein unheimliches Bild. Am 2. Tage wurde auch ich einmal bleich, doch kam es nicht zum äußersten. Die Tapanulibai, in der wir vor Anker gingen, ist wieder unbeschreiblich schön und hinter ihr mein Reiseziel: das Bataland mit seinen hohen Bergen, die freilich teilweis in Wolkenschleier gehüllt waren. Bruder Schrey[1]) kam mit zwei Bräutigams an Bord und als sich die Schauer der ersten Begrüßung gelegt hatten, ruderten wir per Boot ans Land. Eine Menge Batakker waren hier, uns abzuholen. Ich machte gleich einige Sprachversuche, die zu meiner Freude auch leidlich glückten. Nur das Verstehen hatte seine Schwierigkeiten. Es wird mir nicht schwer werden, diese Leutchen zu lieben. Durch Palmen führte unser Weg an dem heidnischen und mohammedanischen Dorfe vorbei zur Station. Bald tauchte das trauliche Kirchlein auf, ein einfaches Holzgebäude mit kleinem Turm, hinter dem die einfache Missionarswohnung liegt, ein Holzhäuschen mit Strohdach. Sehr liebenswürdig wurden wir empfangen, aber es war doch eng in dem

---

[1]) Der in Siboga stationierte rheinische Missionar.

Hüttchen und ich schlief auf der Erde, d. h. auf verschiedenen Wolldecken, eine Vorübung für spätere gewiß noch primitivere Nachtlager. Unter den Batakkern, die uns den ganzen Tag umlagerten, waren auch einige famose Häuptlinge, die sich durch grotesken Kopfputz und ungeheure goldene Ringe in den Ohren auszeichneten. Die Bata sind zwar nicht schön, aber haben etwas Intelligentes in ihren braunen Gesichtern und lachen gern. Bald gings an den Pferdehandel. Einige Händler aus Toba führten uns ihre kleinen muntern Pferdchen vor, das größte suchte sich Bruch aus, weil er so lange Beine hat. Man zahlt für ein gutes Pferd 230—350 Mark. Der Handel erforderte lange Zeit, denn wie alle Orientalen schlagen auch die Bata viel vor, bis man sich endlich auf ein Gebot einigt. Wir bleiben einige Tage hier. Das Auspacken und Umpacken der Kisten für den Transport über die Berge erfordert viel Arbeit . . .

Um die Station herum liegt das Christendorf, viel sauberer als das heidnische; die Christen sind auch viel besser gekleidet als die Heiden. Tags über ists auch hier sehr heiß, so daß man nicht ohne Not das Haus verläßt. Ich spitze tüchtig die Ohren, um das Batasche zu verstehen und das Notizbuch kommt mir nicht aus der Hand. Ich wundere mich selber, daß ich mich mit den Leuten aus Silindung so leidlich verständigen kann. Freilich oft muß ich sagen: ich verstehe nicht, aber die guten Leute geben sich dann alle Mühe, mich zu erleuchten. Auch einen Diener habe ich schon engagiert, Si Djadi, der mein Pferd besorgen und mir überhaupt zur Hand gehen soll. Er stammt aus Silindung und ist hoffentlich ein brauchbarer Mensch. Wie freue ich mich, daß es nun bald in die Arbeit geht . . .

27. Nov.

Heut feierten wir den ersten Sonntag unter den Bata und sind voll Lob und Dank über alles, was wir gesehen und gehört haben. Schon lange ehe der Gottesdienst begann, war der Kirchplatz voll Menschen, Männer und Frauen und Kinder, alle nett gekleidet und uns freundlich begrüßend. Der Gottesdienst verlief ähnlich wie daheim . . Einiges verstand ich. Das Glaubensbekenntnis wurde stehend von der ganzen Gemeinde gesprochen. Der Gesang war frisch und munter, nur furchtbar laut. Sie wollten aber nach Kräften ihr Bestes thun. Die kleine Holzkirche war ziemlich voll, an 300 mochten da sein. Die kleinen Kinder, die die Mütter mit hatten, schrieen freilich bisweilen und dann wurde ihr Durst ganz ungeniert gestillt. Doch waren alle sehr andächtig und ich fühlte mich wahrhaft erbaut. Ein eingeborner Pastor und Lehrer sind hier stationiert. Nachmittags war Singstunde, abends hielt der eingeborne Pastor mit den Ältesten eine Beratung. Wie freuten sie sich, als ich mich auf die Veranda stellte und ein Lied nach dem andern blies . . .

Über das gottlose Treiben der Holländer hat auch Bruder Schrey viel zu klagen. Heut früh noch passierte es, daß ein holländischer Offizier, der hinauf nach Toba geht, wütend zu Schrey gestürmt kam, er solle seine Kulis ziehen lassen. Die Bataschen Häuptlinge haben nämlich ein Gesetz gemacht, welches bei Strafe die Sonntagsarbeit verbietet. Die holländischen Herren reisen nun gerade gern Sonntags, man sagt, um die Christen

zu ärgern. So wollte auch dieser Offizier die Bata zwingen, am Sonntag seine Sachen zu tragen. Nun ist Bruder Schrey hier zum Wächter über das Sonntagsgesetz gesetzt und erlaubt das den Trägern nicht. „Geben Sie meine Leute los“ schrie der Offizier. „Ich darf nicht, die Leute sollen ihre Ruhe haben.“ „Aber ich brauche sie.“ „Und ich gebe ihnen die Erlaubnis nicht.“ „Ich werde Sie beim Kriegsministerium verklagen.“ „Thun Sie das.“ Der Herr entgegnete: „Was schert mich das Christentum, was schert mich der Sonntag“ und reiste doch. Nun wird ihn Bruder Schrey verklagen und bei der Regierung bekommt er recht. Aber es ist ein Skandal, wie sich diese Kolonialherrn betragen. Auf dem Schiff hatte dieser Marssohn eine jammervolle Figur gespielt, als er die Seekrankheit hatte . . .

3. Eine Kirchweih im Batalande.[1])

Huta Barat, den 29. Dez. 1892.

Von Bruder Püse[2]) zur feierlichen Einweihung der Kirche auf dem Filiale Sipahutar eingeladen, brach ich mit Bruder Bruch am 2. Weihnachtsfeiertag nachmittag von Pansur na pitu auf. In Huta Barat war der Sammelplatz derer, die aus dem Thale zum Fest hinaufzogen. In der Frühe des 27. Dezembers rückten wir aus, eine stattliche Karawane: Voran Bruder Metzler, Kulemann, Kessel,[3]) Bruch[4]) und ich stolz zu Roß, Bruder Püse teils zu Fuß teils in dem schwankenden Kasten einer von vier Männern getragenen Sänfte; auch einige Häuptlinge schlossen sich uns zu Pferd an, dann der Posaunenchor von Pea radja und derjenige vom Seminar zu Pansur na pitu, und außer diesen noch eine Schar festfröhlicher Pilger; nicht zu gedenken der Kulis, die Speise, Betten und ähnliche Bedürfnisgegenstände mitnahmen. Der Weg führt an dem brausenden Wasser des Aik Situmandi entlang hinauf aufs Gebirge. Es ist ein herrlicher Blick, den man von oben herab auf den schäumenden, in unzähligen Stromschnellen dahinschießenden Fluß genießt. Nach starker, mehrstündiger Steigung gelangten wir auf die sog. Steppe, ein wildes, von unzähligen, zum Teil sehr tiefen Schluchten zerrissenes Hochplateau, die große Ebene, welche Toba und Silindung verbindet. Führt der Weg durch eine solche Schlucht, dann bleibt nichts übrig, als von den Pferden herabzusteigen und vorsichtig, das Pferd am Zügel haltend, hinunter und drüben wieder hinauf zu klettern, wobei mancher Tropfen Schweiß vergossen wird. Unten ist's dann freilich sehr schön: ein starker Gebirgsbach zwängt sich durch eine Felsenspalte, und ringsum wuchert üppiges Tropengrün. Die Steppe ist mit Ried und Farrenkraut bewachsen und macht

---

[1]) Von Siboga aus war die Reise zunächst nach Silindung gegangen. Den anmutigen Brief, welcher dieselbe nebst den ersten Eindrücken in diesem fast gänzlich christianisierten Gebirgsthal schildert, übergehe ich, da er in den Rheinischen Missions-Berichten (1893,197) seinem Hauptinhalte nach bereits mitgeteilt worden ist. Von Silindung gings dann weiter ins Tobaland, wo die Neulinge Gelegenheit hatten, der Kirchweih auf der Filialstation Sipahutar beizuwohnen.

[2]) Stationsmissionar von Huta Barat.

[3]) Missionare aus Silindung und Toba.

[4]) Warnecks Kamerad, auch ein Kandidat des Predigtamts.

einen eintönig traurigen Eindruck; hie und da sind große Partieen abgebrannt, damit die Asche den Boden düngt und Gras hervortreibt. Wo sich einiges Gras zeigt, weiden Herden von riesigen Büffeln, die den Reiter unheimlich anstieren und von Pferden.

Nachdem wir wohl drei Stunden so geritten waren, zeigte sich von ferne das Filial Huta Gurgur, freundlich zur Rast einladend. Vor dem Dorfe waren die Schulkinder postiert und begrüßten uns mit fröhlichem Gesang. Durch Empfangspforten aus Palmenzweigen ritten wir im Dorfe ein, mit lautem: tabe tuan bewillkommnet von der ganzen Einwohnerschaft der Umgegend. Hier wurde Rast gemacht, denn dieser Ort sollte das Glück haben, die ganze Karawane zum Essen zu beherbergen. Bald wogte der freie Platz um Kirche und Schule von buntestem Leben. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern lärmten, schrieen, lachten durcheinander. Ohne ohrenbetäubendes Geschrei gehts bei den Bata einmal nicht, bei den geringfügigsten Dingen schreien sie sich die Kehle heiser, besonders die Häuptlinge, die so gern kommandieren. Wir quartierten uns in dem Hause des Lehrers ein, stets begleitet von den Honoratioren und von vielen andern, die alle kamen, uns die Hände zu drücken. Die Häuptlinge zeichnen sich aus durch große goldene Ohrgehänge, die durch ihre Schwere das Loch im Ohr unförmig erweitern, und durch einen stets an der Seite getragenen Tabaksbeutel, außerdem auch durch sinnberückende Zungenfertigkeit. Das Lehrerhaus war wohl primitiv, doch aber sauber, sogar mit einigen Ansätzen zum Zimmerschmuck, bestehend aus einem christlichen Bildchen, einer Wandkarte und Kleiderhaken; im übrigen alles batasch. Und das freut mich immer; sie sollen Bata bleiben, soweit sich das mit dem Christentum vereinigen läßt. Draußen auf dem Platz wurden nun große Matten ausgebreitet, auf die sich das Volk, etwa 500 Männer, lagerte. Sie alle wurden von der Gemeinde gespeist. Das dauerte freilich lange, ehe es soweit war, da gab's noch viel zu schreien und zu laufen. Endlich kamen große Säcke und Körbe mit gekochtem Reis gefüllt und ebensolche mit Büffelfleisch. In Gruppen gelagert, empfingen sie auf einem strohgeflochtenen Teller ihre gewaltigen Portionen, erst einen Haufen Reis und dann das Fleisch. Der ganze Büffel wird in kleine Stücke zerhackt und diese mit dem Blut zusammen gekocht, Eingeweide und alles mit. Zugleich hatte jede Gruppe einen irdenen Topf mit Wasser, aus dem jeder sich Wasser über die Hände goß, denn beim Essen sind die Bata streng reinlich — sonst ist das ihre Tugend nicht gerade. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an die Speisung der 5000. Gott gab auch hier seinen Segen, daß es langte. Freilich übrig blieb nichts, dafür sorgen die Bata mit ihrem nie ganz auszufüllenden Magen. Endlich ist alles bereit, das Essen verteilt, die Leute gelagert, aber keiner rührt die Speise an, so verlockend sie ihn auch anduftet. Erst tritt ein Lehrer auf, es wird ruhig, sie nehmen ihre Mützen von den Köpfen und der Lehrer spricht ein Tischgebet. Dann aber gings los: Der Reis wird mit den Fingern zusammengeballt und in den Mund geschoben, Bälle von der Größe einer ausgewachsenen Semmel. Und wie sie schmatzten! Ich ging zwischen den Gruppen auf und ab und freute mich ihres gewaltigen Ver-

speisevermögens. So lange sie aßen, war's auffallend still, denn dies Geschäft erfordert alle Aufmerksamkeit. Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, und die unvermeidlichen Cigaretten wieder qualmten, ging auch das Gespräch mit frischer Kraft wieder seinen Gang. Nachher aßen auch wir, und mußtens uns nun auch gefallen lassen, daß sie uns zuschauten. Ehe wir weiter zogen, wurden noch einige Verse gemeinsam gesungen und Bruder Kessel sprach ein passendes Wort, damit zum leiblichen Segen auch der geistliche nicht fehle.

Nun wieder auf die Rosse. Schön war's anzusehen, wie der Weg durch die öde Steppe belebt war von hunderten von Festpilgern, in roten, blauen, weißen Gewändern, auch die Christen des Filials schlossen sich noch an. So gings wieder etwa zwei Stunden über das Plateau, zuletzt, weil Regen drohte im vollen Galopp. Da winkte von ferne eine schwarz-weißrote Fahne, und daneben das schmucke Kirchlein von Sipahutar. Eine große Menschenmenge stand vor dem Dorf, und wieder sangen die Schulkinder, als wir einzogen. Das war so wunderschön. Das vielstimmige fröhliche „tabe" machte uns recht froh. Welche großen Dinge hat Gott hier auf der verrufenen, früher von Räubern und Menschenfressern bewohnten Steppe gethan! Im Nu waren wir von unzähligen Menschen umdrängt, und nun gings an ein Händedrücken und Grüßen, das schier kein Ende nehmen wollte. Es war unterdes spät Nachmitag geworden. Nachdem sich die Leutlein sattgesehen und der erste Sturm der Begrüßung vorüber war, wurden die Gäste verteilt unter die Bewohner der Gegend. Das ging wieder unter viel Geschrei vor sich, sodaß der Uneingeweihte meinen konnte, es würde bald zu einer Schlägerei kommen. Und doch waren alle Herzen fröhlich. Wir machten dann noch einen Spaziergang, besuchten dabei einige Dörfer, die hier mit tiefen Wällen und hohen Zäunen umgeben, völlig den Eindruck einer Festung machen. Früher ist hier viel Blut geflossen und des Krieges war kein Ende. Nun herrscht Friede und die Wälle zerfallen. Dicht bei der Station liegt auch ein alter Opferplatz, wo man Kinder schlachtete, oder vielmehr durch glühendes Blei, das ihnen in den Mund gegossen wurde, tötete. Wenn die uralten Bäume, die den Platz beschatten, erzählen könnten, würden sie eine lange traurige Geschichte von Krieg und Streit, von Blutvergießen und Qualen armer Opfer berichten. Nun ist der Opferplatz leer und der Kirchplatz gedrängt voll Menschen, die freilich noch nicht alle Christen sind, aber doch zum größten Teil unter der Macht des neumachenden Wortes Gottes stehen. Wir logierten im Hause des dort stationierten Pandita Johannes, eines der tüchtigsten von allen, der uns sein Haus ganz abtrat und sich mit seiner Familie solange in Nebengebäuden behalf. Unser Nachtlager machten wir uns an der Erde. Jeder hatte eine Matratze und einige Decken mitgebracht, und müde wie wir waren, schliefen wir prächtig. Ob die gefürchteten Ratten uns besucht haben, wie wir fürchteten, und ob der Tiger, dort kein unbekannter Gast, unser Haus umkreist hat, weiß ich nicht; ich schlief zu fest, und die andern auch.

Der Morgen des Festtages brach an, sonnig und klar, aber kühl,

denn wir sind ca. 1200 Meter über dem Meere. Kaum hatten wir unsern Kaffee eingenommen und Morgenandacht gehalten, da begann sich der Platz zu füllen. Es waren wohl an 3000 und mehr Menschen, die zusammenkamen, unter ihnen viele Heiden, manche mit langen Haaren, wie sie die heidnischen Tobanesen tragen, mit wilden und neugierigen Gesichtern, zumeist aber Christen, die aus der ganzen großen Steppe herbeigeströmt waren. Der sonnige Morgen beleuchtete bald ein blutiges Bild. Es wurden nämlich die Festochsen herbeigeschafft, die nachher verzehrt werden sollten, und auf dem Platze unter lebhafter Beteiligung aller geschlachtet. Das geht aber nach unsern Begriffen sehr grausam zu: Nachdem unter großem Geschrei (ihr seht, das muß immer dabei sein) das bekränzte Opfer gebunden war, kam ein Häuptling mit einem langen Messer und stieß es dem armen Tier in die Seite, so oft bis es stürzte. Dann wurde ihm der Hals abgeschnitten, 20 Männer hielten das Tier und traten darauf, sobald es fiel. Dann kommt es manchmal vor, daß ein gestochener Ochse sich losreißt und dann alles aufspießt, was ihm in den Weg kommt. So greulich uns die Scene war, so hatten doch die Bata ihren Spaß daran. Es ist ein wildes Volk; wenn sie Blut sehen, ist es, als wenn ein Dämon in sie führe und man hat so seine eignen Gedanken dabei und dankt Gott, daß sie jetzt nur noch Ochsen schlachten. Solch ein Ochse ist übrigens ein kolossales Tier, schwarzgrau, mit mächtigen Hörnern, viel größer als ein deutsches Rindvieh, dazu auch von unheimlicher Kraft. Es dauerte lange, bis das arme Tier verendete. Dann wurde es zerlegt, das Beste für die Tuans herausgeschnitten und alles Übrige zerhackt und mit Blut gekocht. Wohl bekomm's! —

Die Glocken läuten nun zur Kirche. Aber das Gotteshaus kann die Schar nicht fassen, die da versammelt ist. Alles ist gedrängt voll, in den Gängen sitzen sie, die Emporen drohen fast einzustürzen, vor den Fenstern und in den Fenstern stehen und sitzen noch viele, und doch sind auf dem Platze noch hunderte, die nichts hören können. Aber da es sich um eine Kirchweih handelt, muß die Feier doch in der Kirche sein. Die vereinigten Posaunenchöre von Pea Radja und Pansurnapitu setzen mächtig ein und übertönen das Lärmen der unruhigen, nach Plätzen suchenden Zuhörer. Mit Mühe und Not ist es endlich soweit ruhig geworden, daß der Gesang beginnen kann. Dank unsern fleißigen Studien vermochten wir ganz gut dem Gottesdienst zu folgen. Nach kurzer Liturgie und Ansprache von Bruder Püse und mehrmaligem frischem Gesang predigte der Pandita Johannes über den Text: Christus ist darum für uns gestorben, damit wir nicht mehr uns selbst leben 2c. Er predigte gut, kurz und bündig, was sonst eigentlich nicht Batasche Tugend ist. Nach ihm hielt Bruder Metzler die Weihepredigt: Einen andern Grund kann niemand legen 2c. Es war ein lieblicher Gottesdienst in dem schmucken Holzkirchlein, das ganz allein durch den Pandita ohne irgend welche Mithilfe oder Oberaufsicht eines Missionars gebaut und ausgeschmückt ist. Der Typus einer Kirche ist hier zu Lande freilich einfach, aber immerhin ist es doch sehr anerkennenswert, daß die eingebornen Christen schon zu solcher Selbständigkeit und Mitthätigkeit herangewachsen sind. Turm, Altar, Kanzel,

Emporen waren auf das nettste ausgeführt, selbst allerlei originelle, dem Kopfe des geistlichen Baumeisters entsprungene Verzierungen fehlten nicht. Mit feierlichem Gebet und mit der Einsegnung der vier Ältesten schloß die erbauliche Feier. Noch lange aber mußte der Posaunenchor den Steppenbewohnern seine Lieder erschallen lassen. Das war vielen unter ihnen etwas ganz Neues, noch nie Gehörtes, und des Staunens war kein Ende. Von diesen Posaunenchören ist in den Batalanden schon mancher Segen ausgegangen. Für Musik ist der Bata überhaupt sehr empfänglich, wie ich euch ja schon des öfteren schrieb. Den ganzen Tag schallte die Station von den Tönen der Trompeten. Nun flutete die Schar der Festteilnehmer auf dem Stationsplatze umher. Wieder kamen unzählige Mengen, uns die Hände zu reichen und kleine Gespräche anzuknüpfen, für uns Neulinge eine willkommene Gelegenheit, redend und hörend unsere Sprachkenntnisse zu beweisen. Wir Missionare aßen nun zu Mittag, während die Bata, die nur zweimal am Tage essen, noch warten mußten, bis all der viele Reis und das Fleisch gar war.

Nach kurzer Pause fand dann eine volkstümliche Nachfeier statt, diesmal im Freien. Vor der Veranda des Pandita-Hauses, auf der die Redner sich aufpflanzten, lagerten sich die tausende, andächtig lauschend den Worten der Ermahnung und der Einladung, die ihnen noch mitgegeben wurden. Dabei wurden die vielen anwesenden Heiden besonders berücksichtigt. Gesang und kurze Ansprachen wechselten ab, erst redeten einige der anwesenden eingebornen Pastoren, dann sprach noch jeder der Missionare ein kurzes Wort. Einer von ihnen, Bruder Culemann, war früher ein halbes Jahr auf dieser Station gewesen. Jetzt konnte er dankbaren Herzens auf den Gegensatz zwischen damals und heute hinweisen. Damals herrschte Krieg und mehr als einmal bedurften sie militärischen Schutzes, heute eine christliche Festversammlung, ein schönes Gotteshaus, von dem aus reicher Segen in die ganze Umgegend strömt. Gott gebe, daß da manchen alten Heiden, der gekommen war, um den Verlauf des Festes zu sehen, vielleicht auch nur, um mitzuessen, ein Wort Gottes ins Herz getroffen hat. Es war ein liebliches Bild, wie die Menge auf der Erde gelagert lauschte. Ich möchte, daß viele Missionsfreunde daheim so etwas mal sehen könnten. Sie würden gewiß mehr Liebe und Begeisterung dieser großen Sache entgegenbringen, auf der so offenbar der Segen Gottes ruht. Drüben ein alter, grausiger Opferplatz, jetzt verlassen und still, hier eine nach tausenden zählende Schar von Christen und solchen, die nicht mehr fern vom Reiche Gottes sind, verschwunden die heidnischen Greuel, verstummt der Lärm der Trommeln, die zu Krieg und Opfer einluden, und statt dessen erschallen christliche Lieder, und die Menge versammelt sich zu Gebet und zum Hören des Wortes von der Seelen Seligkeit. —

Sobald die sehr gelungene Nachfeier zu Ende war, forderte nun aber auch der Leib sein Recht. Reis und Fleisch sind fertig, große Pisangblätter werden als Teller verteilt, die Leute setzen sich in Gruppen nieder und harren mit Schmerzen, bis endlich das Essen in mächtigen Kesseln und Körben aufgetragen wird. Nun ging's wieder wie am vorigen Tage,

nur in größerem Maßstabe: Aus der Hand zum Mund, unter fröhlichem Schmatzen, dem Zeichen des Wohlschmeckens. Damit erreichte das Fest seinen Abschluß. Höchst befriedigt zogen die Gäste in hellen Haufen zu den Dörfern, wo sie mit echt batascher Gastfreundschaft einquartiert waren. Wir machten noch einen Spaziergang in der milden Abendluft, und besuchten u. a. einen Berg, wo man eine herrliche Aussicht hat über die weite Steppe und ihre tiefen Schluchten, einerseits bis zu den Bergen von Toba und Uluan, von denen wir hier gar nicht sehr weit entfernt sind, andrerseits bis zu den Gebirgen von Angkola. Sumatra ist voll gewaltiger Gebirge mit hohen Spitzen; das macht freilich auch die Verkehrswege um so schwieriger. In einem Dorfe, das wir dann noch besuchten, wurde uns ein Hahn zum Geschenk verehrt und dankend angenommen. Recht ermüdet von all dem Erlebten legten wir uns bald zur Ruhe, nachdem noch verschiedene Leute mit allerhand Streitsachen sich Rat geholt hatten. Am folgenden Morgen in der Frühe sattelten wir dann unsre Pferde und traten den Rückweg an. Noch dampften die Nebel über den bewaldeten Bergschluchten. Wie ritt es sich so herrlich in der frischen reinen Bergluft. Natürlich wurde es bald wärmer, und fünf Stunden im Sattel sitzen hat auch seine Schattenseiten wie alles Irdische. Als wir eine enge Schlucht passierten, wo zur Seite des Wegs der Berg schroff abfällt, ereignete es sich, daß Bruder Eulemanns Pferd, nachdem er selbst glücklicherweise eben abgestiegen war, scheu geworden plötzlich kopfüber herunterstürzte. Es war aber doch nicht schlimm, denn es war vor einen dicken Baum gefallen und durch diesen vor tieferem Hinabrutschen bewahrt. Es wurde wieder heraufgezogen und ohne weiteren Unfall legten wir den letzten Teil unsrer Reise zurück, bis wir am Nachmittag in Huta Barat recht müde anlangten, Gott dankend für seine gnädige Bewahrung und für alles, was wir gehört und gesehen hatten.

Eine Mutter von zahlreichen Christen.

Auf Ceylon im Dschaffnagebiete des Am. Board starb kürzlich hochbetagt eine christliche Witwe Namens Asirvatham, welche einen Kreis von fast 200 lauter christlicher Nachkommen zählte. Sie war mit ihrem Manne, der vor einigen 30 Jahren gestorben, durch den Vater des berichterstattenden Missionars getauft worden. 4 ihrer Söhne erhielten eine höhere Schulbildung, 2 wurden Ärzte, 2 Regierungsbeamte. Auch 3 ihrer Töchter nahmen als Lehrerinnen und Bibelfrauen angesehene Stellungen ein. Als die Mutter starb, lebten 49 Enkel- und 54 Urenkelkinder und am Tage nach ihrem Tode wurde eine Ururenkelin geboren. Rechnet man ihre Schwiegersöhne und Schwiegertöchter hinzu, so betrug ihre gesamte lebende Nachkommenschaft 128 — lauter Christen, gegen 70 Kinder, Enkel und Urenkel waren bereits gestorben. Unter den 128 standen je 10 im Regierungs- und im Missionsdienst. (Indep. vom 19. 4. 94).

Ein schönes Missionsopfer.

Vor ungefähr einem Jahre kam ein alter „Hospitalit“, der sich vor etwa 10 Jahren durch Zahlung einer gewissen Summe Geldes in ein Armenstift eingekauft hatte, zu einem sächsischen Geistlichen und erzählte ihm, daß er sein Ende nahe fühle und nun zur Ausführung bringen wolle, was er seit langer Zeit geplant und wovon kein Mensch etwas wisse. Er habe keine leiblichen Nachkommen und es sei schon lange sein Wunsch gewesen, für den Bau des Reiches Gottes etwas beizutragen. Deshalb habe er so sparsam als möglich gelebt, habe seine Bedürfnisse auf das äußerste eingeschränkt und sich durch Dütenkleben allmählich ein kleines Vermögen erworben, das er der Mission in Ostindien zugedacht habe. Schließlich bat er ihn, seine Aussagen in Form und Schrift zu bringen und sie auf die letzten Seiten seines Sparkassenbuches einzutragen, was dieser auch that, worauf der Hospitalit unterschrieb. Der Mann war früher ein einfacher Handwerker gewesen und war dem Pastor als ein frommer Christ und regelmäßiger Besucher des Gottesdienstes bekannt.

Kurz vor seinem Tode rief er den Geistlichen noch einmal zu sich und überreichte ihm sein Sparkassenbuch mit der Bitte, es an die rechte Adresse zu befördern, was derselbe auch that. Dabei schrieb der Geistliche: „Rührend ist, wie der eine Gedanke ihn jahrelang beschäftigt und bewegt und wie er immer nur auf das eine Ziel bis an sein Ende hingearbeitet hat, wie solches aus seinem Sparkassenbuch ersichtlich ist.“ Die Schenkung beträgt 1760 Mark.

In dem letzten Willen des bald darauf selig Entschlafenen, der auf den letzten Seiten des Sparkassenbuches eingezeichnet stand, war unter anderem folgendes zu lesen:

„Es ist mir eine innige Freude, etwas für meinen Heiland thun zu können, nachdem er alles für mich gethan, mich erlöst, mich zu einem Kinde Gottes gemacht, mir zu einer lebendigen Hoffnung im Leben und im Sterben verholfen hat. Sein Reich zu verbreiten halte ich für die höchste Aufgabe eines Christenmenschen. Denn nur das Christentum bringt der Welt das Heil. „Es darf nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt und bis der Kreis der Erden zu seinen Füßen liegt.“ Meiner Ansicht nach wird für das großartigste aller Liebeswerke, für das Missionswerk, viel zu wenig gethan. Ich möchte gern den Beweis bringen, daß auch ein schlichter, an sich unbemittelter Mann wohl etwas beitragen kann zum Bau des Reiches Gottes, wenn man nur den ernstlichen Willen hat. Dazu habe ich gearbeitet, gesammelt, gespart seit vielen Jahren. Meinen Namen soll man nicht bekannt geben. Ich suche nicht meine, sondern Christi Ehre. Möge er das Dankopfer, das ich Ihm darbringe, gnädig ansehen und möge Er mich am Ende erlösen von allem Übel und mir aushelfen zu Seinem himmlischen Reiche.“

Soweit die schlichten Testamentsworte des Entschlafenen. Sie sind wie der köstliche Duft jener auf Christi Füße geschütteten Narde, deren Geruch das ganze Haus erfüllte. Wer möchte sich nicht beim Durchlesen derselben tief beschämt fühlen! „Was sagen sie dir, lieber Leser?“ (Ev. luth. M. Bl. 1893, 342).

Gulsam Begum.

Am 7. Dez. 1890 wurde in Benares die Mohammedanerin Gulsam Begum getauft, welche ihre hier folgende Lebensgeschichte selbst niedergeschrieben hat.

„Mein Vater war ein sehr gelehrter Mann und lebte in Kashmir. Als er hörte, daß der König von Audh ein großer Gönner der Künste und Wissenschaften war, begab er sich an seinen Hof nach Lacknau, wo er sehr gute Aufnahme fand und vom König hoch geehrt wurde. Derselbe gab ihm die Schwester der Königin zur Gemahlin, und diese wurde meine Mutter. Meine Eltern hatten drei Kinder. Bald nach der Geburt des jüngsten starb mein Vater und zwei Jahre später meine Mutter. Meine Schwester und ich wurden zu dem Vater unserer Mutter gebracht, welcher mich mit dem Fahsöldar (ein vornehmer Beamter) von Audh verheiratete. Mein Mann behandelte mich sehr freundlich und war stolz auf mich. Ich machte viele Reisen mit ihm in die Nordwest-Provinzen Indiens, und namentlich im Königreich Audh. Wir lernten überall Engländer kennen, die in den verschiedenen Städten und Stationen wohnten, aber niemals hörte ich Jesum Christum nennen, oder irgend eine Andeutung vom Christentum. Endlich nach mehreren Jahren zogen wir nach Gorakpur und dort machte ich die Bekanntschaft einer eingebornen Christin, einer vornehmen Witwe, welche mir sehr gefiel. Wir befreundeten uns und sie zeigte mir allerhand Handarbeiten, aber vor allen Dingen erzählte sie mir sehr viel von der christlichen Religion und ich konnte nicht genug von den Geschichten aus dem Leben Jesu hören. Da starb mein Gatte und ich ging zu seinen Verwandten, die in Benares wohnten und bei denen ich 9 Jahre blieb. Von einigen Bekannten in Benares hörte ich, daß Missionarinnen Besuche machten und sprach den Wunsch aus, eine zu sehen. Als mich eine aufsuchte, teilte ich ihr mit, daß ich gut unterrichtet sei und lesen könne, aber ich wünschte die Bibel kennen zu lernen. Wie wurde mir da nach und nach die tiefe Unwissenheit klar, in welcher ich mich befand, und wie schwer fiel mir mein völlig gleichgiltiges Verhältnis gegen Gott auf die Seele. Wenn ich nun vollends die Lehren der Bibel mit denen des Koran verglich, so erschrak ich über die Finsternis, in welcher ich bis jetzt gelebt. Mehr und mehr wurde es licht in mir; ich erkannte in Jesu Christo den eingebornen Sohn Gottes und den Heiland der Welt, den Heiland und Retter der Sünder. Nach manchem Kampf wurde mir klar, daß die Erkenntnis des Heils auch zum Bekenntnis des Heilandes Jesus Christus führen müsse. Ich besprach mich darüber mit den Missionaren. Ich wünschte die Taufe so schnell wie möglich zu empfangen, damit ich von den Verwandten nicht abgehalten werden könne. Dennoch erfuhren sie von meinem Wunsche und Absicht, und am Abend vor der festgesetzten Taufe erreichten sie auf mir verwunderliche Weise, mich in ihrem Kreise einzuschließen und mich gewissermaßen zur Gefangenen zu machen. Aber der Herr erlöste mich aus der Hand meiner Feinde, und durch das energische schnelle Eingreifen der Missionare wurde ich befreit — alsbald getauft, und darf ihm nun dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage meines Lebens.“ —

So weit geht Gulsam Begums Bericht.

Eine der Missionarinnen schreibt noch von ihr: „Wir haben oft schwere Geduldsschulen mit den Bekehrten durchzumachen, welche auch bei aufrichtiger Umkehr doch noch mit alten Gewohnheiten des Unglaubens und Aberglaubens zu thun haben. Aber wir dürfen uns auch an einzelnen Ausnahmen freuen. Zu denen gehört unsre liebe Gulsam Begum, deren Christenleben ein ungewöhnlich festes, harmonisches ist, und eine stumme Predigt für viele andre. Sie liebt ihre Bibel über alles, und benutzt jeden freien Augenblick, um sie zu lesen. Sie hat mit den andern Frauen in unsern Schulen, neben den täglichen, allgemeinen Bibel- und Gebetsstunden, noch Privat-Vereinigungen zu Gebet und Lesen des Wortes Gottes. Wenn ich mit ihr verkehre, möchte ich immer in die Worte St. Pauli ausbrechen: Du bist meine Freude und meine Krone. Es ist Gulsam Begums Freude, daß nach und nach mehrere ihrer Verwandten den christlichen Unterricht begehrten und getauft worden sind. Andrerseits haben ihre Feinde nicht Ruhe gehabt, und an Anklagen und Verfolgungen es nicht fehlen lassen. Doch hat dies ihre Treue und ihren Ernst nur vermehrt und sie immer näher in die Gemeinschaft mit ihrem Erlöser gebracht.

Sie ist eine der besten Gehülfinnen, die wir haben.“ —

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1894.

Blicke in den Gedankengang der Apostelgeschichte als Missionsgeschichte.

Von Konstantin Frick, Pastor in Barmen.

Act. 1, 1—11.

Wie das Christentum seinem Wesen und seinen Wirkungen nach nichts anderes sein will als Weltmission, so ist und will die Bibel als die Urkunde des Christentums, ihrem Wesen und ihren Wirkungen nach nichts anderes sein als Weltmissionsbuch. Und wenn die Apostelgeschichte im Organismus der Bibel Gottes Willen als Weltmissionswillen vertritt, vertreten will und soll, so liegt auf der Hand, wie oberflächlich man urteilt, wenn man meint: die Bibel im allgemeinen, wie die Apostelgeschichte im besonderen enthalte nur hie und da wertvolle Missionscitate, die auf die Mission hinweisen und als Beweisstellen für die Mission dienen mögen. O nein, in der ganzen Bibel ist alles auf die Weltmission angelegt. An dem einen Buch der Bibel, an der Apostelgeschichte wollen wir es uns klar zu machen versuchen. Wir wollen da nicht hineintragen, wir wollen nur den Gedankengang darzulegen versuchen, und es wird uns ganz von selbst in die Augen springen.

Es hat der Herr in seinem Gleichnis von den zehn Pfunden sozusagen den Grundriß der Apostelgeschichte gezeichnet. Ein Edler, der Herr Jesus, zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnähme — das geschah in der Himmelfahrt oder Thronbesteigung, um dann später mit dem Reich belehnet wieder zu kommen — das wird in seiner Wiederkunft geschehen. Inzwischen, während er in der Ferne, im Himmel, ist, hat er zehn Knechten, das heißt der Gesamtheit aller seiner Knechte als das eine, sie alle angehende Pfund den Reichsgottesbefehl, den Weltmissionsbefehl anvertraut: handelt damit, bis daß ich wieder komme, werfet dieses Pfund auf den Weltmarkt, knüpft damit internationale Beziehungen an, missioniert alle Völker und Länder der Erde, erfüllt sie alle mit der Predigt vom Reiche Gottes! So kann es uns also nicht wundern, wenn gleich im 1. Kapitel der Apostelgeschichte der Weltenthron Jesu Christi sich vor unsern Augen erhebt in der Himmelfahrtsgeschichte oder umgekehrt die Himmelfahrtsgeschichte aufgezeigt wird in ihrer weltumfassenden Bedeutung für das Reich Gottes. Lukas will den angesehenen Römer Theophilus ins Wesen und die Wirkungen des Christentums einführen, will ihm den festen und gewissen geschichtlichen Grund dazu unter die Füße geben. Im Evangelium hat er ihm gezeigt, welchen geschichtlichen Anfang das Christentum genommen hat: so und so ist's hergegangen, das hat Jesus gethan

und gelehret. Das Thun ist die Hauptsache, das Lehren ist die Darlegung seines Thuns. In der Apostelgeschichte will Lukas den geschichtlichen Fortgang des Christentums aufzeigen. Was Jesus anfing zu thun und zu lehren, reicht bis zu seiner Himmelfahrt oder Thronbesteigung — es bezweckte die Grundlegung seines Reiches. Was Jesus that von der Himmelfahrt oder Thronbesteigung an — das bezweckte das Zubereiten der Aufrichtung seines Reiches bis zur Vollendung. Von Anfang an hat Jesus Buße und Glauben gepredigt behufs seines Reiches, denn außerhalb seines Reiches ist kein Heil, und kurz vor seiner Himmelfahrt hat er die unerläßliche Bedeutung seines Reiches aufgewiesen für alle Völker der Erde. Sein ganzes Thun und Lehren auf Erden galt der Grundlegung seines Reiches. So werden wir uns nun nicht wundern, wenn Lukas sein Evangelium mit der Himmelfahrt Christi unter dem Gesichtspunkt der Mission schließt als dem letzten Glied der Kette von Jesu grundlegenden Thun und Lehren, und wenn er die Apostelgeschichte wiederum mit der Himmelfahrt Christi beginnt, weil von da aus als dem ersten Glied der neuen Kette die Fortführung seines Reiches bis zur Vollendung datiert. Diese Fortführung seiner Reichsgottesarbeit auf dem von ihm gelegten Grunde läßt er sich darum auch in der 40tägigen Zwischenzeit zwischen Auferstehung und Himmelfahrt in erster Linie am Herzen liegen. Der ganze Unterricht aus der Bibel in dieser Zeit ist ein „Reden mit den Jüngern vom Reiche Gottes," das sich zuletzt praktisch zuspitzen muß in dem Missionsbefehl: „Ihr sollt meine Zeugen sein bis ans Ende der Erde." Zweimal wird dieser Befehl betont als das regierende Wort: „Nachdem er den Aposteln Befehl gethan hatte" und als er sie versammelt hatte, „befahl er ihnen" nämlich in Sachen des Reiches Gottes durch den heiligen Geist. Es war jetzt Zeit, denn er hatte sie sattsam in das Verständnis der heiligen Schrift eingeführt und sie mit seinem Geist vorläufig angehaucht zur Ausrichtung des Amts, das Sünde vergiebt und behält; jetzt vertraut er ihnen den Missionsbefehl an für alle Völker, für alle Kreatur, für die ganze Welt, und dazu bedürfen sie einer noch mächtigeren Ausrüstung mit dem pfingstlichen Wiedergeburts- und Zeugengeist. Weil dieser Geist nicht vom Himmel gesandt werden konnte, ohne daß der Herr gen Himmel gefahren und den Thron eingenommen, so liegt auf der Hand, daß die Apostelgeschichte mit der Himmelfahrtsgeschichte wieder beginnen mußte und zwar unter diesem Gesichtspunkt: ohne Himmelfahrt keine Geistesausgießung, durch Himmelfahrt hindurch zum Pfingstfest, an dem der Herr die ihm eingehändigten Gaben des heiligen Geistes aushändigt an die Jüngerschar. Durch die Johannistaufe wurde nur eine Aufnahme in die Vorschule des Reiches Gottes bewirkt mit vorläufiger Buße und vorläufiger Sündenvergebung — die Jünger wurden dadurch Aspiranten auf den Missionsdienst; durch den Übergang in die Schule Jesu Christi treten sie ein in die Missionsschule. Durch den Anhauch des heiligen Geistes empfingen sie das Amt der Sündenvergebung und Sündenbehaltung, durch die Ausgießung des heiligen Geistes empfangen sie Kraft aus der Höhe zum weltüberwindenden Missionszeugnis aus dem Geiste der Wiedergeburt heraus.

Daß es sich nun aber fortan um die Zubereitung der zukünftigen Aufrichtung des Reiches Gottes handelt, geht aus der Frage der Jünger hervor: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ Das Aufrichten des Reiches beschäftigte also ihre Seele. Ist der Grund gelegt, so muß ja jeder fragen, wann findet denn nun das Aufbauen, das Aufrichten, das Vollenden statt? Solches Aufrichten kann aber äußerlich, d. h. fleischlich, und es kann innerlich, d. h. geistlich, aufgefaßt werden. Wie die Jünger in Sachen des Messias aufhören mußten fleischlich zu denken, so mußten sie auch in Sachen der Aufrichtung des Reiches erst lernen geistliche Dinge geistlich beurteilen: also der Herr wird das Reich Gottes in der äußern theokratischen Form Israels jetzt nicht aufrichten. Andrerseits läßt's der Herr auch nicht bei der Grundlegung des Reiches während seines Erdenlebens bewenden. Diese Grundlegung ohne Fortsetzung wäre dann doch viel zu teuer erkauft; der Herr ist auch nicht wie ein Künstler über seinem Werke hingestorben, so daß es hätte ein Torso bleiben müssen, o nein, er muß es fortführen; ihm sind ja die Hände gebunden durch Gottes ewigen Ratschluß, durch die alttestamentlichen Vorbereitungen in messianischen Weissagungen, messianischen Gebräuchen und messianischen Geschichten; er hat sich selbst gebunden durch die auf Erden gegebene Zusage seines heiligen Mundes. Was Jesus sagt, trifft ein. Wenn Gott mit Samuel also war, daß keins seiner Worte auf die Erde fiel, wie vielmehr wird Gott mit seinem Sohne sein, daß keine Lücke in der Aufrichtung seines Reichsbaues bleibe. So schlägt der Herr den Jüngern nicht den Gedanken der Reichsaufrichtung aus dem Sinn: „Was wollt ihr denn, das Reich Gottes ist ja schon durch mich da und fertig,“ er verweigert nur die Auskunft über das Wann der Aufrichtung im Sinne der völligen Fertigstellung. Das hat der Vater seiner Macht vorbehalten, Zeit und Stunde zu bestimmen, aber an euch tritt jetzt die dringende Aufgabe heran, jener zukünftigen Volldarstellung des Reiches in die Hände zu arbeiten durch Zurichtung des nötigen Baumaterials, und weil es zu diesem überirdischen Reiche nur geschehen kann mit Hilfe überirdischer Geisteskraft, so „werdet ihr die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“

Die Mission hat also mit ihrer Arbeit die Zwischenjahre zwischen dem Unsichtbarwerden Jesu in der Himmelfahrt und seinem Wiedersichtbarwerden in der Zukunft auszufüllen. Es kann das Ende nicht kommen, sagt der Herr Matthäus am 24., es sei denn zuvor das Evangelium vom Reiche Gottes gepredigt worden zum Zeugnis über alle Völker der Erde. Und der Herr läßt die Jünger auch nicht im unklaren über die Marschroute der Reichsgottesarbeit. Er steckt sie mit deutlichen Marksteinen ab: „Und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“ Er will die gesamte Reichsgottesarbeit der Willkür, auch gut gemeinter frommer Willkür, entrücken. Von Anfang an will er ihr den Charakter indelebilis des Gehorsams aufdrücken allenthalben und auf allerlei Weise für alle Zeiten

auch in Sachen des einzuschlagenden und einzuhaltenden Wegs. Bei keiner Arbeit wird und muß also ein Laufen aufs Ungewisse solche Rückschläge erfahren, wie gerade bei der Weltmission. So haben die Jünger auch den Wegbefehl ihres Meisters treulich beobachtet. Von Jerusalem und Judäa hoben sie an; sie gingen dann nicht eher zu Samaria über, als bis die Christenverfolgung unter Saulus, die zu Stephanus Blutzeugentod führte, die Jünger wie befruchtenden Blütenstaub nach Samaria zerstreute; und wie bekannte sich da der Herr zu dem von ihm selbst präparierten Boden, den Philippus nun vor allen in Angriff nahm, um dann nach Jesu Worten das Feld ernteweiß zu sehen. Und die Apostel Petrus und Johannes kamen alsbald hin und empfingen auf die Handauflegung hin die Antwort des heiligen Geistes, daß die Ernte auch wirklich echt sei. Unter Paulus aber begann die Erfüllung des Weltkreises mit dem Evangelium bis ans Ende des damals bekannten Weltkreises (Orient, Occident bis nach Spanien). Jesu Wort aber vom Weg der Mission soll fort wirken bis auf den heutigen Tag, — daß wir die Weltmission im Gehorsam treiben gegen die vorbereitenden und zubereitenden, gegen die wehrenden und winkenden Direktiven des Königsregimentes Jesu; wie auch von keiner andern Missionsarbeit etwas zu erwarten sein soll, als von der Arbeit des Zeugnisses, von der heroldsmäßigen Reichsgottespredigt. Der Bauplan ist Gottes und die Fundamentierung ist durch Christum auf Erden schon geschehen für die ganze Welt, — er ist die Versöhnung nicht bloß für unsere, sondern der ganzen Welt Sünde. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wir aber haben Steinbrüche anzulegen, um die Bausteine zu gewinnen, und sie zu behauen durch die Wahrheit, daß sie für einander und in einander gefüget werden können in der Liebe.

Wie sich die Knechts- und Kreuzesgestalt Jesu auf Erden zu seiner Herrlichkeitsgestalt verhält, so geht die Knechts- und Kreuzesgestalt der Mission vorauf der herrlichen Aufrichtung und Vollendung des Reiches Gottes. Der Herr Jesus unterscheidet Kraft und Macht. Die Mission thut ihre Arbeit in der Kraft des Geistes, der Vater giebt dann in seiner Macht das Signal zur Aufrichtung des Reiches. Die Schächerbitte: Herr gedenke an mich, wenn du in dein Königreich kommst, wird so zur täglichen Bitte der Mission: Herr gedenke an uns, wenn du in deinem herrlichen Königreiche kommst, daß du unsere Bausteine brauchen kannst! So herrlich wird die Wiederkunft Jesu in den Wolken des Himmels zur Aufrichtung seines Reiches werden, wie seine Thronbesteigung in der Himmelfahrt war. Nur wer bei der Reichsgottesarbeit es mit der Kraft des Geistes hält und nicht nach Machtentfaltung strebt, versteht die Aufgabe der Kirche in den Zwischenjahren; damit richten sich alle Machtbestrebungen der katholischen Kirche wie alle Machtgelüste in der evangelischen Kirche. Es sind Konfusionen und falsche Anticipationen.

So wissen wir nun, daß der Herr Jesus auf dem Thron der Herrlichkeit sitzt, angethan persönlich mit aller Gewalt im Himmel und auf Erden; wir wissen weiter, daß sein königliches damit begonnenes

Wirken zum Ziele hat: die Aufrichtung des Reiches in der Zukunft mit aller Machtentfaltung des Vaters, daß es als das Meisterstück aller Meisterstücke in innerer und äußerer Vollendung erscheine, daß die Zwischenjahre des Reiches bis zur herrlichen Vollendung mit der Zwischenarbeit der Mission ausgefüllt werden müssen zum Behuf der Beschaffung lebendiger Bausteine; wir wissen endlich, daß diese Mission allein getrieben werden kann als Kraftmission durch persönliche Kraftzeugen in der Kraft des heiligen Geistes. Es wird uns von Lukas jetzt näher erzählt, wie diese ersten Missionare nun für ihren weltumfassenden Dienst zubereitet und ausgerüstet wurden.

Kap. 1, 12—26.

So ist also der Thron Jesu gleich im Anfang der Apostelgeschichte aufgerichtet, die Missionsarbeit muß nun alsbald in Angriff genommen werden. Das Herbeischaffen der Bausteine ist unsere Sache, das Aufrichten oder Zusammenfügen des Baues am Ende der Tage ist des wiederkommenden Herrn Sache. Zur Missionsarbeit gehören aber die rechten Missionare. Um Fertigstellung der Jünger als Weltmissionare geht es nun zunächst. Da unterscheiden wir die Rüstzeit und die Weihestunde. Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten in den zehn Tagen fand die Rüstzeit, zu Pfingsten fand die feierliche Weihe der Zeugen Christi statt. Das bleibt nun auch für immer Regel im Reiche Gottes: erst die Rüstzeit, dann die Weihe der Jünger zu Weltmissionaren.

Von der Rüstzeit ist nun zunächst in der 2. Hälfte des 1. Kapitels die Rede. Da findet ein Leben und Weben in Christi königlichen Befehlen und Verheißungen statt, da gilts bereitstellen die Vollzahl der Werkzeuge. Die Jünger waren nicht einen Augenblick zweifelhaft, wie sie die Rüstzeit auszufüllen hatten. Nicht mit Vielleserei und Vielthuerei, diese heutigen Zeitseuchen, die die wertvollsten Kräfte vor der Zeit verzehren, sondern mit dem konzentriertsten Leben und Weben in Christi Befehlen und Verheißungen. Christi Befehl lautete: weichet nicht von Jerusalem! Und Christi Verheißung lautete: ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, daß ihr Zeugen seid. Diesen Befehl und diese Verheißung hatte der Herr zu treuer und gehorsamer Hand in ihre Herzen niedergelegt, so lebten und webten sie nun darinnen, bis der Tag der Pfingsten sich erfüllte. Da besprachen sie sich nicht erst mit Fleisch und Blut, da ließen sie nicht erst Tag und Stunde verstreichen, ehe sie sich daran gaben. Da wandten sie direkt um gen Jerusalem vom Ölberge, wo der Herr soviel erfahren an tiefster Beugung, wie ein Wurm im Staube und von höchster Erhöhung zum himmlischen Königsthron, wo sie so manchmal mit ihm im Gebet und Gespräch verweilt, vom Ölberg, der nach Sacharja auch bei der Wiederkunft des Herrn wieder im Vordergrund stehen wird: da werden seine Füße dereinst wieder stehen; da wird das Reich Gottes zur herrlichen Machtentfaltung gelangen; da wird der Herr König sein über alle Lande, der Herr nur einer, sein Name nur einer. Zu Jerusalem angelangt besteigen sie den Söller und nun leben und weben sie in Christi Verheißungen. Sie warten einmütig und beharrlich unter Beten und Flehen auf die

Verheißung des Vaters, die allergrößte, die Christus ihr Herr an sie weiter gegeben. Es sind die elf Jünger, dazu noch andere Christenleute, wie Maria, die Mutter Jesu und die mittlerweile gläubig gewordenen Brüder Jesu. Ist das Maß einmütigen und beharrlichen Gebetes erfüllt, dann, aber auch dann erst ist Pfingsten erfüllt. Und zu einmütigem und beharrlichem Beten um den heiligen Geist kommt's nur, wenn alle einmütig und beharrlich leben und weben in denselbigen Befehlen und Verheißungen Christi.

Zum andern ist die Vollzähligmachung der Arbeiter nötig. War durch Judas Selbstmord eine Lücke entstanden, so mußte sie bis Pfingsten ausgefüllt sein, das Gefäß zur Aufnahme der Geistesausgießung durfte keinen Riß haben. Je mehr Gefäße, desto mehr Aufnahme des heiligen Geistes, „mehr Arbeiter" war Jesu heißes Anliegen, das er auch zu dem unsrigen gemacht wissen wollte. Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter, bittet den Herrn der Ernte um mehr Arbeiter. Der Menschenfischer Petrus, der aus seinem Fischerberuf weiß, wie nötig Reparaturen sind, trägt sofort den Notstand vor und dringt nach Klarlegung auf Abhilfe. Petrus bringt Judas Verbrechen und Selbstmord nicht so zur Sprache, daß er ihn richtete, diesen Rädelsführer im Verrat und in der Gefangennahme Jesu, sondern so, daß er den traurigen Fall ins Licht des göttlichen Wortes stellt, um die Jünger darüber zu trösten, daß so etwas aus ihrer Mitte heraus geschehen konnte. Es war auch diese Judasthat durch den göttlichen Ratschluß mit hinein verordnet in den Leidens- und Sterbensweg Jesu, doch so, daß das Wehe den treffen mußte, der sich dazu hergab. Die Abhilfe ist aber auch im göttlichen Wort im voraus schon gefordert: „Sein Bistum empfange ein andrer." Wer kann da in Frage kommen? nur einer unter den Männern, „die bei uns gewesen sind die ganze Zeit über, welche der Herr Jesus unter uns ist aus- und eingegangen," also während der Zeit der öffentlichen Wirksamkeit „von der Taufe Johannis an bis auf den Tag, da er von uns genommen ist, ein Zeuge seiner Auferstehung." Die Jünger hatten die Qualifikation aufzustellen und zu prüfen; sie traf bei Joseph, genannt Barsabas, mit dem Zunamen Just und bei Matthias zu, andere konnten sie nicht finden. So mußten sie nun die beiden der Entscheidung des Herrn, als aller Herzen Kündiger und einigem Erwähler unterbreiten; der Herr durchschaut allein die Herzen und er giebt Jerusalem Prediger, er setzt welchen er will, zum Apostel; nicht wir erwählen ihn, sondern er erwählt uns. So rufen sie den Herrn an als aller Herzen Kündiger, daß er anzeige, welchen er bereits erwählet hat unter den zween, daß einer empfange „Dienst und Sendung". Nicht als Freibeuter soll er wirken, sondern kraft der Sendung und all sein Wirken soll nichts anderes sein als Dienst. Sie begehren nun nicht Zeichen und Wunder, sondern gehen den untersten Weg, der vom Alten Testament her ihnen gestattet und durch das Vorbild der Väter geheiligt war, sie werfen das Los, wie wir ja auch heute noch bei Wahlentscheidungen zum Lose greifen. Dazu kam: der heilige Geist war noch nicht ausgegossen, der später direkter durch Verlegen und Öffnen der Wege in der Apostel Leben ein-

griff. Das Los fiel auf Matthias, und er ward zugeordnet zu den elf Aposteln.

So gilts die Rüstzeit ausfüllen heute noch: wir müssen noch ganz anders wieder leben und weben in Christi Befehlen und Verheißungen, im direkten Gehorsam und unumstößlichen Vertrauen, müssen einmütig und beharrlich beten um den heiligen Geist, müssen gelichtete Reihen der Arbeiter sofort wieder auszufüllen suchen, den Notstand erkennen und klar legen, auf die rechte Qualifikation achten, Dienst und Sendung betonen, die Entscheidung dem Herrn aller Herzen Kündiger und einigem Erwähler betend unterbreiten und den untersten, schlichtesten Weg der praktischen Ausführung gehen, ohne Zeichen- und Wundersucht. So wird der Herr heute noch für den fortwährenden Nachschub von Weltmissionaren sorgen.

Untersuchungsreise nach Samosir.

Aus den Briefen des Miss. Joh. Warneck.

Balige, den 27. März 1893.

Am 22. März 1893 traten wir ihrer 7 unter Führung von Br. Nommensen die längst geplante Reise nach Samosir an. Drei große batasche Boote lagen am Strande bereit, als wir in der Morgenfrühe uns dort versammelten, und viele Älteste und Häuptlinge aus Balige schlossen sich uns an. Unter einem Bataboot denkt euch einen sehr großen, etwa 1½ Meter dicken ausgehöhlten Baumstamm, lang und schmal, aber schnellfliegend, wenn viele kräftige Hände die Ruder im Takt eintauchen. Freilich man muß darin sehr stille sitzen, denn die geringste Bewegung bringt das Fahrzeug in höchst bedenkliche Schwankung. Vorder- und Hinterteil sind mit Schnitzwerk, Malereien und Roßschweifen geschmückt. Auf den Boden gekauert sitzen je zwei Ruderer nebeneinander; die Ruder sind kurz und laufen in Riemen wie bei uns. Wir erhielten nur ein schmales Brettchen als Sitz angewiesen, kaum eine Handbreit über dem nassen Schiffsboden. Nun hieß es, stundenlang in kauernder Stellung ganz still sitzen, gerade keine beneidenswerte Situation. Die Ruderer fingen bald an, ihre eigentümlichen Weisen zu singen, nachdem mit einem vielstimmigen le — le — le — le — le — le das Boot in See gestoßen worden war. Einer fängt an und erzählt singend in kurzen Strophen, die andern wiederholen im Chor den Refrain.[1]) Dazwischen wird mit den Rudern im Takt auf den Bootrand geschlagen. Pfeilschnell fliegt

---

[1]) In einem späteren Briefe giebt er den Inhalt eines solchen Gesanges an.
Vorsänger: Wir fahren einen Tuan (Herr, Lehrer).
Chor: Ja, das ist wahr.
Vorsänger: Wir fahren einen großen Tuan.
Chor: Ja, das ist wahr.
Vorsänger: Wir fahren einen so großen Tuan, wie wir noch nie einen gefahren haben.
Chor: Ja, das ist wahr.
Vorsänger: Wir kriegen ein Trinkgeld.
Chor: Ja, das ist wahr.

das Boot dahin über die tiefe, bald blaue, bald grüne Flut. Allmählich rollt sich das Bild unserer Insel auf. Hinter einem schmalen Strande steigt das Gebirge gleich hoch auf, an vielen Stellen zerklüftet. Die Insel ist ziemlich groß, man kann allein ihre Südseite nicht an einem Tage abschreiten. Der See ist hier sehr breit; wir ruderten etwa vier Stunden, bis wir gegen Mittag am sandigen Strande anlegten. Das Dorf, in das uns einer der Häuptlinge durch fruchtbare Reisfelder führte, war mit einer hohen, dicken Erdmauer umgeben, die mit Bambu dicht bepflanzt war. Ein schmaler, niedriger Eingang, der leicht verrammelt werden kann, bringt uns durch den drei Meter dicken Erdwall in das Innere. In jedem der wenigen großen Häuser wohnen mehrere Familien, in dem schönsten der Häuptling. Es hat ein steiles, geschweiftes Dach, das vorn schön bemalt und mit Schnitzwerk versehen ist. Unter dem ersten Stockwerk, zu dem man durch eine Leiter hinaufsteigt, hausen des Nachts Schweine, Rinder und Pferde, und im Dorfe treibt sich eine große Herde Hunde herum, die des Abends einen wahren Höllenlärm machten. Vor den Häusern sitzen die Frauen und weben bunte Kleider mit viel Geschick und Geduld, oder sie stehen vor dem großen Troge und stampfen Reis. Die glücklichen Kinder genießen unbeschränkte Freiheit.

Wir als vornehme Gäste bekamen als Hotel den größten der drei stattlichen Sopos (Gemeindehäuser) angewiesen. Die offenen Wände hatten sie mit Matten behängt und unsren Fußboden mit Matten belegt. Leider war die Decke so niedrig, daß wir nicht aufrecht in dem Salon stehen konnten. Wir setzten uns also bald auf Reissäcke, bald auf den Boden und nahmen der Abwechslung wegen noch manch andre mögliche und unmögliche Sitzung oder Liegung ein, denn Stühle, Bänke u. dergl. waren unsern Gastfreunden noch unbekannte Dinge. Natürlich waren wir beständig von vielen Neugierigen umlagert, die beharrlich aushielten, bis wir uns schlafen legten. Auf den ersten Blick war ersichtlich, daß unser Landungsort nicht zur Stationsanlage geeignet war, dennoch wäre es eine Beleidigung des betreffenden Häuptlings gewesen, hätten wir nicht bei ihm übernachtet. Da wir außer einer Tasse Kaffee den ganzen Tag nichts genossen hatten, war es Musik in unsern Ohren, als wir gegen Abend hörten, daß man ein Schweinchen schlachtete. Schnell wurde noch ein erquickendes Bad im nahen See genommen; dann gings zum lecker bereiteten Mahle. Messer, Gabeln, Löffel gabs nicht. Wir aßen also ganz batasch: auf dem Boden sitzend, in der linken Hand den Teller mit dem trocken gekochten Reis und einigen Stücken Fleisch, mit der rechten den Reis zusammenballend und in den Mund praktizierend, eine Kunst, die mir nicht sofort geriet. Da man vorher und nachher die Hände wäscht, so ist diese Art zu essen ganz anständig. Es schmeckte uns auch prächtig und das war die Hauptsache.

Vorsänger: Wir kriegen ein großes Trinkgeld.
Chor: Ja, das ist wahr.
Vorsänger: Wir kriegen ein so großes Trinkgeld, wie wir noch nie bekommen haben.
Chor: Ja, das ist wahr.

Nach dem Essen wurde ein trübes Lämpchen gebracht, dessen Schein eine bunte Versammlung beleuchtete. Wir sangen den Leuten etwas vor und sie hörten mit weitgeöffnetem Munde zu. Dann wurde ihnen Gottes Wort gesagt und über unser Kommen verhandelt. Mir thaten von diesem Herumhocken alle Knochen im Leibe weh, und ich wußte schließlich nicht mehr, wo ich meine Beine hinthun sollte. Die Schlafstätte machte sich jeder, so gut er konnte, mit Strohmatten, die wir mitgebracht. Br. Pilgram und ich schliefen sogar in Hängematten, die wir sehr kunstvoll befestigt. Ich recht gut, aber der arme Br. P. wurde unsanft durch einen Ziegenbock gestört, der von außen hinaufgeklommen war und trotz aller Scheuchversuche an der Matte schnupperte und knupperte.

Am frühen Morgen zogen wir weiter zu neuen Thaten, der Häuptling, zu dem wir kamen, ein wohlbeleibter Herr, wollte uns durchaus zu Nacht behalten, obgleich es erst früh 8 Uhr war, aber wir konnten doch nicht hier den ganzen Tag vertrödeln. Nach stundenlangem Aufenthalte und freundlicher Bewirtung versprachen wir, daß ein Teil von uns abends wiederkommen und seine Gäste sein sollten. Nun brachen wir auf nach der Landschaft Nainggolan, die uns sofort anmutete; sie schien fruchtbar und gut bevölkert, hatte Wasser und Bauholz, der Reis stand in Blüte und die Luft war frisch und rein — kurz es hieß: hier laßt uns die Station anlegen. Wir wurden auch mit den Häuptlingen handelseinig. Sie schenkten uns ein Gebiet von 200 Schritt im Quadrat, verpflichteten sich, um das Grundstück einen Wall und Graben zu machen und wünschten, daß wir sobald als möglich kämen. Wie freute sich meine Seele, daß nun der Vogel sein Nest gefunden hatte. . Etwas einsam wirds werden, aber das thut nichts; mancher Missionar hats noch einsamer. Die Leute waren höflich, gefällig und freuten sich, daß sie einen Lehrer haben sollten.

Gerade vor der zukünftigen Station liegt ein großer Marktplatz; da saßen eine Menge Menschen, die kauften und verkauften: Reis, Mais, Indigo, Petroleum, Tabak 2c., im Hintergrunde Gruppen spielender Männer. Das Spiel ist leider eine böse Leidenschaft der Bata. In den christlichen Landschaften ists verboten und mit Gottes Hilfe wird es auch hier überwunden werden.

Wir bestiegen nun ein Boot, um der Küste entlang das Land weiter zu besehen. Aber diese Wasserfahrt war ein Vergnügen eigner Art. Erst dauerte es wieder lange, lange, bis sich Ruderer fanden. Die Sonne versandte glühenden Brand und in dem Boote kauerten wir wie Hühner auf einer Stange, die zwischen die Wände eine Handbreit über dem Boden eingeklemmt worden war. Die Situation war peinvoll und schon nach einer Viertelstunde meinte ich, ich könnte nicht mehr, ich mußte aber können. Das Boot war voll Menschen und schwankte bedenklich. Über zwei Stunden dauerte diese Vergnügungsfahrt. Ein Häuptling begleitete uns, der früher ein gefürchteter Seeräuber gewesen war, jetzt sich aber sehr um unsre Gunst bewarb. Ich werde wohl noch viel mit ihm zu thun haben. Übrigens war er höflich und voll graziöser Würde. . .

Abends gingen wir ihrer vier unsrer Absprache gemäß zu dem Ompu Lallal, um bei ihm zu übernachten. Um ein kleines Lichtlein saßen wir

mit einer Menge Leute und sagten ihnen Gottes Wort. Der Häuptling, ein feister, freundlicher Mann, der einiges Interesse zeigte, führte auf ihrer Seite das Wort. Er erzählte, daß er im Begriff stehe, noch eine zweite Frau zu nehmen, erklärte aber, als er gehört, wenn er „lernen" wolle, dürfe er das nicht thun, seiner neben ihm sitzenden Frau: „Nun sei ruhig Mütterchen, ich thue es nicht." Darob freute sie sich sehr und brachte uns zum Dank einen Korb mit Pisang. Ich befreundete mich mit dem niedlichen Söhnlein des Häuptlings, was ihm wohl gefiel. „Er soll bald zu dir kommen, lernen und dein Freund werden," sagte der Alte.

Der Reihe nach hielten wir dann alle Ansprachen, zuletzt auch ich, so gut es ging. Ich drückte ihnen meine Freude über ihre Willigkeit aus, mich aufzunehmen und sagte ihnen, was ich bei ihnen wollte. Auf jede Ansprache antwortete einer von ihnen mit freundlichen Worten. Wie freute sich mein Herz über diesen guten Anfang. Unter den Anwesenden erregte mein größtes Interesse ein Mann, der uns schon in Balige besucht und seine Geschichte erzählt hatte. Er ist bereits durch die Predigt der eingebornen Evangelisten aufgeweckt worden, führt ein Gebetsleben und hat um seines christlichen Bekenntnisses willen Spott ertragen. Es kam auch sonst schwere Trübsal über ihn. Seine Frau und ein Kind starb und sein Haus brannte ab, aber er blieb fest im Glauben und hielt an am Gebet. Dieser Mann, an dem die vorlaufende Gnade schon so sichtlich gearbeitet, kann vielleicht bald getauft werden. Wir saßen bis 11 Uhr, sangen dann noch ein Abendlied und schliefen dann einen gesunden Schlaf, von unsern treuen Begleitern umlagert.

Der Morgen vereinigte uns wieder mit den Genossen und obgleich unsre Aufgabe gelöst war, besuchten wir doch noch einige Dörfer. Bei einem der Häuptlinge, einem imponierenden Manne mit einer wirklichen Herrschermiene, mußten wir bleiben, stundenlang auf einem niedrigen Reissack sitzend und Zeuge sein, wie uns zu Ehren ein stattliches Rindvieh geschlachtet wurde. . Beim Verteilen des Fleisches giebts leicht Streit, weil jeder genau nach Rang und Stand bekommen muß, was ihm gebührt. . Auch in einem andern Dorfe, das einer Lichtung auf einem hohen Berggipfel glich, wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Nommensen mußte dem Häuptling seine Brille leihen, die er dann während der ganzen Zeit nicht von der Nase ließ. Er trägt den schönen Namen Ompu Langangang. In den stundenlangen Verhandlungen habe ich Nommensen bewundert. Mit unendlicher Geduld hört er alles an, spricht selbst sehr wenig, dann aber immer so, daß es trifft. Die Bata sind schlaue Kunden, aber Nommensen ist ihnen über. Er ist der bei weitem angesehenste Mann im Lande und darum war es mir so wertvoll, daß er selbst mitgegangen war und den Stationsplatz ausgesucht hatte. Am Abend gab es wieder viel Parlamentierens. Eine Zeit lang belustigten sich die Leute damit, sich unsre Namen einzuprägen, und zwar thaten sie das so laut, als das Zeug nur herhielt. Mit meinem Namen gings ziemlich gut, die andern wurden meist umgebildet. So sagten sie statt Bruch immer Buruk, das heißt aber alt, verschlissen, wodurch Bruch

nicht gerade erbaut wurde. Unsre Nachtruhe wurde durch eine Herde Hunde leider grausam gestört. Früh um 3 Uhr waren wir daher schon wieder auf den Beinen und um 6 Uhr war es glücklich so weit, daß wir abfahren konnten. Und nun schenke Gott zum guten Anfang einen guten Fortgang, eine gute Mitte und ein gutes Ende. Es ist ja seine Sache, an der wir stehen.

Die Einweihung des Missions-Spitals in Kodakal.[1])

Von Dr. Liebendörfer in Kalikut (23. Juni 1893).

Am 11. Juni 1893 hatten wir die große Freude, auch in Kodakal, der Station, welche im Lauf der letzten Jahre vom Herrn so reich gesegnet wurde, ein kleines Spital einzuweihen. Die Notwendigkeit hierzu drängte sich mir und dem Vorsteher jener Gemeinde, Br. Jaus, schon seit längerer Zeit auf, da viele der neuangekommenen Christenfamilien an Krankheiten aller Art zu leiden hatten und das Missionshaus an manchen Tagen eher einem Spital glich, das von Hilfesuchenden und Leidenden umringt war. Andererseits ist das nächste Spital der Regierung zwei Stunden weit entfernt, so daß es vielen Schwerkranken geradezu unmöglich war, sich dorthin zu wenden. Die Gemeinde in Kodakal zählt nun mehr als 1000 Seelen, ist also größer als unsere Gemeinde in Kalikut. Wenn irgendwo, war es daher geboten, dieser Gemeinde auch in Krankheitstagen Hilfe zu bringen. Beschleunigt wurde unser Vorhaben noch dadurch, daß in diesem Frühjahr die Pocken in der Gemeinde so sehr grassierten, daß innerhalb fünf Monaten gegen 40 Personen denselben erlagen. Neben aller andern Arbeit war es daher einfach ein Ding der Unmöglichkeit für Geschwister Jaus, allen diesen Kranken die nötige Hilfe und Pflege angedeihen zu lassen.

Da im Januar dieses Jahres meine zwei Gehilfen ihre Ausbildung in Neyur vollendet hatten, so beschloß ich, den einen derselben, Jonas Jesaja, nachdem er vorher noch einige Monate bei mir im hiesigen Spital sich eingelebt hatte, nach Kodakal zu versetzen und selbst von hier aus häufige Besuche dort abzustatten. Unterdessen besorgte Br. Jaus den Bau des Spitals nach dem Muster des hiesigen, natürlich kleiner. Mit Ausnahme der Steinsäulen, welche die Bedachung mit Ziegeln ermöglichen, wurde es aus Erdsteinen errichtet. Es hat drei Zimmer, eines für Männer und eines für Frauen. Das dritte Zimmer wird als Sprechzimmer benützt, während die wartenden Patienten in der Vorhalle Schutz vor Sonne und Regen finden. Die Krankenzimmer enthalten je drei Betten.

Die Kosten des Baus und der Einrichtung, die nur auf das Allernötigste beschränkt ist, belaufen sich auf etwas über Rs. 300 (= 400 Mk.),

---

[1]) Dieses Spital ist eine Filialanstalt der ärztlichen Baseler Mission in Kalikut. Über Kodakal vergl. A. M.-Z. 1893, 573. — Abdruck aus dem Schriftchen: An die Freunde des ärztlichen Zweigs der Baseler Mission. 1894. S. 18.

die wir größtenteils durch Sammlungen in Kalikut und Kodakal aufgebracht haben. Bei Engländern und Eingebornen sandte ich eine Liste mit einem Brief herum, welcher die Geschichte der Station in kurzen Zügen enthielt, worauf das nötige Geld gezeichnet wurde. Auch die Gemeindeglieder von Kodakal trugen ihr Scherflein nach Kräften bei, und diejenigen, welche nichts hatten, arbeiteten 1—2 Tage umsonst am Bau. Ein Mohammedaner stiftete eine Bettlade, und es fügte sich so, daß der erste Patient, der in das Spital aufgenommen wurde, ein schwer verwundeter Mohammedaner aus der Umgegend war.

Auf diese Weise entstand in einer der günstigsten Lagen Kodakals, im Mittelpunkt der weithin sich erstreckenden Kolonie, das Spital, das zugleich auch eine Zierde für den Platz ist. Wir hoffen zu Gott, daß es mit der Zeit nicht nur für die Christen, sondern auch für die zahlreichen Mohammedaner und Heiden der Umgebung zum Segen gereiche. Wir gedenken uns um einen jährlichen Beitrag für die Arzneien an die Regierung zu wenden, der uns voraussichtlich nicht abgeschlagen werden wird, und hoffen auf diese Weise der Mission keine weiteren Ausgaben zu verursachen und dieses Werk, wie bisher, mit den eingehenden Gaben und freiwilligen Beiträgen zum Segen des Volkes weiter führen zu können.

Trotz des strömenden Regens versammelte sich doch Sonntag nachmittag, den 11. Juni, ein großer Teil der Gemeinde in dem von Christen festlich dekorierten Spital. Auch der Singchor ließ es sich nicht nehmen, zur Verschönerung der Feier mehrere Lieder vorzutragen. Br. Jaus eröffnete dieselbe mit Gebet und einer kurzen Ansprache auf Grund von Luk. 10, 8—9: „Und heilet die Kranken, die daselbst sind und saget ihnen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch kommen.“ In meiner Ansprache dankte ich allen, die zur Errichtung dieses Baus thätig mitgeholfen hatten, und setzte ihnen den Zweck dieses Spitals, das auch ein Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums sein sollte, auseinander. Ich erzählte ihnen auf Grund einer neulichen Reise nach Madura, wie sauer es sich die Heiden werden ließen, ihren Götzen, die noch nie auch nur ein einziges ihrer Gebete erhört hätten, Gaben und Opfer darzubringen.

Dort wurde ich in dem berühmten Tempel der Minachee herumgeführt, wo den ganzen Tag über Pilger und Wallfahrer aus allen Teilen Indiens vor den Götzenschreinen betend und opfernd herumliegen, wobei es aber infolge des beständigen Trommelns, des Geschreis der Papageien, die in vielen Käfigen aufgehängt sind, des Trompetens von Elefanten, des Lärms aus den umherliegenden Krämerbuden so sinnbetäubend zugeht, daß man froh ist, wieder an die freie Luft herauszukommen. Es wurden mir auch die im Tempel aufgespeicherten Schätze gezeigt. Da ist z. B. ein einziger Juwel, für den der Prinz v. Wales 40 000 Rupien geboten hat, ein Tischteppich gestickt mit lauter echten Perlen im Werte von 20 000 Rupien. Da sind Götzen, Elefanten, Kühe ꝛc. in Lebensgröße aus reinem Silber; da sind goldene Palankine und Edelsteine jeder Art und Größe im Werte von vielen Millionen. Auf meine Frage, woher diese Schätze stammten, antwortete der Verwalter, es seien teils Gaben von Fürsten, teils solche von Pilgern

und Wallfahrern, die hierher kämen, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten.

Etwa eine Stunde von Madura entfernt wurde an demselben Tage auch wieder das Schwingfest gefeiert, wozu sich unzählige Menschen drängten. Früher war diese Grausamkeit von der Regierung verboten, wurde aber voriges Jahr zum erstenmal wieder ausgeübt, leider ohne daß die Regierung eine entschiedene Stellung dagegen eingenommen hätte. Einem Manne, der sich zur Erlangung eines höheren Grades von Heiligkeit freiwillig dazu hergiebt, werden in betrunkenem Zustande zwei eiserne Haken in das Fleisch des Rückens unter den Schulterblättern eingehängt, dann wird er mittelst eines am Götzenwagen befestigten Seiles etwa 80 Fuß hoch in die Luft gehoben und zwei Stunden unter furchtbarem Geschrei der nach Tausenden zählenden Zuschauermenge in dem Dorf und um den Tempel herumgeführt. — Wenn nun die Heiden sichs so viel kosten lassen, ihren toten Götzen solche Opfer zu bringen, wie viel mehr sollen wir uns anstrengen, ihm alles, ja uns selber zum völligen Opfer darzubringen, da wir einen lebendigen Gott haben, der uns in Jesu Christo geliebt hat und der Gebete erhört, wie wir gewiß alle schon in unserm Leben erfahren haben!

Katechist Isaak Laban redete dann über Matth. 13, 31—32. Er führte aus, wie dieses Gleichnis vom Senfkorn so ganz auf die Gemeinde Kodakal passe, die sich auch wie ein Senfkorn entwickelt habe, so daß jetzt viele Heiden der Umgebung unter ihrem Schatten sicher wohnten. Er empfahl das Werk und den jungen Arzt dem Gebet und der liebenden Teilnahme der Gemeinde und forderte unter Hinweisung auf das Scherflein der Witwe auch zur Beisteuer auf. Nach ihm sprach der Schultheiß, welcher aus seiner eigenen Erfahrung das Gleichnis vom Senfkorn illustrierte. Im Jahre 1845 habe die Gemeinde Kodakal nur aus ihm und noch zwei andern Seelen bestanden, und er hätte damals nie geglaubt, daß nach 40 Jahren der Herr so große Dinge thun werde, wie er es jetzt mit eigenen Augen sehen dürfe: eine so große Schar Gläubiger, eine Ziegelei und schließlich nun auch ein Missions-Spital. — Den Schluß machte der Hausvater der Knabenanstalt mit Gebet.

Am nächsten Morgen versah ich das Spital mit den nötigsten Arzneien und Instrumenten und behandelte gemeinschaftlich mit dem Gehilfen eine Reihe von Patienten. Für die nächste Zeit gedenke ich monatlich zweimal einen Besuch in Kodakal zu machen, um nötige Anordnungen zu treffen und etwaige schwerere Fälle in Behandlung zu nehmen. Da ich in Kalikut einen tüchtigen Gehilfen habe, welcher sich der Achtung und Liebe von Heiden und Christen erfreut, kann ich jetzt eher abkommen. Der Herr setze dieses neue Spital für seine Umgegend zum Segen und lasse es mehr und mehr einen Ort werden, von wo aus nicht nur thätige Christenliebe, sondern auch Gottes Wort selbst reichlich in das Land hinausdringe, damit es geschickt werde, in seinem Teile zum Kommen des Reiches Gottes etwas beizutragen!

---

vereinzelt etwas Fisch haben. Brot backe dir freundlichst selber. Auch sonst lebt man hier sehr viel teurer, als in Singhani. Holz, Kohlen, Eier ꝛc. sind hier sehr teuer, zum Teil noch über Breslauer Marktpreise. Andere Stationen, die einen größeren Markt in der Nähe haben, sind ja zum Glück besser dran und können einen größeren Garten eher entbehren als Außenstationen. Ein großer Freudentag war für uns der erste Pfingstfeiertag. Die einfach weiße, aber geräumige Kirche war von geschäftigen Händen geschmückt worden. Freilich war diese Ausschmückung nicht so kunstvoll wie die der Singhani-Kapelle zu Weihnachten, aber eine kleine Kapelle schmückt sich auch leichter als eine große Kirche. So waren große Zweige des Mangobaumes, der im Wuchse Ähnlichkeit mit der Eiche, im Blatt mit Lorbeer hat. Nur der Taufstein und der Altar konnte ein paar Blumen bekommen, da hier eben wenige vorhanden sind. Aber welche große Freude hatten wir an dem schönsten Schmuck jeder Kirche, an der Menge der Andächtigen, die sie füllten. Und dabei faßt sie gegen 2000 Menschen. Und die Freude war um so größer, als der Kirchenbesuch bei unserm Antritt manches zu wünschen übrig ließ. Allerdings war er ja schon Sonntag für Sonntag besser geworden, mein Mann hatte mehrere Sonntage hindurch die Anwesenden aufgefordert, je einen andern Kirchgänger mitzubringen, aber so viele hatten wir zum Feste doch nicht erwartet. Zuerst wurde der übliche Festgottesdienst gehalten, dann erfolgte die Taufe von zwei Frauen, einem ungefähr zehnjährigen Mädchen und von etlichen kleinen Kindern. Es war ein rührender Anblick, als die eine alte Frau ihren Kopf neigte, um mit den kleinen Kindern getauft zu werden. Gott der Herr hatte sie doch, wenn auch spät, überwunden. Die kleinen Täuflinge, deren alle Sonntage jetzt mehrere getauft werden, bieten manchmal einen eigentümlichen Anblick. Öfter sind sie nicht mehr allzu klein und gucken sich neugierig um. Beim Taufen öffnet die Mutter ein wenig ihr Kleid, ihre Sari, und das nackte Menschlein kommt zum Vorschein. In Singhani schenkte ich einigen der Frauen ein einfaches Taufkleidchen, worüber sie sehr glücklich waren, aber hier müßte ich alle Sonntage vier bis fünf haben, das übersteigt denn doch meine Kräfte. Daß bei den Taufen die ganze Gemeinde als Taufzeuge anwesend ist, macht einen sehr erhebenden Eindruck, und da immer mehrere Kinder auf einmal getauft werden, wird der Gottesdienst gar nicht übermäßig ausgedehnt. Vor der Schlußliturgie kommen noch 15—20 Männer an den Altar, um Gottes Segen für die beginnende Feldarbeit herabzuflehen. Die Christen hier stellen gern jedes Vorhaben unter den Segen des Gebetes. Ach, hätte man doch allen, die kein Herz und kein Interesse für die Mission haben, diese in andächtiger Anbetung versunkene Festgemeinde zeigen können, sie hätten ein Herz und Interesse bekommen müssen und in das Lob unsers Heilandes, des Gottessohnes, einstimmen müssen!

Am Nachmittag fand die Konfirmation von 16 Knaben und 20 Mädchen statt. Unter ihnen befand sich auch wiederum eine ältere Frau. Wie viel Demut gehört doch bei diesen älteren Täuflingen und Konfirmanden dazu, sich unter die jugendliche Schar zu mischen! Nachher feierten 210 Kommunikanten das heilige Abendmahl. Es war ein schöner Tag, dessen Sonnenschein wieder Mut zu neuer Arbeit gab.

Unsre Gemeinde ist so groß, daß, wenn sie in vier Stationen geteilt würde, gerade für jede Station Arbeit genug vorhanden wäre! Nun Gott der Herr hat sein Werk noch nie verlassen, er wird auch ferner für dasselbe Herzen und Hände willig machen und aufthun. Ihm sei alles befohlen. Er sei gelobt für alles.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. Dezember. 1894.

Blicke in den Gedankengang der Apostelgeschichte als Missionsgeschichte.

Von Konstantin Frick, Pastor in Barmen.

Kap. 2.

Auf die Rüstzeit der ersten Weltmissionare, von der im 1. Kapitel der Apostelgeschichte die Rede ist, folgt nun im 2. Kapitel der feierliche Weihetag der Weltmissionare, ja in und mit ihnen des ganzen neutestamentlichen Gottesvolkes zur Weltmission. Vom Tag, vom Akt, vom Eindruck der Weihe wird uns nacheinander erzählt.

Gott thut alles fein zu seiner Zeit; die Pflanzen, die der himmlische Vater pflanzt, wurzeln unter sich an und bringen über sich Früchte in Ewigkeit, weil sie zur rechten Jahreszeit im Reiche Gottes gepflanzt werden; die Vorbedingung und Bürgschaft des Gelingens und Gedeihens ist damit gegeben. Das gilt nun auch im höchsten Maße von dem Weltmissionswerk. Konnte es einen passenderen Tag dafür geben, als den des alttestamentlichen Erntefestes, an dem die Ostergarben in den Pfingstbroten ihre Bestimmung erreichten? Das Erntefest der Natur erhöhte und verklärte sich zum Erntefest des heiligen Geistes. Pfingsten hatte nicht bloß eine Natur-, sondern auch eine Geschichts-Seite. Der Weihetag des alttestamentlichen Gottesvolks zum königlichen Priestertum am Sinai erhöht und verklärt sich zum Weihetag des neutestamentlichen Gottesvolkes in Jerusalem zum königlichen Priester- und Prophetentum des Weltmissionsberufs an allen Völkern der Erde. Alle Vorbedingungen für das Kommen des heiligen Geistes waren erfüllt mit dem Tag der Pfingsten, so konnte und mußte die Ausgießung des heiligen Geistes erfolgen im Unterschied von dem vorübergehenden Träufeln des Geistes Gottes im Alten Bunde, das auch nur einzelnen hervorragenden Personen in ihren dienstlichen Stellungen als Priestern, Königen und Propheten zu teil geworden war. Es mußte das Herniederbrausen des heiligen Geistesstroms erfolgen auch im Unterschied von dem vorangegangenen Anhauchen des heiligen Geistes. Es mußte die volle Ausrüstung der Jünger zu ihrem Weltmissionsberuf erfolgen mit dem spezifischen Wiedergeburts- und Zeugen-Geist.

Der Akt der Weihe ging aber ähnlich wie am Sinai unter begleitenden hörbaren und sichtbaren Zeichen des Himmels vor sich, die hier den Heilswillen Gottes in seiner Verwirklichung sollten an- und ausdeuten, während sie beim Sinai Gottes Unwillen über des Volkes Undankbarkeit und Ungehorsam und Gottes gebietenden Willen bekundeten.

Plötzlich schnell kommt der heilige Geist, weil die Stunde sich gefunden, wo die Hilfe mit Macht hereinbricht. Vom Himmel herunter kommt er als Erhörung inständigen, einmütigen Gebets. Es geschah ein Brausen als eines gewaltigen Windes; mit Windeswehen hatte ja der Herr den Geist der Wiedergeburt, Johannes am dritten, verglichen. Geheimnisvoll entstehend, unberechenbar im Laufe, unsichtbar und doch unbestreitbar sich kund gebend, den Staub der Unreinheit aufwirbelnd und vor sich herfegend, unaufhaltsam durchdringend auch durch geschlossene Thüren und Fenster, mit solcher Fülle, daß das ganze Haus erfüllt ward; vor allem aber wurden die Herzen der Versammelten dermaßen voll des heiligen Geistes, daß alsbald die Zungen mußten übergehn von dem, wovon die Herzen waren voll geworden. Zum hörbaren Zeichen kam noch ein sichtbares hinzu, das Feuer. Wie der heilige Geist Windesart an sich hat, so auch Feuersart, nach dem Worte Jesu: ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, was wollte ich lieber, es brennete schon! Das Feuer hat den negativen Dienst des Läuterns und den positiven des belebenden Erwärmens zu thun, so der heilige Geist das Entsündigen und Entzünden der Lippen durch heilige Glut vom himmlischen Altare. So wurde Jesaias ein entsündigter und entzündeter Zeuge unter seinem Volk, so sahe man an den Versammelten Zungen zerteilt, als wären sie feurig, sie wurden Zeugen an die Welt. Sie fingen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen. O neutestamentliches Gottesvolk werde voll Geistes! Eile wie der Wind, entbrenne wie das Feuer, deinen Missionsberuf auszurichten an der ganzen Völkerwelt!

Vom Tage der Weihe handelt ein Vers; vom Akte der Weihe drei Verse; vom Eindruck der Weihe aber neun Verse und zwar wird uns der Eindruck geschildert nicht auf die Einzelnen der Gläubigen, nicht auf die Gemeinschaft der Gläubigen, sondern auf die Welt, denn auf die Welt zweckt die Mission ab. Wie soll das aber geschehen, wenn die Leute nichts davon verstehen! Darum ist auch hier nicht vom unverständlichen Zungenreden die Rede wie in der Gemeinde zu Korinth, sondern von verschiedenen für die verschiedenen anwesenden Volksvertreter fremder Völker verständlichen Sprachen: es hörte ein jeder sie mit seiner Sprache reden; das machte sie so verstürzt, und dazu kam, daß sie als Inhalt des Gesprochenen die großen Heilsthaten Gottes heraushörten. Die babylonische Sprachverwirrung, da keiner des andern Sprache vernahm, war plötzlich suspendiert, das Wiederaufleben der einen Lippe, von der Zephanja spricht, der Anbruch der Muttersprache des heiligen Geistes fing plötzlich an aufzuleuchten. Der Weg der Weltmission war als möglich gewährleistet, wenn er gleich in der Folgezeit als ein langer Geduldsweg sollte offenbar werden und wenn gleich heute wie damals dabei zweierlei Leute offenbar werden müssen: Gottesfürchtige, die das Zeugnis wollen annehmen, und Spötter, die da nicht wollen, sondern es entweihen. Was will das werden? Die Antwort lautet: es will hinauslaufen auf die weltumfassende Missionierung alles Fleisches.

Der erste Schritt nun auf der Bahn der Weltmission

ist die Aufstellung des Pfingstleuchters in der ersten Missionspredigt Petri. Dabei ist zu beachten: wo er aufgestellt wird! und was für Wahrheiten er ausstrahlt.

Wo wird er aufgestellt? auf dem öffentlichen Weltschauplatze. Wir lesen nicht, daß die Jünger sich flugs ins Kämmerlein zurückgezogen haben oder hinter verschlossenen Thüren eine Versammlung gehalten, nein jetzt galts auftreten in der Öffentlichkeit. Die christliche Religion sollte vom ersten Tag ihrer Geburt an als Universalreligion und Universalmission bezeugt werden im Unterschied von allen sonstigen Volks-, Stammes-, Bezirks- oder Hausreligionen der Welt (Apg. 14, 15). Mit Nachdruck wird das Wort „trat auf" vorangestellt. Petrus auftretend, von einer höheren Macht dorthin postiert auf den Platz der Öffentlichkeit inmitten einer zusammengeströmten Volks- und Völkermenge. Petrus nicht allein, sondern mit den Elfen, die mit ihm gemeinsame Sache machen, gemeinsames Zeugnis vor der Welt ablegen wollen; Petrus feierlich im Bewußtsein der Bedeutung dieser Stunde die Stimme erhebend; Petrus die Juden zuerst anredend, aber doch nicht sie allein, sondern auch alle andern in Jerusalem zur Zeit Wohnenden, ob ständig, ob vorübergehend. Petrus eröffnet hiermit den größten Prozeß, der je geführt worden ist, den Prozeß Jesu wider die Welt, die ihn ans Kreuz gebracht, obwohl er sie zu erlösen gekommen, und die nun überführt werden soll von der Sünde des Unglaubens, von der Gerechtigkeit der Sache Jesu und von der verlorenen, abgethanen Sache des Fürsten dieser Welt. Er beginnt feierlich: das sei euch kund und wissend gethan. Da ist keine fleischliche Bitterkeit und keine feige Bekenntnisscheu bei diesem zum Petrus wiedergeborenen Simon, Jona Sohn. Er beginnt mit der Bitte: Lasset meine Worte zu euren Ohren eingehen und mit einer ganz nüchternen Bemerkung über die Sachlage „früh um 9 Uhr ist man noch nicht trunken", und nun ist ihm wichtiger als die Widerlegung des menschlichen Unrechts die Darlegung des göttlichen Rechts und Wahrheitsbodens, die Aufzeigung der alttestamentlichen Wurzeln der Pfingstwahrheit in der heiligen Schrift bei Joel am dritten, der Osterwahrheit in Psalm 16 und der Himmelfahrtswahrheit in Ps. 110. Alle drei Wahrheiten hängen zusammen, folgen auseinander und sind nun im Neuen Testament erfüllt. Durch alle drei hat der Vater im Himmel Jesu, seinem Sohn, feierlich recht gegeben wider die Welt. Hätte Jesus unrecht gehabt, wäre weder ein Ostern, noch eine Himmelfahrt, noch ein Pfingsten erfolgt. Hat Jesus also recht, nach der dreifachen göttlichen Bekräftigung, so ist damit allerdings die Endzeit der letzten, unaufschiebbaren Entscheidung für alles Fleisch angebrochen. Jetzt gilts das Unrecht an Jesu durch bußfertige, gläubige Umkehr zu ihm wieder gut machen: Du hast recht, und wir haben unrecht. Dir müssen alle redlichen Herzen zufallen. Heiliger Geist ist genug da; in der Allgenugsamkeit und Allseitigkeit seiner Fülle ist er ausgegossen überall; wo man darum betet, wird er sollizitiert zum Strömen. Ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Nation kann und soll man Anteil daran gewinnen, um durch ihn wiedergeboren sich als Priester Gott nahen zu dürfen in Jesu Namen — das ist das allgemeine Priestertum

und für ihn Zeugen zu werden an die Welt — das ist das allgemeine Prophetentum, das neutestamentliche im Unterschied vom alttestamentlichen, das sich durch Geschichte, Träume und Weissagungen vermittelte. In Sachen des heiligen Geistes, des entscheidenden Sachwalters Jesu, muß die Entscheidung fallen; fällt sie in der Völkerwelt nicht zum Glauben hin, so müssen die Gerichte eben reifen und hereinbrechen, wie zu Noahs Zeiten die Sündflut, zu Lots Zeiten das Feuergericht über Sodom und Gomorrha, wie zu Mosis Zeiten die Plagen über Ägyptenland und später die verschiedenen Zerstörungen Jerusalems, nur daß dann die Endgerichte menschheitlichen, universalen Charakter tragen, nicht bloß partiellen wie ehemals. Aus der hellsten Gnade wird das grellste Gericht vom Himmel her überall hin wahrnehmbar. Es bleibt nur eine Hilfe: wer den Namen Jesu anrufen wird, soll selig, wird errettet werden. Aus der Frage: was will das werden? muß die Frage werden für einen jeden unter uns: was will aus uns, aus mir werden? Rufet alle an diesen auf Erden so mißhandelten Jesus, dessen Kreuzigung ihr nicht einmal fertig gekriegt hättet, wenn Gott ihn euch nicht überlassen, der doch auch schon in seinem Erdenleben so hoch und groß dasteht als der Mann von Gott, als der wahre Mann, auf den die Menschheit so lange gewartet, als der Mann, für den Gott selbst während seines Erdenlebens so augenfällig eintrat mit Thaten, Wundern und Zeichen, und zu dem Gott hernachmals nach seinem Tod so herrlich sich bekannte durch Auferweckung, Himmelfahrt und Ermächtigung zur Ausgießung des heiligen Geistes, daß er nun dasteht als der wahre Osterfürst, Himmelfahrtskönig und Pfingstherr, als der Christ, der des Alten Testamentes Erfüllung, und als der Herr, der aller Zukunft Herr ist. Er ist's und kein anderer, die drei Weissagungen sind in ihm erfüllt, die drei Gottesthaten sprechen für ihn, sein eigenes Jesuswort Johannes am 16. ist erfüllt, er hat recht und wird recht behalten in aller Zukunft.

Petrus hat gesprochen, und wie die Folgen beweisen, der erste Wurf des Weltmissionsnetzes ist gelungen. Petri wunderbarer Fischzug Luk. 5 und Joh. 21 ist jetzt zur Wahrheit geworden auf dem Gebiete der Menschenfischerei, deren feierliche Eröffnung im großen Maßstabe nun erfolgt ist. Oder mit andern Jesusworten zu reden, Petrus ist nun in der Lage, zu weiden Schafe, Schäflein und Lämmer. Euer und eurer Kinder ist diese Verheißung und aller, die ferne sind. Oder wieder mit andern Jesusworten zu reden: das Erscheinen der größeren Werke hat nun begonnen. Wie sie kamen, wie sie blieben, das tritt nun zu Tage.

Woher kamen diese großen Erfolge? Petrus ist in seiner Rede streng bei der Sache geblieben, der Sache unseres Herrn Jesu Christi, darum konnte der heilige Geist der Sachwalter Jesu mit diesem Sachwalter auf Erden gemeinsame Sache machen, so konnten die größeren Werke nicht ausbleiben. Es giebt einen sensationellen Rumor in geistlichen Dingen, wo lautere und unlautere Gemüter durcheinander aufgeregt werden, wo sozusagen auch der Bodensatz im Glase Wasser aufsteigt. Hier aber fand eine wirkliche Durchbohrung der Gemüter statt, Petri Worte

drangen wie durch Feuer des heiligen Geistes angeschmiedete Spieße und Nägel ins Innerste der 3000 ein und wirkten den entscheidenden Bußschmerz über das Unrecht an Jesu sowie das gläubige Anrufen Jesu. Petrus leitete die vom Bußschmerz ergriffenen Seelen in Hirtenweisheit über zu dem rechten Trost. Ändert euren Sinn Jesu gegenüber, er wird euch vergeben, laßt euch durch die Taufe festmachen zu einem Bunde mit ihm und er wird mit des heiligen Geistes Siegel euch als sein Eigentum anerkennen. Zu dem tief einschneidenden Predigen Petri mußte eben das leutselige Vermahnen noch hinzukommen. So kam es zu den größeren Werken und sie erschienen als zugedacht „euch, euren Kindern und allen Heiden“, also weltumfassend.

Sollen nun aber die zu Tage getretenen größeren Werke bleiben, so muß zur Sicherstellung des Erfolges, zur Bergung der Seelen geschritten werden. Die das Wort gerne angenommen haben, müssen von den unartigen Leuten abgesondert und zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen werden, und das nennt man Ekklesia, Gemeinde. Das letzte Wort des Kapitels „Gemeine“, das ist das Ziel der ganzen Pfingstgeschichte, das ist Ziel für jede Missionsarbeit. Das Wort „Gemeine“, das muß dabei herauskommen als letztes Wort. Bei jeder Gemeinde muß ernst gemacht werden mit den beiden Worten Heraus Rufung. Heraus aus den unartigen Leuten und gemeinsame Anrufung des Namens Jesu! So entsteht die von Jesu beabsichtigte Gemeinde, die die Pforten der Hölle nicht werden überwältigen. Die Bergungsstätte der Seelen hat aber naturgemäß vier Wände, sonst wäre es keine Bergungsstätte. Sie blieben aber beständig in der Apostellehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet.

In der Apostellehre: denn ihnen hatten sie ja nächst Gott ihren Glauben zu verdanken, sie mußten ja als Vorbilder der heilsamen Lehre in das Vorbild der heilsamen Lehre einführen. Den Aposteln treu bleiben gilt ja nicht bloß ihrer Person, sondern vor allem dem Heilsinhalt ihrer Lehre und der ist: der Name Jesu, in dem alles Heil für alle beschlossen ist. Die heilsame Lehre ist und bleibt immer das Fundamentstück, damit ist der Anfang zu machen.

In der Gemeinschaft: Nichts wirkt so gemeinschaftbildend als die Apostellehre von Jesu. Die längst vermißten Brüder und den Ersatz für die daran gegebene Weltgesellschaft findet man in Jesu Jüngern wieder, so daß das Gemeinschaftsbedürfnis der Seele völlig gestillt wird. Solche Gemeinschaft am Evangelio wird aber immer zugleich sich in hilfreicher Handreichung bethätigen und als thatkräftige und tragkräftige in der Not sich erweisen von innen heraus. Von einem Zwangskommunismus ist nicht die Rede, der da spricht: „was dein ist, ist mein,“ sondern von dem Liebesdrang, der alles teilen möchte: was mein ist, ist auch dein.

Im Brotbrechen: denn dies ist der Höhepunkt ebensowohl der Gemeinschaft mit dem Herrn als mit den Brüdern, der Ausdruck der vorhandenen Lebensgemeinschaft, wie das Unterpfand und Beförderungsmittel ihres Fortgangs.

Endlich im Gebet oder wörtlich in den Gebeten: denn in der Mannigfaltigkeit muß es geübt werden, um den Erfolg sicher zu stellen:

Bergung der Seelen. Bitte, Abbitte, Fürbitte, Danksagung, Anbetung und Lobpreis im Kämmerlein hinter verschlossenen Thüren und in der Gemeinschaft, zu bestimmten Stunden und ohne Unterlaß, das Gebet in der mannigfaltigsten Gestalt bewirkt Zusammenbetung und Zusammenhaltung der Seelen. Haltet an am Gebet und das Gebet wird euch halten. Betet zusammen und ihr werdet gebetsklarer werden über das, was mit Gottesgeist und Wille in Jesu Namen zusammenstimmt.

Die Wirkungen einer solchen aus dem Geist geborenen und aus dem Geist heraus sich bezeugenden Gemeinde konnten nicht stillstehen. Es erwies sich die Gemeinde als eine Respekt einflößende Stätte: es kam allen Seelen Furcht an; als eine wunderreiche Stätte: es geschahen viele Zeichen und Wunder durch die Apostel; als eine opferreiche Stätte: alle, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein, ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nämlich nach dem jedermann not war und nicht nach gleichen Teilen; als eine Lobpreisstätte, ob sie im Tempel einmütig beisammen waren oder Haus bei Haus das Brot brachen, ob sie Liebesmahle feierten, alles geschah zum Lobe Gottes aus einfältigem Herzen heraus, ohne alle Seitenblicke auf das Urteil der Massen. Solche Gemeinde übte aus und behielt ihre göttliche Zugkraft auf das ganze Volk. Der Herr der Gemeinde that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine. Weltmission ist der Gemeinde Pflicht, Selig machen bleibt des Herrn Recht.

Wir brechen hier ab. Wir haben versucht, an den ersten beiden Kapiteln zu zeigen, wie die Apostelgeschichte ihrem Wesen nach Missionsgeschichte ist und sein muß. Wir brauchen nur anzudeuten, daß im 3. und 4. Kapitel der Name Jesu nunmehr zeigen muß, daß er eine allgegenwärtige Realität ist für die den Namen Jesu anrufende und ihn verkündigende Gemeinde. Nur so kann er das glaubhafte Heilspanier werden und bleiben für die einzelnen Seelen, für das Gottesvolk des Alten Bundes, für die ganze Völkerwelt. Dieser kurze Versuch möchte die Missionsfreunde anregen, daraufhin die Apostelgeschichte als Missionsgeschichte weiter zu lesen und immer stärkere Beweggründe zur Mission zu gewinnen, stärkere, als einzelne Missionscitate sie zu gewähren vermögen.

Das Evangelium in Asante.

Bericht des Missionar Ramseyer auf dem diesjährigen Jahresfest der Baseler Mission.[1])

Es sind in diesen Tagen 20 Jahre, daß mir die Gnade zu teil wurde, von hier aus den lieben Missionsfreunden zu erzählen, wie unser Herr ihre Gebete erhört und uns mit ausgestrecktem Arm von der Hand der grausamen Asanteer errettet hatte. Heute trifft es sich, daß ich 25 Jahre nach unserer Gefangennahme (am 12. Juni 1869) wiederum die

[1]) Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 2. bis 5. Juli 1894. Missionsbuchhandlung. S. 27.

Freude habe, das Wort zu ergreifen, um euch zu erzählen, was seither in Asante vorgegangen ist und wie es dort gegenwärtig aussieht, und so könnt ihr begreifen, daß bei diesem Gedanken es in unseren Herzen tönt: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich."

Als wir am 3. Juli 1869, fast in Lumpen gehüllt und unser liebes Kind auf dem Arm, als Gefangene unseren Einzug in Abetifi hielten, was war das für eine Menge, deren neugierigen Blicken wir ausgesetzt waren, als wir öffentlich, wenn auch nicht unfreundlich, auf der Straße empfangen wurden! Was für Gedanken werden wohl in diesen Köpfen aufgestiegen sein; denn wenn auch eine Stimme uns zu trösten suchte mit den Worten: „Ihr werdet eure Heimat wieder sehen," war doch in den meisten der Gedanke: „Die Sache dieser Weißen, wenn sie einmal in Kumase sind, steht schlimm." Wie dunkel war es damals vor unseren Augen, und was waren das für Hütten, in welchen wir drei Tage, die Füße in Fesseln, schmachten mußten! Und doch, wie dankbar waren wir für diese Ruhezeit nach den Strapazen der langen Reise durch die große Ebene! In dieser Stadt Abetifi, die in jener Zeit ganz zu Kumase gehörte, wohnten eine Reihe Unterhäuptlinge und Abgesandte von Karikari, dem König von Kumase, und bei ihnen auch manche Henker, denn auch in Abetifi, — wenn auch nicht im selben Maßstab wie in Kumase — waren die Menschenopfer an der Tagesordnung. Wie viel unschuldiges Blut wurde damals vergossen! Für eine scharfe Bemerkung gegen den Befehlshaber Adu Boso mußten gerade in jener Zeit zwei junge Leute mit dem Leben büßen.

Und nun, wie sieht es jetzt aus in dieser selben Stadt Abetifi? Es sind noch dieselben Straßen, dieselben Schattenbäume, zum Teil auch dieselben Einwohner; aber jetzt sieht man, statt daß blutdürstige Scharfrichter auf der Straße herumgehen, fast jeden Sonntag eine Christengemeinde mit einer Schar Schülern die Straße herunterkommen und dort unter den Schattenbäumen Platz nehmen. Es erhebt sich ein frischer Gesang, etwa: „Wer will ein Streiter Christi sein" oder „Jesus nimmt die Sünder an" oder auch „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ". Die Leute kommen aus ihren Häusern, der Häuptling wird eingeladen, zu kommen; er kommt mit seinem Gefolge und nun wird die immer wieder neue und frohe Botschaft des Heils in Jesu verkündigt. Und Gott sei gepriesen, es ist nicht vergeblich; wenn es auch manchmal scheinen wollte, es sei umsonst. Manche sind angefaßt worden, manche haben ihr Elend anerkannt und sind Jesu Jünger geworden, darunter solche, die sich nicht schämen, hie und da bei der Straßenpredigt ihren Landsleuten zu erzählen, welche Freude, welchen Frieden sie in Jesu gefunden haben. Ist das nicht eine große Umwälzung? Wer hätte das geahnt vor 25 Jahren!

Gehen wir weiter. Am Ausgang der Stadt sieht man noch den Schutzgott „Dente", einen schmutzigen Haufen Erde mit einem Dach darüber; aber hart bei demselben sieht man auch einen breiten und reingehaltenen Weg, der sich um den Hügel herum windet. Wir betreten diesen Weg, und nach acht bis neun Minuten lachen uns freundliche Häuser entgegen, die ersten Häuser unseres Christendorfes. Wir gehen

weiter zwischen zwei Häuserreihen, und bald stehen wir an der Biegung des Weges vor zwei schönen Mango- und Orangenbäumen, und von dort — was lacht uns entgegen? Rechts ein hübsches Kirchlein mit einem Turm, daneben das Katechisten-Haus; gerade vor uns das einfache, aber sehr freundliche Missionshaus mit seinen Gärten, und dann links das Lehrerhaus und das neue Schulhaus, alles mit Schindeln gedeckt.

Weiterhin erstreckt sich links und rechts das Christendorf mit seinen Straßen und Gäßchen in schönem Anblick. Denn da wir alle unsere Gemeindeglieder (gegen 240) auf der Station haben, ist das Dörfchen recht ansehnlich geworden und erregt die Bewunderung der Leute in der Stadt. Das ist unsere Station Abetifi; und am Sonntag — wie erquickend für den Missionar, wenn er die Schar heraufkommen sieht, die bald die Kapelle anfüllt! Von allen Seiten kommen sie, Männer und Weiber, in ihre bunten Überwürfe eingehüllt, und die Schüler in Reih und Glied. Ja, wir haben auch unsere schönen Gottesdienste mit unseren schwarzen Brüdern, und ich muß immer wieder den Herrn preisen, wenn ich das Einst mit dem Jetzt vergleiche. Zwar haben die schweren Erfahrungen nicht gefehlt, und wir haben schon durch mache Not hindurchgehen müssen, denn unsere Pflegkinder benehmen sich manchmal wie unartige Kinder. Aber wir fühlen es alle, wir sind von Herzen geliebt, und auch sie wissen, daß wir sie lieben, und hiezu dienen nicht am wenigsten die Abendbesuche, die wir in ihren Gehöften machen. Wie wir geliebt werden, konnten wir besonders beim Abschiednehmen erfahren. Nicht nur bei Christen und Schülern, die uns über zwei Stunden weit begleiteten, konnte ich viele Augen voll Thränen sehen, sondern sogar der König von Okwawa und der Häuptling von Abetifi, die uns mit vielen Heiden bis außerhalb der Stadt begleiteten, konnten die Thränen nicht unterdrücken und nannten den Tag einen Tag der Trübsal; und dies alles in Abetifi, wo wir vor 25 Jahren als Gefangene und Sklaven geweilt hatten.

In unserer Asante-Provinz Okwawu ist aber nicht nur Abetifi ein Licht auf dem Berg, sondern es giebt noch sechs Außenstationen, zerstreut im ganzen Lande, die ihr Licht über die ganze Provinz scheinen lassen. Manche machen uns viel Freude, denn auch dort geht es vorwärts. Da ist z. B. Nkwatia, der Sitz des ehemals so gefürchteten Fetisches „Atie Yaw". Sein Priester war allmächtig und ein wahrer Tyrann für ganz Okwawu; noch mehrere Jahre nach unserer Ankunft wurde uns oft prophezeit, wir würden in Nkwatia nie eine Station haben. Und wie ist es jetzt? Dieser gefürchtete Priester Bowi hat sich infolge des Todes des dortigen Häuptlings so verhaßt gemacht, daß seine eigenen Leute ihn töten wollten und er nur unter dem Schutz unserer Christen, die er fußfällig darum bat, wohlbehalten an die Küste kam.

Diese Begebenheit, daß er nicht seinen Fetisch Atie Yaw um Schutz bat, sondern die Christen, ist uns hie und da bei der Straßenpredigt ein willkommener Anhaltspunkt. Nkwatia ist nun eine unserer schönsten Außenstationen geworden, die uns viel Freude macht. Links und rechts vom Katechistenhaus hat die etwa 70 Glieder zählende kleine Gemeinde ein Christendorf angelegt, und gegenwärtig gehen sie mit Eifer an die Errichtung ihrer Kapelle.

Ich könnte auch andere unserer Außenstationen nennen, wo es erfreulich vorwärts geht; aber es genügt, zu sagen, daß diese sechs Posten eine Kette von Lichtpunkten im Ländchen Okwawu bilden.

Wir durften aber unsere Netze noch weiter auswerfen. Kumase und das Asante-Reich (d. h. was davon heute noch übrig ist) werde ich nie vergessen können; auch die Asanteer, wenn sie auch noch so grausam sind, müssen das Wort Gottes und den Ruf „Kommet, es ist alles bereit!“ hören. Wenn auch die Hauptstadt Kumase, die ich zweimal besucht habe, uns vielleicht noch für eine kurze Zeit verschlossen bleibt, so hat uns doch der Herr schon mehrere Thüren aufgethan in dieser finsteren Gegend.

Vor allem ist die Stadt Bompata zu nennen, die jetzt ein wichtiger Posten ist für Asante. Die Einwohner der Provinz Asante-Akem haben sich schon seit Jahren vom König von Kumase losgemacht, und auf ihre Bitte hin konnten wir nach langem Warten den Ort mit einem tüchtigen Katechisten besetzen. Der Anfang war schwer, und mehr als einmal fragten wir uns, ob unser Freund aushalten werde, denn dort sind wir nur noch zwei Tagereisen von Kumase entfernt. Jetzt ist es aber überwunden, und Katechist Boateng ist in der ganzen Gegend, die er fortwährend bereist, ein geliebter und angesehener Mann, der das Vertrauen des ganzen Volkes besitzt. Im Februar konnten wieder 16 Personen getauft werden, und es geht jetzt so schön vorwärts, daß der dortige Häuptling anfängt, über diese Bewegung unruhig zu werden. Auch eine andere Ortschaft, Petrensa, konnte vor zwei Jahren mit einem Evangelisten besetzt werden.

Was uns aber am meisten freut, ist, daß der Herr uns die Gnade geschenkt hat, in der letzten Zeit noch zwei weitere Schritte zu thun, und das macht unsere Herzen so fröhlich und hoffnungsvoll. Wie vielleicht bekannt sein wird, hat Ende vorigen Jahres die englische Regierung etwas wie einen Feldzug unternommen, um die Provinz Ateobu im Norden von Abetifi, die von Kumase bedroht war, zu beschützen, und so hatten wir wochenlang Truppen in Abetifi zu beherbergen. Diese Expedition hat zwar nicht den Erfolg gehabt, den jedermann erwartete, nämlich die Unterwerfung Kumases unter die Engländer, denn die Truppen kamen, nachdem sie etliche Wochen in Ateobu und Umgebung gewesen waren, zurück, ohne den Weg über Kumase zu nehmen. Für uns aber hat diese Bewegung die Folge gehabt, daß sich auf unerwartete Weise mehr als eine Thür für unser Werk aufgethan hat. Unter den Asante-Provinzen, die nacheinander den englischen Befehlshaber um Einverleibung in das Schutzgebiet flehentlich baten, waren die Städte von Dwabeng und die große Stadt Agogo. Da diese zugleich uns flehentlich um einen Lehrer baten, konnten wir die Bitte nicht abschlagen; und so ist nun seit April in der Stadt Odumase, die zu Dwabeng gehört und wo noch vor kurzer Zeit der gefürchtete Unterkönig Yaw Sapong Menschen opfern ließ, ein lieber Evangelist, welcher, wenn es ihm auch im Anfang vielleicht schwer und bange wird, mit Freuden die Botschaft des Heils verkündigt. Von hier sind es noch 10—12 Stunden bis nach Kumase. Interessant ist es, zu hören, wie Yaw Sapong um einen Lehrer bat. Er sandte Boten

vom höchsten Rang mit einem Brief, in welchem er u. a. sagt: „Ich bitte euch, thut doch für mich, was ihr auch für die Städte in der Nähe gethan habt, und sendet einen Lehrer, um bei mir zu wohnen mit dem Wort Gottes, damit ich in Frieden und Ruhe leben könne." So schrieb derselbe König, der noch vor wenigen Jahren, als es noch in seiner Macht lag, einen Götzen hatte, dessen Priester alle sechs Wochen beim Adei-Fest Menschenfleisch verlangte; damals wurden regelmäßig alle sechs Wochen kleine Kinder dem Fetisch geopfert. Und was die Menschenopfer bei Totenfeiern betrifft, so haben solche bis vor ganz kurzem in Dwabeng stattgefunden. Wohl wissen wir, daß der König bei uns vor allem einen Schutz sucht; aber wir freuen uns doch, daß der Herr uns auf diese Weise eine Thür aufgethan hat.

Ich nannte soeben Agogo, eine andere Asante-Stadt, etwa 16 Stunden westlich von Abetisi entfernt. Da auch von dort uns ein Hilferuf durch besondere Boten kam mit der dringenden Bitte, wir möchten uns ihrer annehmen und ihnen einen Lehrer geben, und diese Stadt uns schon lange am Herzen liegt, besuchte ich sie Mitte Dezember und brachte ihnen gleich einen Lehrer mit. Was war das für eine Freude, als wir ankamen! Die Reise durch den Urwald auf sehr schlechten Wegen war höchst beschwerlich gewesen, und da wir auch stundenlang dem Regen ausgesetzt gewesen waren, kamen wir ganz erschöpft an. Als wir aber die Stadt erreichten und die Menge Leute auf der Straße antrafen, die uns mit strahlenden Gesichtern ihr „Willkommen! willkommen!" oder auch „Du hast Wort gehalten!" zuriefen, war alle Müdigkeit vergessen. Am folgenden Tag war große Versammlung auf der Straße. Es wurde zuerst gepredigt, und dann, zur großen Freude aller, konnte ich ihnen den Lehrer vorstellen mit der Bemerkung, er sei nun für sie und werde bei ihnen wohnen, um ihnen den Weg zum wahren Heiland zu weisen.

Agogo war bis voriges Jahr unter dem Joch von Kumase, und die Leute sind immer noch in Angst, der König könnte ihren Abfall rächen; ich bin aber doch der guten Zuversicht, daß, wenn auch der Anfang seine Schwierigkeit hat, es gut gehen wird und diese große Stadt auch eine Thür ist, die uns der Herr aufgethan hat.

Ich darf vielleicht hier bemerken, daß Agogo uns in ganz besonderer Weise ans Herz gewachsen ist und wir diesen Ort vor vielen anderen nicht vergessen werden, denn er ist für uns fast wie ein Vermächtnis von unserem lieben Kinde, das im Jahr 1869 auf dem Weg nach Kumase starb und dessen Überreste nicht weit von hier in Asantes Erde ruhen. Es war in Agogo, daß wir als Gefangene vierzehn Tage lang zu warten hatten, bis die Boten von Kumase zurückkamen. Diese Zeit wird wohl die schwerste in unserer ganzen Gefangenschaft gewesen sein. Das liebe Kind zu einem Skelett abmagern zu sehen und keine andere Nahrung für dasselbe zu haben, als etwas Mais und hie und da ein Ei, war herzzerreißend für uns Eltern, die wir ohnmächtig uns in unser Los ergeben mußten und nur weinen konnten.

Jedesmal, wenn ich nach Agogo komme, will ich unsere Leidensstätte sehen und besonders den Baum auf der Straße, unter welchem wir

schmachteten und unser liebes Kind an dem leeren Gummipfropf sog. Und diese Straßen, wie oft sind wir auf denselben auf und ab gepilgert, indem wir von Haus zu Haus gingen und um ein Ei für unsern Liebling bettelten! Da nun die Stunde seiner Erlösung gleich in den folgenden Tagen nach unserer Abreise von Agogo schlug, betrachten wir diese Stadt als etwas wie ein Vermächtnis von unserem lieben Kinde, und die Freunde werden es verstehen, wenn ich sage, daß es uns eine überaus große Freude war, als wir den Ort endlich besetzen konnten.

Also Odumase und Agogo in Asante sind unsere neuen Posten. Aber unsere berechtigten Hoffnungen gehen noch weiter. Auf unserer letzten Tschi-Distrikts-Konferenz in Akropong zu Anfang dieses Jahres war einer unserer Beratungsgegenstände unser Vordringen ins Innere, und es wurde allgemein anerkannt, daß wir unsere Blicke auf ein Vordringen ins Innere sowohl nach Osten (am Wolta) als im Nordwesten richten und im betreff der Errichtung neuer europäischer Stationen sehen sollten, welche Thüren uns offen stehen, um, wenn der Herr uns solche aufthut, im Glauben voran zu gehen. Für uns in Asante, wenn auch Kumase uns vorderhand noch nicht offen steht, haben sich doch andere Thüren aufgethan, die uns zu weiteren Schritten ermutigen. Im Norden liegt die Provinz Ateobu und zwei bis drei Tagereisen westlich davon die Provinz Nkoransa, von wo erst in letzter Zeit die Asanteer hunderte von armen Weibern und Kindern in die Gefangenschaft und auf die Schlachtbank weggeführt haben. Dieses arme Volk, das sich nach Ateobu geflüchtet hatte, ist auf die Ermunterung der englischen Offiziere hin und mit der englischen Flagge in der Hand nach Nkoransa zurückgekehrt, wo sie die englische Flagge auf der Straße aufpflanzten zum Zeichen, daß sie jetzt englisch seien und nicht mehr zu Kumase gehörten. Sie haben bereits angefangen, am Wiederaufbau ihrer Städte zu arbeiten.

Anfang April wurde diese Provinz, wie auch Ateobu, von Missionar Perregaux besucht, und sein Bericht stimmt mit dem, was wir bereits vermuteten und teilweise wußten. Ateobu, wenn auch wichtig für die Mission, ist nicht sehr bevölkert und würde sich auch, weil es mitten auf der Ebene liegt, nicht besonders für eine Missionsstation eignen. Nkoransa dagegen mit seinen Waldungen und seiner etwas erhöhten Lage und besonders auch wegen seiner größeren Bevölkerung (sie soll zahlreicher sein als die von Okwawu) würde sich sehr gut zu einer Station für Europäer eignen. Seine Lage ist sehr günstig, denn von Nkoransa gegen Osten wäre nicht nur Ateobu und Umgebung leicht zu bearbeiten, sondern gegen Süden hätte man mehrere Asante-Städte, darunter Mampong und Kumawu, das wir schon mehrmals besucht haben und zu unserem Gebiet rechnen.

Was die politische Lage betrifft, so ist zu sagen: Würde Nkoransa sich wieder unter das Joch Kumases stellen, so dürften wir nicht an eine Mission in dieser Provinz denken, denn wenn auch außer dem König und seinen Häuptlingen das ganze Asante-Volk — ich sage das aus Erfahrung — nach Ruhe, nach Frieden und nach der Mission seufzt, so

wird kaum der Kumase-König freiwillig zugeben, daß die Predigt von Gottes Wort Wurzel fasse in seinem Reich. Mit Recht fürchtet er, daß dadurch seine Macht untergraben würde. Es ist aber zu hoffen, daß diese schöne Provinz, die um englischen Schutz gebeten hat und welcher die englische Flagge übergeben worden ist, unter dem Schutz der englischen Regierung bleiben wird, wenn auch vielleicht am Anfang nur dem Namen nach. Und dann wäre uns dort eine schöne Thür offen zur großen Freude dieses armen Volkes, denn sie bitten um Missionare. Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich morgen dort anfangen werden; aber zu lange wollen wir nicht warten. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß, hätten wir nicht gerade damals Abetifi besetzt, obschon es noch lange nicht englisches Protektorat war, so hätten wir heute keine Okwawu-Mission, denn gerade in den Tagen, wo wir ankamen, unterhandelte der Kumase-König mit den Okwawuern, und der Herr fügte es so, daß wir den Ausschlag gaben.

Ich bitte euch, liebe Freunde, auch den Namen Nkoransa im Herzen zu behalten; die Einwohner haben nach dem Bericht unseres Missionars furchtbar gelitten, und jetzt in ihrem großen Elend schauen sie auf zu den Missionaren und bitten sie, zu ihnen zu kommen. Dürfen wir nein sagen, wenn uns der Herr solche Thüren aufthut? Und wenn er, den wir stets bitten: „Führe uns!“ diese Thür wirklich aufthut, so wollen wir mit Freuden den Ruf annehmen und gehorchen.

Ich schließe mit der Erinnerung an ein Wort des Mannes Gottes, Missionar Carey. Bei einer Verabschiedung sagte er: „Gut, ich will in die Grube hinuntergehen, aber an euch ist es, das Seil fest zu halten.“ Ist das nicht ein richtiges Bild von unserer gemeinsamen Arbeit an dem herrlichen Werk der Mission? Ja, mit Freuden, mit großer Freude, im Blick auf den Herrn und mit seinem Licht wollen wir in die finsteren Tiefen des Heidentums und des Asante-Reiches hinunter fahren; aber an euch, liebe Missionsfreunde, ist es, das Seil fest zu halten. Seid versichert, daß eure Sendboten draußen es verspüren, wenn das Seil straff und fest gehalten wird. Also nicht matt werden, nicht nachlassen, keinen Augenblick das Seil schlaff werden lassen, sondern vielmehr noch andere herbeirufen, daß sie mithelfen und auch zugleich mitgesegnet werden; denn wie herrlich, welche Gnade, für den Herrn etwas thun zu können und sein Mitarbeiter sein zu dürfen! Der Herr helfe uns in Gnaden, daß wir treuer, immer treuer erfunden werden! Amen.

Die christliche Bewegung in Kodakal.

Rede des Missionar Jaus auf dem Baseler Missionsfeste.[1]

Vom ostindischen Missionsfelde zurückgekehrt, ist mir die schöne Aufgabe geworden, an diesem Feste von den Kämpfen und Siegen zu berichten, unter denen das Reich Gottes dort gebaut wird. Ich komme

[1] Ebenda S. 33. Leider habe ich des knappen Raumes wegen bedeutende Streichungen vornehmen müssen. D. H.

von da, wo der Kampf am heißesten, aber Gott sei Dank, auch der Sieg am herrlichsten gewesen ist, aus Malabar. Hier ist sozusagen das Feld reif zur Ernte. Zwar nicht in dem Sinne, als ob das ganze Land mit den 2½ Millionen Malabaren harrte, eingeheimst zu werden in christliche Kirchen und Gemeinden, aber doch so, daß die Missionsarbeit überall guten Boden findet und heute schon allerorten frühreife Früchte eingebracht werden können. Keine unserer sieben Malabarstationen ist im letzten Jahre leer ausgegangen; auf allen konnten kleinere oder größere Erntefeste gefeiert werden, auf denen zusammen nicht weniger als 346 Heiden getauft worden sind.

Die Station Kodakal[1]) hatte auch dies Jahr mit ihren 159 Täuflingen die reichste Ernte. Hier allein konnten in den letzten vier Jahren mehr als 500 Heiden getauft werden, wodurch sich die Gemeinde in dieser Zeit mehr als verdoppelte, ja sogar einen größeren Zuwachs erhielt, als in den gesamten 33 Jahren ihres bisherigen Bestandes! Das war eine Segenszeit und Bewegung in Kodakal, daß es eine Lust und Freude war, sie erleben zu dürfen! . . .

Es soll nicht in Abrede gestellt sein, daß nicht auch menschliche Faktoren, wie persönliche und sociale Not, bei jenen vielen Übertritten mitgeholfen haben. Ich weiß und verhehle es auch gar nicht, daß in Kodakal und ebenso auf andern Missionsstationen viele Leute aus Not und Hunger Christen geworden sind, ja, daß sogar manche unserer Taufbewerber Leute sind, die im Heidentum an Leib und Seele bankerott gemacht haben.

Diese der Wahrheit zu lieb gegebene Erklärung mag bei manchem Missionsfreund einen schlechten Eindruck machen und bei andern eine herbe Kritik gegen unsere Missionsarbeit hervorrufen. Aber schaden kann uns weder das eine noch das andere; wohl aber würde es uns schaden, wenn wir eine bestechliche Schönfärberei betreiben würden! . . .

Den Anfang der Bewegung machte eine große Familie aus der Palmbauernkaste, die in Kodakal selbst wohnte und seit lange her mit dem Evangelium bekannt war. Es waren 17 Personen: ein altes Ehepaar mit vier Söhnen und deren Familien. Es hatte einen langen und schweren Kampf gekostet, bis so viele Herzen und Köpfe sich gleichzeitig zu diesem gemeinsamen Schritte einigen konnten. Um so größer und gewaltiger war aber auch der Eindruck, den dieser Übertritt auf die Gemeinde sowohl als auch auf uns Missionsarbeiter machte. Eine monatelange, bange Gewitterschwüle und Kirchhofsstille war damit durchbrochen. Wir atmeten neu auf und hegten die kühne, freudige Hoffnung, daß für Kodakal damit ein neuer Frühling erwacht sei. Und gottlob! so war es auch. Das folgende Jahr 1890 brachte uns der Reihe nach gegen hundert Taufbewerber, Leute aus den verschiedensten Kasten und Lebensstellungen. Sie kamen nun nicht mehr bloß aus der nächsten Umgebung, sondern auch von ferner her, aus Orten, die wir nicht kannten noch jemals gesehen hatten. Fast jede Woche gab es neue Überraschungen durch immer weitere Übertritte. Ja, es waren derselben fast mehr als

[1]) Siehe A. M.-Z. 1893, 573. 1894, Beiblatt 75.

wir erwartet hatten; denn durch den Übertritt so vieler Leute kamen wir nicht wenig in Not wegen Arbeit, Verdienst und Wohnungen. Die Regierung überließ uns zwar in freundlichster Weise schon letztes Jahr die Straßenarbeiten in und um Kodakal. Aber auch das war nur ein Verdienst auf kurze Zeit des Jahres und unsicher für die Zukunft. Wie dankbar waren wir deshalb, als die Missionsindustrie-Gesellschaft unsere dringende Bitte erhörte und zur Unterstützung unserer Missionsarbeit in Kodakal eine Ziegelei und damit eine neue Erwerbsquelle eröffnete! Nun konnten wir auch wieder mit größerer Freude weiteren Übertritten entgegen sehen. Und an solchen fehlte es von da an nie mehr. Wir hatten in den drei letzten Jahren bis zu 200, ja sogar einmal bis gegen 300 Taufbewerber beisammen, die wir Tag für Tag im Worte Gottes unterrichten und zur heil. Taufe vorbereiten durften. . . .

Dieser rasche Zuwachs der Christengemeinde und der ebenso rasche Umschwung der socialen Verhältnisse der ganzen Missionsstation, welcher bessere Eisenbahn- und Postverbindungen veranlaßte, auch Straßen- und Brückenbauten, Einrichtung eines Wochenmarktes und Missionsspitales und dgl. im Gefolge hatte, imponierte selbst unsern Feinden; und Kodakal ist heute mehr als je eine „Stadt auf dem Berge“, die von Heiden und Mohammedanern nicht mehr ignoriert werden kann. Zwar sind die Christen darin meist noch jung und schwach, Leute, die mit ihren heidnischen Gebräuchen und Sitten zwar gebrochen haben, aber nichtsdestoweniger noch sehr unvollkommen und des Wachstums bedürftig sind. Ich bitte daher die l. Missionsfreunde, welche sich mitgefreut haben an den vielen Übertritten in Kodakal, sie möchten nun auch der neuen Christen in ihren Gebeten fleißig gedenken, damit sie befestigt werden im Glauben und Vorbilder werden für ihre heidnische Umgebung.

Und nun, liebe Freunde, werden Sie mich fragen: „Wird es in Malabar mit Übertritten so weitergehen?“ Ich habe darauf die Antwort bereits gegeben in dem zu Anfang gelesenen Textesworte: „Die Rechte des Herrn ist erhöhet, die Rechte des Herrn behält den Sieg.“ Und doch schaue ist etwas sorgenvoll in die Zukunft, und mit mir, ich weiß es, auch meine Mitbrüder auf dem Arbeitsfelde. Die Ernteaussichten sind wohl gut, aber das Einbringen der Ernte macht uns bange. . . .

Aber noch etwas anderes trübt uns die herrlichen Aussichten auf eine große Erntezeit; es ist die bange Frage: „Wo nehmen wir Brot, daß diese essen?“ oder vielmehr: woher nehmen wir Arbeit und Verdienst für so viele Leute, wenn sie übertreten? Darauf möchte mir vielleicht mancher Missionsfreund unwillig zurufen: „Was in aller Welt habt ihr Missionare euch um die Arbeit und den Lebensunterhalt der Leute zu bekümmern? Predigt das Evangelium und laßt den Herrn für sie sorgen!“ Recht so! Und ich, wenn ich nicht selbst in Indien gewesen wäre, würde noch hinzufügen, daß es überhaupt verkehrt sei, daß die Leute ihren bisherigen Verdienst, auch vielfach Haus und Hof, verlassen und zu den Missionaren kommen!

Ich bedaure sehr, daß es mir die Zeit verbietet, auf diesen wenig verstandenen Gegenstand hier näher einzugehen. Ich würde da unter anderem vom Übertritt eines Sterndeuters erzählen, davon, wie schon

bei seinem Entschluß, Christ zu werden, alle Arbeit und Verdienst aufhörte, wie ihm sofort von einem Gläubiger Besatzung ins Haus geschickt wurde, die bis zur Zahlung der Schuld auf seine Kosten lebte und ihn schmähte. Wie ihm ferner sein Pachtherr sagen ließ, falls er Christ werde, so müsse er Haus und Hof verlassen, der Verschreibungstermin sei abgelaufen. Nichts zu sagen von dem Schmerz, den dieser Mann gleichzeitig darob empfinden mußte, daß ihn seine alte Mutter verfluchte und ihm sogar Weib und Kinder abspenstig zu machen suchte! Ich frage nur: Soll und darf ein Missionar von einem solchen Manne die Hand abziehen und zu ihm sagen: „Schuster, bleib bei deinem Leisten" oder in diesem Falle: „Bleib bei deinem Lügenbeutel," wie man im Volksmund das Säckchen weißer Müschelchen nennt, das der Sterndeuter zur Berechnung der Sterne und seinen falschen Weissagungen immer mit sich herumträgt? Ich könnte ferner von einem Zauberer erzählen, wie er am Tage seines Übertrittes Haus und Hof zu verlassen hatte und für sich und seine große Familie beim Missionar um Unterkommen und Arbeit bat. Konnten wir ihm nun sagen: „Geh wiederum hin und treibe deine Teufelskünste weiter?"

Und was sollen Leute aus der Najerkaste anfangen, die nach ihrem Übertritt zu Haus weder Herd noch Brunnen berühren dürfen und auf Grund des unseligen Neffen-Erbrechtes ohne einen Pfennig Vermögen das Haus verlassen müssen? Können wir ihnen sagen: „Von diesen Wirtschaftsverhältnissen will ich nichts wissen, mich kümmert nur deine Seele?" Ja selbst der Palmbauer, der am ehesten noch in seinem Pachtgütchen verbleiben kann, ist mit seinem Übertritt ein armer Mann, wenn er nicht wieder Nebenverdienst bekommen kann. Kostet ihn doch, wie überhaupt alle unsere Christen, das Schulenlassen seiner Kinder, die ihm bis dahin schon im Verdienen behilflich waren, Geld, und ebenso das Beschaffen der allernötigsten Kleidungsstücke, wie auch das Zahlen der Kirchensteuer und anderer Gemeindeumlagen. Das alles sind neue Dinge, von denen diese Leute früher nichts wußten, zu denen sie aber mit ihrem Eintritt in die Gemeinde angehalten werden. Da steht also auf einmal Verlust und Forderung neben einander, und niemand anders als der Missionar kann Mittel und Wege zeigen. Hätten wir nun im Land herum genügend Arbeit und Verdienst, so wäre ja die Sache nicht schwer, und der Missionar könnte die Leute einfach dahin verweisen. Aber das ist eben nicht der Fall. Kommen doch selbst Heiden und Mohammedaner zu uns um Arbeit und bitten dringend um Verdienst. Zu gewissen Zeiten, wie in der Regenzeit, ist die Not unter dem größten Teil der Bevölkerung geradezu gräßlich.

Man hat die falsche Vorstellung, Indien, das Paradies der Engländer, sei ein sehr reiches Land, und vergißt darob ganz, daß in eben demselben Lande jährlich etwa zwei Millionen Menschen vor Hunger oder mindestens an äußerst schlechter Ernährung sterben. Indien ist allerdings ein reiches Land; aber der Reichtum ist in wenigen Händen und liegt in den Tempeln nutzlos begraben. Besonders auffallend ist dies in Malabar, wo 81% der Bevölkerung arme Pächter sind. Sage 81% der Bevölkerung Malabars stehen unter dem Aussaugesystem der Grund-

herren und unter der drückenden Steuerlast der Regierung, die in so empfindlicher Weise auf Land und Salz gelegt ist! Kein Wunder, daß diese Leute fast alle schwer verschuldet sind! Und was diesen Notstand noch vermehrt, das ist die starke Übervölkerung des Landes. Die Präsidentschaft Madras, in der unsere Stationen liegen, ist so dicht bevölkert, wie es dichter nur noch in zwei indischen Provinzen und drei europäischen Ländern vorkommt. Es kommen da auf den Quadratkilometer etwa hundert Personen. In Ponani aber, dem Stationsgebiet von Kodakal, wohnen auf derselben Fläche 450 Menschen! Ist es da verwunderlich, daß überall Verdienstlosigkeit, ja gräßliche Not und Armut herrscht?

Aber was hat die Mission mit diesen socialen Notständen zu thun? Ich glaube viel. Will sie doch nicht nur Seelen, sondern Menschen retten und nicht nur Evangelium predigen, sondern auch Gemeinden gründen. Wird ihr das möglich sein, ohne daß sie in ihrem Teile mithilft, für dieselben gesunde sociale Verhältnisse zu schaffen? Mir ist das undenkbar. Die Missionshandlungs- und Industrie-Gesellschaft hat nach dieser Richtung hin in Indien und Afrika schon viel gethan, und wir danken ihr sehr für ihre segensreichen Einrichtungen. Aber für Indien genügt uns die Industrie allein nicht mehr, wir werden je länger je mehr darauf hingewiesen, daß eine Ergänzung durch Ackerbaukolonien ihr zur Seite treten sollte. Sicherlich würde dadurch unser Problem teilweise gelöst werden. Aber woher die Mittel nehmen?

Im Zusammenhang mit dieser socialen Frage darf ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Mohammedaner, welche viel Geld und Handel unter sich haben, diesen Notstand zu Gunsten ihrer Religion stark ausnützen. Nach der neuesten Volkszählung vermehrten sich im letzten Jahrzehnt in Malabar die Hindu um rund 9%, die Christen um 10%, die Mohammedaner aber um 18%; denn nach derselben Quelle wurden in diesem Zeitraum mindestens 20000 Malabaren zum Mohammedanismus bekehrt!

Ist das nicht ein erschreckender Thatbestand? Kann derselbe Missionaren und Missionsfreunden gleichgiltig sein? Wahrlich nein, wir müßten schlechter sein als die Kinder des falschen Propheten und weniger Missionssinn haben als die Anhänger des Halbmonds! Ihnen gilt der Schlachtruf Mohammeds hoch und heilig: „Wahre Moslim kämpfen, bis alle Menschen sich zur wahren Religion bekennen!" und der andere von Abu Bekr: „Der Kampf für die Religion ist ein Akt des Gehorsams gegen Gott!" Und deshalb ist jeder von ihnen Missionar.

Hat der klare und ernste Missionsbefehl unseres großen Feldherrn Jesu Christi, sein Reich unter allen Völkern aufzurichten, bei uns weniger Kraft und Zug, als der Schlachtruf des falschen Propheten unter seinen fanatischen Bekennern? Dann Schmach uns! Die Millionen Indiens stehen jetzt in einer Gärung, und wehe uns, wenn wir nicht mit Fleiß und Eile den Sauerteig des Evangeliums in diese Völkermassen hineinmengen. Heiden und Mohammedaner sind in diesem Kampfe zwar millionenmal stärker als wir, aber der, welcher gesagt hat: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden," ist auf unserer Seite und wird, so wahr er lebet und regieret, auch den Sieg behalten.



